Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

Band 3 / II

Leipzig 1916

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1969

Reprinted by permission of the original publisher

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

DRITTER JAHRGANG 1916
QUARTAL JULI-SEPTEMBER

VERLAG RASCHER & CIE., ZÜRICH UND LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

I.
AUFSÄTZE

	HEFT	SEITE
Eduard Bernstein, Völker zu Hause. Erinnerungen V. Vom Leben und Treiben in Zürich .	VII	45
Eduard Bernstein, Völker zu Hause. Erinnerungen VI. Geheime Kongresse und die Ausweisung aus der Schweiz	IX	262
Franz Blei, Balkanvölker	VII	1
Theodor Däubler, Matisse	VIII	191
Daniel Henry, Der Kubismus	IX	209

II.
GEDICHTE

Hans Gathmann, Ruf	IX	257
Willy Küsters, Gebet um Tod	IX	258
Walter Rheiner-Schnorrenberg, Drei Gedichte . .	VII	14
Alfred Wolfenstein, Bewegung (Presto, Andante, Scherzo, Allegro)	IX	259

III.
DRAMATISCHES

Heinrich Mann, Madame Legros. Drama in 3 Akten	VIII	119

IV.

EPISCHES

	HEFT	SEITE
Peter Baum, Aus seinen Werken (Verse und Prosa)	VII	75
Max Brod, Die erste Stunde nach dem Tode. Eine Gespenstergeschichte	IX	223
Francis Jammes, Der Hasenroman	VII	17
Lu Märten, Geburt der Mütter	IX	285
Hans Reimann, Scherze	IX	291

V.

GLOSSEN

Georg Brandes, Ein Appell	VII	89
Otto Freundlich, Über eine unveröffentlichte Schrift	IX	297
Rudolf Fuchs, Die Hinrichtung	VII	88
Annette Kolb, Ein gutes Buch	VII	101
Annette Kolb, Epilog zu den Briefen an einen Toten	VIII	199
Alfred Lemm, Einiges vom Problem der Form	VII	94
Romain Rolland, Glaube und Hoffnung	VII	92
Ludwig Rubiner, Das Paradies in Verzweiflung	VII	97
R. S., Heut und morgen. Notizen	VIII	201
R. S., Notizen	IX	301
Wilhelm Speyer, „Das ist die Hölle“	VII	88
Robert Walzer, Besetzt	VIII	200
Kleine Dokumente	VII	101

VI.

ZEICHNUNGEN

Arthur Segall, Sechs Holzschnitte	VIII	113

Franz Blei:

BALKANVÖLKER

GEMEINSAME Sitten und Bräuche, Trachten und Volkslieder definieren nicht, was man eine Nation nennt; auch Eigentümlichkeiten, die man als rassenhaft anspricht, tun das nicht; auch nicht ein von den Volksindividuen bewohntes gemeinsames Territorium; ferner nicht eine staatliche Formung, die sich ein Volk gibt, denn die Nation ist ein weiterer Begriff als der Staat und kann daher durch ihn nicht bestimmt werden. Und endlich ist auch das gemeinsame sprachliche Verständigungsmittel der Volksindividuen nicht das, was ein Volk zu einer Nation macht, denn das Idiom ist noch nicht Sprache; und der Umstand, daß Regierungsakte in diesem Idiom abgefaßt werden, schafft noch nicht, was man eine Literatur nennt, so wenig wie die Bibelübersetzung in das Idiom eines polynesischen Stammes dieses Idiom zu einer Sprache macht im nationalen Sinne, in dem Sprache nicht nur artikulierte Mitteilung durch Worte bedeutet. Es gibt eine deutsche Nation, die zur Zeit unter drei Staaten lebt. Es gibt eine polnische Nation, aufgeteilt lebend und ohne eigenes Staatswesen. Es gibt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein amerikanisches Volk, aber keine amerikanische Nation. Die Brasilianer sind ein portugiesisches Volk, keine Nation. Es gibt eine türkische Nation, aber keine albanische oder kuzowalachische oder bulgarische oder serbische; das sind Völker und Volksstämme, die vielleicht einmal Nationen werden können, — als den einzigen und sichersten Weg dazu, halten sie eine eigene Staatsform. Aber die Formung im Staate kann bestenfalles eine Nation *schützen, nicht* aber *schaffen:* aus den in der Monarchie vereinigten Völkern ist keine österreichische Nation geworden. Man kann

sagen: Nationen geben sich unter günstigen territorialen Bedingungen aus dem Überfluß ihres national-kulturellen Besitzes eine staatliche Form, Völkern aber wird, wie in Österreich, diese staatliche Form von außen gegeben: sie erleiden den Staat, der nicht aus ihrem National-Organischen erwachsen ist, sondern ihnen aufgepfropft wurde. Was die Völker Österreichs vereint, ist ein habsburgisches Hausgesetz, das den vier Nationen dieses Staates immer noch besser erscheint, als die partikularistische Auflösung in Einzelstaaten, wie dies die noch nicht Nationen gewordenen etlichen zwanzig Völker dieses Reiches zu ihrem vermeintlichen Heile wollen. Der eigene, auf Gemeinschaft des Idioms gegründete Staat soll, so meinen diese Nationalitäten, sie zu dem machen, was sie nicht sind und durch den eigenen Staat auch nicht werden können: zu Nationen. Diese mannigfachen Stämme glauben in ihren ehrgeizigen Wortführern, die Deutschen und die Italiener seien erst durch die staatliche Form, die sie sich gaben, zu Nationen geworden, und diesem mißverstandenen Beispiel wollen sie folgen, gefördert darin von einer Idolatrie des schlechthin Nationalen, wie es der dritte Napoleon aufbrachte, und von einer Regierungstechnik Metternichscher Erfindung, die in einem gegenseitigen Ausspielen der in der Monarchie vereinigten Nationalitäten das beste Mittel zu haben glaubte, das für die Dynastie und ihre Maschinerie nötige Geld aus den Völkern herauszukriegen. Weiter gefördert von einer russischen Politik, die ihr Ziel, die Verdrängung der Türkei aus Europa und die Eroberung Konstantinopels am besten damit zu erreichen hoffte, daß sie die Balkanvölker auf ihre nationale Besonderheit aufmerksam machte und selbständige kleine Balkanstaaten protegierte. Die Tendenz aller dieser Völker zu eigener staatlicher Formung kommt nicht aus dem Überfluß eines Lebens als Nation, sondern aus sekundären politischen Motiven, an denen andere Staaten interessierter sind, als die Individuen des betreffenden Volkes, die, noch um das Nötigste bekümmert, sich den Luxus eines eigenen Staatswesens nicht leisten können und wenn sie es tun, ihn viel teurer bezahlen, als er wert ist. Nämlich mit den Mög-

lichkeiten, aus einem Volke eine Nation zu werden: den verliehenen Staat aufrecht zu erhalten und unter schwierigsten Verhältnissen zu behaupten, wird die besten Kräfte dieses Volkes so sehr beanspruchen, daß nichts davon für die Bildung einer Nation übrig bleibt, woran alle nationalen Kirchen und Bildungsinstitute nichts ändern, die dem Staate wohl seine Funktionäre herrichten, nicht aber eine Nation schaffen. Es ist nicht zynischer Annexionismus, der den königlich-serbischen Bauern Anschluß an Österreich rät und ihnen sagt, daß ihr Königtum ihnen zu teuer zu stehen kommt und daß sie als Teil der Monarchie mehr Kräfte frei bekommen für ihre Bildung zur Nation, die allein wichtig ist. Die Politik, die Österreich gegenüber seinen Nationalitäten befolgte, ist ja nicht Effekt eines unabänderlichen Naturgesetzes, wie man an der Schweiz sehen kann, wo das staatliche Verbundensein dreier Nationen, die ihre Stammnation in andern Staaten haben, keiner die nationale Selbständigkeit nimmt, was ja auch gegenüber einer Nation gar nicht in der Macht des Staates liegt: ein napoleonisches Deutschland wäre niemals national-französisch geworden, wäre immer national-deutsch geblieben, so wie die Polen polnisch geblieben sind unter einem deutschen, österreichischen und russischen Staate. Es liegt keineswegs in den Existenzbedingungen der österreichischen Monarchie, die sie zwingen, zu verhindern, daß ihre Nationen sich als Nationen behaupten und ihre Völker zu Nationen werden, wenn sie dazu die innere zeugende Kraft haben, die allerdings nur sehr bedingt in einem sprachlichen Idiom wurzelt, weil dieses durch den bloßen Anspruch darauf noch nicht zu einer nationalen Sprache wird. Denn Sprache ist noch nicht, wie man sich mit dem Metzger verständigt, bei dem man Fleisch kauft. Und Sprache in diesem nationalen Sinn ist noch nicht, was ein meist anderssprachiger Gelehrter in einem Buche als Wortschatz und Regel aufzeichnet. Sprache im nationalen Sinn ist geistige Geschichte, ist aufweisbare, immer gegenwärtige, offenkundige Leistung, unbestritten und unbezweifelt, nicht erst durch Untersuchungen feststellbar, sondern lebendig vor-

handen für jedermann, nicht von lächelndem Wohlwollen konzediert, sondern da wie die Luft. Um dieses Selbstverständliche wissen auch alle diese balkanischen Völkerschaften, die in den letzten vierzig Jahren mit dem Anspruch auf ihr sie zu Größtem berechtigenden Eigendasein auftraten: da sie ihr Recht aus ihrem gegenwärtigen Leben nicht einwandfrei aufzeigen konnten, versuchten sie es, aus ihrem einmal gewesenen Leben abzuleiten, in der tausendjährigen byzantinischem Historie etwa, in deren Verlauf viele dieser Völker einmal „den Staat" gebildet haben, indem sie entweder die Dynastie oder die herrschende Klasse oder einen glücklichen Heerführer stellten. Andere dieser Völker gehen noch weiter zurück in der Geschichte, berufen sich, wie die Albanier, auf Pyrrhus, oder wie die Kuzowalachen auf die Pelasger, mit welchen angeblichen Ureinwohnern Griechenlands, deren direkte Nachkommen sie seien, man schon halb im Mythischen ist. Ein über den Durchschnitt begabtes Individuum eines zwanzigtausend Köpfe zählenden Stammes fühlt sich als Bürgermeister schlecht am Platze und traut sich zu, Dynastien und Reiche zu gründen, wofür er Recht und Titel in einer Geschichte sucht, die er zur Befriedigung seiner Vorurteile studiert im Grauesten ihrer Vergangenheit. Dient der Strebsame mit seinen Ansprüchen der augenblicklichen politischen Konjunktur einer interessierten Großmacht, so wird diese ihn unterstützen, ihretwillen, nicht seinetwillen, wie er meint und wie ihm gesagt wird; um ihn sofort fallen zu lassen, wenn er der Konjuktur nicht mehr dient: die neuere Geschichte des Balkans ist voll solcher „Verrätereien", welche Großmächte an diesen Völkern verübten, das heißt an dem Ergeizigen, den sie nicht ans Ziel seiner Wünsche brachten. Oder ist voller „Dankesschuld", wenn es im Interesse der Großmacht lag, die Sache soweit zu treiben, daß es zu einer staatlichen Verselbständigung kam, die gegeben, aber nicht geschaffen wurde, und daher auch wieder genommen werden kann: drei Großmächte übernahmen im Vertrage von 1863, betreffend die Jonischen Inseln, die Garantie eines konstitutionell regierten Griechenland, das heißt, sie schufen,

indem sie schenkten, eine Abhängigkeit Griechenlands von der Politik dieser drei Mächte. Im türkischen Montenegro residierten Bischöfe oder Wladikas, die aus den Familien des Landes gewählt wurden. Im Jahr 1852 wollte der Wladika Danilo eine Dynastie gründen, was der russischen Politik sympathisch war. Danilo machte etwas Krieg gegen die Türkei, die 30,000 Mann gegen Montenegro schickte. Aber Rußland sammelte Truppen in Beßarabien, und das beunruhigte Österreich riet dem Sultan nachzugeben, was der auch nach einigem Zögern tat: das Fürstentum Montenegro glückte dem Danilo, weil Rußland es wollte, nicht weil die montenegrinische „Nation" lieber sterben, als ohne eigenen Staat leben wollte.

Die türkischen Eroberer konnten und wollten mit ihren eroberten und als Christen verachteten Völkern keinen modernen Staat bilden. Das machte es Rußland leicht, für die Autonomie dieser christlichen Völker einzutreten, die „nicht unter ein mohammedanisches Joch gebeugt werden dürften", — wie es sagte, — die Türkei durch Zerstückelung ihres europäischen Besitzes aus Konstantinopel zu drängen, wie es dachte. Der bis zum Mord getriebene Kampf der beiden Dynastien, welche Serbien zum Glück eines selbständigen Königreiches verhalfen, ist ein Kampf zwischen Österreich und Rußland seit dem ersten Alexander Karageorg, der zu österreichisch war, bis zu Michael Obrenowitsch, der zu russisch war, und den 1868 die Karageorgewitsche wieder umbrachten, was ihnen aber erst mit dem jetzigen König Peter, der Österreich wieder zu russisch war, etwas nützte und im Augenblick schon wieder nichts mehr nützt, — wovon allem, wer zweifelt daran, der königlich-serbische Bruchteil dieses Volkes eine außerordentliche Förderung in seinem Aufstieg aus einem Volke zur Nation erfuhr. Als man 1862 die hellenische Krone einem russischen Prinzen anbot, beeilte sich das erschreckte englische Kabinett, seinen dänischen Kandidaten anzubringen und gab ihm, damit er was in die Ehe mitzubringen habe und den russischen Kandidaten ausstechen könne, die Jonischen Inseln und damit dem Volke die Idee von „Groß-Griechenland", von der man in Klein-Griechenland nur

nicht bestimmt weiß, ob sie mit England gegen Rußland oder mit Rußland gegen England zu realisieren sei, was noch durch Frankreich und Italien kompliziert wird. Die Bulgaren hatten im Verlauf der russischen Okkupation von 1828, wie es heißt, ihr nationales Bewußtsein bekommen, das etwas später einen eigenen Staat verlangte. Dieses nationale Bewußtsein agierte vorerst kirchlich, und zwar auf russische antigriechische Veranlassung. Die Bulgaren protestierten gegen den griechisch-orthodoxen Patriarchen in Konstantinopel und die griechischen Bischöfe, die in der Bulgarei griechische Schulen gründeten und die slavische Liturgie durch die griechische ersetzten. Rußland begünstigte diese kirchlich-autonomen Bestrebungen, in der Erwartung, daß daraus staatlich-autonome hervorwüchsen, die im Sinne seiner antitürkischen Politik lagen, für die sie in einem Groß-Griechenland Schädigung befürchten mußte. Die bulgarischen Kirchendissidenten erinnerten sich nun, daß ihre Kirche von Rom und nicht von Byzanz gegründet worden war und wandten sich an Rom, das ihnen die slavische Liturgie samt dem Ritus gestattete, und sie bildeten die Gemeinschaft der Griechisch-Uniierten. Diese Annäherung an den Westen paßte aber Rußland nicht, das die Bulgaren vor dem Panhellenismus nur schützen wollte, um sie dem Panslavismus zuzuführen. Rußland erreichte es bei der Pforte, daß diese den Bulgaren das Recht gab, ihre eigenen Bischöfe zu wählen unter der Bedingung, daß diese die spirituelle Suprematie des ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel anerkennen, womit der neue Patriarch aber nicht einverstanden war. Der Firman von 1870 gab schließlich der bulgarischen Kirche mit dem Exarchen ihr eigenes Oberhaupt, womit das Seltsame Ereignis wurde, daß ein mohammedanischer Fürst eine christliche Glaubensgemeinschaft gründete. Der Preliminarvertrag von San Stefano sollte mit der Türkei ein Ende machen, wie es Rußland wollte. England protestierte, aber Gortschakoff verharrte auf seinem Willen, einem von England gewünschten Kongreß die türkischen Angelegenheiten *nicht* vorzulegen, darin wohl bestärkt von seiner Annahme einer guten Verstän-

digung mit Österreich, dem man Bosnien und die Herzegowina anbot. Aber Österreich verlangte viel mehr, und das wollte man nicht geben. In London war man Österreichs sicher und auch Frankreichs, wo bei der Wiederberufung der republikanischen Partei der englandfreundliche Waddington den Herzog Decazes ersetzte. England gab nicht nach. Rußland rechnete auf Bismarck, dem man doch zu Sadowa geholfen und an Sedan nicht gehindert hatte, indem man ihm Österreich durch gewisse Drohungen vom Leibe hielt. Bismarck ließ erst eine Weile den eitlen und ihm widerwärtigen Gortschakoff durch Bravaden sich blamieren, bevor er dem russischen Kanzler mitteilte, daß er nicht disponiert sei, seine Politik zu unterstützen. Des kriegsfeindlichen Schuwaloff Verhandlungen in London bewogen Disraeli, seine Forderungen zu formulieren und am Kongreß teilzunehmen. Das Fürstentum Bulgarien ging, wie man weiß, daraus noch nicht hervor, wie es San Stefano sehr großartig aufgerichtet hatte. Das auf ein Drittel des russischen Voranschlages gebrachte bulgarische Reich wurde in zwei Provinzen konzediert, deren eine größere dem Sultan zu verbleiben hatte, deren andere eine autonome Administration mit einem christlichen Gouverneur bekommen sollte. England verlangte von Rußland erstaunlich wenig auf dem Balkan, denn es hatte sich vom Zaren in der asiatischen Türkei viel Wichtigeres verschafft. Offiziell aber übernahm England den Schutz des Sultans in Hinsicht auf die muselmanische Bevölkerung in Indien. Dem Berliner Kongreß blieb nach all den Preliminarien eigentlich nicht mehr viel zu tun übrig, so lebhaft auch die Debatten waren, als es zur Aufdeckung gewisser geheim gehaltener Abmachungen kam. In vier langen Sitzungen wurden Bulgarien und Rumelien gegründet; in weiteren die Unabhängigkeit von Rumänien, Serbien und Montenegro anerkannt, Serbien um Bosnien verkleinert und auf Kosten Bulgariens dafür entschädigt, Montenegro zu Gunsten der Herzegowina, das heißt Österreichs, verkleinert.

Wenn man die 64 Artikel des Berliner Vertrages liest, hat man nicht den Eindruck, daß hier ein Frieden etabliert wurde.

Die Vertragsmächte waren sich über den „kranken Mann" einig und wollten ihn kurieren. Das taten sie so, daß sie ihm Arme und Beine abschnitten, weil er dann besser würde gehen und besser halten können. Das ist politische Chirurgie, gegen die nichts zu sagen ist, denn in ihr kommt der Patient nicht hilfesuchend zum Chirurgen, sondern dieser zwingt sich dem Patienten auf. Die Frage ist immer nur, ob die Operation Ordnung schafft, selbst wenn der Operierte draufgeht. Der Berliner Kongreß schaffte diese Ordnung keineswegs. Denn alle diese abgeschnittenen Arme und Beine sollten nach der Meinung der Vertragsmächte eigentümlich weiterleben und verfügten doch weder über Herz noch über Hirn; es waren Völker, nicht Nationen. Und wer Herz und Hirn geben sollte, darüber kann kein Kongreß entscheiden: das war also dem freien Spiel der politischen und diplomatischen Kräfte überlassen. So wurde aus dem Balkan der Keimboden aller künftigen Kriege im Streite darum, wer zu dem Bein den Kopf, wer zu dem Arm das Herz geben sollte. Worum sich erst nur Rußland und Österreich stritten, bekam bald noch mehr Beteiligte, als die adriatische Ostküste für Italien, Griechenland für England, Kleinasien für Frankreich aktuell wurden. Ging es nicht mit der Prätension, für Bulgarien oder Serbien Kopf sein zu wollen, weil ein energisches „Besetzt!" herschallte, so erfand man oder schaffte man neue Glieder, die man dem „kranken Mann" abschnitt: Albanien, Thrazien, Epirus, Mazedonien, die Inseln. Ein liebendes ethnographisches Interesse, die Sonderheit dieser Völker zu erhalten, ist es nicht, was die Groß- und Erngroßmächte veranlaßt, sich um diese Völker zu kümmern, die sie gerne als „unterdrückte Nationalitäten" anreden, und deren naive Sonderhaftigkeit sie um so weniger erhalten möchten, als sie sich gegenüber den kapitalistischen Umgangsformen eben der Mächte meist abgeneigt zeigen. Was man darum will, ist, diesen Völkern den „selbständigen Staat" zu geben, mit dem sich reden läßt, denn er muß ja die Sprache seiner Gründer sprechen. Da gibt es einen Monarchen, den man dem neuen Staate aus der Verwandtschaft der Gründer aussucht. Da gibt

es natürlich auch gleich Staatsmänner, weitblickende, die man leicht in der — wenn auch und eben weil — offenen Hand hat. Da gibt es in einem fortgeschritteneren staatlichen Funktionieren Parlamentarier und Wähler, durch die man erreicht, was man einmal bei dem betreffenden Staatsmann nicht erreicht hat. Ginge es nach den nicht-balkanischen Interessenten, so gäbe es auf dieser so völkerreichen Halbinsel einige Dutzend Reiche, — nur der beschränkten Zahl der zum Gründen berechtigten Großmächte verdanken wir es, daß die Landkarte des Balkan nicht so bunt ist wie die des Thüringerwaldes. Es könnte in der Nähe der Mönchsrepublik Athos als ein pikantes Vis-à-vis einen jüdischen Staat Saloniki geben, denn die begüterte und gebildete Mehrzahl der Bewohner dieser weder griechischen noch bulgarischen Stadt sind Juden. Es könnte einen Staat Kuzowalachien geben, dessen 20,000 Kuzowalachen sich so lange für Griechen hielten, bis im Jahre 1881 Thessalien von Griechenland annektiert wurde und der Patriot Apostolo Margariti die kuzowalachische Nation verkündete, die an den Abhängen des Pindus von Mezzowo bis gegen Monastir hin wohnt und ihre eigenen Schulen hat. Dieses Volk erinnert sich im Jahre 1882, daß im 12. Jahrhundert ein Großwalachien von der Donau bis zum Isthmus von Korinth reichte, nämlich das zweite bulgarische Kaiserreich, dessen Bevölkerung nicht, sondern dessen Herren diese Walachen nur stellten. Margariti versuchte es erst mit den stammverwandten Rumänen, die sich aber mehr für ihre Landsleute in Transsylvanien interessieren. Dann wandte er sich an die Albanier, die er erinnerte, daß die Griechen Fremde in Europa seien, nämlich exilierte Ägypter und Phönizier, während die Walachen und die Albanier die pelastischen Herren des Landes gewesen seien. Er wandte sich an die Türken, die aus dieser dritten Nation, die weder griechisch, noch slavisch sein wollte, Vorteile und Geld zogen. Margariti wandte sich noch an die „lateinischen Brüder" in Italien, an Österreich, an Leo XIII. Als er starb, starb auch die kuzowalachische Nation, die ihren Staat von zu vielen garantiert haben wollte. Daß es kein selbst-

ständiges Reich Mazedonien gibt, dankt man nicht den Mächten, sondern dem Umstand, daß die Mazedonier zur Zeit der bulgarischen Gründung durch den Berliner Vertrag zum größten Teil in Sofia wohnten, wo sie das politisch aktive Element bildeten, das auch die rumelische Revolution im Jahr 1885 inszenierte. Unter Stambuloff kam eine Zeit, wo man die Mazedonier als „Fremde" behandelte und sie von öffentlichen und politischen Funktionen fern hielt. Sie rächten sich dafür an Stambuloff, indem sie ihn umbrachten, gaben ein bulgarisiertes Mazedonien auf und dachten an ein mazedonisiertes Bulgarien, dessen Amtssprache das Französische sein sollte — das die Juden in Saloniki sprechen —, weil sich eine eigene mazedonische Sprache nicht feststellen ließ und man sich auf eines der gesprochenen Idiome aus Parität nicht einigen mochte. Geringer schienen die Schwierigkeiten und günstiger die Aussichten für die Gründer bei den Albanern, die sich selbst Skypetaren, das heißt Söhne des Adlers nennen, und sich dem Sultan nur unterwarfen, weil er ihnen, auf Kosten der Nachbarstämme, erlaubte, ganz nach ihrer Art zu leben, die sich seit Pyrrhus, ihrem Nationalhelden, nicht geändert hat, unter dem sie Söldner in Tarent waren. Wie später Söldner der Bourbonen in Neapel und noch später der Griechen und des Sultans. Die südlichen Tosken sympathisieren mit den Griechen, die in Elbassan am Skombi ihren nördlichsten kolonialen Vorposten haben; die nördlichen Ghegen sind die Feinde der Tosken, worin wie in ihren sonstigen Bräuchen die Albaner niemand stören sollte; eher müßte man diesen letzten Rest einer homerischen Welt als eine Art ethnographischen Naturpark in Europa erhalten. Und nicht nur die Italiener sollten, wie sie es seit Jahren tun, angesehenen Familien dieses Volkes eine jährliche Pension — nicht viel, 100 bis 150 Lire — zahlen, sondern alle europäischen Staaten müßten mit solchen Geldbeiträgen diesen Park konservieren, dessen Menschen von der Heiligkeit der Arbeit durchaus nicht überzeugt sind, sondern episch hinleben in Brigandage, Clan- und Familienfehden und im Raub die wesent-

liche Form ihrer Unabhängigkeit sehen. Sie erheben Tribut von den Bauern der slavischen Ebene, die in der Pristina liegt, indem sie diese Bauern wie ihre Pächter behandeln. Am Georgstag steigen sie von ihren Bergen und bestimmen sich die Höhe des Pachtzinses je nach Bedarf und nach dem Stand der Ernte; und am Michaelstag kommen sie den Zins holen: dieser sehr einfache wirtschaftliche Vorgang heißt Tschetel, mit aller Legalität, die einer solchen Namensgebung innewohnt. Kein Sultan hat je daran gerührt. Ja Abdul Hamid, der Mißtrauische, suchte sich unter den Albanern seine Vertrauten und befahl seinen Statthaltern, ein Auge zuzudrücken. 1878 sammelten sich 100,000 Albaner in Prizrend und zogen gegen das unabhängig erklärte Montenegro, allerdings ohne Erfolg. Sie wollten die Integrität des türkischen Reiches schützen, unter dem es ihnen vortrefflich ging und — weil Italien gut für diesen Zug bezahlte. Abdul Hamid ließ sich die Albaner etwas kosten, worin die Jungtürken nicht fortfahren wollten. Seitdem versucht es dieses Volk, das die Lire wie den Gulden seit langem kennt, mit den politischen Velleitäten Europas und aspiriert den albanischen Nationalstaat, soweit er sich mit den alten schönen Bräuchen, die man nicht aufgeben will, verträgt. Vor diesem Kriege gab es drei albanische Reiche auf Probe: ein türkisches, ein wiedisches und ein griechisches Albanien, — das profitabelste zu wählen war die Zeit zu kurz, und die Angelegenheit dieses Volkes stockte, dem wir unter allen Balkanvölkern die meisten Sympathien entgegenbringen, so viel, daß wir die pelasgische Abstammung für unbestreitbar halten. Ein Volk, das es wie die Ghegen mit beiden Göttern hält, im Leben mohammedanisch ist und, wenn es ans Sterben geht, den Popen rufen läßt, weil man ja doch nicht wissen kann, ein solches Volk darf nicht ruiniert werden dadurch, daß man ihm einen Staat herrichtet, in dem es Steuern zahlen, also arbeiten müßte. Irgendwo in Europa sollte es ein Volk noch geben, das nicht in Fabriken geht und keine Handlungsreisenden empfängt.

Staaten, in denen sich nicht Nationen formalen Ausdruck

geben, sondern welche als Nation noch nicht distinkten Völkern gegeben werden, fördern diese Völker nicht nur nicht, sondern ruinieren sie. Sie geben ihr Bestes an den Staat, der keine andere Voraussetzung hat, als den fremden Willen jener Nation, der ihn auf dieses Volk gegründet hat und jederzeit wieder, weil er nicht in einer Nation gewurzelt ist, aufheben kann: mit dieser ständigen Drohung des Möglichen schafft der Gründer eine Suveränität, die das dem Volke fremde und unorganische Staatswesen doppelt unerträglich macht; es muß ein Staatswesen mit aller Kraft aufrecht erhalten — die Nationen bilden und halten es mit dem Überschuß ihrer Kraft — und dieses Staatswesen ist nicht einmal sein eigenes, ist nur bedingt sein eigenes, auf Kündigung gewissermaßen! Bedarf schon eine Nation ziemlicher Energie, sich den selbsttätig und eigenläufig werdenden Staat vom Leibe zu halten — und aus ihrem kulturellen Gut schöpft sie allein diese Energie — so ist ein Volk dazu außerstande: es erliegt dem Staate ohne Widerstände. Wir haben im deutschen Reiche einen Stamm, der so dem Staate erlegen ist, und in dem jeder einzelne seinen menschheitlichen Sinn erfüllt hat, wenn er den Staatszweck erfüllt hat. Dieser Stamm ist der kulturärmste und national schwächste: die Widerstände fehlten ihm. Er ist Staat, oder er ist überhaupt nicht. Der sehr gering entwickelte Staatsformungswille der andern deutschen Stämme, besonders der katholisch gläubigen, überläßt sich diesem einen staatlichen Stamme, der diese Arbeit der Staatsformung für alle tut und tun kann, weil er keine inneren Widerstände zu überwinden hat. Ohne Preußen gäbe es heute vielleicht noch kein deutsches Reich. Aber ohne Preußen gäbe es immer noch eine deutsche Nation. Und gäbe es als Deutsche nur Preußen, so gäbe es wohl einen preußischen Staat, aber keine preußische Nation.

Es wird dem preußisch gearteten Volke auf dem Balkan vorbehalten sein, den balkanischen Staat zu tragen, und den andern staatlich schwächeren Völkern, sich diesem tragenden staatlichen Volke zu überantworten, das heißt, aus Nationalitäten eine Nation zu werden. Hundert Jahre lang haben die

großen europäischen Staaten versucht, das Balkanproblem zu lösen, indem sie es zu eigenem Nutzen verwirrten. Man versucht es vielleicht die nächsten hundert Jahre damit, den Balkanvölkern selber die Lösung zu überlassen. Der beliebte wirtschaftliche Handel braucht darunter nicht zu leiden, wenn einmal der weniger beliebte diplomatische Handel ausgeschaltet ist.

Walter Rheiner-Schnorrenberg:

DREI GEDICHTE

DANKGEBET

Warum mir dies Glück?
Blau des Himmels regnet auf mich herab,
Sonne kleidet mich ganz in Gold.
Zu mir zurück
Fließt alle Welt, sie entsproß mir so hold!
Frauen, sie sind mir wunderbar nah,
Schweben wie Engel und wissen es nicht.
Kommt, Schmerzen, Qual!
Werft an die Brust mich dem Firmament!
Mein Weinen ist schauernder Sternenweg.
Allüberall
Blüht meiner Liebe Rosengeheg.
O wer die Süße der Dinge kennt,
Und dich, Leben, schluchzendes Wundertal!

DIE TÄNZERIN

Nein, plötzlich branntest du im weißen Licht,
in dich versunkner Blitz von blauer Seide!
Warfst deine Arme, schlank und grausam beide,
warfst deinen Körper wirr mir ins Gesicht!

Licht Schreitende auf sommerlicher Heide,
flicht mild dein Lockengold in dies Gedicht.
Ja, wirf den Nacken auf das Hochgericht
blitzender Takte, daß der Gott entscheide,

dem Du entsprühst, der in uns allen tobt,
der jauchzend dein Fontänendasein lobt
und dich entfaltet wie ein buntes Lied.

Tanze dein Träumen weiter, sei entblüht
dem Ewigen, das in den Steinen glüht
und sich im Glanze heller Augen probt!

GEBET DES CHRISTEN IM KRIEG

Der du brausest in Kanonen —
Aufruhr, und im wirren Glanze
Manchmal zeigst ein huschendes Gesicht;

Gast bei Leichnamen, die thronen
Stumm am Hügel, fern vom Tanze,
Wirr verhauchend klagend Licht;

Der du wanderst in den Gräben,
Ohne Ziel, verweint und lungernd,
Schleichst um Feuer in erstickter Qual:

Gib uns, blaß in tierisch totem Leben,
Was wir sehnen, dumpf und hungernd;
Zeig uns deiner Hände glühend Mal!

Oft gekreuzigt sind wir und sehr bitter
Mit verfluchtem Essig-Schwamm getränkt;
Regungslos im Bajonetten-Gitter
Unsre Leiber blutig eingezwängt.

Heb dich auf im tosenden Gewitter,
Das ob unsern leeren Hirnen hängt.
Mach uns frei, du: Friedensfürst und Ritter,

Toten-Wecker! Himmlisches Geschenk!!

Francis Jammes:

DER HASENROMAN

BERECHTIGTE ÜBERSETZUNG VON JAKOB HEGNER

ERSTES BUCH

IN dem Thymian und dem Tau des Fabeldichters vernahm Langohr die Jagd; er entlief über den aufgeweichten lehmigen Pfad, denn er fürchtete seinen Schatten, die Heidekräuter kamen ihm eilig entgegen, die blauen Kirchtürme standen von Tal zu Tal auf, er rannte hinab, stürmte bergan, und seine Sprünge bogen die Halme, wo die Tropfen ineinanderflossen. In diesem geflügelten Lauf wurde der Hase ein Bruder der Lerchen, er flog über die Bezirksstraßen hinweg, und am Wegweiser überlegte er einen Augenblick lang, eh er dem Feldweg folgte, der aus dem blendenden Sonnenlicht und der geräuschvollen Kreuzung in das dunkle, stille Moos führt.

An diesem Tage wär er beinahe an den zwölften Kilometerstein angestoßen, zwischen Markt Kastetis und Balansun, denn seine Augen, in denen die Angst wohnt, stehn seitwärts. Noch konnte er einhalten. Seine natürlich gespaltene Oberlippe zitterte unmerklich und entblößte die langen Nager. Dann streckten sich seine gelben Landstreichergamaschen mit den vom Laufen abgestumpften Fußnägeln: er hüpfte über die Hecke, in Kugelform, die Ohren auf dem Hinterteil.

Eine gute Weile noch trug er seine Haut aufwärts, indes die beunruhigten Hunde seine Spur verloren, und wieder abwärts, bis zur Landstraße in die Pyrenäen, wo er ein Pferd mit einem Karren herankommen sah. In der Ferne, auf dem Weg, wirbelte der Staub wie im Märchen vom Blaubart, wenn die Schwester

fragt: Schwester Anna, siehst du noch nichts? Die silberne Trockenheit, wie war sie prächtig und duftete bitter nach Minze. Nicht lange, so stand das Pferd vor dem Hasen.

Es war ein armseliger Gaul vor einem zweiräderigen Gefährt, und er konnte nur noch im Galopp und ruckweise ziehn. Jeder Schritt erschütterte sein gelockertes Gerippe, daß das Geschirr klirrte, und die helle Mähne flatterte in der Luft, grünlich, wie der Bart eines alten Seemanns. Mühsam, als wären es Pflastersteine, hob das Tier seine geschwulstig aufgetriebenen Hufe. Langohr erschrak vor der großen, lebendigen Maschine und ihrem lauten Geräusch. Er tat einen Satz und floh weiter über die Wiesen, die Stirn gegen das Gebirge, den Schwanz gegen die Heide, das rechte Auge gegen die steigende Sonne und das linke dem Dorfe zu. Endlich verkroch er sich in einem Stoppelfeld, unweit einer Wachtel, die in der Art der Hennen mit dem Bauch im Sande schlief und von der Wärme betäubt durch die Federn hindurch ihr Fett ausschwitzte.

Der Tag funkelte im Süden. Der Himmel erblaßte unter der Hitze und wurde perlgrau. Ein Mäusefalk schwebte mühelosen Fluges in immer höhern, immer weitern Kreisen. Wenige hundert Schritte geradeaus, und die pfauengleich schillernde Fläche eines Flusses wälzte das Spiegelbild von Erlen mit sich; ihren klebrigen Blättern entsickerte ein herber Duft, und ihre gewalttätige Schwärze brach schneidend in den klaren Glanz des Wassers. Nahe dem Damm glitten die Fische in Rudeln vorüber. Der Mariengruß rührte mit seiner himmelblauen Schwinge an den Sonnenbrand eines Kirchturms, und Langohrs Mittagsruhe begann.

*

Regungslos blieb er bis zum Abend in seinem Stoppelfeld, nur ein Mückenschwarm belästigte ihn ein wenig, ein Flimmern, wie ein Weg in der Sonne. Erst in der Dämmerung hüpfte er zweimal leicht nach vorn und dann zwei andere Male nach links und nach rechts.

Die Nacht war da. Er wagte sich an den Fluß, wo im Mondlicht an den Spindeln des Schilfrohres das Gespinst der Silbernebel hing.

Mitten im blumigen Gras nahm er seinen Platz, erfreut, daß zu dieser Stunde die Töne reiner Wohlklang waren und man nicht wußte, lockten Wachteln oder Quellen.

Waren die Menschen alle tot? Nur einer wachte draußen; geschäftig über dem Wasser holte er unhörbar sein strahlenrieselndes Netz heraus. Aber er störte nur das Herz der Welle, das des Hasen blieb in Frieden.

Und da geschah es, daß zwischen den Engelwurzdolden behutsam eine Kugel erschien. Es war die nahende Freundin. Langohr lief ihr entgegen, bis er sie tief im bläulichen Heu erreicht hatte. Ihre Nasen kamen aneinander. Und einen Augenblick lang, mitten im wilden Ampfer, tauschten sie Küsse. Sie trieben ihr Spiel. Dann wandten sie sich, vom Hunger geleitet, gemächlich und Seite an Seite, gegen eine dunkel hingestreckte Meierei. In dem ärmlichen Gemüsegarten, wohin sie eingedrungen waren, gab es knisternden Kohl und würzigen Thymian. Nebenan hauchte der Stall seinen Atem; hinter der Türe des Verschlages ließ das Schwein sein bewegliches Grunzen hören und sein Schnüffeln.

So verstrich die Nacht mit Essen und Lieben. Allmählich, im Morgenrot, regte sich die Finsternis. Flecken leuchteten von fernher. Alles begann zu schwanken. Ein Gockel auf dem Hühnerstall zerriß die stille Luft. Er krähte wie besessen und klatschte sich Beifall mit seinen Flügelstumpfen.

Langohr und seine Frau verließen einander an der Schwelle der Dornen- und Rosenhecke. Kristallen tauchte ein Dorf aus dem Nebel, und im Felde zeigten sich hastende Rüden, deren Ruten wie straffe Seile schaukelten; in der Minze und zwischen den Halmen mühten sie sich, die von dem lieblichen Paar geistvoll geschlungenen Schleifen zu entwirren.

*

Unter Maulbeeren, in einer Grube, schlug dann Langohr sein Lager auf, hier verweilte er bis zum Abend, mit offenen Augen. Hier saß er wie ein König, unter dem Spitzbogen der Zweige, ein Regenguß hatte sie mit hellblauen Perlen geschmückt. Endlich schlief er ein. Doch, sein Traum war unruhig und nicht so, wie ihn der stille Schlummer des schwülen Nachmittags beschert. Fremd war ihm die starre Schlaftrunkenheit der Eidechse, die kaum zuckt, wenn sie das Leben der alten Mauern träumt; und fremd die zutrauliche Feierstunde des Dachses, der da in seinem lichtlosen Erdbau sitzt und es kühl hat. Jedes noch so kleine Geräusch raunt ihm von der Gefährlichkeit dessen, was sich rührt, fällt und stößt; ein Schatten bewegt sich unerwartet: Naht ein Feind? Er weiß, daß man im Nest nur dann glücklich sein darf, wenn alles jetzt ebenso ist, wie es vorher war. Daher kommt seine Liebe zur Ordnung und verhilft ihm zu seiner Behaglichkeit.

Denn, warum sollte in der blauen Windstille träger Tage am wilden Rosenstrauch ein Blatt erzittern? Warum, wenn die Schatten des Unterholzes so langsam vorrücken, als ob sie den Tag festhalten wollten, warum sollten sie sich plötzlich regen? Und warum hätte er sich zu den Menschen begeben sollen, die nicht fern von seiner Zufluchtstätte die Maiskolben einsammelten, darin die Sonne ihre fahlen Lichtkörner enthüllte? Seine Lider ohne schützende Wimpern vertrugen nicht die verwirrenden Wellen der Mittage, gewiß nur darum verbot sich ihm die Nähe der Wesen, die ungeblendet in die weißen Flammen der Sicheln sehn.

Nichts lockte ihn, ehe nicht die Zeit gekommen war, wo er von selbst ausging. Seine Weisheit war eins mit den Dingen. Das Leben war ihm ein Tonwerk, und jeder Mißklang riet ihm zur Vorsicht. Er verwechselte niemals das Geläute der Hunde mit einem fernen Glockenschall; auch nicht die Bewegung des Menschen mit der des wehenden Baumes; den Knall des Gewehres und den des knatternden Blitzes; den Blitz und das Rollen der Karren; den Ruf des Sperbers und die Dampfpfeife im Dorfe. So gab es eine ganze Sprache, und ihre Wörter waren ihm bekannt als Feinde.

Wer in der Welt hätte zu sagen vermocht, woher Langohr diese Klugheit und solches Wissen besaß? Keiner wohl, und keiner kennt ihre geheimen Wege. Denn sein Ursprung verliert sich in der Nacht der Zeiten, wo die Geschichten alle eins sind.

Kam er vielleicht aus der Arche des Noah, vom Berg Ararat, an dem Tage, da die Taube, die in ihrem Gurren noch heute das Rauschen der großen Wasser bewahrt, den Ölzweig brachte, das Zeichen, daß die Flut abnahm? Oder war er, so wie er ist, geschaffen worden, der Kurzschwanz, der Strohpelz, die Spaltnase, der Langohr, der Graustrumpf? Die Hand des Ewigen, hatte sie ihn fertig unter die Lorbeeren des Paradieses gesetzt?

Gelagert unter einem Rosenstrauch, hatte er vielleicht Eva belauscht? Wie sie sich bäumte gleich einem Füllen, zwischen den Schwertlilien die Anmut ihrer gebräunten Beine auf und nieder führte und vor den verbotenen Granatbäumen ihre goldenen Brüste spannte? Oder war er damals bloß ein weiß glühender Nebelstreif? Lebte er schon im Herzen der Porphyre, war er, unverbrennlich, ihrer Lava entronnen, um nach und nach, ehe er sich mit seiner Nase in die Welt wagte, den Granit und dann die Zelle der Alge zu bewohnen? Verdankte er dem geschmolzenen Jaspis seine Pechaugen? Dem lehmigen Morast sein Fell? Dem Seetang seine nachgiebigen Ohren! Dem flüssigen Feuer sein Fieberblut?

Was bekümmerte ihn seine Herkunft! Still begnügt lag er in seiner Grube. Es war im August, ein gewitterschwüler, zermürbender Nachmittag, der Himmel dunkel, pflaumenblau, hie und da geschwellt, als sollte er im nächsten Augenblick über der Ebene bersten.

Und schon hallte der Regen auf den Brombeerblättern. Immer schneller trommelten die schlanken Wasserstäbe. Langohr aber fürchtete sich nicht, denn die Regentropfen folgten aufeinander in einer ihm längst vertrauten Ordnung. Und die Nässe fühlte er nicht, denn das Wasser fiel auf die dichte Pflanzenwölbung. Nur ein einzelner Tropfen kam bis zum Grunde der Grube und schlug immer wieder auf dieselbe Stelle.

Und so bangte dem Graustrumpf nicht vor diesem Zusammenspiel. Wohlbekannt war ihm das Lied, worin die Tränen des Regens die langen Strophen bilden, und er wußte, daß weder Hund noch Mensch, noch Fuchs oder Falke daran teil haben. Der Himmel war wie eine Harfe, die Silberfäden des strömenden Regens waren von oben hinunter gespannt. Und hier unten ließ jedes Ding sie auf seine besondere Art ertönen und nahm dann wieder sein eigenes Verlauten auf. Von den grünen Fingern der Blätter rauschten die gläsernen Saiten hoch und dumpf. Hatten die Nebel Seele und Stimme erhalten?

Die von ihnen erweichte Erde schluchzte auf wie eine vom Südwind gepeinigte Frau, und dort, wo der Boden am rissigsten war und am trockensten, ließ sich das fortwährende Geräusch des Aufsaugens vernehmen, die Inbrunst brennender, dem vollen Ungewitter hingegebener Lippen.

Die Nacht nach diesem Gewitter war klar. Der Regen war fast aufgesogen. Auf dem Rasen, wo Langohr sonst seiner Freundin begegnete, schwebte das Wasser nur noch in dichten Nebelballen. Es sah aus wie unterirdische Baumwollstauden, die ihre Hülsen in der Flut des Mondlichtes gesprengt hatten. Längs den Böschungen standen die regenschweren Büsche reihenweise wie Pilger, vornübergebeugt unter der Last ihrer Säcke und Schläuche. Ringsum Friede. In eine Hand legte sich die Stirn des Engels. Das Morgengrauen harrte frostdurchschauert auf die rosenfingerige Schwester, und das niedergesunkene Gras betete zum Morgen auf.

Da plötzlich sah Langohr auf seiner Wiese einen Mann nahen, und er erschrak gar nicht. Ein erstes Mal seit Urzeiten, seitdem der Mensch Fallen stellt und Bogen spannt, erlosch der Trieb zur Flucht in der Seele des Leichtfüßigen.

Der Mann, der herankam, war angetan wie ein Baumstamm im Winter, wie mit wolligem Moos bekleidet. Er hatte eine Kapuze auf dem Kopf und Sandalen an den Füßen. Er trug keinen Stock. Seine Hände lagen verschränkt in den Ärmeln seines Mantels, ein Strick diente ihm als Gürtel. Sein bleiches, knochiges Gesicht hielt er dem Mond entgegen, und der Mond

war minder blaß. Deutlich sah man die Adlernase, die Augen, tief wie die der Esel, und den schwarzen Bart, worin die Büsche Flocken von Schäfchenwolle hinterlassen hatten.

Zwei Tauben begleiteten ihn. Sie glitten von Ast zu Ast, hinein in die mildtätige Nacht. Das verliebte Haschen ihrer Flügel war wie der Kelch einer entblätterten Blume: als wollte er sich wieder vereinigen und sich von neuem zur Krone entfalten.

Drei ärmliche Hunde mit Stachelhalsbändern trabten ihm schweifwedelnd voran, und ein alter Wolf beleckte ihm den Kleidsaum. Ein Schaf und sein Junges drangen zwischen Krokus vor und stampften blökend, unsicher und entzückt, auf smaragdgrünen Traubenhyazinthen, indes drei Sperber mit den beiden Tauben zu spielen begannen. Ein schüchterner Nachtvogel pfiff jubelnd inmitten der Eicheln, dann schwang er sich auf und holte den Sperber ein und die Tauben, das Lamm und das Schaf, die Hunde, den Wolf und den Mann.

Und der Mann trat heran zu dem Hasen und sprach zu ihm:

„Ich bin Franziskus. Ich liebe dich, und ich grüße dich, Bruder. Ich grüße dich im Namen des Himmels, der die Wasser spiegelt und die glitzernden Steine, im Namen des Sauerampfers, der Rinden und der Körner, womit du deinen Hunger stillst. Komm und folge diesen Unschuldigen, die mich begleiten und sich an meine Schritte hängen, so gläubig wie der Efeu, der den Baum umklammert und nicht daran denkt, daß sich, vielleicht bald schon, der Holzfäller zeigen wird. O Hase, ich bringe dir den Glauben, wie wir ihn der eine in den andern setzen, den Glauben, der das Leben selbst ist, alles das, was wir doch nicht wissen, aber woran wir glauben. O Hase, liebes freundliches Tier, sanfter Wanderer, willst du dich unserm Glauben anschließen?“

Und solange Franziskus sprach, verhielten sich die Tiere still, sie lagen und saßen in den Zweigen, im Vertraun auf diese Worte, die sie nicht begriffen.

Nur der Hase, das Auge weit geöffnet, schien jetzt durch das Geräusch der Menschenlippen beunruhigt zu sein. Das eine

Ohr nach vorn, das andere nach rückwärts gerichtet, war er unschlüssig, ob er fliehn solle oder bleiben.

Dies sah Franziskus. Er rupfte von der Wiese eine Handvoll Gras, reichte es dem Leichtfüßigen, und der folgte ihm nun.

*

Von dieser Nacht an blieben sie Gefährten.

Niemand vermochte ihnen zu schaden, denn der Glaube beschützte sie. Wenn Franz mit seinen Freunden halt machte, auf einem Dorfplatz, wo die Leute beim Gedudel einer Sackpfeife tanzten, dann, wenn die Ulmen zerfließen und auf den dunkeln Wirtshaustischen die Mädchen ihr Glas lachend in den Abendwind heben, bildete man einen Kreis um sie. Und das junge Volk mit Bogen oder Armbrust dachte nicht daran, Langohr zu töten, so verwunderte sie sein ruhiges Wandeln, so grausam erschien ihnen, ein armes Tier zu hintergehn, das ihnen sein Zutrauen zu Füßen legte. Sie hielten Franziskus für einen Fremden, dessen Gewerb es war, die Tiere zu zähmen, sie öffneten ihm für die Nacht ihre Scheunen und reichten ihm Almosen, wofür er seinen Tieren ihre Lieblingsspeisen kaufte.

Auch fanden die Fahrenden mühelos ihren Unterhalt, denn der Herbst, durch den sie zogen, war freigebig, die Speicher bogen sich, man ließ sie auf den Maisfeldern Nachlese halten und teilnehmen an der Weinernte, mit den Gesängen bei Sonnenuntergang. Die blonden Mägde drückten Trauben an ihre lichtumspielten Brüste. Ihre Ellbogen leuchteten emporgehoben. Oben über dem blauen Dunkel der Kastanienhaine, in Ruhe, glitten fallende Sterne. Das Heidekraut in seinem Samt wurde schwärzer. Wie seufzten die Röcke ferne in den Laubgängen.

Jene schauten vor sich das Meer, ein Gemälde an der Himmelswand, und die geneigten Segel, den weißen Sand mit seinen Flecken von den Schatten der Tamarisken, der Erdbeerbäume und der Pinien. Sie wanderten über heitere Matten, wo, herabgefallen aus der Unbeflecktheit des Schnees, die Sturzwässer zu Bächen werden, doch glitzernd die Erinnerung noch bewahren an den Spießglanz und die Firne.

Selbst wenn das Jagdhorn erklang, blieb Langohr jetzt unerschrocken und bei seinen Gesellen. Sie schützten ihn und er sie. Eines Tages wagte sich eine Meute heran und entfloh beim Anblick des Wolfes, ein anderesmal wieder schlich eine Katze den Tauben nach, entwich aber vor den Hunden mit dem Stachelhalsband, und ein Wiesel auf der Lauer nach dem Lämmchen versteckte sich vor den Raubvögeln. Langohr schreckte Schwalben ab, die auf die Eule losstürmten.

*

Langohrs bester Freund war einer der drei Hunde mit den Stacheln, eine Jagdhündin, gutmütig, kleinen und gedrungenen Baus, mit gestutztem Schwanz, hängenden Ohren und gebogenen Beinen. Sie war artig und umgänglich. Ihre Wiege war ein Schweinekoben gewesen, bei einem Schuster, der des Sonntags jagte. Nun war der Schuster tot, und niemand nahm sie auf. So jagte sie in den Feldern, wo sie zuletzt an Franz kam.

Langohr hielt sich immer an ihrer Seite, und wenn sie schlafen wollte, legte sie ihre Schnauze auf ihn, worauf auch er einschlummerte. Denn alle pflegten der Mittagsruhe, und Träume erfüllten ihren Schlaf in dem stumpfen Feuer der Sonne.

Franz schaute dann wieder das Paradies, das er hinter sich gelassen hatte. Ihm war, als beträte er durch das große Tor die himmlische Hauptstraße mit ihren Häusern der Auserkornen. Es waren niedrige Holzbuden, jede gleich der andern, in einem Schatten, der, hell erstrahlend, zu Tränen der Freude rührte. Aus dem Innern hervor leuchteten da ein Hobel, dort ein Hammer oder eine Feile. Hier auch war kein Ende der erhebenden Müh. Denn wenn Gott die Menschen bei ihrer Ankunft in den Himmel fragte, womit er ihre irdischen Werke belohnen solle, wollten sie immer das behalten, was ihnen zum Paradiese mit verholfen hatte. Und da war auf einmal eines jeden schlichtes Wirken irgendwie wunderbar geworden. Handwerker traten auf ihre Schwellen, und die Tische waren hinausgetragen für die Abendmahlzeit. Man hörte den Frohsinn der himmlischen Brunnen. Und auf den offenen Plätzen entfalteten sich die

Engel wie Segelboote und neigten sich in der Seligkeit der andämmernden Nacht.

Die Tiere aber sahn in ihren Träumen die Erde und das Paradies nicht so, wie wir beides kennen und sehn. Sie träumten von unzusammenhängenden Ebenen, worin ihre Sinne irre wurden. Nebel fiel in sie. In Langohr wurde das Hundegebell ganz eins mit der Sonnenhitze, mit jähem Knallen, mit einem Schwitzen der Läufe, mit dem Taumel der Flucht, dem Schrecken, Lehmgeruch, hellem Wasser, hin- und herschwankenden Möhren, knisterndem Mais, Mondschein und freudiger Aufregung beim Anblick des Weibchens, wie es mitten im Duft der Wiesenkönigin erschien.

Sie alle erblickten hinter den geschlossenen Lidern die bewegten Abbilder ihrer Lebensläufe. Nur die Tauben schützten vor der Sonne ihre lebhaften unruhigen Köpfchen: sie erschauten im Schatten ihrer Flügel ihr Paradies.

ZWEITES BUCH.

ALS der Winter kam, sagte Franziskus zu seinen Freunden: „Segen über euch, denn ihr seid Gottes. Doch bin ich in Unruhe, denn der Schrei der ziehenden Gänse verkündet eine Hungersnot, und daß es nicht in den Absichten des Himmels liegt, euch die Erde zum Wohltäter zu machen. Gelobt seien die verborgenen Ratschlüsse des Herrn."

Das Land um sie war wirklich verödet. Aus seinen straffen Schläuchen voll Schnee träufelte der Himmel ein fahles Licht. Alle Früchte in den Hecken waren abgestorben und alle in den Gärten. Und die Körner hatten ihre Schoten verlassen, um in den Schoß der Erde einzugehn.

. . . „Gelobt seien die verborgenen Ratschlüsse des Herrn," sagte Franziskus. „Vielleicht will er, ihr sollet mich verlassen und ein jeglicher seines Weges ziehn, auf der Suche nach Nahrung. Trennet euch also von mir, der ich nicht allen zugleich

folgen kann, wenn euch der Trieb jeden wo andershin führt. Denn ihr seid im Leben und bedürfet der Speise, ich jedoch bin auferstanden und bin hier durch die Gnade, den leiblichen Bedürfnissen enthoben, und Gott ließ mich erscheinen, damit ihr von mir geleitet wäret bis an diesen Tag. Aber ich weiß nicht mehr, was tun, und kann nicht länger mehr für euch sorgen. Wollt ihr mich also verlassen, so sei einem jeden von euch die Zunge gelöst, und er sag es offen."

*

Der erste, der sprach, war der Wolf.

Er hob seine Schnauze gegen Franziskus. In seinem zerzausten Schweif fegte der Wind. Er hustete. Lang war das Kleid seines Elends. Sein kläglicher Pelz gab ihm das Aussehen eines entthronten Königs. Er zögerte und blickte im Kreise um sich, von Freund zu Freund. Endlich kam seine Stimme aus dem Schlund, der rauhe Laut des Winterschnees. Und wie er seine Lefzen öffnete, sah man seine ganze frühere Entbehrung an der Länge seiner Zähne. So wild war sein Ausdruck, daß man nicht wußte, ob er seinen Herrn beißen oder ihn liebkosen wolle.

Er sagte:

„O Honig ohne Stacheln! O Armer! O Sohn Gottes! Wie könnte ich dich verlassen? Mein Leben war elend, und du hast es mit Freude erfüllt. In den Nächten, wie mußte ich da den Atem der Hunde, der Hirten und der Feuerbrände belauschen, um dann im richtigen Augenblick meine Krallen in die Kehle der schlafenden Lämmer zu versenken. Du lehrtest mich, o Seliger, die Milde der Obstgärten kennen. Ja eben noch, da sich mir der Bauch in der Lust nach Fleischesspeise höhlte, ernährte mich deine Liebe zu mir. Wie so oft war mir doch mein Hunger willkommen, wenn ich meinen Kopf auf deinen Schuh legte, denn diesen Hunger, ich ertrage ihn, um dir zu folgen, und aus Liebe zu dir will ich gerne sterben."

*

Und die Tauben gurrten.

Sie beendeten ihren frierenden Doppelflug in den Zweigen eines vertrockneten Baumes. Sie konnten sich nicht zum Sprechen entschließen. Jeden Augenblick, so schien es, wollten sie zustimmen, dann wieder, in Schrecken, erfüllten sie von neuem mit ihren weißen aufschluchzenden Zärtlichkeiten den Wald, der dieser Anmut lauschte. Sie zuckten wie junge Mädchen, die ihre Tränen und ihre Arme vereinen. Sie sprachen beide zu gleicher Zeit, als hätten sie nur eine einzige, gemeinsame Stimme:

„O Franz, milder als der Schimmer des Leuchtkäfers im Moose, lieblicher als der Bach, der uns sein Lied singt, wenn wir unser laues Nest in den würzigen Schatten der jungen Pappeln hängen. Was kümmert uns, daß Reif und Not uns aus deiner Nähe verbannen und uns vertreiben wollen, hinweg zu fruchtbaren Strichen? Um deinetwillen werden wir die Not lieben und Frost und Reif. Um deiner Liebe willen wollen wir auf unsere Neigungen verzichten. Und müssen wir vor Kälte sterben, so wird es Herz an Herz geschehn, o Herr."

*

Und einer der Hunde mit dem Stachelhalsband trat hervor. Es war die Jagdhündin, die Freundin des Hasen. Wie der Wolf, hatte auch sie schon hart unter dem Hunger gelitten und klapperte mit den Zähnen. Ihre Ohren runzelten sich, auch wenn sie sie hob; ihr Schwanz, zerfahren wie eine Baumwollspindel, hielt sich unbewegt wagrecht. Die rotgelben Augen richteten sich auf Franziskus mit der Glut des unbedingten Glaubens. Und ihre beiden Genossen, die sich anschickten, vertrauensvoll zuzuhören, senkten gutmütig und unwissend den Kopf. Und sie, die Hirtenhunde, die niemals was anderes gehört hatten als das Greinen der Schellen, das Blöken der Herden und den Geißelschlag des Blitzes auf den Gipfeln, sie warteten ab, glücklich und stolz darüber, daß die kleine Jagdhündin bekannte.

Da versuchte diese einen Schritt, aber kein Laut kam aus ihrer Kehle. Sie leckte die Hand des Heiligen, dann legte sie sich ihm zu Füßen.

*

Und das Schaf blökte.

Sein Blöken war so traurig, als hauchte es seine Seele dem Tod entgegen, schon bei dem bloßen Gedanken an eine Trennung von Franz. Als es nun schwieg, hörte man auf einmal sein von einer befremdlichen Schwermut ergriffenes Lämmchen weinen wie ein Kind. Und das Schaf sprach:

„Nicht die Munterkeit der Matten, die der Morgen mit seinem Brodem dämpft, nicht in den Bergen das Süßholz, das der Nebel mit seinem Silberseim beperlt, noch die Streu in der verräucherten Hütte, sie alle sind nicht zu vergleichen mit den Almen deines Herzens. Lieber als dich zu verlassen, ist uns das blutige und ekle Schlachthaus, das Schwanken auf dem Karren, der uns dorthin bringt, blökend und die Füße gebunden und die Rippen und die Wange auf dem Brett. O Franz, unser Tod wäre, dich zu verlieren, denn wir lieben dich."

Und während dieser Rede hielten Uhu und Sperber, beisammen hockend, unbeweglich stand, die Augen voll Angst und, um nicht fortzufliegen, die Flügel fest an den Leib gepreßt.

*

Der lezte, der sprach, war der Hase.

In seinem stroh- und erdfarbenen Haarkleid nahm er sich aus wie eine Gottheit der Fluren. Inmitten dieser winterlichen Wüste glich er einer Scholle zur Sommerszeit. Er rief graue Erinnerung wach an einen Straßenarbeiter oder an einen Landbriefträger. In den Schnecken seiner Löffel trug er aufrecht mit sich die Erschütterung aller Geräusche. Sein linker Löffel horchte, zu Boden gesenkt, auf das Knistern des Frostes, indessen der andre, in die Ferne gestreckt, die Axtschläge aufsammelte, von denen der tote Wald widerhallte.

„Wahrlich", sprach er, „o Franz, ich kann mich begnügen mit der moosigen Rinde, die unter den Liebkosungen der Schneeflocken aufgeweicht und von den winterlichen Sonnenaufgängen durchduftet ist. Öfters schon sättigte ich mich daran jetzt in diesen Unglückstagen, wo die Brombeerzweige nur rosige Kristalle sind und die wippende Bachstelze ihren hef-

tigen Schrei gegen die Larven unter dem Ufereis ausstößt, die ihr Schnabel nun nicht mehr erreicht. Und diese Rinden, ich will sie weiter kauen. Denn, o Franz, ich mag nicht hinsterben mit den sanften Freunden in ihrem Todeskampf, sondern leben will ich neben dir und mich nähren von den bittern Fasern des Bastes."

*

Demnach, und weil die Heimat eines jeden eine andre und nur für ihn allein bewohnbar gewesen wäre, zogen es also die Genossen des Hasen vor, sich nicht zu trennen, vielmehr in diesem Lande des mörderischen Winters miteinander zu sterben.

Eines Abends waren die Tauben verwelkt und fielen wie Blätter von ihrem Zweige, auch der Wolf schloß seine Augen dem Leben, die Schnauze auf den Schuh des Heiligen gelegt: schon seit zwei Tagen hatte der Hals den Kopf nicht mehr aufrecht halten können, und das Rückgrat war wie ein Brombeerzweig geworden, mit Kot belastet, im Winde zitternd: sein Herr küßte ihn auf die Stirn.

Danach gaben die Wächterhunde, das Schaf, die Sperber, der Uhu und das Lamm ihren Geist auf, und zuletzt die zierliche Jagdhündin, die der Hase vergeblich zu erwärmen trachtete. Sie verschied wedelnd, und Langohr war darüber so tief betrübt, daß er bis zum nächsten Tag nicht imstande war, an die Eichenrinde zu rühren.

*

Und Franziskus, in dieser Verheerung, betete, die Stirn in die Hand geschmiegt, so wie im Übermaß des Leidens ein Dichter sein Herz abermals schwinden fühlt.

Dann, zum Hasen gewandt, sprach er: „O Langohr, ich höre eine Stimme mir eröffnen, daß du diese hier (und er wies auf die Tierleichen) in die ewige Seligkeit bringen mußt. O Langohr, wisse, es gibt für die Tiere ein Paradies: aber ich kenne es nicht. Kein Mensch wird es jemals betreten. O Langohr, führe du dorthin die Freunde, die mir Gott gegeben und

wieder genommen hat. Du bist verständig unter allen, und deinem Verstande vertrau ich die Freunde an."

Franzens Worte stiegen auf in den erhellten Himmel. Das harte Winterblau war allmählich wieder durchsichtig geworden. Und in dieser Helligkeit wollte es scheinen, als ob die reizende Jagdhündin nochmals ihre geschmeidigen Seidenohren aufrichten werde.

„O meine Freunde, ihr Toten," sagte Franziskus, „seid ihr denn tot, dieweil ich allein von eurem Tode weiß? Wodurch könntet ihr dem Schlaf beweisen, daß ihr nicht bloß eingeschlummert seid? Schläft denn die Frucht der Waldrebe oder ist sie tot, wenn der Wind nicht mehr ihre leichten Wimpern beschwingt? Vielleicht, o Wolf, geht vom Himmel nur nicht mehr Hauches genug, um deine Flanken zu heben? Und ihr, Tauben, damit ihr wie ein Seufzen anschwellt? Und ihr, Schäflein, damit eure sanfte Klage die Sanftheit noch der überschwemmten Wiesen erhöhe? Und du, mein Uhu, damit dein Ruf wieder erwache, der Liebesseufzer der Nacht selbst? Und ihr, Sperber, damit ihr euch aufschwingt vom Boden? Und ihr, Wachthunde, daß euer Schnappen zusammenströme mit dem Rauschen der Schleusen? Und du, Hündin, damit deine köstliche Einsicht neu auferstehe und du wieder spielen dürftest mit dem Graustrumpf da?"

*

Auf einmal, von dem Maulwurfshügel, wohin er sich gelagert hatte, tat Langohr einen Sprung ins Blaue und fiel nicht zurück; und dann noch einmal, so leicht als ging es über eine Wiese von blauem Klee, sprang er in das Leere hinein, in das Engelreich.

Kaum hatte er diesen Sprung vollführt, als er neben sich die kleine Jagdhündin gewahrte, und er fragte sie voll Freude:

„Warst du denn nicht tot?"

Worauf sie aufhüpfend zur Antwort gab:

„Ich begreife nicht, was das heißt. Mein Schlaf heute war ruhevoll und hell."

Und Langohr sah, daß auch die andern Tiere ihm in den Raum nachfolgten, während auf einer zweiten Himmelsstraße Franziskus ausschritt und dem Wolf mit der Hand ein Zeichen gab, er möge dem Graustrumpf vertraun. Und Isegrim, gelehrig und beruhigten Sinnes, fühlte, wie ihn der Glaube abermals überkam, und er schloß sich an seine Freunde, nach einem langen Blick auf seinen Herrn und in dem Bewußtsein, daß für die Auserwählten sogar das Abschiednehmen göttlich ist.

*

Sie ließen den Winter hinter sich. Sie staunten über ihren Gang durch diese Wiesen, die ehemals unerreichbar waren und so hoch über ihnen. Doch das Verlangen nach dem Paradiese gab ihnen Halt und Sicherheit in dem Himmel.

Auf den Pfaden der Seraphim, die Lichtspaliere entlang, auf den Milchstraßen, wo der Komet eine Garbe ist, leitete Langohr seine Genossen; Franziskus hatte sie ihm anvertraut, ihn zu ihrem Führer erwählt, weil er Langohrs Klugheit kannte. Und hatte denn Langohr seinem Herrn nicht bei verschiedenen Gelegenheiten Proben erbracht von jener Furcht, die der Anfang der Weisheit ist? Hatte er bei der Begegnung mit Franziskus und bei der Aufforderung zum Mitgehn nicht gewartet, bis ihm der Heilige ein Büschel frisches Gras zu fressen reichte? Und als alle seine Gefährten sich aus Liebe zueinander dem Tode weihten, hatte da er, der Graustrumpf, nicht weiter die bittere Baumrinde gekaut?

Darum konnte es dem Hasen auch im Himmel an seiner Klugheit nicht fehlen; wich man ab, so kam er immer wieder auf die rechte Straße, verstand es, Irrwege zu vermeiden, und wußte, wie man weder an die Sonne noch an den Mond stößt, auch wie man den fallenden Sternen ausweicht, die so gefährlich sind wie die Steine aus den Schleudern; und sich zurechtzufinden mit all den Pfählen, die die Zahl der zurückgelegten Kilometer anzeigen und die Namen der himmlischen Dörfer.

*

Die Landschaften nun, die Langohr und seine Genossen bereisten, erschienen ihnen hinreißend und begeisternd, und dies um so mehr, als sie, anders gerichtet als die Menschen, niemals die Schönheiten des Himmels geahnt, sondern ihn immer nur von der Seite erblickt hatten, doch nicht in der Höhe über sich, was ein Vorrecht des Herrn der Tiere bleibt.

Also, Kurzschwanz, Wolf, Schaf, Lämmchen, Vogel, Herdenwächter und Jägerin stellten fest, daß der Himmel nicht minder schön war als die Erde. Und alle, außer Langohr, dem die Marschrichtung zuweilen Sorge machte, genossen einer ungemischten Freude auf dieser Pilgerung zu Gott, wo an Stelle des Himmelfeldes, noch kürzlich unerreichbar über ihren Häuptern, jetzt langsam die Erde unerreichbar wurde unter ihren Füßen. Und in dem Maße, wie sie sich von ihr entfernten, ward ihnen diese Erde zu ihrer neuen Himmelskugel. Das Blau der Meere ballte dort Wolken Schaumes, und die Lichter in den Buden besternten dort die Weite der Nacht.

*

Allmählich näherten sie sich den Ländern, die ihnen Franziskus verheißen hatte. Bereits zergingen der rosenrote Klee der Sonnenuntergänge und die leuchtenden Früchte des Dunkels, ihre Speise, größer immer und voller, in ihren Seelen zu paradiesischen Süßen.

Die Blätter, die brennenden Säfte flößten in ihr Blut eine sommerliche Kraft, einen frohen Überschwang, wovon die Herzen schneller schlugen bei der Annäherung an die künftigen Herrlichkeiten.

*

Endlich gelangten sie zu dem Aufenthalt der seligen Tiere, zum ersten Paradies, dem der Hunde.

Eine Weile schon vernahm man ein Bellen. Sie kamen an den Stumpf einer zerfressenen Eiche und sahn darin eine Dogge sitzen wie in einer Nische. An ihrem abweisenden und zugleich

sanften Blick merkte man, daß sich ihr Gehirn ein wenig in Unordnung befand. Es war die Dogge des Diogenes, der Gott eine Einsamkeit geschenkt hatte in dieser aus dem ganzen Baum gehöhlten Tonne. Unbewegt sah sie die Stachelhunde vorbeiziehn. Danach, zu deren großer Verwunderung, trat sie auf einen Augenblick aus ihrer moosbewachsenen Behausung und knotete sich selbst wieder an, indem sie mit dem Maule nachhalf — denn ihre Leine hatte sich gelockert — kehrte dann in ihr Holzgewölbe zurück und sagte:

„Hier findet jeder seine Lust, wo er sie sucht."

Und wirklich erblickten Langohr und seine Freunde eine Anzahl Hunde auf der Suche nach vorgestellten, verlornen Wanderern. Sie wagten den Abstieg in tiefe Schlünde, um die Verunglückten dort zu finden, ihnen ein wenig Brühe zu bringen, Fleisch und Branntwein, in den kleinen Fässern an ihrem Hals.

Andre wieder warfen sich in vereiste Seen, in der immer getäuschten Hoffnung, einen Schiffbrüchigen daraus hervorzuziehn. Sie schwammen zurück ans Ufer, zitternd und betäubt, jedoch befriedigt von ihrer nutzlosen Treue und bereit, sich aufs neue hinauszustürzen.

Wieder andre bettelten hartnäckig um ein paar alte Knochen vor der Schwelle verlassner Hütten an der Straße und warteten auf die Fußtritte, die ihren Blicken eine verehrungswürdige Schwermut verleihen sollten.

Da war auch ein Scherenschleiferhund, der drehte freudig, mit hängender Zunge, an dem Räderwerk eines Steines, auf dem sich kein Messer glatt schliff. Aber seine Augen glänzten von dem hinnehmenden Glauben an seine erfüllte Pflicht, und er unterbrach seine Anstrengungen nur, um Atem zu holen und sich wiederum anzustrengen.

Dann gab es da einen Wächterhund, der wollte ewig verirrte Schafe in ihre Hürde zurückführen. Er jagte nach ihnen am Rand eines Baches, der am Hang eines wiesengrünen Hügels leuchtete.

Von diesem grünen Hügel, und aus Unterholz hervorbrechend, stieg eine Meute nieder, die den ganzen Tag Traumhündinnen und Traumgazellen verfolgt hatte. Ihr Geläute, festgehalten auf alten Spuren, erklang wie beglückte Glocken an einem blühenden Ostermorgen.

Nicht weit von dieser Stelle richteten sich die Wachthunde und die kleine Jägerin häuslich ein. Aber als diese von Langohr zärtlichen Abschied nehmen wollte, gewahrte sie, daß er sich aus dem Staub gemacht hatte, schon seit dem Anschlagen der Meute.

Und so mußten ohne ihn die Sperber, die Eule, die Tauben, der Wolf und die Lämmer ihren Flug wieder aufnehmen. Sie begriffen gar wohl, daß er, ein kleingläubiger Hase, nicht wie sie zu sterben verstanden hatte, und daß er lieber als sich durch Gott gerettet zu sehn, sich selber retten wollte.

*

Das zweite Paradies war das der Vögel; es lag in einem kühlen Wäldchen, ihr Sang tropfte auf die Erlen und kräuselte die Blätter. Und von den Erlen strömten die Lieder hinab in den Fluß und erfüllten ihn so mit Musik, daß er auf den Schilfrohren spielte.

In der Ferne zog sich ein Hügel hin, voll Frühling und Schatten. Sein Bau war von einer unvergleichlichen Anmut. Er duftete nach Einsamkeit: nach nächtlichem Flieder und dem Odem aus dem Herzen dunkler Rosen, woraus die heiße weiße Sonne trinkt.

Nun mit einemmal, in Pausen, als wären die kristallenen Sterne, ihr Licht brechend, auf Wasser gefallen, hörte man den Sang der Nachtigall aufgehn. Nichts hörte man als den Sang der Nachtigall. Auf dem ganzen weiten stillen Hügel hörte man bloß den Sang der Nachtigall. Die Nacht war bloß das Seufzen der Nachtigall.

Da, in dem Wäldchen, stieg die Morgenstunde auf, errötend wegen ihrer Nacktheit inmitten der gefiederten Sänger, die noch nicht daran dachten, ihr Zwitschern abzustimmen, so

schwer waren ihre Flügel von Gefühl und Morgentau. Noch schlugen die Wachteln nicht in den grünen Halmen. Die Meisen mit ihren schwarzen Köpfchen rauschten in dem Feigendickicht wie Kiesel in der Strömung. Ein Grünspecht, beinahe wie ein Büschel Gras von goldschimmernden Wiesen, eine Kleeblüte auf dem Kopf, zerriß mit seinem Schrei die Himmelsbläue. Dann richtete er seinen Flug auf die alten, blendend blühenden Apfelbäume.

Die drei Sperber und die Eule gingen ein in diese Blumenweiden, und nicht ein Rotkehlchen, nicht ein Distelfink, nicht ein Hänfling erschraken vor ihnen. Die Raubvögel hockten sich nieder ins Geäst, in anmaßender und schwermütiger Haltung, und das Auge zur Sonne gekehrt, schlugen sie dann und wann mit ihren Stahlschwingen gegen den scheckigen Kiel ihrer Brust.

Die Eule aber suchte den Schattenhügel auf, um zurückgezogen in einer Höhlung, und zufrieden mit ihrem Dunkel und ihrer Einsicht, die Nachtigall klagen zu hören.

*

Doch die köstlichste Zuflucht hatten sich die Tauben erwählt. Sie saßen auf würzigen Ölbäumen im Abendwehn. In diesem Garten lebten junge Mädchen, die man wegen ihrer tierhaften Anmut eingelassen hatte, alle die jungen Mädchen, seufzend und wie Jelänger-Jelieber, alle die jungen Mädchen, die mit den empfindsamen Tauben schmachten, von den Tauben Venetiens an, die den gelangweilten Dogaressen fächelten, bis zu den Tauben Westindiens, mit dem neckischen Feuer ihrer orangen- und tabakfarbenen Fischerinnenschnäbel; alle die Tauben der Träume und alle die träumenden Tauben: die Taube, die Beatrice aufzog, und der Dante ein Korn reichte; und jene, die in der Nacht von der enttäuschten Quitteria vernommen ward; und jene, die aufschluchzen mußte auf der Schulter Virginiens, als sie im nächtlichen Quell, im Schatten der Kokospalme, vergebens ihre Liebesglut zu kühlen versuchte; und noch die Taube, der die Siebzehnjährige, bedrückt von

der Schwüle des Sommers, im Hausgarten bei den reifenden Pfirsichen die zärtliche Botschaft anvertraut, damit sie sie mit forttrage, auf ihrem Flug ins Ungewisse.

Und dann waren hier die Tauben der alten, rosenumsponnenen Pfarrkirchen: die Tauben, die aus seiner weihrauchduftenden Hand Jocelyn nährte, während seine Gedanken bei Laurence weilten. Und die Taube, die man dem sterbenden kleinen Mädchen bringt; und die Taube, die man in manchen Gegenden auf die heiße Stirn der Kranken legt; und die geblendete Taube, die so schmerzlich aufstöhnt, daß sie den Zug ihrer wilden Schwestern in den Hinterhalt des Jägers lockt; und die beste aller Tauben, die in seiner Dachkammer den alten vergessenen Dichter tröstet.

*

Das dritte Paradies war das der Schäfchen.

Im Schoße eines Smaragdtales, bewässert von Bächen, die unter ihrem besonnten Kristall eine Decke unerhörten Grüns zeigten; nahe bei einem perlmutternen, pfauengleich schillernden See, tiefblau und wie Glimmerschiefer, wie die Kehle der Kolibri und die Flügel der Schmetterlinge: hier, wo sie das ungetrübte Salz von dem goldgekörnten Granit geleckt hatten, unter dem Dach ihres dichten Wollvließes wie Blatt und Ast unter Schnee, träumten die Lämmer ihren langen Traum.

Diese Landschaft war so rein, so traumhaft klar, daß sie die Wimpern der Schäfchen angesilbert hatte und hineingeglitten war in das Gold ihrer Augen. Darin schien alles so durchsichtig, daß man, tief in ihrem Wasser, so deutlich enthüllten sich die Umrisse, die gelbgestreiften Kalkgipfel zu erblicken vermeinte. In die Teppiche der Buchen- und Tannenwälder waren Blüten eingewirkt, von Reif, von Himmel und von Blut, und der sanfte Wind, wenn er darüber hinweggeweht hatte, zog noch leichter, noch bedufteter, noch eisesklarer von dannen.

Gleich einer blauen Meerflut wallten die köstlichen Kegel der Bäume hoch, mit verflochtenem Silbertang. Abwärts, von den felsigen Zähnen des Gebirges, dampften Wasserfälle. Und

auf einmal blökten die himmlischen Herden Gott entgegen; und die verzückten Schellen weinten um den Schatten der Farnkräuter. Und das dunkle Wasser der Grotten brach sich im Licht.

Gelagert unter wilden Lorbeerbüschen erschien das wiedergewonnene Lamm der Bibel. Seine Pfote ruhte auf seinem Mund und blutete noch. Seine Wege waren hart gewesen, bald aber sollte es an dem leicht gesäuerten Zucker der Myrten wieder gesund werden. Schon zitterte es bei dem Laut seiner zerstreuten Gefährten.

Einziehend in dieses gelobte Land, ihren bleibenden Aufenthalt, gewahrten die franziskanischen Schäfchen das Lamm aus der Fabel des Lafontaine, wie es unter Vergißmeinnicht an der spiegelhellen Welle graste. Nicht mehr stritt es mit dem Wolf des Gedichtes. Es trank, und das Wässerlein wurde nicht trübe davon. Die ungefaßte Quelle, für das Gefühl durch einen zweihundertjährigen Efeu verschattet, verbittert, strömte über den Rasen hin ihre zerbrochenen Wellchen und, fortgerissen mit ihrem Glitzern, das schneeige Beben des Lammes.

An den Halden der Glückseligkeit hochhängende Schafe, die Schafe sahn sie jener Helden des Cervantes, die aus Liebesgram alle wegen ein- und derselben Schönheit ihre Stadt verlassen hatten, um in der Ferne ein Hirtenleben zu vollbringen. Die Stimmen dieser Tiere waren die allersanftesten: Stimmen von Herzen, die insgeheim ihr eigenes Leiden lieben. Sie schlürften von den Quendelbeeten die immer neuen brennenden Tränen, die ihre bukolischen Dichter wie Tau hatten fallen lassen aus dem Kelche der Augen.

Am Rande dieses Paradieses erhob sich ein undeutliches Geräusch gleich dem unendlichen Wellenschlag. Es war der Flöten und der Klarinetten immer wieder stockendes Schluchzen, ein Rufen, von den Abgründen zurückgeschnellt, Gebell der unruhigen Hunde, der Sturz eines umgrünten Steines ins Leere. Es war der Schwall der Wasserfälle hoch über den tosenden Wildbächen. Wie die Sprache war es eines Volkes auf dem Wege zu seinem gelobten Land, namenlosen Weintrauben

entgegen, brennenden Dornbüschen entgegen, Laute, untermischt mit dem Aufschrei trächtiger Eselinnen, die die Last der vollen Milchkannen trugen und die Hirtenmäntel und das Salz und den schieferig abblätternden Käse.

*

Das vierte Paradies, in seiner fast unbeschreiblichen Nacktheit, gehörte den Wölfen.

Auf dem Gipfel eines baumlosen Berges, in der Öde des Windes, in durchdringenden Nebeldämpfen, genossen sie des Glückes der Märtyrer. Sich also verlassen zu fühlen, empfanden sie als eine herbe Freude und ebenso dies, daß sie niemals länger als einen Augenblick lang — und unter welchen Qualen! — ihrem Blutdurst hatten entsagen können. Sie waren die Enterbten mit dem ewig unverwirklichten Traum. Schon seit langem konnten sie nicht mehr heran an die himmlischen Lämmer, deren blanke Augenwimpern in dem grünen Lichte auf- und niederschlugen. Und dann, da keines dieser Tiere starb, durften sie auch nicht länger den Leib erwarten, daß ihn der Schäfer ihnen hinwürfe an den immer lachenden Bach.

Und die Wölfe hatten sich bescheiden gelernt. Ihr Pelz, rauh wie ihr Fels, war zum Erbarmen. Eine Art von kläglicher Größe herrschte an dem seltsamen Ort. So tragisch, so unselig wirkte ihr Erlöstsein — man hätte sie, o Mitgefühl!, selbst wenn man sie beim Lämmermord ertappte, auf die Stirne küssen mögen, voll Zärtlichkeit, diese armen Fleischfresser. Die Schönheit ihres Paradieses, wo nun auch der Herzenswolf des Franziskus Wohnung nahm, war in der Trostlosigkeit beschlossen und in der hoffnungslosen Verzweiflung.

Über dieses Gebiet hinaus aber erstreckte sich der Tierhimmel ins Unendliche.

*

DRITTES BUCH.

DER Hase nun, der hatte beim Anblick der himmlischen Hundeschar klüglich das Panier ergriffen. Solange Franziskus bei ihm war, glaubte er an Franziskus. Bald aber, und wenn auch in den Gefilden der Seligen, hatte seine mißtrauische Bauernnatur wieder Gewalt über ihn gewonnen. Und da er sich hier nicht so recht in seinem Paradies fühlte, weder eine vollkommene Seligkeit auskostete, noch den Reiz der bekannten Gefahr, gegen die man ankämpfen konnte, war er irre geworden.

Er lief also hin und her, mit Unbehagen, er kannte sich nicht aus, fand sich nicht zurecht und suchte vergebens, was er doch immer wieder floh und was ihn geflohn hatte. Was war das nur? War denn der Himmel nicht das Glück? Wo mochte die Stille noch stiller sein? In welchem andern Neste hätte der Spaltnasige einen unbedrohten Schlaf besser träumen können als in diesen wollenen Wiegen, die der Windhauch hinbreitete unter das beblütete Strauchwerk der Sterne?

Doch schlief er hier nicht, ihm fehlte die Unruhe und noch manches andere. In den Gräben des Himmels hockend, spürte er unter dem weissen Fleck seines Stummelschwanzes nicht mehr, wie ihn die Feuchtigkeit mit Schauern durchdrang. Die Mücken, weit weg in ihrem Teichparadies, gewährten seinen immer offenen Augenlidern nicht länger das beizende Brennen des Sommers. Wohin war dieses Fiebern geschwunden? Sein Herz schlug nicht mehr mit jener Kraft von ehemals, wenn auf den Kuppen der flammendroten Heiden das Feuerrohr einen Erdregen um ihn herum versprühte. Unter der weichen Liebkosung des Rasens sproßte ihm sein sonst spärliches Haar aus den Schwielen der Pfoten. Und er begann den Überfluß des Himmels zu bedauern, Ihm war wie dem Gärtner, der, König geworden, purpurne Sandalen tragen muß und sich seine Holzschuhe zurückwünscht, mit ihrem Schwergewicht von Lehm und Armut.

*

Und Franziskus in seinem Paradies erfuhr von den Bedrängnissen des Hasen und von seiner Verwirrung. Und sein Herz litt darunter, daß einer seiner alten Genossen nicht glücklich war. Seitdem schienen ihm die Gassen des himmlischen Dorfes, seines Wohnortes, nicht mehr so friedlich, die abendlichen Schatten nicht mehr so milde, nicht mehr so weiß der Atem der Lilien, nicht mehr so heilig der Schein des Werkzeugs in den Schuppen, nicht mehr so hell die singenden Krüge, deren Wasser in frischen Garben auseinanderstrahlte, kühlespendend über die Leiber der Engel, die an den Brunnenrändern saßen.

*

Also begab sich Franziskus zum lieben Gott, und er empfing ihn in seinem Garten bei sinkendem Tag. Es war dieser Garten Gottes der einfachste und schönste. Woher das Wunder seiner Schönheit kam, war unerklärlich. Vielleicht wuchs darin nichts anderes als die Liebe. Über die Mauern, ausgekerbt von den Weltaltern, wucherte dunkler Flieder. Entzückt trugen die Steine ihre lächelnden Moose, deren goldne Köpfchen an der schattigen Brust der Veilchen sogen.

In einem zerstreuten Schimmer, der nichts von Morgenlicht noch von Abenddämmerung an sich hatte, denn er war noch zarter als diese, inmitten eines Beetes blühte ein blauer Lauch. Ein Geheimnis umgab die blaue Kugel seines Blütenstandes, der sich unbewegt in sich verschlossen hielt auf seinem hohen Stengel. Man begriff, daß diese Pflanze träumte. Wovon wohl? Vielleicht von dem Werk ihrer Seele, die am Winterabend in dem Topfe summt, worin die Suppe der Armen kocht. O göttliches Los! Nicht weit von den Buchsbaumzäunen strahlten die Zungen des Lattichs lautlose Worte, während ein gedämpftes Licht um den Schatten entschlafener Gießkannen lag. Ihre Arbeit war getan. Und zu Gott, voll heitern Vertrauens, nicht hochmütig, noch kriechend, erhob ein Salbei sein geringes Rüchlein.

*

Franziskus setzte sich neben Gott auf eine Bank unter eine mit Efeu umwachsene Esche. Und Gott sprach zu Franziskus:

„Ich weiß, was dich herführt. Man soll nicht sagen, daß hier einer, Hase oder Milbe, sein Paradies nicht finde. Geh also zu dem Schnellfüßigen und frage ihn, was er begehrt. Und sobald er es dir gesagt hat, will ich es ihm gewähren. Wenn er nicht wie die andern zu sterben und zu entsagen verstanden hat, gewiß, so war es, weil sein Herz allzusehr an meiner geliebten Erde hängt. Denn, o Franz, gleich diesem Langohr liebe ich die Erde mit einer tiefen Liebe. Ich liebe die Erde der Menschen, der Tiere, der Pflanzen und der Steine. Franz, suche den Hasen auf und sage ihm, daß ich sein Freund bin."

Und Franziskus schritt auf das Paradies der Tiere los, das, von den jungen Mädchen abgesehn, niemals vorher ein Menschenkind betreten hatte. Dort fand er den Hasen untröstlich umherirren; sowie aber das Tier seinen alten Herrn auf sich zukommen sah, verspürte es eine so große Freude, daß es sich niederhockte, die Augen erschrockener als je, die Nase kaum merklich zitternd.

„Sei gegrüßt, mein Bruder," sagte Franziskus. „Ich habe dein Herz klagen gehört, und ich bin gekommen, den Grund deiner Betrübnis zu erfahren. Hast du zuviel bittere Körner gegessen? Warum genießest du nicht den Frieden der Tauben und der ebenso weißen Lämmer . . .? O Mäher hinter der Ernte, was suchest du also unruhig hier, wo doch keine Unruhe mehr ist und wo du niemals wieder das Keuchen der Rüden fühlen wirst, wie sie herjagen hinter deinem Landstreicherfell?"

„Mein Freund," gab der Spaltnasige zur Antwort, „was ich suche? ich suche meinen Gott. So lange du mein Gott warst auf der Erde, fühlte ich mich befriedigt. Aber in diesem Paradies, wo ich verloren bin, weil ich deine Gegenwart entbehre, du göttlicher Bruder der Tiere, erstickt meine Seele, denn hier finde ich ihn nicht."

„Meintest du denn," versetzte darauf Franziskus, „daß Gott die Hasen verläßt und daß sie allein in der Welt kein Recht auf das Paradies haben?"

„Dieses nicht," erwiderte ihm der Graustrumpf. „Darüber habe ich mir keine Gedanken gemacht. Dir wäre ich nachgegangen, denn ich habe gelernt, mich in dir so gut auszukennen wie in der irdischen Hecke mit ihren Flocken warmen Lämmerschnees, der mein Nest wohnlich macht. Vergeblich habe ich über diese Himmelswiesen hin den Gott gesucht, von dem du da redest. Doch während ihn meine Freunde sogleich entdeckten und ihr Paradies fanden, irre ich umher. Von dem Tage an, da wir von dir schieden, und in der Stunde schon meines Eingangs in den Himmel schlug mein kindisch wildes Herz in Heimweh nach der Erde.

O Franz, mein Freund, du einziger, an den ich glaube, gib mir meine Erde wieder. Ich fühle, daß ich hier nicht zu Hause bin. Gib mir meine Furchen wieder voll Kot, meine lehmigen Pfade. Das heimische Tal gib mir zurück, wo die Jagdhörner den Nebel aufrühren; die Wagenspur, von wo aus ich mein Abendläuten hörte, die Meute mit den hängenden Ohren. Gib mir meine Angst wieder. Gib mir meinen Schrecken wieder. Gib mir wieder die Erregung, die mich ergriff, wenn plötzlich ein Schuß unter meinem Sprunge die duftenden Minzen hinwegfegte oder wenn im Strauch unter den Quittenbäumen mein Mund an das Kupfer der kalten Schlinge stieß. Gib mir die Wiese wieder, wo du mich entdeckt hast. Gib mir wieder die morgenroten Wasser, aus denen der gewandte Fischer seine Netze schwer von Aalen herauszieht. Gib mir die blaue Nachlese im Monde zurück und mein furchtsames heimliches Liebesspiel in den wilden Ampfern, wenn ich nicht mehr unterscheiden konnte zwischen einem Blumenblatt, das mit Tau überlastet ins Gras glitt, und der rosigen Zunge meiner Freundin. Gib mir, o du mein Herz, gib mir meine Schwäche zurück. Und sage dem lieben Gott, daß ich nicht länger bei ihm leben kann."

„O Graustrumpf," erwiderte ihm darauf Franziskus, „mein Freund, sanfter mißtrauischer Bauer, kleingläubiger Hase, der du lästerst; du konntest deinen Gott nicht finden? so wisse, um diesem Gott zu begegnen, hättest du sterben müssen wie deine Genossen."

„Aber wenn ich sterbe, was soll aus mir werden?" schrie der Strohpelz.

Und Franziskus sagte:

„Wenn du stirbst, wird aus dir dein Paradies."

*

Während sie sich so besprachen, gelangten sie ans Ende des Tierparadieses. Hier begann das Paradies der Menschen. Langohr neigte den Kopf und las über einem Pfahl auf einer blauen, gußeisernen Tafel mit einem Pfeil, der die Wegrichtung anzeigte:

Von Kastetis nach Balansun 5 Kilometer

Der Tag war so heiß, daß die Schrift in dem stumpfen Sommerlicht zu zittern schien. In der Ferne, auf dem Weg, wirbelte der Staub wie im Märchen vom Blaubart, wenn die Schwester fragt: Schwester Anna, siehst du noch nichts? Die silberne Trockenheit, wie war sie prächtig und duftete bitter nach Minze.

Und Langohr sah ein Pferd mit einem Karren herankommen.

Es war ein armseliger Gaul vor einem zweirädrigen Gefährt, und er konnte nur noch im Galopp und ruckweise ziehn. Jeder Schritt erschütterte sein gelockertes Gerippe, daß das Geschirr klirrte, und die helle Mähne flatterte in der Luft, grünlich wie der Bart eines alten Seemanns. Mühsam, als wären es Pflastersteine, hob das Tier seine geschwulstig aufgetriebenen Hufe ...

Da überfiel ein Zweifel, stärker als alle bisherigen Zweifel, die Seele des Hasen und durchbohrte sie.

*

Dieser Zweifel war ein Schrotkorn, das soeben durch den Nacken in das Hirn des Löffelmanns drang. Ein Blutschleier, schöner als der glühende Herbst, schwebte vor seinen Augen, darin die Schatten der Ewigkeit aufstiegen. Er schrie. Die Finger eines Jägers schnürten ihm die Kehle zu, würgten ihn, erstickten ihn. Es verlangsamte sich sein Herz, das ehemals flatterte wie im Wind die bleiche wilde Rose, wenn sie zergeht

um die Stunde, da es Morgen wird und die Hecke die süßen Lämmer liebkost. Einen Augenblick blieb er unbeweglich in der Faust seines Mörders, matt ausgestreckt, lang wie der Tod. Dann schnellte er auf. Seine Klauen krallten vergebens nach dem Boden, sie erreichten ihn nicht mehr, denn der Mann ließ nicht los. Langohr verrann, Tropfen um Tropfen.

Auf einmal sträubte sich sein Haar, und er wurde den sommerlichen Stoppeln gleich, worin er einst gelegen hatte neben seiner Schwester, der Wachtel, und neben seinem Bruder, dem Mohn; gleich auch der lehmigen Erde, die seine Bettlerfüße benetzt hatten; gleich dem Braun, womit die Septembertage den Hügel bekleiden, dessen Gestalt er angenommen hat; gleich der Kutte des Franziskus; gleich der Wagenspur, von wo aus er sein Abendläuten hörte, die Meute mit den hängenden Ohren; gleich dem starren Felsen, wie ihn der Quendel liebt; er glich in seinem Blick, worin jetzt ein Hauch nächtlichen Blaus schwamm, dem gesegneten Rasenplatz, auf dem ihn einst das Herz seiner Freundin im Herzen der wilden Ampfer erwartet hatte; in den Tränen, die er vergoß, glich er dem Engelquell, an dem der alte Aalfischer sitzt und seine Netze ausbessert; er glich dem Leben; er glich dem Tode; er glich sich selbst; er glich seinem Paradies.

Eduard Bernstein:

VÖLKER ZU HAUSE

ERINNERUNGEN

V.*

VOM LEBEN UND TREIBEN IN ZÜRICH

ALS im Jahre 1877 in Berlin das Denkmal des Freiherrn vom Stein enthüllt wurde, hörte ich tags nach der Enthüllung beim Beschauen des Denkmals einen Lehrburschen einen andern fragen: „Du, wem soll denn der da vorstellen?" Worauf die Antwort erfolgte: „Det weeste nich? Det ist der Jeneral Stein".

An diese Unterhaltung ward ich erinnert, als ich auf der Platzpromenade in Zürich vor der Denksäule stand, die ein Reliefbild des ob seiner Idyllen berühmten Dichters Gessner zeigt. Zwei Knaben im Alter von etwa 14 Jahren traten heran. „Du", forschte der eine, „wer isch jetzt auch der da?" „O", kam es zurück, „das isch so e Sängervater gsi".

Prägt sich nicht in diesen beiden Gesprächen ein Stück vergleichender Völkerpsychologie aus? In Berlin mußte es ein General sein, in Zürich war es „so e Sängervater".

In der Tat fällt dem Norddeutschen, der nach Zürich kommt, auf, daß Komponisten und Musikdirigenten bei den Bildsäulen der Stadt am reichlichsten bedacht worden sind. Die Musik spielte eine große Rolle in Zürichs sozialem Leben. Die beiden großen Sängerchöre Zürichs — der gemischte Chor und die Harmonie — erfreuen sich eines weit über die Grenzen der Schweiz hinaus reichenden Rufes, und Zürichs große Musikfeste,

* Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrgang, und die Februar-, März- und Maihefte, 3. Jahrgang.

die für die Stadt jedesmal ein Ereignis sind, an dem alle Welt Anteil nimmt, und das durch Aushängen von Fahnen, Veranstaltung von Umzügen usw. gefeiert wird, ziehen viele auswärtige Gäste von Bedeutung an. Ein zur Zeit meines Züricher Aufenthalts zu Anfang der achtziger Jahre abgehaltenes Sängerfest hatte unter anderen den greisen Franz Liszt an die Gestade des Zürichsees gelockt. Und bekannt ist, welche Rolle Zürich im Leben Richard Wagners gespielt hat.

Vom Militär dagegen merkte man damals wenig in Zürich, und was man davon sah, offenbarte auf Schritt und Tritt, daß man im Lande des Milizsystems sich befand. Außerhalb des aktiven Dienstes trug kein Mensch Uniform. Im Restaurant Kronenhalle fand sich zu einer Zeit regelmäßig gegen Abend ein kleiner Kreis geistig hochstehender Persönlichkeiten zusammen, an deren Tisch ich zuweilen eingeladen wurde. Zu ihnen gehörte unter anderen ein Dozent der Kriegswissenschaften, der zugleich Oberst der Armee war. In seinem Auftreten ließ der Mann nicht im geringsten den Militär durchblicken, so sehr ihn, was das Äußere betrifft, sein hoher Wuchs, und geistig sein großes Wissen auf militärischem Gebiet (er bekleidete später Generalsrang) dazu befähigt hätten. Heute scheint der Militarismus in der Schweiz stärkere Wurzeln geschlagen zu haben. Das kleine Land mit seiner friedliebenden Bevölkerung, die keinen sehnlicheren Wunsch hat, als aus den Welthändeln der großen Nachbarstaaten herausbleiben zu dürfen, ist gegen die Ansteckung durch seine Umgebung nicht völlig gefeit. Um sich dagegen wehren zu können, daß es in den Tanz hineingezogen wird, den der Militarismus der Großmächte zu entfesseln beliebt, zollt es ihm allerhand Tribute. Auch eine Illustration zum Dichterwort, daß der Frömmste nicht im Frieden leben könne, wenn usw.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigte sich davon noch wenig, und so gab es denn auch in der Arbeiterbewegung der Schweiz noch keinen Antimilitarismus. Nur wenige Weiterblickende sahen die verräterischen Wolken am Horizont. Einer von ihnen war der schweizerische Sozialist Karl Bürkli, der überhaupt ziemlich viel von militärischen Dingen

verstand — seine in das Gebiet der Militärwissenschaft gehörende Schrift „Der wahre Winkelried" ist seinerzeit von Hans Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern sehr ernsthaft gewürdigt worden — und dessen Name selten ohne Beifügung seines militärischen Titels „Alt-Landwehrhauptmann" genannt wurde. In unseren Tagen, wo die Vereinigten Staaten von Amerika so nahe daran sind, in die Händel Europas ernsthaft hineingezogen zu werden, mag es interessieren, daß Bürkli damals wiederholt erklärte, es gäbe kein anderes Mittel, die Schweiz vor dem Hineinziehen in diese Händel zu schützen, als daß sie sich unter die Fittiche der großen transatlantischen Republik begäbe und sich für einen ihr zugehörenden Bundesstaat erkläre.

Karl Bürkli war in vieler Hinsicht ein Original. Von Hause aus gelernter Handwerker, war er, wie so viele Schweizer, in jungen Jahren weit in der Welt herumgekommen. Er hatte, dem Sozialismus mit Leib und Seele ergeben, in Paris noch die Vertreter des älteren französischen Sozialismus: Etienne Cabet, Victor Considérant und andere kennen gelernt und sich an einer sozialistischen Kolonialexpedition im Texas beteiligt. Letzteres trug ihm, als er wieder nach Zürich zurückgekehrt war und sich in den politischen Parteikampf stürzte, von einem ihm feindselig gesinnten Pamphletisten eines Tages den Beinamen Alt-Räuberhauptmann ein, den aber seine Freunde willig als passenden Spitznamen für ihn übernahmen, weil dem so Benannten bei allem realistischen Denken doch noch ein Stück Romantik anhaftete. Er war als Sozialist im wesentlichen Schüler Charles Fouriers, teilte mit dem Meister die Eigenschaft, einen scharfen Blick für das Tatsächliche mit einer oft sehr kühnen Phantasie zu verbinden, und glich ihm auch darin, daß ihm die Fähigkeit einer geordneten Darstellung seiner Ideen abging. Er hatte eine sehr schöne Bibliothek, las viel und verarbeitete das Gelesene oft sorgfältig. Aber wenn er entwickeln wollte, dann vollzog sich im Kopfe des Bekenners der Lehre von der Souveränität der Triebe so etwas wie Souveränität der Ideen, und er stolperte leicht über einander ins Gehege kommende Gedanken. Wie fast alle Sozialisten älterer Schule, gab er sich viel mit Theorien

über Geld und Kredit ab, und eine Schrift zugunsten von zinstragendem, auf Grund und Boden fundiertem Papiergeld brachte ihn einst mit uns Sozialisten der Marxschen Schule in heftigen Konflikt. Aber man konnte dem ehrlichen Kauz nicht lange böse sein. Er hatte mindestens das eine für sich, daß er selbst die abstrusesten Gedanken durch drastische Bilder zu beleben wußte. Meldete unser Alt-Räuberhauptmann in der Zürcher Sektion der Internationale sich zum Wort, so konnte man sicher sein, daß er Leben in die Debatte brachte.

*

Zürich hatte nämlich im Jahre 1879 noch eine Sektion der 1872 auf dem Haager Kongreß gesprengten und zwei Jahre darauf entschlafenen alten Internationalen Arbeiterassoziation. Sie pflanzte ihr Dasein als letzte Rose fort, weil ein gewisses Bedürfnis für sie fortbestand. Wo anders sollten sich sonst die Sozialisten verschiedener Nationalitäten, die Zürich beherbergte, zu gemeinsamen Diskussionen zusammenfinden, als in einem internationalen Verein? So überlebte die Zürcher Sektion die Mutterorganisation noch Jahre nach deren Tode und hielt im jetzt verschwundenen „grünen Hüsli" beim untern Mühlensteg ihre Sitzungen; sie tagte, als ich nach Zürich kam, in einer Wirtschaft der Stüssi Hofstatt. Dort lernte ich die ersten deutschschweizerischen Sozialisten in ihrer Heimat kennen und hörte sie sich in einer Sprache ausdrücken, die eine mich fremdartig anmutende Mischung von Schriftdeutsch und schweizerischer Volksmundart war.

Im allgemeinen hörte ich ihnen nicht ungerne zu. Die Sprache hatte etwas Kernhaftes, und die Schweizer unterschieden sich zumeist von den deutschen Sprechern durch größere Kürze und Prägnanz ihrer Ausführungen. Sie ergingen sich in keine große Rhetorik; einer von ihnen, ein recht intelligenter Metallarbeiter, fiel mir dadurch auf, daß er seine Ausführungen, sobald er nach seiner Ansicht das Nötige gesagt hatte, unabänderlich fast rabiat mit den Worten abbrach: „Hab' g'schlosse'."

Stärker als das schweizerische war das slavische Element in

der Züricher Internationale vertreten, voran selbstverständlich die Russen. Doch zählte Zürichs Russenkolonie zu Anfang der achtziger Jahre nur wenige Persönlichkeiten von internationalem Interesse. Die Tage, wo Peter Lawroff die in Zürich studierende sozialistische Jugend Rußlands um sich scharte, waren vorüber. Der gelehrte Verfasser der Historischen Briefe lebte jetzt in Paris und gab dort in seiner bescheidenen Wohnung in der Rue St. Jacques Vorlesungen, zu denen viele studierte Russen in den Ferien pilgerten.

Da die Internationale Sektion irgendwelche praktische Aktion nicht ausüben konnte, war sie als Verein der reine Debattierklub. Man erörterte alle möglichen Fragen der Theorie und spekulierte über die sozialistische Praxis in abstracto. So beschäftigten wir uns an mehreren Abenden mit der von Karl Höchberg im Jahrbuch für Sozialwissenschaft aufgeworfenen Frage, was die Sozialdemokratie zu tun hätte, wenn sie beim gegebenen Stande der Entwicklung plötzlich an die Regierung käme. An einem dieser Abende war auch August Bebel anwesend, der damals noch für seine Türklinkenfabrik reiste und mit diesen Geschäftsreisen Besuche für politische Zwecke verband. Er hörte uns eine Weile zu, zeigte sich aber von dem Gehörten nicht sehr erbaut; namentlich einige Gedanken, die der von Höchberg nach Zürich eingeladene Karl Kautsky und meine Wenigkeit über das nach Lage der Dinge Mögliche entwickelten, hatten ganz und gar nicht seinen Beifall. Sie waren ihm viel zu gemäßigt und würden uns, meinte er, wenn wir in einer Revolution mit so zahmen Vorschlägen aufträten, leicht Bekanntschaft mit der Laterne machen lassen. Trotz Sozialistengesetz war Bebel damals überaus sanguinisch. Die hartnäckige Dauer des schlechten Geschäftsganges ließ ihn hoffen, daß die kapitalistische Gesellschaft sich von dem auf ihr lastenden Druck nicht mehr erheben werde, und mit Windeseile dem Zusammenbruch entgegensteure. Eine falsche Rechnung, die aber dem im schönsten Mannesalter stehenden Politiker die wunderbare Spannkraft verliehen, kraft deren er der Partei in Deutschland damals die unschätzbarsten Dienste leisten konnte.

Dem dahin siechenden Schweizerischen Arbeiterbund, dem die Internationale Mitgliedschaft als Sektion zugehörte, konnte freilich auch er kein Leben einhauchen. Diese großgedachte Verbindung war in der überlieferten Form nicht mehr aufrecht zu erhalten. Mit ihr litt auch ihr Organ, die in Zürich veröffentlichte „Tagwacht", an Blutleere. Die Verhältnisse dieses Blattes waren so proletarisch wie nur möglich. Es ward am Zeltweg in Hottingen-Zürich in einem Häuschen von fast vorsündflutlicher Einfachheit auf einer altmodischen Presse hergestellt, die noch mit der Hand betrieben wurde. Ein mäßig großer Raum, zu dem man auf einer schmalen Treppe emporstieg, diente gleichzeitig als Setzersaal, Maschinensaal und Redaktionslokal — letzteres dadurch, daß in einer Ecke ein Stehpult aus einfachstem Holz und ein ebensolcher Schemel für den Redakteur aufgestellt waren. Im gleichen Raum hielten abends bei sehr bescheidener Beleuchtung der örtliche Ausschuß des Arbeiterbundes und andre Kommissionen ihre Sitzungen ab. Da ich mich sofort nach meiner Ankunft an der Arbeiterbewegung Zürichs beteiligte, habe ich noch an mancher der Ausschußsitzungen teilgenommen, die ob des ganzen Zuschnitts mich stets etwas urchristlich anmuteten. Sehr viel weniger Luxus als bei diesen Sitzungen wird es auch bei den Zusammenkünften der ersten Christengemeinden kaum gegeben haben.

Ein humoristisches Vorkommnis bei einer jener Sitzungen dürfte in seiner urwüchsigen Form nur wenige seinesgleichen zu verzeichnen haben. Ein Delegierter führte heftig Beschwerde über einen in der vorhergegangenen Sitzung gefaßten Beschluß. Es wurde ihm erwidert, er sei es ja gerade gewesen, der das Beschlossene beantragt habe. „Jawohl", antwortete der Gute unerschüttert, „ich habe den Antrag gestellt, das ist richtig. Aber ihr durftet ihn nicht annehmen".

Redakteur oder, wie man sich in der Schweiz ausdrückt, Redaktor der „Tagwacht" war Hermann Greulich, ein geborener Schlesier, der als Buchbindergeselle nach Zürich gekommen war und dort lange Zeit in durchaus proletarischen und selbst unterproletarischen Verhältnissen gelebt hatte. Denn er heiratete

früh, und früh stellte sich auch Kindersegen ein. Und da obendrein auch ältere Anverwandte mitzuernähren waren, ging es im Haushalt des ungewöhnlich begabten Mannes sehr knapp zu, auch mußte Greulich, wenn die Arbeit im Beruf nicht ausreichte, Nebenerwerb suchen, bei dem es nicht wählerisch sein hieß. So hat er zeitweilig als Kaffeeröster auf Taglohn gearbeitet. Auch als er Redakteur der Tagwacht wurde, blieb sein Einkommen proletarisch. Denn das bloß zwei- oder dreimal in der Woche in kleinem Format erscheinende Blatt hatte eine geringe Auflage und konnte daher auch nur ein bescheidenes Gehalt zahlen. Um so größer waren die Anforderungen an den Redakteur, dem neben der Herstellung des Blattes noch allerhand Agitations- und Organisationsverpflichtungen oblagen. Noch fehlte der Arbeiterschaft jeder Maßstab für die Einschätzung schriftstellerischer Arbeit, hinsichtlich derer übrigens auch unter den sogenannten Gebildeten sehr irrige Meinungen verbreitet sind. Kurz, der Kampf ums Dasein wurde unserm Greulich nicht leicht gemacht. Aber er hat sich durchgekämpft, wobei ihm zeitweilig Karl Bürkli helfend zur Seite stand, der seine geistige Begabung voll zu würdigen wusste.

Als ein überaus klarer Kopf verfügte Greulich gerade über die Eigenschaft, die Karl Bürkli fehlte, die Gabe leichtflüssiger und geordneter Darstellung. Einige Broschüren, die er verfaßt hat, sind in dieser Hinsicht wahre Muster, und an manchen Abhandlungen Bürklis war er stiller Mitarbeiter, der ihnen die Form gab. Auch einige der beliebtesten deutschen Arbeiterlieder haben ihn zum Verfasser, darunter das packende, nach der Weise der Wacht am Rhein gesungene : „Es tönt ein Ruf von Land zu Land", das zum Kehrreim das Motto der streikenden Weber Lyons vom Jahre 1831 hat: „Arbeitend leben oder kämpfend den Tod". („Vivre en travaillant ou mourir en combattant".) Heute ist Greulich nach einem Leben voller Tätigkeit einer der Vertreter der Schweizerischen Sozialdemokratie im Nationalrat der Eidgenossenschaft und füllt trotz seines hohen Alters dieses Amt wirkungsvoll aus. Wie nur wenige der aus dem östlichen Deutschland Eingewanderten beherrscht er

das schweizerische Idiom. Es bricht sogar nicht selten bei ihm durch, wenn er zu früheren Landsleuten „schriftdeutsch" spricht.

Dieses völlige Hineinleben in eine fremde Sprache ist kein rein intellektueller Vorgang. Es ist zweifelslos zugleich Ausfluß einer seelischen Eigenschaft — ich möchte sogar sagen, einer Charakteranlage. Nach meinen Beobachtungen findet man es zumeist bei Leuten mit einem starken Anlehnungsbedürfnis. Willenskräftige Menschen können sich selbstverständlich durch Studium gründliche Beherrschung fremder Sprachen aneignen, pflegen diesen aber trotzdem spröde gegenüber zu stehen. Das Aufgehen in eine fremde Sprache, das keineswegs immer mit Eindringen in ihren Geist zusammenfällt, ist in vielen Fällen ein passiver Akt, der durch Einwirkungen des Umgangs herbeigeführt wird, eine Art unbewußter oder halbbewußter Nachahmung, aber kein wahres Erfassen. Daher die Erscheinung, dass wissenschaftlich gebildete Leute beim Gebrauch einer erlernten Sprache oft sich viel schwerfälliger zeigen, als Leute mit nur oberflächlicher Bildung. Solche Leute behalten aber dafür eine ganz andere Herrschaft über die eigene Sprache als Halbgebildete.

Einen Einblick in das Leben und Wesen des Schweizervolkes erhielt ich dadurch, daß ich in Zürich, so lange ich unverheiratet war, stets bei Schweizern wohnte.

Schon meine erste Wirtin überraschte mich eines Tages dadurch, daß sie, eine einfache Frau aus dem Volke, sich neben ihrem Zürichdeutsch auch französisch auszudrücken wußte. Ich wohnte aber zu kurze Zeit bei ihr, um herauszubekommen, wie und wo sie das Französisch erlernt hatte. Anzunehmen ist, daß sie als junges Mädchen längere Zeit in der französischen Schweiz in Stellung war. Ein sehr großer Prozentsatz der Deutschschweizer legt Wert darauf, eine Zeitlang in der welschen Schweiz gelebt zu haben, und ebenso gehen viele junge Leute aus der französischen Schweiz zeitweise in die deutsche Schweiz in Stellung, um des Deutschen mächtig zu werden. Und in bürgerlichen Familien ist es eine weit verbreitete Sitte, die Kinder in jungen Jahren mit Kindern der

gleichen Gesellschaftsklasse aus dem andern Sprachgebiet auszutauschen, damit jedes die Sprache der andern sich im praktischen Gebrauch aneigne. Kommt dann so ein Kind nach vier oder fünf Jahren Abwesenheit wieder nach Hause, so hat es nicht selten die eigene Sprache fast vollständig verlernt und will zuerst nur die andere sprechen. Aber es lernt die Muttersprache schnell zurück, und da es mittlerweile in ein reiferes Alter getreten ist, behält es jetzt neben dieser soviel von der andern Sprache, um sich jederzeit in ihr verständigen zu können. Alles das wirkt zusammen dahin, daß sehr viele Schweizer faktisch zweisprachig sind.

Nach kurzem Logis bei der vorerwähnten Frau in einer der engen Straßen, die vom Limmatquai hinauf zur Niederdorfstraße führen, bezog ich ein Zimmer in dem massiven Gebäude der schönen Bahnhofstraße Zürichs, das den Namen Zentralhof trägt. Es war im vierten Stock gelegen — ich habe beim Wohnen stets hoch hinaus gewollt — aber geräumig und sehr gut ausgestattet. Die Zimmerdecke war so schön getäfelt, daß, als mir Gottfried Kinkel einmal einen Gegenbesuch machte, er beim Eintreten ins Zimmer eine ganze Weile stehen blieb, um die Decke zu bewundern. Meine Wirtin hatte den ganzen dritten und vierten Stock des Hauses gemietet und die Zimmer gut möbliert, um sie so weiter zu vermieten. Sie kam aber, wessen ich später inne wurde, sehr schlecht dabei auf die Rechnung.

Die Frau stammte aus einer Patrizierfamilie des Kantons Bern und war mit allerhand Vorurteilen ihrer Gesellschaftsklasse behaftet. Sie war erzkonservativ, sprach am liebsten zu mir von den Neuenburger Legitimisten, den Pourtalès, den Rougemont und ähnlichen Leuten, war sehr entrüstet über die Mobilisierung vom sogenannten Bürgergut in ihrem Heimatsort und nahm es mit Entsetzen auf, als ich ihr eines Tages auseinandersetzte, sie würde am vernünftigsten handeln, wenn sie die beiden großen Wohnungen aufgäbe, das Mobiliar veräußerte, von dem Erlös ein Ladengeschäft einrichtete und dieses mit ihrer Tochter betriebe. „Wo denken Sie hin? Ein Ladengeschäft halten? Niemals", war ihre empörte Antwort.

Und diese selbe Frau verrichtete im Hause selbst die gröbsten und anstrengendsten Arbeiten, bis sie sich buchstäblich zu Tode gearbeitet hatte. Mit ihrer Tochter, einem harmlos munteren achtzehnjährigen Mädchen, aus dessen braunen Augen viel Schelmerei blickte, besorgte sie die ganze Doppelwohnung allein, nur an ein oder zwei Tagen in der Woche von einer Aufwartefrau bei den gröberen Arbeiten unterstützt. Daß sie sich und ihre Tochter im Hause geradezu zu Mägden der Mieter machte, verstieß in ihren Augen nicht gegen die soziale Ehre, solange nur außerhalb des Hauses das Ansehen gewahrt blieb. Aber sie war grundehrlich und überteuerte ihre Mieter so wenig, daß sie, wie ich ihr einmal bei einer Unterhaltung über ihre Verhältnisse vorrechnete, selbst wenn alle Zimmer vermietet waren und kein Mieter die Miete schuldig blieb, bei dem Vermietungsgeschäft noch über 700 Franken jährlich zusetzte.

Indes gab es stets ein oder zwei unvermietete Zimmer und dazu stets Mieter, welche die Miete schuldig blieben. Dies manchmal in sehr beträchtlichem Umfange, da den Mietern sehr viel gestundet wurde. Überhaupt muß damals in Zürich die Borgerei noch sehr in Übung gewesen sein. Ich bin auf allerhand Fälle unglaublicher Kreditwirtschaft gestoßen. Und vielsagend mit Bezug auf diesen Punkt war der Satz auf einem Schild, das ein sehr angesehener demokratischer Gelehrter und demokratischer Politiker, Professor Salomon Vögelin an seiner Wohnungstür hatte anbringen lassen: „Hier werden keine Bürgschaften gegeben."

Wie oft mußte der Mann angegangen worden sein, für Darlehen zu bürgen, daß er sich entschloß, ein solches Schild vor seine Tür zu setzen. Vögelin war ursprünglich Pfarrer gewesen, hatte als solcher der radikalen Zürcher Reformtheologie gehuldigt und später die Kanzel mit dem akademischen Lehrstuhl vertauscht, auf dem er kritische Religionsgeschichte vortrug. Ein glänzender Redner, der seine Vorträge mit Sarkasmus zu würzen verstand, war er ein geschätzter Mitkämpfer der Züricher Demokratie und stand mit der Arbeiterbewegung in enger Fühlung, auf deren Kongressen er treffliche Referate über Erweiterung

der Fabrikgesetzgebung gehalten hat. Pfarrer und Expfarrer der reformtheologischen Richtung spielten überhaupt in der demokratischen Partei Zürichs keine geringe Rolle. Das Hauptorgan der Partei, der „Winterthurer Landbote", wurde von drei gewesenen Pfarrern, oft als die drei gestrengen Pfarrherren vom Gemsberg bezeichnet, redigiert. Es fehlte auch nicht an ausübenden Pfarrern, die sich geradeheraus als Sozialdemokraten bezeichneten.

Wie war das anders geworden seit den Tagen von 1839, wo ein Petitionssturm der Konservativen und Religionsfanatiker es zu erwirken wußte, daß der an die Universität Zürich berufene David Friedrich Strauß sein Lehramt nicht antreten durfte. Der Verfasser des „Leben Jesu" hat die ihm damals zugefügte Unbill lange nicht verwinden können und sie der Republik auf Rechnung gesetzt. Als er aber in den sechziger Jahren eines Tages als Gast nach Zürich kam, wo ihn seine Verehrer gewaltig feierten, und er nach Tisch mit solchen die Künstlergasse hinauf zum Polytechnikum emporstieg, da packte es ihn doch, der Republik seinen Tribut abzustatten. In der Nähe des nach Sempers Entwürfen errichteten herrlichen Gebäudes blieb er plötzlich stehen und sagte zu seinen Begleitern: „Meine Herren, Sie wissen, ich bin ein strenger Monarchist und werde es bleiben. Aber wenn ich hier das Juwel von Zürich vor mir sehe, wie es von der Höhe herab Zürich beherrscht, dann muß ich doch sagen, wären wir in einer Monarchie, so stünde an dieser Stelle keine Hochschule, sondern entweder ein Schloß oder eine Kaserne."

An schönen Schulgebäuden hat es in Zürich und andern Kantonen der Schweiz sicherlich keinen Mangel. Ich habe selbst in kleinen schweizerischen Dörfern prächtige Schulhäuser gesehen; die Säle der Schulen aber werden in der Schweiz viel häufiger als bei uns Vereinen aller Art für Kongreßsitzungen zur Verfügung gestellt, und die sozialistischen Kongresse machen da keine Ausnahme. Indes sind den Sozialisten in der Schweiz auch schon Kirchenräume für Versammlungen überlassen worden, womit allerdings nur an den Gebrauch angeknüpft wurde, dem die Kirchenräume in frühern Zeitaltern dienten. Und nie ist wohl ein Kirchengebäude für einen würdigeren

Zweck verwendet worden, als am 25. November 1912 das alte Münster der Stadt Basel, in dessen Räumen an jenem Tage die besten Redner der internationalen Sozialdemokratie ihre Stimme für den Völkerfrieden erheben durften. Mitte der achtziger Jahre durften wir in Zürich einen Arbeiterkongreß im Sitzungssaal des Schwurgerichtsgebäudes ahhalten, und der Schreiber dieses, der zu den Vorsitzenden dieses Kongresses gehörte, konnte den Gedanken nicht loswerden: „Wer weiß, ob Du nicht bald einmal auf der andern Seite des grünen Tisches zu stehen haben wirst". Denn ich war zu jener Zeit ein arger politischer Sünder.

*

Im Schulgebäude der Stadt Olten hatte im Jahre 1874 der Kongreß getagt, auf dem der Schweizerische Arbeiterbund geschaffen worden war. Kein Schulsaal war notwendig, als wir uns im Jahre 1880 in der gleichen Stadt Olten, wo die beiden Hauptbahnlinien der Schweiz sich kreuzen, zu einem Kongreß zusammenfanden, auf dem dieser Bund zu Grabe getragen wurde. Ein größeres Zimmer einer Gastwirtschaft genügte, die erschienenen Delegierten zu fassen. Zugleich mit dem Beschluß, den Bund aufzulösen und die Organisation der schweizerischen Arbeiterschaft auf eine neue Grundlage zu stellen, fand auch der Beschluß Annahme, die „Tagwacht" eingehen zu lassen und durch ein Blatt zu ersetzen, für das der Name „Arbeiterstimme" gewählt wurde. Zum Redakteur ward der schweizerische Sozialist Herter ernannt, ein ehrlicher und bescheidener Mann, der sich redliche Mühe gab, das Blatt in die Höhe zu bringen, der aber ebenso wenig wie Greulich das Kunststück fertig bekam, die Ungunst der Verhältnisse zu besiegen. Wie schon früher erwähnt, waren dem Bund und seinem Organ die Rückschläge des deutschen Sozialistengesetzes verhängnisvoll geworden. Speziell der „Tagwacht" war in dem Auslandsorgan der deutschen Sozialdemokratie, das Ende September 1879 in Zürich unter dem Titel „Der Sozialdemokrat" ins Leben trat, eine Art Rivale erstanden, der ihr den geistig regsten Teil der in der Schweiz lebenden deutschen Arbeiter entzog.

Die mit allerhand interessanten Einzelheiten verquickte Geschichte der Gründung des Züricher „Sozialdemokrat" ist schon oft erzählt worden. August Bebel hat ihr im dritten Band seiner Lebenserinnerungen ein langes Kapitel gewidmet, und so will ich sie hier übergehen, so sehr ich selbst bei ihr beteiligt war. Es lag in der Natur der Sache, daß, nachdem dieses Blatt geschaffen war, der Ort seiner Herstellung und Versendung solange zu einem Zentrum der deutschen Sozialdemokratie wurde, als diese kein öffentliches Parteileben entfalten konnte. Um die Redaktion und die Expedition des „Sozialdemokrat" sammelte sich nun ein ein ganzer Kreis von Personen, und an den bedeutenderen Orten der Schweiz wurden auf Anregung von Zürich aus Mitgliedschaften der deutschen Sozialdemokratie gegründet, die sich speziell mit den Angelegenheiten der Partei befaßten.

Redakteur des „Sozialdemokrat" in Zürich war in der ersten Zeit Georg von Vollmar, über dessen hervorragende Persönlichkeit und Bedeutung kein Wort mehr zu verlieren ist. Ihn löste an der Jahreswende 1880/1881 meine Wenigkeit ab, und mir wie vorher Vollmar stand von Deutschland aus Wilhelm Liebknecht als gleichberechtigter Mitarbeiter zur Seite. Die Administration des Blattes und seine Versendung übernahm bald nach dessen Gründung Julius Metteler, seinerzeit mit Bebel, Liebknecht und anderen einer der Mitbegründer der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eisenacher Programms, ein eigener Kopf und beweglicher Geist, dazu durch seine Tätigkeit als Kaufmännischer Leiter verschiedener genossenschaftlicher Unternehmungen ebenso geschäftlich erfahren, wie er sich unter allen Gesichtspunkten als ganz besonders vertrauenswürdig bewährt hatte. Da die Verbreitung des „Sozialdemokrat" in Deutschland alsbald auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden war, mußte seine Beförderung ins Reich auf dem Schmuggelwege geschehen, und ein Stück Schmuggelarbeit war auch die Weiterbeförderung der verbotenen Ware von bestimmten Zentralstellen aus an die vielen Orte, wo der „Sozialdemokrat" bald Leser hatte.

In der Organisation und Leitung dieses Schmuggels hat Metteler, unterstützt durch fähige und hingebende Mitarbeiter,

so Bedeutendes geleistet, daß das Wort großartig keine Übertreibung bedeutet. Ein Wochenblatt, mit bis auf über zehntausend steigender Auflage jahraus, jahrein so sicher über die Grenze und zur Weiterversendung zu bringen, daß es den Bestellern Woche für Woche mit annähernder Regelmäßigkeit eines am Ort erscheinenden Blattes zuging, war eine Aufgabe, von deren Größe sich Uneingeweihte kaum eine rechte Vorstellung machen können. Aber sie wurde gelöst, und der Mann, der Metteler in der Praxis des Schmuggels vorgearbeitet hatte und bis zum Schluß sein energischster Mitarbeiter dabei blieb, Joseph Belli, hat die an Wechselfällen ernster und heiterer Art reiche Geschichte dieser Einschmuggelung des Züricher „Sozialdemokrat" ins deutsche Reich mit lebendiger Anschaulichkeit und viel Humor in einem Büchlein geschildert, daß auch dem Fernstehenden ein Bild von den zu bewältigenden und bewältigten Schwierigkeiten geben wird. Das Buch ist unter dem Titel „Die rote Feldpost und anderes" im Jahre 1912 bei Dietz in Stuttgart erschienen. Den Namen „Feldpost" hatte Metteler dem Stab der vornehmlich unter Bellis Leitung arbeitenden eigentlichen Schmuggler zuerteilt, sie aber tauften Metteler ihren Postmeister, und daraus ist dann später der Beiname „Der rote Postmeister" geworden, unter dem Julius Metteler im Andenken seiner Mitstreiter und Jünger fortlebt. Mettelers im Erdgeschoß eines Eckhauses am oberen Wolffbach in Hottingen bei Zürich gelegene Wohnung aber und im besondern das zu ihr gehörende Expeditionszimmer erhielten den Beinamen „Der Olymp". Denn hier liefen nun die Fäden desjenigen Stücks Leitung der deutschen Sozialdemokratie zusammen, das mit dem „Sozialdemokrat" zusammenhing. Hier auch stiegen zumeist Bebel und Liebknecht, sowie andere in Deutschland selbst wirkende Führer der Partei ab, wenn sie in Parteigeschäften nach Zürich kamen, was jetzt ziemlich häufig der Fall war. Und hier war ferner das Zentrum für die Überwachung und etwaige Entlarvung derjenigen Personen, die sich in den Verdacht der Spitzelei gebracht hatten oder sonst zweideutige Gesellen waren.

Im ersten Lebensjahr des „Sozialdemokrat" war von dieser

Spezies noch wenig die Rede. Dafür war es die Blütezeit einer geselligen Zusammenkunft, die — ich weiß nicht, von wem — in Erinnerung an den Berliner Mohrenklub, von dem im dritten Kapitel dieser Erinnerungen die Rede war, den Namen Züricher Mohrenklub erhielt, und in der es oft sehr heiter zuging. In einem Vereinszimmer der Wirtschaft zum Thaleck in Hottingen fanden sich an einem bestimmten Abend in der Woche der Stab des „Sozialdemokrat", dem ausser Metteler und Vollmar ein nur des Deutschen mächtiger, aber mit rührender Treue der Sache seines Ursprungslandes ergebener Sozialist polnischer Abstammung, Emil Schimanowski, angehörte, der alte Bürkli, Hermann Greulich, Karl Kautsky, meine Wenigkeit und noch einige vertrautere Gesinnungsgenossen deutscher, schweizerischer und slavischer Nationalität, sowie jeweilig anwesende Gäste zu zwangsloser Unterhaltung zusammen, und da die meisten von uns noch diesseits des Schwabenalters waren, wurden gewöhnlich auch allerhand Lieder gesungen und ward viel Scherz getrieben. Metteler war ein sehr guter Gesellschafter, der es unter anderem trefflich verstand, den Dirigenten beim Absingen von Liedern zu machen, die so eingerichtet waren, daß, wer gewisse Vorschriften, wie Auslassung bestimmter Silben oder ähnliches, nicht innehielt, einer — stets gern erlegten — Geldbuße für die Zwecke unserer Partei verfiel. Vollmar, der musikalisch war, begleitete unsern „Gesang" auf dem Klavier oder trug Lieder mit eigener Begleitung auf der Zither vor. Karl Kautsky, gelenkig und überaus erfinderisch, erfreute uns, wenn die Stimmung sehr ausgelassen wurde, durch große Heiterkeit auslösende Imitation von Akrobaten oder als Phantasietänzer. Was meine Wenigkeit betrifft, so will ich August Bebel erzählen lassen. In der Beschreibung, wie lebhaft es im Mohrenklub zuging, wenn Liebknecht und er nach Zürich kamen, sagt er in seinen Erinnerungen:

„Alsdann wurde mit besonderer Andacht das berühmte ‚Lied vom Bürgermeister Tschech' gesungen, der in den vierziger Jahren ein Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. mit ziemlich komischem Ausgang unternommen hatte. Eduard Bernstein

war alsdann der Vorsänger, den Refrain sang der Chor. Diesem Lied folgte das ebenso berühmte „Petroleumlied" und ähnliche Spottgesänge auf die Zustände in Deutschland. Oder Eduard Bernstein und Karl Kautsky — damals die beiden Unzertrennlichen — sangen ein Duett, das Steine erweichen, Herzen brechen machte."

Einen großen Genuß, den er uns immer wieder gewähren mußte, bereitete uns der alte Bürkli mit dem Vortrag einer selbst erlebten Szene aus dem kirchlichen Leben Zürichs. Sie spielt in der alten Kirche von St. Peter, an der noch Lavater gelehrt hatte. Dort amtierte um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein alter Prediger, der dabei unentwegt sein Zürichdeutsch und obendrein im breitesten Züricher Tonfall sprach. Der bekam nun zum Helfer einen in Deutschland ausgebildeten und auf der Kanzel den salbungsvollen Ton der norddeutschen Theologen pflegenden jungen Geistlichen, und wenn die beiden am Schluß des Kirchenaktes, satzweise sich abwechselnd, das evangelische Glaubensbekenntnis verlasen, so gab das einen Zweiklang von großer Komik, was Bürkli meisterhaft wiederzugeben wußte. Dem Leser läßt sich das schwer übermitteln. Indes gibt ihm das Folgende vielleicht eine Idee davon:

Der alte Prediger (mit Kehllaut, breitgezogenen Vokalen und noch breiteren Doppelvokalen): Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erden ...

Der Helfer (salbungsvolles und hochtönendes Schriftdeutsch): Und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn ....

In dieser Weise weiter bis zum Schluß:

Der alte Prediger (wie oben Zürichdeutsch): Ich glaube an den heiligen Gaischt ...

Der Helfer (wie oben norddeutsch): „Eine heilige christliche Gemeinde ...

Der alte Prediger: „Uuferstehig des Flaisches ...

Der Helfer: Und ein äwiges Leben. Amen —"

Zu den slavischen Gästen des Züricher Mohrenklubs gehörten auch einige in Zürich studierende serbische Sozialisten, und diese brachten gelegentlich zwei junge Landsleute mit, die noch

der Prima des Gymnasiums angehörten. Unter der Hand erfuhren wir, daß sie die Söhne eines serbischen Fürsten seien, der seinerzeit als Hochverräter hingerichtet worden war. Es waren die Brüder Nenadowitsch, Vettern des damals im Exil lebenden Prinzen Peter Karageorgewitsch, und der eine von ihnen, der später in Wien als Arzt lebte, hat denn auch bei den Aktionen, die 1903 Peter auf den Thron von Serbien brachten, eine hervorragende Rolle als Mittler gespielt. Ob er auch mit dem Mordanschlag auf den König Alexander und dessen Frau zu tun hatte, entzieht sich meiner Kenntnis. Von dem Sohn eines Mannes, den der Vater Alexanders hatte enthaupten lassen, würde man es schließlich begreifen. Als ich ihn kannte, fielen er und sein Bruder mir nur durch ihr bescheidenes zurückhaltendes Benehmen auf.

Es wird behauptet, daß eines Tages Peter Karageorgewitsch selbst im Mohrenklub erschienen sei. Möglich ist es angesichts des Vorangeschickten gewiß, doch ist mir damals nichts davon zur Kenntnis gekommen. Es hätte auch schwerlich irgend welchen Eindruck auf mich gemacht. Als mir im Jahre 1883 der eine der Nenadowitsche beim Begegnen auf der Straße mit freudestrahlendem Gesicht von der Verlobung seines Vetters Karageorgewitsch mit einer Tochter des Nikolaus von Montenegro Mitteilung machte, entlockte mir dies nur eine konventionelle Bemerkung. Die Hoffnungen der Karageorgewitsche waren mir Hekuba. So sehr mir auf Grund der Schilderungen serbischer Sozialisten Milan Obrenowitsch, der damals auf Serbiens Thron saß, zuwider war, so gleichgültig wäre mir seine Entthronung gewesen, wenn sie lediglich zu einem Wechsel der Dynastien geführt hätte. Auch spielte Serbien damals für die große Weltpolitik eine wesentlich andere Rolle, als sie die Geschichte ihm später zugeschoben hat. Den nationalen Befreiungsbewegungen der Serben, wie auch der Bulgaren, stand ich aber mit ungleich größerer Sympathie gegenüber, als damals die Mehrzahl meiner deutschen Genossen.

Im ganzen zählte der Mohrenklub nur wenige Slaven zu seinen Besuchern. Anfang der achtziger Jahre, nachdem die Sektion der Internationale entschlafen war, schufen Studierende slavischer Zunge sich in Zürich einen Verein „Slavia", der, wie schon sein Name sagte, Slaven ohne Unterschied der besonderen Nationalität umfaßte, und dem, wenn er sich auch offiziel politisch farblos hielt, das demokratische und sozialistische Element die Farbe gab. Ich habe seinen Gründungsversammlungen beigewohnt und, da die Vereinssprache deutsch war, auch später ihm gerne Besuche abgestattet. Es interessierte mich, das Verhalten der Slaven untereinander zu beobachten, und ich muß sagen, daß es auf mich einen durchaus günstigen Eindruck machte. Namentlich vermieden es die Russen sehr taktvoll, von der Tatsache, daß sie die große Mehrheit bildeten, irgendwelchen Gebrauch in der Gestalt von Überstimmungen zu machen. Sie zeigten sich von allen Teilnehmern am wenigsten „national". Aber auch die andern Slaven stellten die Kameradschaft in die vorderste Reihe. Als im Herbst 1885 der von König Milan und dessen Hintermännern angezettelte serbisch-bulgarische Krieg ausbrach, fraternisierten auf einem gerade veranstalteten Fest der Slavia die einberufenen serbischen und bulgarischen Studenten in sehr ansprechender Form demonstrativ miteinander. Auf die Dauer war der Verein indes nicht aufrecht zu erhalten. Die russischen Sozialisten hielten eigene, sich endlos hinziehende Versammlungen zur Erörterung ihrer internen politischen Gegensätze ab, eine russische Bibliothek mit Lesezimmer ward gegründet, und so blieben immer mehr Russen von der Slavia fort. Die nichtrussischen Slaven waren jedoch noch zu schwach vertreten, um allein einem Verein die Lebenskraft zu sichern.

Vom Durchschnitt der damaligen deutschen Studentenschaft unterschieden sich die slavischen Studenten, die ich kennen lernte, durch ihre große Mäßigkeit im Genuß alkoholischer Getränke und ihr Interesse für alles, was Demokratie hieß. Allerdings mußte man sie als eine Art Auslese aus der Masse der Studierenden ihrer Heimatländer betrachten. Aber was sie

mir von den Zuständen an den heimischen Hochschulen erzählten, ließ erkennen, daß ihre Lebensführung keine sehr wesentlich andere, als die dort übliche war. Unzweifelhaft hatte bei diesen Völkern die Ideologie einen stärkeren Einfluß auf die akademische Jugend als in dem Lande Kants und Schillers. Bei den deutschen Studenten Zürichs überwog in bezug auf fast alles, was über ihr Fach hinausging, jener Geist, wie er aus den jetzigen politischen Kundgebungen deutscher Gelehrter spricht, und den man nicht gerade Ideologie nennen kann.

So mäßig aber meine slavischen Bekannten beim Bier waren, so unmäßig waren sie — oder wenigstens die Russen — im Genuß von Tee und Rauchen von Zigaretten. Nur tranken sie den Tee in recht dünnem Aufguß, und die Zigaretten pflegten sie sich selbst zu drehen. Aber der Menge nach war der Verbrauch des Aufgusses ein gewaltiger, und selten war ich mit Russen zusammen, ohne daß sie, sei es drehend oder rauchend, mit „Papyrossi" sich beschäftigten.

Zu einer ernsthaften politischen Intimität kam es zwischen einigen Russen und uns. Besondere Freundschaft schlossen Kautsky und ich mit Paul Axelrod, der im Verein mit Georg Plechanow und Vera Sassulitsch Begründer der ausgesprochen marxistischen Fraktion der Sozialisten Rußlands war, und bei Axelrod lernte ich neben den Genannten auch dessen Landsmann Leo Deutsch, den Verfasser von „Sechzehn Jahre in Sibirien" (Dietz, Stuttgart) kennen, kurz bevor er infolge irgend einer Denunziation auf einer Reise durch Deutschland in Freiburg im Breisgau verhaftet, von der badischen Polizei der preußischen und von dieser an Rußland ausgeliefert wurde. Deutsch war damals ein noch ziemlich junger Mann, der sich lebensfreudig und willenskräftig gab. Als ich ihn zwanzig Jahre später nach seiner Rückkehr aus Sibirien wiedersah, war er über seine Jahre gealtert und saß meistens still in sich gekehrt da. Wer ihn denunziert hatte, ist unermittelt geblieben, obwohl sich Julius Metteler alle Mühe gab, es herauszubekommen, und die Ausfindung von Polizeispionen war Mettelers besondere und eifrig betriebene Kunst, man könnte beinahe sagen, sein Sport. Noch

vor Deutschs Verhaftung war unserer Genossenschaft auf diesem Gebiete ein großer Fang gelungen, dessen Bekanntgabe seinerzeit erhebliches Aufsehen erregte. Die Geschichte führt uns in das Lokal zurück, wo der Mohrenklub zusammenkam und an das sich eine besondere Erinnerung knüpft, die hier erwähnt werden mag, wenngleich August Bebel sie schon in der Geschichte seines Lebens mitgeteilt hat. In das Haus zum Thaleck an der Ecke des Zeltwegs und der Steinwiesgasse, wo in der unten gelegenen Wirtschaft der Mohrenklub sich versammelte, zog zur Zeit, von der hier die Rede ist, Zürichs berühmter Dichter Gottfried Keller ein. Als nun eines Abends Paul Heyse bei Keller zu Besuch war und aus den Parterreräumen lauter „Gesang" zu ihnen herauftönte, fragte Heyse, wer denn da unten so lärme. „Das sind de Sozialdemokrate", antwortete Keller in halbem Züricheutsch. Worauf der Dichter der „Kinder der Welt" sich hinstellte und sofort mit komischem Pathos deklamierte:

„Dort unter der Schwelle
Brodelt die Hölle."

Obwohl ich leicht Gelegenheit dazu hätte haben können, Keller persönlich kennen zu lernen, da der mir befreundete Reinhold Rüegg sehr freundschaftlich zu ihm stand, habe ich mir das entgehen lassen. Nicht aus mangelndem Interesse für ihn, sondern infolge einer Charakteranlage, die mir auch in anderer Hinsicht oft im Wege gewesen ist. Eine eigentümliche Scheu hielt mich davon ab, Personen von Bedeutung mich vorstellen zu lassen, wenn ich nicht politisch mit ihnen zu tun hatte. Ich konnte das Gefühl nicht loswerden, daß ich ihnen persönlich nicht genug brächte, um die Einführung zu rechtfertigen. Aus diesem Grunde habe ich unter anderem es damals geradezu vermieden, mit zwei Gelehrten von großem Ruf, die in Zürich lebten und die meiner Familie nahe standen, dem Physiologen Ludimar Hermann und dem Chemiker Victor Meyer, in Beziehung zu treten, obwohl ich, was letztgenannten betrifft, für sein Genie und seine geradezu bezaubernde Persönlichkeit die größte Bewunderung empfand. Vielleicht auch gerade deswegen.

Aber wenn ich den Dichter des „Grünen Heinrich" nie gesprochen habe, so habe ich ihn wenigstens oft genug gesehen. Eine Zeitlang pflegte Gottfried Keller gelegentlich auf seinem Heimweg in der an der Grenze von Zürich und Hottingen gelegenen Wirtschaft zum Pfauen einzukehren. Dort saß er dann mutterseelenallein und trank seinen Schoppen Bier oder Wein. Das gleiche tat in einiger Entfernung ich, da auch mir die Wirtschaft bequem am Nachhauseweg lag, und so hätten wir beide die berühmte Epopée vom Bauer und der alten Eule aufführen können — „der Bauer sah die Eule an, und die Eule sah den Bauer an" — wenn das Interesse ein gegenseitiges gewesen wäre.

„Seinen Schoppen" muß indes bei Keller nicht zu buchstäblich genommen werden, denn er war, wie die meisten Züricher, ein herzhafter Trinker. Wenn ich ihn aus der Wirtschaft heimwandeln sah, hatte ich nicht selten den Eindruck, als ob er stark geladen hätte. Es wird von ihm in Zürich eine Anekdote erzählt, die wohl auch irgendwo schon dem Druck übergeben worden ist: Keller wollte einmal spät abends aus dem Wirtshaus in seine eben erst bezogene Wohnung zurück und war des Weges nicht sicher. So rief er einen Vorübergehenden an: „He, chönnet Ihr mir nit sage, wo-n-ich wohn?" Der Vorübergehende sah ihn erstaunt an: „Der Tuusig, Ihr seid ja der Gottfried Keller!" Keller aber wurde böse: „Dummer Chaib! Han ich Eu gfraget, wer ich bin? Ich han Eu gfragt, wo-n-ich wohn'."

Man hat das dem Dichter nicht zur Unehre nacherzählt. Denn Trinken und angetrunken sein galt in Zürich für etwas durchaus Rechtschaffenes. So riet mir einmal mein Züricher Arzt als Mittel gegen den mich gerade quälenden Schnupfen, abends vor dem Einschlafen sechs Glas starken Grog zu mir zu nehmen, und fügte hinzu: „Ich tue das auch öfters prophylaktisch". Starke Trinker waren übrigens auch mein Landsmann Beust und seine Söhne. Der Jüngere versuchte einmal, unseren Wilhelm Liebknecht unter den Tisch zu trinken. Aber der Alte war wetterfest, und das Gefecht blieb unentschieden.

Mir selbst ist der Züricher Weindurst versagt geblieben, obwohl ich mehrere Jahre an der Quelle saß. Ich wohnte bei einem guten Gesinnungsfreunde, der für ein großes ungarisches Weinhaus reiste, und da mein Verhältnis zu ihm und seiner Familie ungemein freundschaftlich war, wurde mir Wein in Fülle geboten. Ich habe indes nur wenig Gebrauch davon gemacht.

Überhaupt lebten gerade die Matadore des Mohrenklubs äußerst mäßig, was nicht nur daran lag, daß wir, mit Ausnahme Höchbergs, der aber bloß Gastrollen bei uns gab, alle nur über schmale Mittel verfügten. Vollmar, der viel vertragen konnte, trank im Hause gar nicht und im Wirtshause wenig. Metteler rührte keinen Tropfen Alkohol an, Kautsky tat es ihm am liebsten nach, ebenso Karl Höchberg, und wessen ich mich an nennenswerten Leistungen auf diesem Gebiete rühmen konnte, gehörte damals schon der Vergangenheit an. So daß, da Vollmar, Kautsky und ich obendrein auch nicht rauchten. Benoit Malon, der im Sommer und Herbst 1879 in Zürich wohnte, in der Vorstellung, die er sich als Franzose von der Besonderheit der Deutschen gemacht hatte, durch uns vollständig erschüttert wurde. Sein Bild von einem Deutschen war ein Mensch gewesen, der furchtbar rauchte und Unmassen Bier vertilgte.

*

Und nun zum Spitzelfang zurück. Eines Tages im Jahre 1884 erschien in der Wirtschaft zum Thaleck ein Kaufmann, Elias Schmidt, aus Dresden und stellte sich dort verkehrenden Sozialisten als Gesinnungsgenossen vor. Er hatte, erzählte er, im Geschäft Bankerott gemacht und sich nun mit dem Rest des Seinigen geflüchtet. Von Gesinnung sei er mit Leib und Seele Sozialist, was er durch sehr radikale Redewendungen zu bekräftigen suchte. Daneben machte er gute Zeche und war mit dem Traktieren recht freigebig. Wir älteren Parteigenossen merkten ohne weiteres, daß mit dem Sozialismus des Mannes nicht viel los war, so daß er an uns nicht heran konnte. Nur auf eine Anzahl jüngerer Sozialisten, darunter den sehr naiven Wirt des Thaleck, den schweizerischen Sozialisten J. Obrist, machte

er mit seinem Radikalismus und seiner anscheinenden Gutmütigkeit einigen Eindruck, so daß unsere Warnungen, sich nicht mit ihm einzulassen, bei ihnen auf unfruchtbaren Boden fielen und sogar von etlichen als ungehörige Bevormundung zurückgewiesen wurden. Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, ist damals im Thaleck das Wort Olymp für unser Hauptquartier am Oberen Wolffbach geschmiedet worden. Jedenfalls ist es zuerst von Leuten gebraucht worden, die, ohne Titanen zu sein, Ursache hatten, dem Hauptquartier zu zürnen. Es gab recht böse Worte, und wir fingen an, das Lokal zu meiden.

Endlich schöpfte aus einem nicht weiter zu erwähnenden Grunde auch der gute Obrist Verdacht und rückte mit noch einem Genossen dem Schmidt auf den Leib, Willig ließ der Biedermann sein Zimmer durchsuchen, wo sich auch in der Tat nichts vorfand, das erlaubt hätte, auf Spitzelei zu schließen. Als man aber darauf bestand, auch den Inhalt seiner gefüllten Rocktaschen zu durchsuchen, ward er blaß und bekundete plötzlich einen unaufschiebbaren Drang nach einem unnennbaren Ort. Man ließ ihn gewähren, merkte aber, als er zurückkam, daß, was er dort erleichtert hatte, eben seine Taschen waren. Weitere Nachforschungen lieferte in wenig appetitlicher Umhüllung ein ganzes Bündel Briefe, die nicht appetitlichere Korrespondenz des Schmidt, die dessen Spitzeltum außer jeden Zweifel stellte, in die Hände der Untersucher. Der edle Bankrotteur hatte mit dem Chef der Dresdener Kriminalpolizei in lebhaftem Briefwechsel gestanden und, da er von diesem nur mäßige Bezahlung erlangen konnte, auch sich der Berliner und Stuttgarter Polizei angeboten und mit dem in Mülhausen im Elsaß stationierten und offenbar mit dem Geheimdienst im Schweizer Gebiet betrauten Polizeikommissar Kaltenbach Verbindung angeknüpft. Die Briefe des Genannten an Schmidt wurden, sorgfältig gereinigt, dem von Metteler angelegten Spitzelarchiv der Sozialdemokratie einverleibt, ihr Inhalt aber ward mit gebührenden Kommentaren in einer Broschüre veröffentlicht, die im Verlage der Volksbuchhandlung Hottingen-Zürich unter dem Titel „Die deutsche Geheimpolizei im Kampfe mit der Sozial-

demokratie" erschien. Sie ist längst vergriffen und nur noch hier und da in Bibliotheken zu haben, hat aber nicht jedes Interesse verloren. Man erhält durch die Briefe interessante Einblicke in den Verkehr der Geheimpolizei mit ihren Agenten. Im allgemeinen ist er durch das Sprichwort bezeichnet: „Man liebt den Verrat und verachtet den Verräter." Deutlich tritt die Tendenz hervor, die Spitzel möglichst kurz zu halten und gewissermaßen nach dem Stück zu bezahlen. Je mehr und je wichtigere Anzeigen, um so besser die Bezahlung und umgekehrt. Ein bequemes und, rein kommerziell betrachtet, auch rationelles System, das aber auf die Menschen, gegenüber denen es angewandt wird, die verderblichste Wirkung ausübt.

Es ist das beste Mittel, aus dem Spitzel einen Lockspitzel — oder wie man das Wort agent provocateur sonst übersetzen will — zu machen. Um seine Bezüge nicht zu verlieren, sondern sie womöglich noch zu steigern, geht der nach dem Stück bezahlte Spitzel, wenn ihm der Berichtstoff ausgeht, leicht dazu über, sich solchen zu „machen", das heißt, die Leute, die er ausspioniert, nach Möglichkeit zu Handlungen zu veranlassen, welche sie sonst nicht begingen. Selbst Agenten der Polizei, denen eine feste Löhnung ausgesetzt ist, unterliegen dieser Versuchung. Denn da sie nicht in einem Beamtenverhältnis stehen, sondern jederzeit gewärtig sein müssen, daß ihnen ihr Dienst gekündigt wird, heißt es auch für sie, darauf Bedacht nehmen, daß sie *gute* Berichte liefern können.

Für diese depravierende Wirkung des Systems der politischen Geheimpolizei kamen im Laufe der Jahre Beispiele der verschiedensten Art zu unserer Kenntnis, darunter einige wahrhaft erschütternder Natur. Denn nicht immer war der Kundschafter der Polizei von vornherein ein Verräter. Mancher hatte sich usprünglich zu anscheinend harmloser Berichterstattung oder mit inneren Vorbehalten anwerben lassen, die sein politisches Gewissen ihm vorschrieb, und ward sich erst später inne, daß er der Gefangene eines Systems geworden war, das für seine Werkzeuge keinen moralischen Aufstieg kennt. Erlahmte er unter dem Druck dieser Erkenntnis in seinem Eifer, so ließen

seine Brotgeber ihn kühl fallen, und das nicht immer sehr sanft. Es kamen Beispiele vor, wo man sich schwer dem Verdacht verschließen konnte, daß Obere einen unbrauchbar gewordenen Agenten selbst der Gegenpartei in die Hände gespielt hatten. Wie das auf andern Gebieten der Spionage ja auch vorkommt.

Je mehr die Verbreitung des „Sozialdemokrat" wuchs, um so stärker mehrte sich auch das Personal der Polizisten und Polizeiagenten, deren Mission es war, den Schleichwegen des Schmuggels und den verschiedenen Verbreitern auf die Spur zu kommen. In den Zentren der Bewegung im Reiche selbst ward nach Kräften gespitzelt, in den Grenzgebieten Deutschlands nach der Schweiz zu wurde die Überwachung verschärft, und in Zürich suchten immer zweifelhaftere Gestalten sich an die Vertrauensmänner der Partei heranzudrängen. Selbstverständlich wäre nichts vorteilhafter gewesen, als in der Zentrale Einblicke in das System des Vertriebs und seine Hauptadern zu erhaschen, da man damit die Schlüssel zu allen weiteren Verbindungen in der Hand gehabt und die Möglichkeit gewonnen hätte, immer wieder den ganzen Organismus durch Schläge an bestimmten Stellen lahm zu legen. Indes trotz aller Bemühungen haben es die Sendboten und freiwilligen Zuträger der Polizei nie erreichen können, diese Aufgabe zu lösen. Der „Olymp" erwies sich ihnen allen als unzugänglich. Dagegen konnte der „Sozialdemokrat" immer wieder Entlarvungen von Spitzeln zur Kenntnis bringen.

Und nicht nur Spitzel mußten abgewehrt werden. An jede äußerste Opposition drängen sich, namentlich wo sie vom Ausland her wirkt, Leute heran, die irgend einen persönlichen Groll zu befriedigen haben oder von Abenteurerdrang getrieben werden, es einmal mit dem politischen Umsturz zu versuchen. Sie werden dadurch gefährlich, daß sie meist einen unbändigen Tatendrang entfalten, der sich in allerhand tollen, die Bewegung nur bloßstellenden Projekten Luft macht. Der literarische Kampf kann ihnen nicht persönlich genug, der politische nicht wild genug geführt werden, bis — ihr Zorn verraucht ist oder ihrer Abenteurerlust sich ein anderes Feld der Betätigung darbietet und

sie dann den Beruf in sich fühlen, aus Umstürzlern zu Rettern des Vaterlandes zu werden.

Ein mustergültiges Exemplar dieser Gattung war ein Hauptmann a. D. von Ehrenberg, der sich um die Mitte der achtziger Jahre bei uns in Zürich einfand. Der Mann war nicht unbegabt, aber von einem rasenden Ehrgeiz und Rachedurst besessen. Er behauptete, ein Sprößling aus dem Geschlecht der Zähringer und in dieser Eigenschaft legitimer zu sein, als die regierende Familie des badischen Herrscherhauses. Als Militär hatte er sich im deutsch-französischen Krieg Auszeichnungen erworben, später aber sich durch eine Schrift gegen den Paradedrill und ähnliches mißliebig gemacht, sechs Monate Festungshaft aufdiktiert bekommen, die er in Wesel absaß, und nach deren Verbüßung den Abschied erhalten. Nun brütete er Rache, und da er sie in der süddeutschen Volkspartei, der er sich zuerst zuwandte, nicht befriedigen konnte, sollte die Sozialdemokratie ihm dazu Vorspann leisten.

Er kam nach Zürich, und da er von einem vertrauenswürdigen Genossen eine Einführung erhalten hatte, fand er Zulaß am Oberen Wolffbach. Auch war der erste Eindruck kein ungünstiger. Als kleiner, schlank aber kräftig gebauter Mann trat er zunächst sehr bescheiden auf und ließ sich anscheinend ohne großen Widerspruch etwas sagen. Als ich ihm z. B. auf seine Bemerkung, er gedenke unseren Arbeitern in Zürich kriegswissenschaftliche Kurse zu geben, erwiderte, ich könne ihm nicht dazu raten, was für die Arbeiter davon in Betracht käme, würde ihnen ja doch beim Militär schon beigebracht, schwieg er sofort. Tatsächlich aber bedeutete sein Schweigen alles, nur nicht Zustimmung. Vielmehr hatte ich es mit dem Einwurf ein für allemal bei ihm verdorben. Was er plante, war, sozialistischen Arbeitern die Wissenschaft des Putsches beizubringen. Daraus ist in der Weise, wie er sich das wohl gedacht hatte, nichts geworden, wenn sich auch schließlich ein paar unruhige Geister fanden, denen ein Mentor seines Schlages gerade gefehlt hatte. Außerdem veröffentliche er die Anweisungen für den Putsch, die er dem „Sozialdemokrat" zugedacht hatte,

unter der Firma von „Ratschlägen für die Verteidigung Zürichs im Falle einer feindlichen Invasion" in der Züricher „Arbeiterstimme". Die Artikel verraten den sachkundigen Militär, sie verraten aber auch einen hämischen Geist, dessen Phantasie in Brutalitäten schwelgt. Und daß die Brutalität bei ihm nicht nur Phantasie war, hatte sich, wie wir später erfuhren, beim Militär in seinem Verhalten den ihm untergebenen Soldaten gegenüber kundgetan und zeigte sich nun in der rohen Art, wie er seine Frau, ein sehr hübsches und liebes Persönchen, terrorisierte. Dabei war er Vegetarier und glaubte als richtiger Phantast seine Hinneigung zum Proletariat dadurch bekunden zu müssen, daß er die Gärtnerei erlernte und in einem kleinen Anwesen, das er gepachtet hatte, mit Vorliebe grobe Erdarbeiten verrichtete. Indes dauerte diese Demonstration seiner Volksfreundlichkeit nicht allzulange. Eines Tages erhielten wir von einem in Paris lebenden Sozialisten ungarischer Nationalität das Stück eines von Ehrenbergs Hand geschriebenen Flugblatts, worin heftig gegen den Züricher „Sozialdemokrat" losgezogen wurde, der durch seine unerhörte Mäßigung die Partei korrumpiere — dies zu einer Zeit, wo tatsächlich der „Sozialdemokrat" bei der Mehrheit der Führer der Partei in Deutschland als die Stimme der radikalen Opposition der Partei in höchster Ungnade war. Aber damit nicht genug, hatte der Hauptmann, während er auf der einen Seite mit den Anarchisten in Verbindung getreten war, gleichzeitig versucht, mit den um den General Boulanger gruppierten französischen Revancheleuten politische Geschäfte zu machen. Er hatte ihnen mitgeteilt, daß er den Plan der Festung Wesel in der Hand habe, durch seinen Einfluß auf die Sozialdemokratie in der Lage sei, eine Erhebung ins Werk zu setzen und im gegebenen Fall diese Festung zu nehmen, und hatte als Kosten für die Vorbereitungen, die er auf Wunsch treffen werde, eine fabelhafte Summe Geldes genannt. Indes scheint man in Paris auf sein Angebot nicht eingegangen zu sein, zumal man durch Mittelspersonen in Erfahrung gebracht hatte, wie es in Wirklichkeit mit des Hauptmanns Einfluß auf unsere Partei stand.

Auch hatten wir Personen, die an einzelne von uns mit der Frage herangetreten waren, wie sich die deutsche Sozialdemokratie in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich verhalten würde, in keinem Zweifel darüber gelassen, daß, wenn Frankreich Krieg anfinge, es trotz Sozialistengesetz und unbeschadet unserer Stellung zur elsaß-lothringischen Frage, die deutsche Sozialdemokratie zu Gegnern haben würde. Ob Ehrenberg davon erfahren hat, weiß ich nicht, war es der Fall, so würden die Beschimpfungen, mit denen das erwähnte Flugblatt insbesondere den Schreiber dieses bedachte, ihre guten Gründe gehabt haben.

Aus dem französischen Geschäft wurde nichts, statt dessen nahmen die Schweizer Behörden, die von der Sache Wind bekommen hatten, nun den Mann aufs Korn, da seine Treibereien nach ihrer Ansicht die Neutralität der Schweiz zu kompromittieren drohten. Ehrenberg wurde als der politischen Spionage verdächtig in Untersuchungshaft genommen, und — siehe da — unter seinen beschlagnahmten Papieren fand sich unter anderem das Konzept eines Berichts an die *deutsche Gesandtschaft* in Bern, worin über die im Stabe des „Sozialdemokrat" tätigen Personen und deren Gepflogenheiten Angaben gemacht wurden und der Schreiber sich anbot, eines Sonntagnachmittags, wenn Metteler mit Frau den gewohnten Spaziergang in die Umgebung Zürichs mache, in dessen Wohnung einzubrechen und alle wichtigen Briefe und Adressenlisten zu stehlen. Der Idealist und Tyrannenhasser war vorsichtigerweise eine politische Rückversicherung eingegangen.

Beim Verhör zeigte er sich in Ausflüchten überaus gewandt, gebrauchte aber wiederholt eine so obszöne Sprache, daß ihn der verhörende Polizeihauptmann Fischer ermahnen mußte, wenn nicht auf ihn, so doch wenigstens auf den Protokollführer Rücksicht zu nehmen. Als man ihm eines Tages gestattete, zum Wechseln der Kleidung in Polizeibegleitung einen Besuch in seiner Häuslichkeit zu machen, nahm er diese Gelegenheit wahr zu entwischen, floh nach Deutschland, schrieb dort ein giftiges Buch über die Demokratie in der Schweiz, wurde auch

in Deutschland verhaftet, verstand es dort gleichfalls zu entfliehen und tauchte schließlich eines Tages im Transvaal auf, wo er zur Zeit des Burenkrieges wieder eine zweideutige Rolle gespielt zu haben scheint.

Wäre der Mann nicht so voller kleinlicher Bosheit gewesen, so würde er immerhin mit seinen vielen Streichen den Mittelpunkt eines Spionenromans haben abgeben können. Aber es fehlte ihm jede menschlich versöhnende Eigenschaft, ohne die wir uns einmal für niemand interessieren können. Außer seinen durchaus in perönlichem Ärger wurzelnden Rachegelüsten hatte Ehrenberg nichts von einer Leidenschaft an sich, war er Berechnung bis ins Kleinste hinein. Ob er jemals ein Spitzel im genauen Sinne dieses Wortes war, ist zweifelhaft. Nicht aber zweifelhaft ist, daß er der Gattung der skrupellosesten Verräter angehörte.

Das gleiche kann man jedoch bei weitem nicht von all den Leuten sagen, die als Spitzel auf unsere schwarzen Listen gekommen sind. Es waren Persönlichkeiten darunter, von denen man Grund hat, anzunehmen, daß sie bewußt keinen Sozialisten ans Messer geliefert haben, andere, die unter dem Beruf, dem sie verfallen waren, wirklich seelisch gelitten haben. Das Kapitel der Spitzel und Spitzelentlarvung gehört zu den an Tragik reichsten Abschnitten der Geschichte des Zürcher „Sozialdemokrat". Unvermeidlich war es, daß bei der zunehmenden Intensität des Kampfes mit den Polizeiwerkzeugen gelegentlich Personenverwechslungen unterliefen und vor Leuten gewarnt wurde, die sich Unvorsichtigkeiten, aber keine absichtliche Angeberei hatten zu Schulden kommen lassen. Eine Warnung im „Staatsanzeiger", wie der „Sozialdemokrat" von den Genossen im Reich genannt wurde, hieß aber unter Umständen Ächtung, und mancher Schmerzensschrei von Leuten, die uns heilig beteuerten, daß sie zu Unrecht in Verdacht gekommen, hat mir schlaflose Nächte verursacht. Diese Kehrseite unseres Kampfes vergessen nur zu leicht diejenigen, denen die Zeit des Sozialistengesetzes heute aus der Entfernung romantisch verklärt erscheint.

Peter Baum:

AUS SEINEN WERKEN

Peter Baum, der kürzlich, fünfundvierzigjährig, vor Verdun gefallen ist, hinterläßt vier Bücher. Es erschienen: die Gedichte „Gott und die Träume" 1902 bei Axel Juncker, die Novellen „Im alten Schloß" 1908 bei Paul Cassirer, die Romane „Spuk" 1905 bei der Deutschen Verlagsanstalt Concordia und „Kammermusik", das reifste Werk, 1914 — kurz vor Ausbruch des Krieges — im Hyperionverlag.

WINTERMORGEN

Droben, wo sie schliefen,
Wachen Wolken auf,
Tuen ihre Tiefen
Allem Lichte auf.

Selige Fernen grüßen sich
Blauen Auges, still.
Eine Sehnsucht, die nicht reden will,
Überschüttet mich.

Wie des Frühlings Raunen
Über Wälderschnee
Duftet durch das Weh
Ein entzücktes Staunen.

NEIN!

Nein! ich schwamm durch deine Nebelstunden,
Hörte selber das losgekettete Kreischen —
All das Höllengetümmel von dunklen Hunden
Dich zerfleischen.

Aber ich weiß deine rauhen Klüfte,
Deine steinernen Felsen zu rühren.
Glühend will ich bei deinen Todesgöttern
Meinen Sonnenaufgang schüren.

Ja, wir steigen! Wie aus dunklem Frohne
Meine Sonne durch die Himmel siedet,
Und meine sonnengoldne Krone
Ist aus Quadern des Lichts geschmiedet.

DU!

Du! Ich werde dich doch als Beute davontragen,
Meine bösen Stunden mußt du büßen
Und mit zagen, süßen
Worten mir von deiner Liebe sagen.

Warte, bald ducke ich mich, und dann packe ich dich —
Alle Nächte liege ich auf der Lauer.
Ein langes Meer von Trauer
Schüttete Wildheit in mich.

WENN OFT ICH STAUNE

Wenn oft ich staune, daß ich nicht
Wie jener Baum im Winde bebe,
Daß selbst ich Stirn und Arme hebe
Und wandle wie das Sonnenlicht —

Dann ist ein Lachen über mir,
Und staunend fühl ich, wie mich biegt
Und auf und nieder wiegt
Das helle Lachen über mir.

WENN FRECH DER ABEND NIEDERBLECKT

Wenn frech der Abend niederbleckt
Mit blutbefleckten Wolkenzähnen,
Und in den Häusern — dumpf, versteckt —
Sich Menschen ineinander quälen.

Dann schleiche ich durchs Heiderohr
Und grinse in die große Leere,
Recke den Kopf hervor —
Heule nach meiner Seele.

WENN DIE NACHT FÄLLT

EINE NOVELLE

Die Lebensbäume, die auf dem Grase kauerten, sie waren nur furchtsame Hüter. Sie wagten nicht, ihre Königin gegen den Himmel zu recken. Inmitten des Rasens stand eine große Zeder. Rund und ragend trug sie die Dunkelheit aus den matten Schatten der Dämmerung empor.

In der Halle, die vor dem finsteren Hause ihr Licht ausbreitete, verstummte das Sprechen, wenn die Schritte, die im Garten umgingen, näher kamen. — Eben noch war der große, hagere Mann oben gewesen, um seine Frau und ihren Vetter zu begrüßen. Ohne abzulegen, trat er dann wieder ins Freie. Er wußte, man kannte das bei ihm. — Schon seit geraumer Zeit trieb er sich bis tief in die Nacht draußen herum.

Er wußte: jetzt hören sie ihn aus dem Tore gehn. — Laut spricht er mit dem Knecht.

Nun gab er dem Reh Futter. Er erhob sich und fuhr fort, im Garten auf und ab zu wandern. Er bemerkte das Stillwerden bei seinem Nahen und versuchte, ob es wiederkehrte. Das Lachen erhob sich hinter seinem Rücken, wie die Springflut bei Neumond.

Kein Mißtrauen hegte er. Vor ihm stand frühes Erlebnis. Da entzündete sein Verwirrtwerden beim Eintritt des Ehemanns dessen Verdacht. Der wollte sich damals mit ihm, dem nur erst träumenden Knaben schießen. — Auch als er noch Schüler war, errötete er, wenn einer in der Klasse vom Lehrer zur Rechenschaft gezogen wurde. Immer fühlte er sich als Täter und erschrak, wenn ein anderer für ihn unschuldig verurteilt wurde.

Jetzt geht er wieder auf das Haus zu. Er wird sie wieder erschrecken, — die Unschuldigen.

Der Mann im Dunkeln trägt eine Flinte auf dem Rücken. Dicht vor der Treppe bleibt er stehn. Totenstill war es plötzlich dort oben. Er schämte sich. Er wollte kein Knecht Ruprecht sein, der die Rute und einen Eishauch in die warme Kinderstube trug. — Freut euch, Kinder, ich störe nicht eure Freundschaft.

Mit weit ausholenden Schritten ging er zur Laube.

Dort sich hinsetzend, öffnete er einen drahtvergitterten Kasten. Die gezähmte Dohle flatterte erschrocken auf das faserige Holz des Tisches und schritt vorwärts — auf ihn zu.

Ihre kurz gestutzten Schwingen breiteten sich auseinander. Sie stand mit gespreizten Flügeln, wie liebeswerbend vor ihm. Sie zupfte an seinem Barte, immer die Schwingen weit geöffnet.

Auch da im Lichtschein ein Werben, das Freundschaft geworden war. Der Vetter ist ihr zu nah, wie ihm der Vogel zu fern ist. — Immer leidenschaftlicher reißt der Vogel an seinem Barte.

Jäh erhebt sich der Mann. Seine haarige Hand fährt mit dem Vogel ins Bauer. Durch das Tor, über die Wiese geht er dem Wald zu. Fühlt er Eifersucht. — Ihre Arme, ihr Nacken — sie gehören ihm. Freundschaft gönnt er ihr, auch er pflegt

solche. Aber nicht immer möchte er bei ihr sitzen. — Abend für Abend treibt es ihn, herumzuschweifen.

Auf dieser Wiese sah er manchmal in der Dämmerung Böcke, die um ein Weibchen kämpften. — Der Stärkste bleibt immer Sieger. — Gleichmäßig schreitet er weiter. — Die Lichter der Fenster hocken trübselig furchtsam in der Finsternis. Die Wolkenwälle decken den Mond, der vorsichtig die Schießscharten entlang gleitet.

Er streift durch ein paar Holzungen. Nun steht er vor den dicken Eichen, die mitten im Wege ragen. Mit einem Schild sind sie geschmückt, das ihren Namen verkündigt. — Amalien-Eiche. — Es ist nicht mehr zu lesen. — Eine rohe Art. Schändung des Waldes. An den Schildern merkt er, daß er sich auf dem Gute seines Schwiegervaters befindet. — Auch der Vetter seiner Frau hatte sich über den Vandalen lustig gemacht. Ein feiner Kerl. Sie paßten nicht zueinander. Immer errötete er und konnte ihm nicht ins Gesicht schauen. — Verwundert horchte manchmal der hagere Mann auf, wie männlich und unbefangen er zu seiner Frau sprach, wenn er sich von ihm unbeobachtet glaubte. — Die beiden paßten auch gut im Alter zusammen. Zur Freundschaft! Zur Liebe wählt sie den, der Erlebnisse in der Stimme und in den Augen trägt.

Der Junge sagt, daß niemand für seine Taten verantwortlich sei. Das sind Worte, die auch er einmal im Munde trug. Wenn man aber älter wird, bringt man Zucht und Ordnung unter das Gesinde.

Jetzt weiß er, wohin er will. Dort in dem Gasthaus trifft er Bekannte. Er eilt auf das Haus zu und geht vorbei. Lieber will er zum Wasserfall. Dort, wo der Fluß weißen Schaum zur Tiefe rollt. Wenn dann der Mond durch eine Lichtung der Wolken schwebt.

Der Mann bleibt stehen. Wird dort einer erschlagen. Nein. Nur der Vetter seiner Frau glaubte es, als er die Eulenschreie hörte. Von allen Seiten kommen sie jetzt. Was die Städter für Ohren haben.

Er geht doch wohl zurück ins Gasthaus. Aber da fragen sie ihn wieder, ob er mit seiner Frau erzürnt sei. Soll er denn ewig zu ihren Füßen sitzen. Das habe er früher getan, sagen sie. Die Lügner.

Er bleibt wieder stehen und pfeift. So pfiff er seinem Hund. Gestern hat er ihn tot geschossen, weil er ihm den Vogel nicht brachte. Der Jähzorn.

Daß er nun doch des Vaters Gut und des Nachbars Tochter erworben hat. Daß er von ihrem Haupte, das in der Nacht über zartem Halse thront, träumt, er, der Bajaderen unter Palmen hat tanzen sehen.

Einst, da hat er Prediger werden wollen. Sein Vater und seine Brüder verachteten ihn darum. Dann blies er die christliche Kanzel aus. — Eine runde Flamme war sie gewesen, in deren Höhlung er stehen wollte, voll Heiligkeit — voll Liebe zu der Menschheit.

Dannn wurde der Glaube dunkel. Das Heil der Menschen, er konnte es nicht mehr fassen. Es zerflatterte vor ihm, wie die Karawanen und Schlösser, die ihm in der Wüste als Trugbilder erschienen waren.

Dann liebte er die Natur. Viel hat er gesehen.

Er lebte in vielen Erdteilen.

Er trat aus Felsen. Abgrundtief lag der Fluß unter ihm und seiner Flinte. Da war ihm die Welt klein geworden.

Die Buchen waren jetzt wieder ernst und ragend um ihn wie früher.

Als er sein väterliches Gut übernahm, dachte er, es gleich zu verkaufen. — Im weißen Kleide aber saß sie neben ihrem graubärtigen Vater. Sie hatte runde, weiße Knöchel und neckte ihren Vetter. Dann blickte sie zu ihm hin, dem Fremdgewordenen. Blüten warf sie ihm in Haar und Bart und sagte, er sei ein indisches Götzenbild.

Die Hirschgeweihe, die Holztäfelung — sie senkten ihn in die Kindheit.

Als er sie auf den Felsen trug und über den niederstürzenden Gischt hob, schrie sie. Der Mond war damals so von Wolken

umdrängt wie heute. — Dort schleuderte einer seiner Vorfahren sein ungetreues Weib in den Schaum. So die Sage. Das erzählte er ihr nachher. Da wollte sie, er solle sie noch einmal dorthin tragen. — Nachher hielt sie ganz still über den weißen Wellen.

Der Mann steht am Wasserfall. Er klettert den Felsen hinauf. In ein paar Sätzen ist er oben.

Als er da sitzt, kommt wieder seine Kindheit über ihn. Er weiß nichts mehr von den Wassern fremder Lande. Er treibt über der Unendlichkeit. Über ihn treibt die Unendlichkeit. Wolkenzauberfrauen, die den Mond bannen.

Des Mannes Hinterkopf fällt auf den Felsen. Daß er hier als Junge gelegen hat, hier auf dem glatten Gestein, das war doch recht gefährlich. Das Brausen des Wassers will das wache Leben mitnehmen.

So regungslos stehen die Wälder. Oben am Himmel gehen Wolken.

Ein Zorn hämmert tief in ihm ein Schwert. Er schließt die Augen.

Gertrud, lege deine Hand um meine Stirn wie ein Diadem. Der Bajaderen Haut ist nicht so weiß wie deine. Singe. Sie haben keine Seele, keine blaue Seele. — Er lacht häßlich. — Die bietet sie dem Vetter dar, wenn er fort ist.

Da schließt er wieder die Augen. Schwere Wachträume umdrängen ihn. Die Wolken und der Mond; nein: weiße Frauen liegen mit dem Antlitz auf der Erde. Mit dem Rücken, den Hüften und Beinen sind sie fest an den Boden geschnallt. — Die Mondscheibe wird vom Riemen losgelassen. Sie rollt. —

Ein kurzes Stöhnen und ein ohnmächtiges Wehren der auf dem Rücken zusammengeschnürten Arme. — Kopf nach Kopf trennt sie von den ungetreuen Körpern. Der Mann fährt auf. Er sinkt wieder zurück. Dort über der Wiese das flackrige Licht. Sein Haus steht da. Er möchte es zudecken.

„Ein Offenbaren unseres Schuldgefühls zeugt von keinen Verbrechen!“ murmelte er. „Unsere Gesichter sind unserer

Phantasie weiche Tonmasse, in die sie den Ausdruck prägt, den sie will."

Da steht er im Zimmer seiner Frau. Er weiß, daß die Halle vor dem Hause erloschen ist. Die Flamme bläht sich wie ein unförmliches Tier. Es tanzt über der Kerze. — Nun hört er deutlich Gertruds Stimme.

„Nein! O nein! Schließe die Tür! Er kann wie eine Katze schleichen, wenn er will. Ein tückischer Tiger ist er dort draußen geworden. Er schießt uns beide tot."

Der Mann reißt die Flinte an die Schulter und springt in die Höhe. Wie sie sich da umschlingen, bringt er sie beide zur Ruhe.

Ein Knall und Stoß der Flinte. Kopfüber stürzt er in den Strom, der ihn zur Tiefe schleudert.

KAMMERMUSIK

FRAGMENTE

. . . Der Morgen kam wie ein Gaukler durch die Fenster und trieb Schattenspiele. Er glühte Wein in die Gläser, Glut in die Marmorflammen der Vestalinnen und in ihre durchäderten Wangen.

Verhagen saß im großen Lehnstuhl und hatte die Mappe von lyrischen Fragmenten vor sich. — Er wachte gern über den Schlaf hinaus. Dann kam die verklärte Wachheit, in der man von der Formtarantel gestochen wurde. Die Verse sprangen dann in ihm hoch, blutige Fontänen, ebenso die Bilder vor geschlossenen Augen. — Nach langen Nachtmärschen, auf der Flucht vor Feinden haben sich die Götter geformt, sagte er.

*

Es war nachmittags. Guilbert von Ariman und er waren in seinem Musiksalon. Die Bilder und Statuen glänzten im Dunst der durch die weitoffenen Fenster strömenden Sonne.

— Guilbert webte am Spinett, und sein Freund blies dazu die Flöte. — Erst als die Dämmerung die Notenköpfe einsackte, hörten sie auf. Sie saßen noch lange in dem warmen Netze der Musik halb gefangen. Spät erst stand Verhagen auf und füllte die Gläser. Da begann erst wieder eine Unterhaltung. Guilberts lange dürrastige Kriegergestalt reckte sich hoch, so daß seine schwarzen Augen über dem Raume schwebten. Über blassem Antlitz seine runde Stirn, eine Kanonenkugel.

Er sagte schief lächelnd:

„So hast du das Bild ihm gleich wieder abgekauft. Für uns bleibt nie etwas übrig."

„Ich glaube selbst, daß er nicht so bald wieder solchen Kolibri fliegen läßt."

Sie sprachen von dem Bild des jungen Malers Berton. Georg, nach dessen Einfall es ausgeführt worden war, sagte: „Morgen holen es meine Diener. — Die kleinen Schuhe der jungen Frau sind schillernde Eidechsen, die bald, wenn der Regen aufhört, über den Kies rascheln werden. Entzückend ist die Bewegung des Galan, dessen Kopf vor dem Regen unter den schützenden Schirm des Reifrocks geflüchtet ist. Das Bild strahlt ganz zart, wie ein bleichsüchtiger Regenbogen. — Freilich von dem Bild, das ich Walther zur Hochzeit schenken werde, verspreche ich mir auch viel."

„Hat er es schon begonnen?"

„Nein. — Natürlich ist es ein wenig pathetisch. — Die Kleine ruht im goldenen Nachen, den ihr blaues Kleid überstrahlt. Ihn ziehen sich blähende Schwäne, deren schimmernde Unschuld mit den flockigen Wolken über ihnen wetteifert. Ich denke, er wird daraus ein rührendes Mysterium von Farbe machen."

Des Dieners Gesicht erschien in der Tür. — Sie verließen langsam den Raum. Das Gesicht Verhagens war etwas verwittert im Gegensatz zu jenem bleichen, jugendlichen. Walther, der Poet mit den Negerkiefern und der weißen Stirn, kam noch hinzu. An der Tafel saßen sie bei drei Gedecken. —

Während des Speisens unterhielten sie sich zwischen kleinen Pausen.

Guilbert sagte: „Gestern war ich beim Chevalier von Gaumer."

„Ach ja," meinte Georg, „der Philosoph. Er zeigte mir bedeutende Pläne, die er bei Hofe vorlegen wollte. Aber er konnte sich kein Ansehen geben, weil er stotterte."

„Und auch sonst ein Krüppel ist. Solche Leute bleiben bei all ihren großen Gaben verächtlich."

Georg blickte erstaunt auf: „Selbst wenn er ein guter Kopf ist?"

„Ein Geist mag er dann sein, aber kein Mann."

Walther sagte: „Er ist ein phlegmatischer Mensch. Seines Vaters Geliebte hängte sich an ihn. Dafür verstieß er sie beide, empört, daß sie an solchem Halbaffen, wie er sagte, Gefallen fand. Sie gerieten ins Elend. Er ging betteln für sie und deckte sie nachts mit seinen Kleidern zu."

„Es berührt ekelhaft, wenn man von einem Mann rührende Züge erzählt. Sein Vater hatte für mein Gefühl wohl recht."

Georg liebte Guilbert in solchen Momenten, weil er noch Gefühle hatte, die früher wohl häufiger waren. Ganz wunderbar kam es ihm manchmal vor, wenn er ihn so reden hörte.

Guilbert lachte: „Übrigens, man ißt bei dir herrlich. Na ja, auch deine Zunge ist wunderbar abgetönt. Man sollte dich nicht nur bei der Wahl eines Buches oder Kunstwerkes, sondern auch eines Koches zu Rate ziehen."

„Wer beachtet denn mein Urteil?" fragte Georg lässig.

„Alle, das weist du." — Doch beneidete er ihn nicht darum. Ein gestörter Organismus erhöht die Empfindlichkeit im Geschmack. Er aß von allem nur einen Bissen.

Georg erzählte: „Eine junge Frau wollte ein Kind haben, das mir ähnlich wäre. Sie hängte mein Bild ihrem Bett gegenüber in Hoffnung, aber vergebens. Der Junge hatte die abstehenden Ohren ihres Gemahls. Darnach legte sie den Aberglauben ab und suchte, vernünftiger geworden, mich zu verführen, auch ohne Erfolg freilich. Da beschwor sie meine Seele aus dem

Traum der Nacht. Sie muß wohl nicht unerbittlich geblieben sein. Die Dame behauptet wenigstens, daß ihr Sohn, der junge Lord Hastings, mein Ebenbild sei. Keiner außer ihr sieht die Ähnlichkeit."

„Merkwürdig. Ja, das sind deine Liebesabenteuer."

„Ich liebte eine andere. Ich haßte aber nach und nach in den Gefühlen Stümperarbeit mehr noch wie in der Kunst."

„Du sagtest doch immer: Zu Gefühlen kann man sich überreden."

„Ja, es ist qualvoll. Illusionen, aus denen man immer wieder herausstürzt."

*

Das Gerücht war entstanden, daß Georg und die berühmte Schönheit, die Herzogin von Regnard, ein Verhältnis hätten. Guilbert erzählte es lachend Walther. Guilbert saß vor seinem großen Glaskasten mit den Steinen. — Er war dabei, sie neu zu ordnen.

Er sagte: „Die Arten sind oft in ihren Verwandtschaften so schielend. Es gehört außerordentlich viel schöpferische Intuition dazu, sie mit Sicherheit zueinander zu legen."

„Solche Frau mit sechs Kindern," fuhr er fort, „ist abscheulich außerhalb ihrer Spitzen. Wenn das Mieder fällt, sinken auch die Brüste. Ohne die andern Entstellungen im sechsmaligen Kampfe mit dem Storch."

„Ach, die Mütterlichkeit macht erhaben und rührend," erwiderte Walther. „Für barbarische Zeiten magst du recht haben. Die Pflege, die man heute einer Frau, nachdem sie geboren hat, zukommen läßt, tilgt auch den letzten Rest der Kriegsnarben."

„Nein. Von zwei Kindern kann eine Frau genesen. Sechse machen zur Hexe. Das Gesicht kann entzückend bleiben. Es lohnt sich wahrhaftig nicht," fuhr er fort, „eine Frau zu besitzen, die schon geliebt hat. Der erste macht sie in der ersten Nacht völlig zur Sklavin. In jener Nacht wird ihr Wille gebrochen. Wenn sie später einem andern sich gibt, ist es immer

ein Scheinleib, den er umfängt. Georg muß sehr verhungert sein, daß er solcher Frau in die Grube geht."

Er war in guter Laune und erzählte viel. Er setzte sich früher, wenn in irgend einem Winkel der Erde ein Krieg ausbrach, auf sein Pferd, um auf einer der beiden Seiten zu kämpfen. — Einmal kam er, zum Spott seiner Freunde, an, als die Fehde schon beigelegt war. „Nirgends liebt sich so süß," sagte er zu Walther, „als zwischen den Pausen der Gewehrfeuer."

Ein paar Tage darauf, als er die Herzogin und sechsfache Mutter traf und sich mit ihr unterhielt, war er bezaubert. Er hatte noch nie diesen Charme an ihr bemerkt.

Sie war eine galante Frau. Der Ruch des Heldenmutes witterte um ihn. Ihn zu lieben, war durchaus eine Ehre.

Sie sagte von Georg: „Ach, er ist herrlich, aber er wollte nie versprechen, mich morgen noch zu lieben. Er sagte immer: das wird sich ergeben. Das Abschiedessen aber war reizend. In der Aussicht, mich loszuwerden, versprach er mir ewige Liebe. Er wird es nicht halten. — Walther von Ariman," setzte sie nachdenklich hinzu, „ist jedoch rührend anhänglich an alle Frauen, die er geliebt hat."

„Es ist unbegreiflich," dachte Guilbert, als er morgens schied, „wie man solche Frau so leichtherzig fahren lassen kann. Der Kelch des Lebens," sagte er seit der Zeit, „aus dem alle trinken dürfen, schwebt an ihm ungenossen vorüber." Dabei kam es ihm nicht zum Bewußtsein, daß in diesem Falle Georg doch getrunken hatte.

Guilbert liebte sie lange. In der Zeit zeichnete er sich gerade oft aus. Als er einmal zum Duell ging, sagte er: „Sei unbesorgt. Keiner kann an mich heran. Meine Arme sind zu lang."

Ein andermal sollte er einen Wettritt mit dem berühmtesten Reiter machen. Als sie ihn in der vorhergehenden Nacht bat, sich zu schonen, antwortete er lachend: „Ich kann nur auf einem Pferde mit langen Stelzen sitzen. Ich kann nicht verlieren. Meine Beine sind zu lang."

Eines Morgens erwachte er in ihrem Himmelbett. Er war aus ihren Armen nur für eine Stunde eingeschlafen. — Neben

sich fand er statt ihrer eine Holzpuppe in ihrer Größe, mit schön geschnittenem und bemaltem Gesicht und wundervoll hohen Haaren. Auf der heraushängenden Zunge klebte ein Zettel. Er las: „Dieses Übermaß von Liebe ertrug sie nicht. Da sie eine Frau ist, die man nie verläßt, mußte sie fliehen. Eine ewige Seligkeit ermüdet die Augen beim Notenlesen. Darum brach sie diese Melodie ab. Mich ließ sie zurück, um dich für die erste Minute zu trösten."

Sie sagte nachher, sie sei nun mal veränderungssüchtig gewesen. Ihm es zu sagen, habe sie nicht gewagt. Er sei so jähzornig. Sie habe sich in ihrem leicht brennbaren Bett gefürchtet. Seine Nüstern hätten gewiß Feuer geschnaubt.

Er flog in großem Zorn in seine Kleider. Seinen Degen, den er aus der Scheide gerissen hatte, tat er erst auf der Straße wieder hinein. Während er hereinsank, fiel ihm allerhand Widerwärtiges von ihr ein: ihre kreischende Stimme in der Erregung. Einmal sah er sie ohne ihren Flechtenbau auf dem Kopf. Es gibt nichts Enttäuschenderes bei einer Frau als dünne Haare. Das Schlimmste war — sie aß viel, — daß sich oft nach dem Souper ihr Bauch spannte.

Er sprach später immer mit echt gefühltem Grauen davon, daß sie so lange Georgs Geliebte gewesen war. Er war ja auch von ihr für ein paar Tage befangen gewesen, gab er vor sich und andern zu, mehr nicht.

GLOSSEN

Die Hinrichtung.

Wir standen auf der Straße vor dem Tor.
Hohl brandeten die Herzen bis ans Ohr.
Schon traten jene vor und hießen uns im Chor,

wenn es vorüber wär (jetzt sei es bald so weit),
die Stirnen zu verneigen still vor der Gerechtigkeit,
allein mit Lachen aufzurauschen schrill vor der gefällten Niederträchtigkeit.

Die Luft ging hin und her und war wie leichter Wein.
Da . . Schattengang . . aus dem verlornen Haus . . zu zwein . .
hoch mit dem Letzten glomm gedämpft im Abendschein

das tote Herz empor, von der gereckten Hand getragen!
Dumpf dreimal fühlt ich tief die Stirne mein in rauhen Staub geschlagen,
und alle schlugen hin und niemand, niemand konnt ein Lachen wagen.

Nur einer — da wir lagen — ragt hinan
und klagt den Abend an und klagt den Wahn,
den Himmel, die Gewalt, und klagt es alles an,

indes das nackte Herz sich feierlich verlor —

Wir standen auf der Straße vor dem Tor.

Rudolf Fuchs, Prag.

„Das ist die Hölle!"

„Das ist die Hölle," pflegte Strindberg zu sagen, und er meinte damit: eben dieses Leben hier, und nichts, was vordem war, und nichts, was zukünftig sein wird, sondern eben dieses Leben sei jene Hölle, mit der die Religionen uns drohen. . .

Gut, ich übe in diesem Krieg eine anstrengende und keineswegs gefahrlose Tätigkeit aus: ich bin Armierungssoldat. Man hat uns in der Kammer die Uniform eines der vornehmsten preußischen Garderegimenter gegeben, und das ist ein wenig bizarr, denn wir sind sonst mit Ehren nicht überhäuft. Wir arbeiten ernst, immer mit Hingebung an dieses gewisse Stück Erde vor uns, im Wasser, im Schlamm, wir husten auch viel . . . . gut, gut, Sie werden nicht glauben, daß ein Mann in meinen Jahren, ein Mann von 43 dieser höllischen Jahre, hier vor das Publikum tritt, sich zu beklagen. Man tut seine Pflicht. . . Aber man sollte doch denken, daß ein Mann in meinen

Jahren jedenfalls des Nachts, wenn er in sein Quartier zurückkehrt, — etwas ermüdet und nicht ganz fröhlich, zumal wenn es noch gilt, die Eßgeschirre, die Stiefel und die Kleider zu reinigen; man sollte denken, daß solch ein Mann wenigstens des Nachts seinen süßen, hindämmernden Frieden hätte.

Nein. Es kommen Träume. Es kam ein Traum:

Ich empfing daheim in meinem Zimmer, ich fröstelnder, unselig liebender Gatte, Besuch von meinem Freund. Wir sprachen stunden-, aber stundenlang von allen guten, lebenblühenden Dingen. Wie er davongeht, begleite ich ihn, trunken vor Glück über diese Stunde und über diesen einzigen Freund, bis zu meiner Haustreppe. Dort aber steht meine Frau, — Anna stehet dort, in einem gelben Frühjahrskostüm und mit Dänisch-Lederhandschuhen, steht dort tief gebückt wie eine alte Frau und scheuert mit den so zart bekleideten Händen die Stufen unserer Treppe. Schrecklich ist das anzusehen, dieser Gegensatz: die Handschuhe und der nasse Kotlappen, den sie halten. Ich presse die gefalteten Hände an die Stirn und sinke zu ihren Füßen, deren Rosenrot ich ahne, hernieder. „Anna, geliebte! Du verrichtest den niedrigsten Dienst in unserem Haus! Und haben wir nicht Mägde genug?" Sie richtet sich kindlich ahnend auf, blickt hinter mich und spricht mit einer trunkenen Demut in ihren Augen: „Ja, ich scheuere die Treppe. . . Dieser hat es befohlen, bis er aus deinem Zimmer zurückkehrte." Ich wende mich um. Mein Freund, der Bruder meiner Jugend und meines ihm immer jungen Herzens, ist hinter mir, mit einem so grausamen, so verwüsteten Gesicht, so herrisch zerrissen und glühend-wild in wollüstiger Bosheit, wie keines Nero Gesicht je gewesen ist.

Das ist die Hölle, meine Herrschaften, von der Strindberg zu sprechen pflegte. Und hier haben Sie ein Stück Krieg, von dem Sie sich in Ihren Feuilletons nichts träumen lassen.

Wilhelm Speyer.

*Ein Appell.**

Jede der kämpfenden Großmächte behauptet, daß der Krieg, den sie führt, Notwehr sei. Jede ist die Überfallene, jede kämpft für ihr Dasein. Für jede ist der Mord Notwehr, wie sie jede ihrer Lügen eine Notlüge nennt. Da also keine der Mächte den Krieg gewünscht hat, so laßt sie denn Frieden schließen!

Nach einem Krieg von bald zweiundzwanzig Monaten scheint indessen der Frieden ferner, als je. Einer jeden der kämpfenden Mächte ist es darum zu tun, vor allem die Zivilisation zum Siege zu führen, und diese Zivilisation wird genannt: entweder geistige Überlegenheit oder das Recht, oder die Freiheit, oder der Sieg des bürgerlichen Geistes über den Militarismus.

Die Zivilisation! Die erste Frucht dieser Zivilisation ist gewesen, daß die wahrheittötende russische Zensur sich über die Erde verbreitet hat. Die

* Erschien in der Kopenhagener Zeitung „Politiken" und wurde von Oswald-München übersetzt.

nächste, daß wir zu der Zeit der Menschenopfer zurückgekehrt sind. Nur daß man in der barbarischen Vorzeit jedes Jahr vier oder fünf Kriegsgefangene einem gefürchteten Gott zum Opfer umbrachte, während man jetzt vier oder fünf Millionen Menschen den Abgöttern opfert, die man anbetet. Lamennais hat gesagt: „Der Satan flößte den Unterdrückern der Völker einen teuflischen Gedanken ein. Er sagte zu ihnen: ‚Nehmt in jeder Familie die kräftigsten Männer und gebt ihnen Waffen! Ich will ihnen zwei Abgötter geben, die sie Ehre und Treue, und ein Gesetz, das sie Pflichttreue, Gehorsam nennen werden. Sie werden diese Abgötter anbeten und sich diesem Gesetz blind unterwerfen‘.“ Wir folgen diesem Kampfe gegen den Militarismus, während dessen der Zwang des Militarismus sich bis zu dem einzigen Staate verbreitet hat, der sich frei davon gehalten hatte, und während dessen die bürgerliche Macht gänzlich ausser Spiel gesetzt wurde — jene bürgerliche Macht, jener bürgerliche Geist, für deren Oberherrschaft über die militärische ein Jahrhundert lang gekämpft worden ist.

Wir folgen diesem Kampf für die Freiheit, während dessen sowohl von den Fürsprechern der Freiheit wie von den Machtanbetern jede Schiffsladung aufgetrieben und jeder Brief geöffnet wird, sogar jeder Privatbrief zwischen zwei Neutralen.

Wir folgen diesem Kampf für eine höhere Kultur, während dessen Deutschland Belgien mit Füßen getreten hat, Österreich-Ungarn Serbien, England Griechenland, Rußland Polen und Ostpreußen — diesem Kampfe für das Recht, während dessen das Recht gänzlich außer Kraft gesetzt, und statt dessen die Staatsrücksicht aufgetreten ist — diesem Kampf für die Unabhängigkeit der kleineren Staaten, wobei die Unabhängigkeit von beiden Seiten gekränkt, bei Seite gesetzt, abgeschafft wird.

In den kriegführenden Ländern ersehnen die Heere natürlich vor allem den Sieg, am stärksten aber ersehnen sie den Frieden. Die bürgerliche Bevölkerung stöhnt überall nach Frieden. Die Regierungen, die hoch zu Pferd sitzen, drücken die Sporen in die Seiten des müden Pferdes.

Der Wunsch nach Frieden wird nicht zum Wort kommen.

In den neutralen Ländern fühlt sich die öffentliche Meinung nicht berechtigt, sich für den Frieden auszusprechen. Die öffentliche Meinung steht zumeist auf jenem Nähmädchenstandpunkt, der es mit der einen oder andern der kämpfenden Parteien hält und darüber vergißt, sein Gewicht in die Wagschale des Friedens zu werfen. Unter den neutralen Mächten gibt es eine die größere Bedeutung hat, als alle die übrigen zusammen. Ziehen die amerikanischen Freistaaten vor, Geld an dem Krieg zu verdienen oder ihren Einfluß zu gebrauchen, um Frieden zu stiften? Gibt es überhaupt niemand, der für Frieden ist, außer der gesunden Vernunft und dem gesunden Empfinden?

Den Ruf nach Frieden, der sich bald in allen Staaten erheben wird, schimpft man Feigheit. Aber wenn die Menschen schweigen, werden die Steine reden. Die Steine der Ruinen rufen nach Frieden, nicht nach Rache. Und wenn die Steine schweigen, so

rufen Felder und Wiesen, mit Blut besprengt, mit Leichen gedüngt.

Die ganze Welt steht unter der Herrschaft der Schadenfreude. Die einzige Freude ist diejenige, im Interesse der Selbsterhaltung andern Böses zuzufügen. Man torpediert mit Glück. Man bombardiert mit ausgezeichnetem Erfolg. Einer schießt sein zwanzigstes Flugzeug herunter. Und es wird gejubelt. Fragt jemand: wie könnt ihr jubeln? — dann wird mit jenem Satz geantwortet, den man als jesuitisch verdammt, als teuflisch gestempelt hat: Der Zweck heiligt die Mittel. Die Grausamkeit ist Pflicht geworden, das Mitgefühl heißt Landesverrat. Die Deutschen leiden Hunger und Not. Die Alliierten geniessen es. Die Belgier und die Serben werden unterdrückt und geknechtet. Die Deutschen und die Österreicher genießen es.

Die Polen verhungern, die Juden sind in ein grenzenloses Elend gesunken.

Die Kämpfenden sind außer stande, das Unglück zu beheben.

Alle Kriegführenden sind stolz auf die Tapferkeit und das heldenmütige Aushalten ihrer Leute. Beide Parteien behaupten, daß bei den Gegnern die niedrigsten Leidenschaften losgelassen seien, und beide haben leider recht.

Die Zentralmächte erklären, daß sie den Frieden wollen. Man sieht aber nicht, daß sie bereit sind, irgend etwas zu opfern, um ihn zu erreichen.

Die Alliierten wollen keinen Frieden bevor nicht der „endgültige Sieg" gewonnen, das heißt: ehe sie nicht das erreicht haben, was sie in bald zwei Jahren vergebens anstreben, und dem sie, wie es scheint, immer noch nicht näher gekommen sind.

Was auch geschehen, welche Schlacht auch gewonnen oder verloren wird, was für wertvolle Schiffe auch versenkt, was für Luftschiffe auch heruntergeschossen werden, wieviele von den Männern der kämpfenden Mächte auch getötet oder verwundet oder gefangen genommen werden, das eine ist gewiß: alles wird mit Waffenstillstand und Verhandlung enden.

Warum denn nicht jetzt mit den Verhandlungen beginnen? Es sieht nicht danach aus, als wäre durch weiteres Ermorden etwas zu gewinnen. Der Frieden ist die Sybille, deren Bücher, das heißt deren Schätze erkauft werden müssen, die aber weniger und teurer mit jedem Tag werden. Wir wissen es: wir sollen die Zermalmung abwarten. Aber es wird nichts aus der Zermalmung werden, bloß aus dem Massenmorden. Keine von den zwei kämpfenden Parteien läßt sich zermalmen. Und wenn man sagt, dass man nicht Deutschland, sondern nur seinen Militarismus vernichten will, dann ist es, als möchte man das Stachelschwein nicht beschädigen, sondern ihm bloß seine Stacheln ausreißen. Beide Parteien wollen aushalten bis zum bitteren Ende. Jeder Tag wird bitterer, als der vergangene war. Was durch Friedensverhandlungen gewonnen werden könnte, das geht bei Verlängerung des Krieges unzählige Male verloren. Es ist, als wäre keine andere Ordnung menschlicher Streitigkeiten und menschlicher Wettkämpfe möglich, als durch Minen und Granaten. Wie wird die Zukunft urteilen? Daß es in unsern Tagen in ganz Europa keinen einzigen Staatsmann gegeben hat. Mit einem großen Staatsmanne auf jeder Seite wäre der

Krieg nie ausgebrochen. Mit einem großen Staatsmanne auf einer der Seiten hätte der Krieg kein Jahr gedauert. So nahmen die Generäle den Staatsmännern die Macht ab.

Die Zukunft wird sagen: jene Zeit war eine, wo man das Zeitalter der Religionskriege als barbarisch betrachtete, und wo man nicht verstand, daß die Nationalitätskriege schlimmer sind. Jene Zeit war eine, die die Kabinettskriege für veraltet hielt und nicht verstand, daß die Handelskriege noch roher sind. Die Geschichte der Religionskriege war eine furchtbare Farce, die Geschichte des Weltkrieges war eine einfältige Tragödie.

Der Krieg sollte am liebsten ohne allzu harte Demütigung für jede der kämpfenden Parteien endigen. Sonst wird der Gedemütigte bloß über den nächsten Krieg brüten. Und man muß sich dessen erinnern, daß die Demütigung, die dem Feinde zugefügt wird, kein verlorenes Menschenleben ersetzt. Jedes Menschenleben ist ein Wert. Aber die Menschen sind ja nicht gleich. Der Trost ist nicht groß, daß wir tausend Mann verloren, der Feind aber zehntausend.

Niemand weiß, ob unter den Tausend nicht Der war, der die Ehre seines Landes und der Wohltäter der ganzen Menschheit geworden wäre.

Ein Shakespeare oder ein Newton, ein Kant oder ein Goethe, ein Molière oder ein Pasteur, ein Kopernikus, ein Rubens, ein Tolstoi kann unter den hunderttausend von gefallenen zwanzigjährigen Engländern, Deutschen, Franzosen, Polen, Belgiern, Russen gewesen sein.

Was bedeutet das Verrücken eines Grenzpfahles, der Gewinn einer Provinz gegen den Verlust einer solchen Persönlichkeit! Der Gewinn ist ein vorläufiger, der Verlust unersetzlich. Der Gewinn ist der eines einzelnen Staates, der Verlust der des Menschengeschlechtes.

Jeder sieht, wie das Vermögen der Menschheit während des Krieges verschwindet, bis zuletzt keiner die Kriegskosten bezahlen kann.

Aber der Verlust von menschlichen Werten, die schlimmste Art von Verarmung, wird nicht mitgerechnet.

Was wir erleben, ist, daß die weiße Rasse die Vorstellung ihrer Überlegenheit in der Vorstellung der schwarzen, braunen und gelben Menschen höchstselbst vernichtet. Sie hat ihre Hilfe gebraucht, sie für ihr Schlachten von Weißen gelobt. Wie könnte es anders sein, als daß dies sich rächte?

Die Presse der Kriegführenden betrachtet als ihre Aufgabe, die Verbitterung zu vertiefen und damit die Begeisterung zu erhöhen. Sie sollte bedenken, daß der verödende Haß, den sie also hervorruft, den Krieg lange überleben wird.

Georg Brandes.

Glaube und Hoffnung.

I.

AN DIE EWIGE ANTIGONE.*

An alle Frauen richte ich diese Worte, nicht allein an die Engländerinnen und an die Suffragettes. Wenn es mir logisch erscheint, daß die Frau

* Auf die Bitte der „International Women Suffrage-Alliance" schrieb Romain Rolland diesen Aufruf, den *Hannah Meyersen* mit Ermächtigung des Verfassers übersetzt hat.

die Gleichheit der Rechte mit dem Manne fordert, so glaube ich nicht genug an die Vorzüge des allgemeinen Stimmrechtes, soweit es die Männer angeht, um mehr daran zu glauben, soweit es die Frauen betrifft.

Die stärkste und die einzig wirksame Handlung, die mir in unser aller Macht zu sein scheint, Männern wie Frauen, ist die rein individuelle Handlung von Mensch zu Mensch, von Seele zu Seele, die Tat durch das Wort, durch das Beispiel, durch das ganze Leben.

Dieses Tun, Frauen Europas, übt ihr nicht genügend aus. Ihr sucht heute die Plage zu bannen, die die Welt verheert, den Krieg zu bekämpfen. Das ist gewiß gut, aber es ist zu spät. Ihr hättet diesen Krieg in den Herzen der Männer bekämpfen sollen, ja bekämpfen können, bevor er ausbrach.

Ihr kennt nicht genug eure Macht über uns. Ihr Mütter, Schwestern, Kameradinnen, Freundinnen, Geliebte, von euch hängt es ab, wenn ihr nur wollt, die Seele des Mannes zu formen. In euren Händen ist er ein Kind. An der Seite der Frau, die er achtet und die er liebt, ist der Mann immer ein Kind. Warum leitet ihr ihn nicht?

Ich wage mich eines persönlichen Beispiels zu bedienen. Was ich Gutes oder nicht gerade Schlechtes in mir habe, verdanke ich einigen unter euch. Daß ich in diesem Sturm meinen unerschütterlichen Glauben an die menschliche Verbrüderung habe bewahren können, meine Liebe zur Liebe und meine Verachtung für den Haß, ist das Verdienst von euch Frauen. Um nur zwei von euch zu nennen — meiner Mutter, einer Christin, die mir seit meiner Kindheit den Sinn für das Ewige gab — und der großen Europäerin Malwida von Meysenburg, jener reinen Idealistin, die mir in ihrer Abgeklärtheit des Alters die Freundin in meinen Jünglingstagen wurde. Wenn eine Frau die Seele eines Mannes erlösen kann, warum erlöset ihr sie nicht alle? Zweifellos weil zu wenige von euch sich selbst erlöst haben. Damit fanget also an! Das Dringendste ist nicht der Sieg der politischen Rechte (wohl verkenne ich nicht deren praktische Bedeutung). Das Notwendigste ist der Sieg über euch selbst. Höret auf, der Schatten des Mannes zu sein; höret auf, die Gefolgschaft seiner Sucht nach Dünkel und Zerstörung zu bilden. Habt den klaren Blick für die brüderliche Pflicht des Mitgefühls und der gegenseitigen Hilfe, der Vereinigung aller Wesen, denen das höchste Gesetz eigen ist, die darin übereinstimmen, sich vorzuschreiben: Den Christen die Stimme Christi; den freien Geistern die freie Vernunft!

Doch wie viele von euch in Europa sind heute in denselben Strudel hineingezogen, der die Gemüter der Männer mit sich gerissen hat. Anstatt sie aufzuhellen, steigert ihr durch eure Erregung den allgemeinen Aufruhr.

Schafft zuerst den Frieden in euch selbst! Reißt den Geist des verblendeten Kampfes aus euren Herzen! Mischt euch nicht in das Ringen! Ihr beseitigt nicht den Krieg, wenn ihr Krieg mit dem Krieg führt. Bewahret zuerst eure Seele vor dem Krieg, indem ihr *die Zukunft, die in euch ruht,* vor der Feuersbrunst rettet. Auf jedes Wort des Hasses unter den Kämpfenden antwortet mit einer Tat der Barm-

herzigkeit und der Liebe für alle Opfer. Seid, schon allein durch eure Gegenwart, der stumme Widerspruch, der aus der Verirrung der Leidenschaften entspringt. Seid der Zeuge, dessen klarer und mitleidiger Blick uns über unsere Unvernunft erröten läßt! Seid der lebendige Friede inmitten des Krieges — die ewige Antigone, die sich dem Hasse verschließt, und als sie leiden sieht, nicht mehr zwischen ihren feindlichen Brüdern zu unterscheiden weiß.

II.

FREIHEIT.*

Dieser Krieg hat uns gezeigt, wie zerbrechlich die Schätze unserer Zivilisation sind. Von allen unsern Gütern hat sich das am wenigsten widerstandsfähig erwiesen, worauf wir am meisten stolz waren: die Freiheit. Jahrhunderte an Opfern, geduldigen Anstrengungen, Leiden, Heldentum und hartnäckigem Glauben hatten sie allmählich erobert; wir atmeten ihren goldenen Hauch; sie zu geniessen war uns so natürlich, wie wir im großen Luftstrom atmen, der über die Erde weht und jede Brust erquickt . . Ein paar Tage haben genügt, uns dieses Lebenskleinod wieder zu nehmen; in ein paar Stunden hatte sich auf der ganzen Erde ein erstickendes Netz über die zitternden Flügel der Freiheit gebreitet. Die Völker haben es geknüpft. Mehr noch: mit ihrer vollen Zustimmung. Und wir haben die alte Wahrheit neu gelernt: „Nichts bleibt ein Besitz. Alles muß, jeden Tag von neuem, erobert werden oder geht verloren" . . .

O verratene Freiheit, entfalte deine verwundeten Flügel neu in unsern treuen Herzen. Eines Tages werden sie wieder ihren glanzvollen Aufschwung nehmen. Dann wirst du von neuem das Idol der Menge sein. Dann werden sich deiner rühmen, die dich jetzt unterdrücken. Aber niemals schienst du mir schöner, als in diesen Tagen des Elends, wo ich dich arm, nackt und zerschlagen sehe. Deine Hände sind leer; du kannst denen, die dich lieben, nichts geben als die Gefahr und das Lächeln deiner stolzen Augen. Aber alle Güter der Welt wiegen dieses Geschenk nicht auf. Die Kammerdiener der öffentlichen Meinung, die Höflinge des Erfolges werden uns das nicht ausreden.

Und wir wollen dir folgen, geschändeter Christus, mit erhobener Stirn: denn wir wissen, daß du auferstehen wirst aus dem Grabe.

Romain Rolland.

* Geschrieben für die erste Mainummer des „Avanti".

Einiges vom Problem der Form.

Der Mensch ist hineingesetzt in das zeitlose Geschehen der Welt, das ohne Oben und ohne Unten, ohne Anfang, Mitte und Ende an ihm vorbeitobt. Ehemals, in dem Tierstadium, war er selbst ein willenloser Mitläufer ohne Bewußtsein. Aber allmählich stellte sich dieses ein, und es ergab sich ein Abstand zwischen ihm und der Welt. Er sah sie. Aber wie konnte an dem ununterbrochenen Fließen sein Auge etwas erkennen? Wie sollte er etwas von ihr aufnehmen können, wenn sein Blick nicht hier und dort Halt finden konnte? Wie konnte er selbst sich

dagegen wehren, wieder hineingezogen zu werden in das boden- und deckenlose Chaos? Der Mensch mußte das ‚außer und um sich" *einteilen.* Er mußte das Grenzenlose formen. Deshalb ist Form im letzten Sinn stets ein „Anhalten" des Geschehens. Und von dieser Notwendigkeit aus und durch sie wird wohl der *Geist* des Menschen seinen Aufschwung genommen haben.

Das Tier ist heute selbst noch Welt. Es muß, während der Mensch will. Im „Wollen" liegt das Wissen um sich selbst, zu dem vom Wissen um die Welt kein zu weiter Schritt war. Der Hund weiß nur um die Welt und braucht sich deshalb keinen Standpunkt zu ihr zu erwerben.

Der primitivste Ausdruck der Form ist die Wiederholung. Der Mensch teilt das eigene Leben im großen Ganzen durch sie. Die Essens-, Schlafens- und Arbeitszeiten, geben dem täglichen, Ferien, Feste, Jahreszeiten, dem Gesamtleben die Stationen durch ihre regelmässige Wiederkehr. Der Geist hat diese genau so nötig wie der Körper. Es ist anzunehmen, daß die meisten Menschen ihren Halt in *allem* verlieren würden, wenn sie an einem Tag morgens um 2 frühstücken, am nächsten nachmittags um 6 und den dritten mittags um 12. Sie würden allmählich über ihr ganzes Handeln die Übersicht verlieren, welche die Wiederholung — durch Teilen in Abschnitte — ihnen gab. Sie würden in der Luft schweben, und der feste Standpunkt ihres Ichs zu ihren Taten und zur Welt wird ihnen entgleiten. Kaum ein Menschlicher wird die Anarchie ertragen.

In den *Handlungen* des Menschen gerinnt sein Sein zu einer festen *Form.* Die Taten sind Symbole für sein Wesen. Und der Mensch ist eingerichtet, daß sein Inneres mit seinen Äußerungen übereinstimme. Denn in der Form liegt eingeschlossen, daß er sich an ihr halte. Dies kann man am überraschendsten dort erkennen, wo Menschen den Sinn einer aufgerichteten allgemeinen Form, etwa der Sittlichkeitsgesetze, längst verletzten und nun sich als an das Letzte ängstlich an das übrig gebliebene leere Gebäude klammern. Diese werden meist aus Worten bestehen, welche ja die zuschnellst geronnenen Formen des Wesens bilden. Je zügelloser eine Gesellschaft ist, desto höher stehen die Formalitäten im Wert. Diese stützende Eigenschaft der Form läßt es als erklärlich erscheinen, dass man allmählich das eigene Selbst verliert, wenn ein Sein durch zwingende Gründe andauernd mit dem Handeln nicht übereinstimmt. Die Arbeit, die man tut, die Menschen, mit denen man zusammen kommt, die Grundsätze, nach denen man lebt, sind objektive Äußerungen, die unter widrigen äußeren Lebensumständen nicht dem Inneren eines Wesens zu entsprechen brauchen. Vollkommen nach seiner Beschaffenheit wird sich kein Mensch sein äußeres Leben gestalten können. Aber man unterschätzt gemeinhin die häufigen Mißverhältniße zwischen Sein und Ausdruck. Denn es bleibt nicht dabei, daß der betreffende Mensch darunter gewöhnlich leidet, — es beeinflußt ihn auch. Das Handeln wirkt auf die Menschen zurück. Dies kann psychologisch leicht begründet werden

Als objektiver Tatbestand drückt sich die eigene Handlung im Menschen ab. Er nimmt sie auf, wie die von Fremden. Durch andauernde Wiederholung hinterläßt sie immer tiefere Furchen. Die Hemmungen, die der eigene Organismus dem Eindringen von Ungemässem entgegenstellt, werden proportionell schwächer. Der ständige Eindruck zieht die Seele immer mehr zu sich. „Die Macht der Gewohnheit" hat gewirkt. Es ist also nicht gleichgültig, wie man handelt. Es wird oft gesagt: ich *bin* in Wirklichkeit nicht so, das ist die Hauptsache. Gewiß, aber wenn einer nicht sehr stark dagegen arbeitet, wird sein Wesen hinübergezogen. Der Mensch hat die Übereinstimmung mit seiner Lebensform nötig. Die unterstützt ihn durch ihr fest umrissenes Sosein. Denn der Mensch selbst ist eben auch ein Teil jener unbefehligten, chaotisch fließenden Welt. Er *hält* sich an seinen Handlungen.

Ich greife unter den unzähligen Beispielen eines heraus, welches zeigt, wie der Mensch auf die Wiederholungen angewiesen ist. Der Verkehr, den der einzelne hat. Menschen, die immer mit neuen Menschen zusammenkommen, werden im Charakter flatterhaft und unbeständig werden (vorausgesetzt, daß nicht schon solche Veranlagung sie zu dem unruhigen Leben trieb. Die Menschen, mit denen man zusammenkommt, sind auch Eindrücke. Mit der Wiederkehr desselben Eindruckes ist dem Leben ein deutlicher Einschnitt und somit Ruhe gegeben. Das „immer anders" des persönlichen Lebens treibt den Menschen in die Nähe der haltlosen Welt, in der kein Augenblick dem nächsten gleicht.

Die Einzelhandlungen, ehemals persönliche Formen, versteifen sich in der Gesellschaft zu allgemein gültigen *Formeln,* zu Gesetzen, Dogmen, Zeremonien. Daß diese sich allmählich unter der Zeiten Änderung zu weit vom Einzelnen entfernen und durch „Naturalismus" wieder herangeholt, d. h. umgeschaffen werden, ist bekanntlich das ewige Spiel der Kulturgeschichte. Heute arbeitet das Individualitätsgefühl in hervorragendem Maße gegen alle Formeln, die doch für jeden gelten sollen. Das moderne Empfinden will sich seine Gesetze individuell gestalten. Es braucht für jeden Fall eine neue Form. Daß hierdurch für die Schwächeren die Haltlosigkeit, für welche unsere untergrabene Zeit gesorgt hat, noch vermehrt wird, ist klar. Das Subjektive kann von schwachen oder unehrlichen Charakteren beliebig gedehnt werden. Prinzipiell ist die jedesmal neu erlebte individuelle Lebensform das Ideal. Doch besitzen nur wenige Menschen die Produktivität, jede Handlung mit eigenem Blute zu durchpulsen. Für diese Relativität wird also die Gesamtheit niemals reif werden.

Das Problem der Form zeigt sich, wie viele andere, im Vergrößerungsspiegel des Künstlerischen. Denn Kunst ist neben anderem Steigerung, Intensität des Lebens. Der erste Anstoß zur Kunstausübung war irgendein Äußerungstrieb, ein Bedürfnis, innere Energien los zu werden. Die Form, die hierfür gefunden werden mußte, war im Anfangsstadium der künstlerischen Kultur wie in den Lebensformen die Wiederholung. Das erkennt man am besten in der Musik, die als älteste Kunst gilt. Wilde Völker pflegen noch

heute eine Musik, die aus einer Aneinanderreihung von Tönen besteht, welche beständig wiederholt werden. Der musikalische Rhythmus herrscht noch völlig, der doch nichts anderes ist als Einteilung des ungeheuren Weltdurcheinander auf dem menschlichen Wege der Zeit in Laute. So wird auch die erste Musik gewesen sein. Ihre Komplizierung wird das Variationsbestreben in den *Mitteln* veranlasst haben. Anstatt der Wiederholungen wurden Anlehnungen gesetzt, innere Ähnlichkeiten, die vorangegangenen Kombinationen entsprachen. Und dann tritt auf einer höhern Stufe zum bloßen Formbestreben das *Zweckbestreben*. Alles ordnet sich einer bestimmten Ausdrucksabsicht unter. Das Werk erhält einen „Sinn". Dieser wirkt auf Grund der Tatsache, daß der Komponist die Töne an der Welt erlebt hat, auf das *Leben* zurück. Es ist sinnvoll geworden. Kraft der höheren synthetischen Zusammensetzung des Künstlers vermag nun die Musik jenes erlösende Gefühl auf die Zuhörer auszuüben: daß die Welt in ihren Seelen einen Sinn erhielt.

Auch die Komposition in der Malerei ist eine Rhythmisierung der Welt mittels Farbe und Fläche. Sinnliche oder sinngemäße Anlehnung aneinander, komplizierte Wiederholung. In der Dichtung ist dies noch am klarsten in ihrer musiknahesten und unmittelbarsten Art zu erkennen: in der Lyrik. Der Reim ist ja noch offenkundige Wiederholung, und die naturalistischen Bestrebungen, ihn zu durchbrechen, waren ein Teil des Kampfes der Individualität gegen die Formen. Heute ist wieder ein Hang zur festen Form in der Lyrik wie in allen Künsten bemerkbar. Die Sehnsucht der allzu bewegten Zeit ist Ruhe.

Es werden nun auch Ursache und Grenzen der naturalistischen Ziele vor 30 Jahren kenntlich. Die Menschen jener Zeit fühlten Stolz wegen aller ihrer naturwissenschaftlichen und technischen Errungenschaften, liebten (im ganzen) die Erde und waren ihr nah. Diese Erdennähe, die sich im Benutzen der Formen der Natur in der Kunst äußert, konnten sie jedoch nicht allzulange ertragen. Die inneren Konsequenzen der wissenschaftlichen Fortschritte und des neuartigen Wirtschaftslebens machten sich in der geistigen Untergrabenheit und infolgedessen Haltlosigkeit fühlbar, und die Kunstform wird wieder möglichst erdfern und festgefügt.

Alfred Lemm.

Das Paradies in Verzweiflung.

Ferdinand Hardekopf gab heraus: *„Lesestücke"* (Im Verlag der *„Aktion"* [Franz Pfemfert], Berlin-Wilmersdorf, 1916). Hardekopfs Buch ist das schlachtenfernste dieser zwei Jahre. Jeder seiner Sätze handelt von den bürgerlichen Katastrophen des einzelnen und von seinen Rettungen. Das gab es noch nicht in der deutschen Literatur; sie war mit der Form beschäftigt, weil sie zu wenig zu verlieren hatte. Verzweiflung ist erst da, wo einer zu verlieren hat; Ausflüchte werden erst anerkannt, wo noch zu retten ist.

Irgendwo in der Welt kann Hardekopf Brüder finden, Empörer in alten

Literaturtraditionen, die ihrer eigenen Beruhigtheit mit dem Sprung in den Abgrund drohten: Walter Pater, der fast Baudelairische Selbstmordlust in die dünne, spiegelnde Oberflächenhaut des ungewöhnlichsten Curialstil-Englisch leitete; den Franzosen Lautréamont, der mit fanatischer Offenheit und dichterisch geätzter Theologensonde sich schmachvoller Absichten bezichtigt; und den nahesten Laforgue, der die eigenen Ideen zwingt, ihn höhnend zu zerquetschen. Dieses Geschlecht ist stets bereit, sich selbst unrecht zu geben, um aus noch größerer Verzweiflung die Rückschwingung zur Erde auch größer zu machen. (Es sind aber keine Aufrührer. Denn Insurgenten haben eine geradezu unfaßbare Naivität darin, sich selbst recht zu geben, auch wenn sie schon längst in Ehren und Ministerien eingerückt sind.) Von den Kindern dieses Geschlechts kann die Literatur Unendliches gewinnen; aber die Welt selbst, die Erde, durch Änderung wenig, und nur auf sehr indirektem Wege. (Umso falscher übrigens jene Argumentation, die behauptet, der indirekte Weg sei der einzige!) Fragt man sie, die stets rücksichtslos offen gegen sich sind, so wollen sie nichts anderes als: Literatur machen. Sie wollen den Weg bereichern, den man zu den Häusern der Ideen zurücklegen muß. An der Wahrheit des Weges ist ihnen alles gelegen, an der Wahrheit der Ideen nichts.

Hardekopfs „Lesestücke" bereichern die deutsche Literatur. Mit einem Ruck springen Auge, Mund, Hand der deutschen Sprache auf ein hohes Niveau. Von der Höhe des Niveaus werden wir durch nichts abgelenkt: keine geheime Absicht soll mit Stilhülfe geschmuggelt werden; ein Ziel, zu dem Schreibkunst fortrisse, ist nicht gesetzt; keine ethische Angelegenheit außerhalb der gedruckten Seite wird der Verwirklichung zugetrieben: nicht einmal eine Amoral. Mit Offenheit ist nichts anderes angestrebt, als das Niveau selbst.

Außerordentlich ist die Klarheit solcher Menschen. So ist der Titel von Hardekopfs Buch wörtlich zu nehmen. Die Gedichte, Essays, Novellen des Bandes sollen zum Lesen da sein, allein für die Beseligung des Aufnahmeprozesses zwischen Leserauge und Leserglück. Der Leser mache das Buch zu — er ist entlassen. Handeln danach soll er nicht. Mit einer Sicherheit, die unter Deutschen ungewöhnlich ist, begrenzt Hardekopf diese Welt des Lesers zu einem wahrhaften Welt-*Bild*:

„Ich presse zu Linien die lästigen Bäche
Und denk' die ent-ölten in ebenen Plan;
Ich hasse den Raum, ich vergöttre die Fläche,
Die Fläche ist heilig, der Raum ist profan.

Ich werde mich listig der Plastik entwinden
Und laß euch gebläht im gedunsenen Raum.
Ich denke die lieblichsten Schatten zu finden
Im gefälligen Teppich, im flächigen Traum."

Sofort merkbar: diese Vorsätze sind nicht Armut, sondern Leidenschaft. Selbst wer den Haß nicht glaubt, glaubt die Vergötterung; und die Selbstbezichtigung der List gibt über alles Auf-

schluß, über Kampf, Katastrophen, Entscheidungen, über die namenlose Verzweiflung bis zur Selbstschmähung, und die resignierte Freude auf einen Ausweg.

Flucht, Ausweg, Rettung sind: Auch die Welt nicht mehr zu lesen mit einer Überideenwelt, sondern nur noch sich zu kümmern um den Weg zwischen einem unbestreitbaren Faktum und dem Menschen, der diesem Faktum gegenübersteht. Nur noch nach ihren Funktionen die Welt anzusehen. Überhaupt nur noch eine Funktionswelt zu kennen.

Funktionswelt; man horche auf! Wir wissen heute in allen Ländern so ungeheuer viel davon, wer die Menschen dirigiert, daß es köstlich ist, endlich einmal wieder zu erfahren, wie sie funktionieren. Durch Hardekopfs Fähigkeit zur abgekürzten Wiedergabe der Funktionen, fühlt man Menschenwesen wieder in ihre Würde und ihren ursprünglichen Wert als Mensch eingesetzt. Hardekopf erdenkt das Paradies: Eine reine Funktionswelt, in der jede Bewegung kristallinisch durchschimmernd für ein wahrhaftes Sein eintritt. — O Verzweiflung! —

Die Schärfe, das Aufregende in der Zusammenfassung der menschlichen Funktionen bleibt stets auf derselben Höhe der unbedingten Aufrichtigkeit. Grenzen gibt es nicht, und ein sachlicher Unterschied durch die Form des Lesestückes besteht nicht. Es ist gleich, ob Hardekopf Gedichte, Aufsätze, Novellen, Dramatik schreibt; mehr in Betracht, als die Differenz des Lyrischen, Monologischen, Erzählenden, Zwiegesprochenen, kommt das Gemeinsame in allen diesen: die Feststellung; die Absolutheit, Indiskutabilität der Feststellung. Wo Hardekopf feststellen kann, ist ein Thema für seine Katastrophenmusik da. Wer möchte, beispielsweise, heute noch imstande sein, ungelangweilt jene plumpe Variétéverklärung mitanzusehen, die eine Zeit lang sehnsüchtige Schriftsteller aus allzu niedriger, grober und gemeiner Nietzscheinterpretation konstruierten! Hardekopf unternimmt, trotzdem vom Variété zu sprechen, verklärt nicht, sondern stellt fest, teilt Chansonetten-Akrobaten-Zuschauer-Gattungsfunktionen aus, so wie er die Funktion des Zigarettenrauchens feststellen würde. Und über seinen Variétékapiteln könnte als Motto das Wort einer Fee aus dem Märchenstück „Schlangenweib" des höhnisch unbekümmerten Gozzi stehen: „O Himmel, eh' das Publikum ungeduldig wird, mögen lieber die beiden Hauptpersonen zugrunde gehen!"

Aber man täusche sich nicht darüber, was denn die Feststellungen eines solchen Schriftstellers sind: es sind weder Beschreibungen noch Psychologie. Jede dieser aufgezeichneten Funktionen ist das äußerste Ende, das herausragende Spruchband eines ganzen Bündels von Symptomen. Jede menschliche Funktion, die Hardekopf notiert, ist nichts anderes als geradezu das Stenogramm eines Menschenschicksals. Es gibt unglaubliche Enthüllungen. In der Erzählung „Manon" entschleiert der Leser einfach das Geheimnis der Konventionalität. Manon ist ein junges Mädchen, nichts anderes als ein harmloses junges Mädchen, die mit rührendem Eifer sich in erotische Abenteuer einläßt, aus Konventionalität. Sie ist gar nicht bei der Sache, nur beim Abenteuer (weil man

offenbar so etwas tut). Und der Mann, der ihr Geliebter sein will, wird unfehlbar hingerissen durch ihre scheinbare Erfahrung in Liebesintrigen (die ganz aus Konventionalität besteht), und stets völlig entwaffnet durch die wirkliche, ungeheure Einfalt des jungen Mädchens, die er nicht sieht, nicht kennt, nicht erwartet — aus Convenu. Davon erfährt man als von einem Leserereignis. Wo Leiden, Erregungen, Mißverständnisse der Personen auftauchen, sind sie nur in ihren Funktionen mitgeteilt, und dadurch für den Leser zu der Aufregung und Spannung geworden, die sonst höchstens ein Detektivroman aufbringt.

Aber wozu ist der Leser da? Um unterhalten zu werden? Nicht das ist Absicht. Woher die „Lesestücke" und woher die Hingabe an den einzigen Weg zwischen Schreiber und Leser? Hier ist kein Spiel. Hier ist Verzweiflung. Teleologie taucht auf; ein wildes, schluchzendes Durchdrungensein von Unausweichlichkeit der Erbsünde. Unvermeidlich wird die Welt als Gegebenes hingenommen, und das Erhabenste, das ein Mensch erreichen kann, ist, aus den Ereignissen Abstraktionen zu gewinnen. Vielleicht sind diese Denker die einzigen, die den Begriff Sünde wirklich kennen. Hardekopf sagt einmal bissig:

„Nie gelingt ein Dasein richtig;
Nur der Dicht-Extrakt bleibt wichtig."

Er kennt die göttliche Richtigkeit. Aber sein Schluß ist nicht (wie ich persönlich ihn ziehen müßte): wenn das Dasein nicht richtig gelingt, müssen wir — anhand des Dichtextraktes — es richtig *machen!* Diese Konsequenz würde er, beispielsweise mir, als mögliche Funktion anerkennen, doch sich selbst würde er sie nicht gestatten. Aus einer unausschöpfbaren Resignation, die ihm schon über die Verzweiflung hinaus zu der Schöpferkraft einer Passion geriet.

Man danke ihm für diese Offenheit hier (welcher Schriftsteller versteckt nicht sonst den Gedanken!):

„Das Leben: eine blague aus
Schleim und Eiter.
Das Buch besteht und hilft
euch weiter."

Nur ist es nicht wahr, daß uns heute wirklich das Buch weiterhilft! Hilft uns nicht heute mehr als gutgemeinte Ratschläge aus der Vergangenheit: daß noch rücksichtslose Offenheit möglich ist?

Völker mit einer langen Literaturgewohnheit sehen bei einem Schriftsteller nicht auf Einzelheiten, sondern auf die Totalsumme seiner Arbeit, aufs Oeuvre, auf die lebendige Druckseite, die von Buch zu Buch, quer durch die gelben Rücken der Volumina sich vervielfältigt, auf die Legende, die ein Schriftsteller aus seinen Werken von sich selbst schafft.

Das tun die Deutschen (mit geringer Literaturerfahrung) nicht. Sie sehen aufs Stück. Wenn ein deutscher Autor dreißig unvergleichliche Bände geschrieben hat und darnach in irgend einem Druckwinkel der Zeitschriften ein kleines, schlechtes Gedicht produziert, so ist er geliefert.

Geht es nun schon bei den Deutschen ums wertvolle Einzelstück, so mögen sie wenigstens im Fall Hardekopf ein positives Ergebnis aus ihrer Neigung zur Einzelkritik gewinnen! Das Buch „Lesestücke" ist nur klein,

es ist von Zeile zu Zeile vollkommen. Man müßte von jeder Seite sagen, daß sie auf dem Hang über einem Abgrund geschrieben sei; mit der äußersten Hingabe an Vergangenes; mit dem unwiderruflichen wilden Ausdruck des Fertigseins.

Denn wo die Verzweiflung des Autors die Dinge dieser Welt zu ihrer letzten Vergeistigung zusammenschlagen läßt, entsteht die Augenlust des Lesers.

Ludwig Rubiner.

Ein gutes Buch.

Ich weiß nicht, wie sich andere zu dem in Ton und Haltung vorbildlichen Buch gestellt haben, das Hans Vorst unter dem Titel „Im Kriege durch Frankreich und England" bei S. Fischer erscheinen ließ. Mich hat keines aus der Kriegszeit in ähnliche Aufregung versetzt.

Ich mußte es oft hinlegen, außer stande, weiter zu lesen, so überwältigend ist das Heimweh, das es auslöst.

Städte, Reisewege, vertraut und plötzlich ungangbar, umwehen uns mit ihrer Atmosphäre; und an Bilder und Erinnerungen, die wir täglich neu gewaltsam in uns verdrängen, wird hier grausam gerührt.

Unabsichtlich. Denn hier wirkt alles unabsichtlich und ganz durch sich selbst. Einfach weil dieser Deutsche, der kein deutscher Staatsangehöriger ist, so daß er Frankreich und England befahren konnte, ohne Feindseligkeit das Verfeindete schaut, ihm mit Verständnis und mit einem fühlenden Herzen entgegentritt. Einfach deshalb.

Es gereicht dem Berliner Tageblatt zur Ehre, die Berichte Hans Vorsts veröffentlicht zu haben. Männer wie er gereichen den Deutschen zur Ehre.

Annette Kolb.

Kleine Dokumente.

DIE AHNEN.

Zuerst, um mit den Grundlagen zu beginnen, die Ahnen.

„Nun, die Ergebnisse unserer Vorgeschichtsforschung beweisen, auf wie hoher Stufe unsere Ahnen gestanden und welch reichen Schatz sie gegen das römische Wesen hergegeben haben. Dies aber setzte ihnen zu ihrem Schaden das entgegen, was ihnen selbst in ihren Hundertschaften und ihren lokkeren Völkerschaftsbündnissen gefehlt hatte: den durchgebildeten Staatsgedanken, gegen den sie nicht aufzukommen vermochten.

Unter der karolingischen Renaissance trat dazu das schwere Opfer des eigenen Glaubens an die Weltreligion des Christentums. Und doch, wenn auch diesen Vorvätern von Kaiser Karl die Freiheit ihrer heiligen Haine und ihres aus Naturanschauung heraus geborenen und in der Tiefe seiner Symbolik mit der Natur selbst in reinstem Einklange stehenden Gestirndienstes geraubt ward: die Sehnsucht nach dem alten Heldentrotze konnte der Sachsenschlächter nicht im Blute der viertausendfünfhundert zu Verden Enthaupteten ersticken! Sie ist der

Gral geblieben, durch dessen Reinheit das Christentum der germanischen Welt sich vor dem aller übrigen Völker einschließlich des englischen unterscheidet; insbesondere lebt in den Heiligen des deutschen Katholizismus die alte Heldenverehrung und die ganze Innigkeit und Zartheit des germanischen Jungfrauendienstes fort.

Die Staatsauffassung war selbst unter Heinrich dem Vogler, dem Deutschen Könige, noch durchaus die Erbauffassung des Gebietsstaates geblieben, von gemeinschaftlichem Volksbewußtsein zeigt sie keine Spur. Erst in den Kreuzzügen, aus der Erkenntnis gemeinsamer Gegensätze zu den sprach- und wesensfremden Kreuzfahrern heraus entwickelte sich das Verständnis dafür, daß das bis dahin im Gegensatze zum kirchlichen Latein gering geschätzte Dietsche, d. h. das Völkische, um alle Deutschblütigen ein gemeinsames Band schlinge. In Walther von der Vogelweide hat die „tiutsche zucht, die vor gât in allem" dann ihren edelsten Verherrlicher, der vielgeschmähte preußische „Militarismus" seinen ersten Verkünder gefunden."

So Fritz Bley in der Literarischen Beilage der *Deutschen Tageszeitung*.

KANT, SCHILLER UND DIE DEUTSCHEN KATHOLIKEN.

Es bleibt zu erfahren, wie die Enkel das Werk der Ahnen fortgesetzt haben. Sie sind das Volk Kants und Schillers. Aber da stellen sich gleich gewisse Schwierigkeiten ein. Gehören die deutschen Katholiken auch zu diesem Volk, gehören sie dazu oder nicht? Der Zentrumsabgeordnete Pieper, päpstlicher Hausprälat und Generaldirektor für das katholische Deutschland, veröffentlicht in den Katholischen Monatsbriefen, die in neutralen Ländern die deutschfeindliche Propaganda, besonders auf kirchlichem Gebiet, bekämpfen sollen, einen Aufsatz über die Mobilmachung der sittlichen Kräfte während des Krieges in Deutschland. Und sagt:

„Kein Volk hat mehr wie das deutsche in seinen großen Dichtern und Denkern, ich nenne nur *Schiller* und *Kant*, das Gebot der *sittlichen Pflichterfüllung* verherrlicht und seinem Bewußtsein eingeprägt. Auf *diesem* Boden des deutschen Pflichtbewußtseins konnte auch das katholische, kirchliche und private *religiöse Leben so wurzelkräftig* werden und solche Fruchtbarkeit im gesamten öffentlichen Leben während der langen Friedenszeit entfalten. Von *diesem* Bewußtsein der sittlichen Pflicht vor Gott und dem Vaterlande ist auch jetzt daheim, im Rücken unserer tapferen Truppen, die Kriegsarbeit des deutschen Volkes getragen, von der ich in der Kriegsarbeit des Volksvereins nur einen Ausschnitt gab; denn die übrigen katholischen Organisationen, der Charitasverband, die Arbeiter-, Jugend- und sonstigen Vereine sind auf ihrem Sondergebiete im *gleichen* Geiste und mit ähnlicher Arbeitsmethode tätig."

Also: Ja, die deutschen Katholiken gehören zum Volk Kants und Schillers.

Aber nein, sie haben mit Kant und Schiller nichts gemein, sie wollen und können mit ihnen nichts gemein haben.

Dies versichern die Trierer *Petrusblätter*, die dem päpstlichen Hausprälaten nichts geringeres, als eine ungebührliche *„Kantreklame"* vorwerfen:

„Mit Schmerzen," tönt es aus den Petrusblättern zurück, „mit Schmerzen haben wir diese Ausführungen, auf deren Boden ein „Zusammengehen der Anhänger aller Konfessionen und Parteien" — wovon in den „Katholischen Monatsbriefen" ebenfalls die Rede ist — erfolgen soll, gelesen und uns dabei in Gedanken gefragt, was wohl der Katholik im neutralen Lande dazu sagen werde, wenn er die quasi offizielle Äußerung der Anschauung des Generaldirektors einer Organisation von acht- bis neunhunderttausend deutschen Katholiken liest und zwei Namen als *Hauptvertreter einer Philosophie gefeiert* findet, *die der Katholik absolut ablehnen muß*, wie es gerade Pius X. neu eingeschärft hat. Und es ist ein *verhängnisvoller Irrtum*, wenn geglaubt wird, in Schiller und Kant das fruchtbare Erdreich für eine wurzelkräftige Entwicklung des katholisch-kirchlichen und privaten religiösen Lebens gefunden zu haben, in Schiller und Kant den Ausdruck der katholischen Lehre vom Gebot der sittlichen Pflichterfüllung zu wissen."

Die Frage bleibt offen.

HEIDENMISSION.

Inzwischen widmet sich Max Scheler im *Hochland* dem Studium über „Soziologische Neuorientierung und die Aufgabe der deutschen Katholiken nach dem Krieg." Die Arbeit ist interessant. Schade, daß Scheler immer schlechter schreibt. Er scheint keineswegs, nach dem Erfolg seiner gesammelten Kriegslesefrüchte, die er zu dem dickleibigen, aber in zusammengenähten Fetzen schlotternden „Genius des Krieges" verarbeitete, über sich selbst erschrocken auf halbem Weg Halt machen oder gar umkehren zu wollen, wie ich lange glaubte und besorgten Freunden erzählte. (Wozu ich einigermaßen berechtigt war.) Vielmehr erfahren wir durch die *Kölnische Volkszeitung*, daß der „berühmte Philosoph Max Scheler" sich bekehrt habe; auch „werde von manchen anderen, die noch folgen sollen, bereits gesprochen."

In dem komischen Heldenlied vom lippe-detmoldischen Soldat, der ganz allein Krieg führen muss gegen ein feindliches Heer und natürlich, eins, zwei, totgeschossen wird, heißt es: „Seine Seele flieht zu Gott, wo die Kanonen stehen." Diese Artilleristenphantasie ist lustig genug. Jedoch, man sieht, wir haben Zeitgenossen, die Ernst damit machen.

EIN DEUTSCHER.

Am 14. Juni veröffentlichte das Berliner Tageblatt in seiner Morgenausgabe eine Zuschrift des *Dr. Fr. W. Færster*, Professors an der Universität München, die verdient, als eines der erhebendsten Zeitdokumente aufbewahrt zu werden. Die in jeder Hinsicht außergewöhnliche Erklärung lautet:

„Nach den alarmierenden Notizen, die in diesen Tagen über meinen Universitätskonflikt erschienen sind,

und nach dem scharfen Proteste der Fakultät gegen meine Stellungnahme, darf ich den Lesern wohl folgende ruhige Darlegung des ganzen Falles geben:

Ich habe im Januarhefte der Friedenswarte 1916 ein Referat über die „mitteleuropäische" Staats- und Geschichtsphilosophie von Konstantin Frantz veröffentlicht, die bekanntlich von Richard Wagner als „wahrhaft deutsche" politische Philosophie gefeiert worden ist. Wer Frantz' „Deutsche Weltpolitik" (Chemnitz 1882) durchliest, der wird erstaunt sein über den intimen Zusammenhang all dieser Gedanken mit brennenden aktuellen Fragen, und wird es durchaus begreiflich finden, daß ich diese Gesichtspunkte gerade jetzt in die Diskussion getragen habe. Wir haben ja doch nicht bloß Krieg zu führen, sondern auch neue, riesige politische Probleme durchzudenken — wäre das nicht der Fall, so würde ein Buch wie Naumanns „Mitteleuropa" nicht ein so außerordentliches Interesse gefunden haben, auch würden nicht neuerdings die Alldeutschen Blätter den Vorschlag propagieren, Polen an das Deutsche Reich anzugliedern. Für solche übernationalen Föderativentwicklungen hochkomplizierter Art haben wir in unserer nationalpolitischen Tradition gar keine Anknüpfungen — wir bedürfen dazu einer ganz gründlichen Neuorientierung des politischen Denkens. Oder will man in einer Zeit, in der wir alle auf allen Gebieten so durchgreifend umlernen müssen, eine nationalpolitische Orthodoxie proklamieren, auf die dann die Professoren einen Anti-Modernisteneid zu schwören haben? Man lasse doch das Ausland ruhig schwatzen, was es will — wir sollten unsere furchtbar ernsten Angelegenheiten unbeirrt mit jenem alten gründlichen und kritischen Geist durchdenken, auf den wir mit Recht stolz sein dürfen. Sind wir nicht wahrlich stark genug, um uns solche *innere Freiheit in der Diskussion* erlauben zu können? Konstantin *Frantz* ist der eigentliche *Philosoph des mitteleuropäischen Gedankens* und muß darum, auch wenn man manches ablehnen wird, gerade heute ernster als je angehört werden — treten doch die Probleme des neuen Europa mit jedem Tage gebieterischer vor unsere Gedanken und vor unsere Staatsmänner!

Mit ihrer öffentlichen Erklärung hat die Münchener philosophische Fakultät zweifellos einen schweren Mißgriff begangen. In einer Zeit, in der von allen Seiten der „Abbau der politischen Zensur" gefordert und nicht nur von den obersten Reichsbehörden, sondern auch vom obersten Generalstabschef als wünschenswert hingestellt wird — in einer solchen Zeit hätte eine wissenschaftliche Korporation wohl darauf verzichten dürfen, die kritische Revision unserer neueren politischen Entwicklung als Gefährdung des Vaterlandes zu stempeln. Unser Staatswesen steht doch keineswegs auf so wackligen Füßen, daß sofort das amtliche Eingreifen der Fakultät nötig würde, wenn das Bestreben nach gründlicher Neuorientierung des völkerpolitischen Denkens einen mit der Pflege politischer Pädagogik und Ethik betrauten Kollegen zu radikalem Zweifel an gewissen politisch-historischen Dogmen führt. In

so erschütternden und verantwortungsvollen Zeiten bleibe den Universitäten und ihren obersten Behörden jede Ängstlichkeit fern, man gebe die ganze Kraft des unbestochenen und vorurteilslosen Denkens frei — so wie die alten Seefahrer inmitten der Wasserwüste eine Taube in höhere Atmosphären steigen ließen, damit sie endlich festes Land erspähe.

In der öffentlichen Erklärung der Münchener Fakultät findet sich ein Satz, bei der der Kenner des freiheitlichen Geistes der deutschen Universitätsgesetze sich an den Kopf faßt: „Die Mitglieder der Fakultät werden jedem Versuche, sie (diese Meinungen) unter der Autorität des Lehramts in der akademischen Jugend zu verbreiten, mit vollster Entschiedenheit entgegentreten." Wohin zielt dieses? Seit wann hat in Deutschland die Fakultät irgendwelche Disziplinar- oder sonstige Gewalt über die Lehrausübung eines ordentlichen Professors? Oder will man diejenigen Studierenden, die der Sympathie mit meinen Ansichten verdächtig sind, irgendwie die Macht der Majorität spüren lassen?

Wenn schon die Rücksicht auf den Eindruck im Auslande so maßgebend sein soll, so hätte man wahrlich besser getan, durch eine solche Aktion nicht der gewiß unwahren Behauptung des „Temps" einen Schein von Berechtigung zu geben, daß die *deutschen Universitäten zurzeit „geistig völlig uniformiert"* seien.

Die Münchener Neuesten Nachrichten verkünden bei dieser Gelegenheit: „Derartige schiefe und unhistorische Auffassungen . . . können durch die akademische Freiheit nicht mehr gedeckt werden, weil sie, namentlich während des Krieges (also nicht bloß in der Kriegszeit!!), das Ansehen des Vaterlandes im Inland und Ausland gefährden." Ob die Anreger der gegen mich gerichteten akademischen Aktion nicht einen Schrecken vor dieser Interpretation der Lehrfreiheit bekommen, die doch genau so dehnbar ist wie der Begriff des „groben Unfugs" oder der „Verächtlichmachung staatlicher Einrichtungen"? Und mit solchen Auslegungen der Lehrfreiheit will man die Behauptungen des Auslandes von der Knechtung der deutschen Seele durch die Staatsgedanken widerlegen?

Es ist gewiß zu verstehen, wenn so ausgezeichnete und von den reinsten Absichten geleitete Gelehrte, wie sie gerade die Münchener philosophische Fakultät beherbergt, durch meinen scharfen Vorstoß gegen gewisse heilig gehaltene Überzeugungen in starke Erregungen und Repressivaffekte gekommen sind. Aber gab es denn gar keine Hemmungsinstanz gegen eine Aktion, deren gänzlich unakademischer Charakter den Beteiligten wohl allmählich selbst ärgerlich zum Bewußtsein kommen wird?

Man macht mir die Veröffentlichung meines Aufsatzes in der Schweiz zum Vorwurf. Dabei wird übersehen, daß die Friedenswarte zwar in Zürich erscheint, die größte Zahl ihrer Abonnenten aber in Deutschland und Österreich hat. (Gerade mit Erscheinen der betreffenden Januar-Nummer hat dann die allgemeine Beschlagnahme eingesetzt.) Mein Aufsatz — der übrigens auch in einer norddeutschen Tageszeitung abgedruckt

wurde — wäre z. B. als Beitrag der „Süddeutschen Monatshefte" weit mehr im ganzen *Ausland* bekannt geworden, als es durch den Abdruck in der Friedenswarte geschehen ist.

Das „Erscheinen jenseits der Reichsgrenzen" hat also für die Verbreitung eines Artikels im Auslande keine entscheidende Bedeutung.

Die ganze Hetze hat ihren Ausgangspunkt in der Berliner Zentrale des *evangelischen Bundes*, die unablässig am Burgfrieden rüttelt und der es schon lange auf die Nerven fiel, daß ich eine gerechte Würdigung des Kulturbesitzes unserer katholischen Mitbürger als ein Gebot wirklich nationaler Gesinnung bezeichnet hatte — genau so, wie ich das gleiche auch von der Gegenseite verlangt habe. In jener Zentrale ist ein Flugblatt hergestellt worden, in dem mit anerkennenswerter Geschicklichkeit der wahre Sinn meiner Aufsätze durch Herausreißen einzelner Sätze und Wendungen geradezu entstellt worden ist. Diese Nummer der „Deutsch-evangelischen Korrespondenz wurde in alle Welt versandt; eines Morgens war halb München im Besitz dieses Hetzblattes, das mich dem Generalkommando zur Behütung empfahl; man muß wohl annehmen, daß ein besonderer deutsch-evangelischer Flieger nachts den ganzen Vorrat über der schlummernden Stadt entleert hatte. Dieses Flugblatt erregte nicht nur die Kollegen, sondern es drangen auch einige Demonstranten in meinen etwa 100 Köpfe zählenden Hörsaal, dessen Hörer sich jedoch wie ein Mann durch minutenlanges Klatschen und Trampeln gegen die Eindringlinge erhoben, die dann abzogen. Dieser Sachverhalt ist durch von München an die deutsche Presse abgesandte Berichte derart auf den Kopf gestellt und durch abenteuerliche Erfindungen ausgeschmückt worden, daß ich auf diesem Wege an die *Ethik der deutschen Presse* appelliere, sie möge von dieser meiner Richtigstellung und Rechtfertigung Notiz nehmen — im Unterlassungsfalle müßte ich den betreffenden Redaktionen sagen: „Ihr habt kein Recht, euch über die Lügenpresse des Auslandes zu entrüsten!"

Prinzipiell sei noch folgendes bemerkt: Es scheint weiten Kreisen des deutschen Volkes, und ganz besonders vielen Vertretern des Gelehrtentums, noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß die große Parole für den wahren Patrioten heute lautet: „Umlernen!", und daß die gegenwärtige Weltnot in eine Phase getreten ist, wo alles andere am Platze ist, als *ängstliches und reizbares Anklammern an liebgewordene Überlieferungen.* Die Überlieferungen *aller* Nationen sind mit Blut und Schuld schwer befleckt, und der gegenwärtige Weltkrieg ist die „Summa" des langmütigen Weltgerichts über das furchtbare Treiben der bisherigen europäischen „Historie". Darum hinweg mit allem unfreien Götzendienst gegenüber der politischen Vergangenheit — *strecket euch mutig „nach vornen", wenn ihr Europa aus diesem furchtbaren Blutbade erretten wollt!* Wir haben jetzt nicht mehr bloß Krieg zu führen, dieses Gebot ist nicht das einzige Gebot der Stunde, dem alle Seelen sich unterwerfen müssen — nein, wir hinter der Front, wir haben jetzt die heilige Pflicht, alles zu tun, daß die *Atmo-*

sphäre geschaffen werde, in der allein die Entspannung der Leidenschaften kommen und die Stimme der Vernunft sich Gehör verschaffen kann. Dieses geschieht gewiß nicht durch Rufen nach Frieden um jeden Preis. Davon ist auch das deutsche Volk mit Recht himmelweit entfernt. Worauf es ankommt, das ist zunächst nur eine *neue Tonart:* In allen Ländern müssen sich immer lauter Männer vernehmbar machen, die es offen aussprechen, daß ein Ausweg aus dieser Hölle von Wut und Starrsinn gar nicht möglich ist, wenn wir uns nicht alle entschlossen von dem alten Geist des Völkerverkehrs abwenden, unseren Anteil an dessen Sünden offen und ehrlich bekennen und zunächst einmal in innerster Seele ein *neues Europa* lieben und ausdenken lernen. Nur durch diese *innere Umkehr und die dementsprechende Tonart,* nicht aber durch ein bloßes allgemeines Friedensangebot, komme es von hüben oder von drüben, können die ruhigen Elemente in allen Ländern an das Werk gerufen werden. Deutschlands große Überlieferungen verpflichten uns, in dieser Richtung die Hegemonie zu ergreifen. Ohne allseitigen *„Abbau" in der Völkerverhetzung und in der eitlen und gottlosen Selbstgerechtigkeit* wird kein Friede kommen, sondern die Völker werden sich bis zum Verbluten zerfleischen, so wie es ein Japaner gesagt hat: „Lasset uns ruhig abwarten, bis Europa sein Harakiri vollzogen haben wird." Sollten aber zwei Jahrtausende europäischer Gesittung wirklich nicht verhindern können, daß wir Europäer samt und sonders mit blöden, hilflosen Gesichtern in den Abgrund fahren, wobei noch jeder einzelne einen Lobgesang auf seine herrliche Vergangenheit und seine schneeweiße Unschuld anstimmt?

In einer leitenden englischen Zeitschrift (Hibbert Journal) wurde neulich eine deutsche Broschüre besprochen, die sich gegen die Völkerverhetzung wendet. Der Rezensent (Prof. L. Dickinson-Cambridge) schrieb: „Man sieht, es ist keine Nation von Barbaren, in der solche Stimmen laut werden." Nun also! Lasset uns mitten im Tumult der Verhetzung das Unsere tun, damit endlich die *europäische Stimme* auf allen Seiten triumphiere und die Zeit komme, wo „die Rachegöttinnen fern abdonnernd die Tore der Hölle hinter sich zuschlagen!" —

In der Deutschen Tageszeitung wurde in einer, offenbar von einem Münchner Kollegen des Professors Förster herrührenden, aber anonymen Zuschrift dazu bemerkt, daß Lehrfreiheit nicht gleichbedeutend sei mit *Narrenfreiheit ...*

„REALPOLITIKER."

I.

Aus einem Leitartikel der *Evening Standard an St. James Gazette* vom 31. Mai:

„Es ist kein Zufall, wenn in allen Ländern — England eingeschlossen — Friedensgerüchte umlaufen. Die treibende Kraft ist Deutschland, welches durch eine eigens für diesen Zweck geschaffene Organisation unter Neutralen und Kriegführenden drei Gedanken zu verbreiten sucht, nämlich:

1. daß die Verbandsmächte unmöglich gewinnen können;
2. daß ein baldiger Friedensschluß für sie und die europäische Zivilisation die einzig mögliche Rettung ist;
3. daß ein als siegreich anerkanntes Deutschland mit sich reden lassen wird.

Inzwischen setzen die Deutschen und ihre Verbündeten auf mehreren Fronten ihre wütenden Angriffe fort. Sollten diese von Erfolg gekrönt sein, so würde damit die Schaffung einer dem Frieden günstigen Stimmung außerordentlich gefördert werden. Man könnte dann auch den Appell an das Gefühl fallen lassen und die allen empfindsamen Seelen eigene erbärmliche Feigheit für seine Zwecke ausnutzen. Anderseits fände man im Falle eines Fehlschlages einen gut vorbereiteten Boden vor, um Uneinigkeit zwischen die Verbandsmächte zu säen und Neutrale zu bestechen.

Es gibt unter uns zwei Sorten von Menschen, welche wissentlich oder in aller Harmlosigkeit der deutschen Propaganda zum Opfer fallen. Die einen sind *Narren* oder ihnen verwandte *Gefühlsmenschen*; die anderen *kosmopolitische Händler* und *Geldmenschen*, welche wieder Geld verdienen wollen und ihr Geld zu hohen Zinsen ausleihen möchten. Der Einfluß der letzten Klasse ist ein, wenn auch großer, so doch begrenzter. Um so tiefergehend ist aber leider der Einfluß der Gefühlsmenschen, und zwar nicht so sehr durch das, was sie im Parlament und durch die Presse verbreiten, als durch das Unheil, das sie durch Briefe, Gerede an ihren Arbeitsstätten und dergleichen anrichten und wodurch wohl die auf einen unglücklichen Frieden gerichteten Bestrebungen ihren unheilvollen Ausdruck finden. Daß diese Propaganda im Lande geduldet wird, ist unverständlich. Die Erfahrungen, die wir mit den irischen Sinn Feiners gemacht haben, sollten uns mißtrauisch gegen unsere eigenen Sinn Feiners machen, deren Waffen dadurch, daß es die Waffen von Feiglingen sind, nicht weniger tödlich werden. In keinem Lande der Welt würde einer Gesellschaft wie der „Brüderschaft der Wehrpflichtgegner" oder der „Vereinigung für demokratische Kontrolle" von der Regierung erlaubt werden, ihre zerstörende Tätigkeit auszuüben.

Wir fordern von der Regierung eine scharfe Stellungnahme diesen Bestrebungen gegenüber, und von den Mitgliedern des Parlaments und den nicht im Kriegsdienst tätigen Behörden verlangen wir, daß sie das ihrige zur Aufklärung des Volkes tun und die deutsche Mär von einem hoffnungslosen Remis richtigstellen.

Wir befinden uns am Vorabend der großen Anstrengung der Verbündeten, die, wie wir hoffen, mit Erfolg gekrönt sein wird. Darum ist vor dem Endsiege *alles Friedensgerede ein Verrat am Vaterlande*, der als solcher gebrandmarkt werden muß, in welcher Verkleidung er sich auch zeigen möge."

II.

Hauptartikel des Grafen Reventlow in der Deutschen Tageszeitung, am 14. Juni, Morgenblatt, überschrieben: Von moralischen Schuldkontos. (Die

kursiv gedruckten Stellen sind in der Deutschen Tageszeitung gesperrt.)

„In der Kölnischen Zeitung beschäftigt sich, wie heute morgen im telegraphischen Auszuge mitgeteilt wurde, der Leiter des Wiener Fremdenblattes mit Rußlands Schuldkonto. Kurz vorher war in der Deutschen Tageszeitung in einer Skizzierung der drei Tage, welche dem Befehle zur deutschen Mobilmachung vorausgegangen sind, ebenfalls die Rede von den russischen Vorbereitungen und von der Mobilmachungsorder. So dankenswert uns der neue österreichische Beitrag auch scheint, so vermögen wir die Bemerkung doch nicht zu unterdrücken, daß es zu einer irreführenden und in ihren Wirkungen nachteiligen Verschiebung und Verdunkelung wichtiger Gesichtspunkte führen muß, wenn jetzt nach zweijähriger Kriegsführung immer wieder die ‚Schuldfrage' in den Vordergrund gestellt wird. Wie die Lage und eine Fülle unanfechtbarer Angaben erweisen, und zwar ein für alle Male, liegt die sogenannte Schuldfrage fest. Ihre Erörterung hatte im Anfange des Krieges eine gewisse Berechtigung, weil immerhin die Möglichkeit bestand, neutrale Mächte aufzuklären und dadurch einen Einfluß auf ihre Stellungnahme zu gewinnen. Wie gesagt, die Möglichkeit bestand, aber tatsächlich sind die deutschen Erwartungen durchweg getäuscht worden, denn gerade bei denjenigen Mächten, an deren Aufklärung es der deutschen Regierung besonders lag, hat die Lüge unserer Feinde auf der ganzen Linie und dauernd gesiegt. Das Sprichwort von den kurzen Beinen der Lüge ist Lügen gestraft worden; ein Beweis übrigens auch dafür, daß diese Völker und ihre Regierenden an der Wahrheit kein Interesse hatten, sondern diejenige Version annahmen, welche in der Linie ihrer Neigung und Politik lag. Mittlerweile sind viele Monate ins Land gegangen und es ist schon lange nicht mehr einzusehen, was für einen positiven Zweck noch die Beteuerungen und Beweise der Unschuld Deutschlands am Kriege haben sollten. Wer es glauben und wissen wollte, der glaubt und weiß es längst, während die übrigen sich in ihrer gegenteiligen Meinung durch Schwüre und Belege nicht irremachen lassen. Auf der anderen Seite aber steht die unseres Erachtens *nicht unbedenkliche* Wirkung, daß innerhalb der deutschen Bevölkerung durch fortwährende Wiederholung der Unschuldsbeteuerungen unbewußt die Überzeugung groß werde, *damit werde irgend etwas Wirkliches gewonnen oder irgendein für die Zukunft drohendes Übel beseitigt*. Ein solcher Irrglaube wäre schon deshalb schädlich, weil er die Aufmerksamkeit *und das in Deutschland leider so spärliche realpolitische Interesse ablenken und schwächen würde, um eines moralischen Phantoms willen*. Friedensschlüsse und die Friedensbedingungen sind noch niemals deshalb andere geworden, weil das eine Volk das andere und das andere das eine mit Schuld- und Unschuldbeweisen überhäufte. Wohl aber ist es von größter Wirkung auf den Verlauf der Kriege gewesen, welches von kriegführenden Völkern seinem Gegner oder seinen Gegnern gegenüber den Wert des Momentes der Zeit, mithin

der Schnelligkeit des Handelns schon in den ersten Anfängen erkannte und verwirklichte. Man denke nur an die Kriege Friedrichs des Großen. Der Siebenjährige Krieg war ein Verteidigungskrieg im höchsten Sinne des Begriffes für Friedrich, und er begriff, daß er, um ihm gewachsen zu sein, zuvorkommen müsse. Deswegen blieb es doch ein Verteidigungskrieg. Es ließen sich aus den letzten zwei Jahrtausenden zahlreiche Beispiele hierfür anführen, für die Bedeutung entschlossener Zeitausnutzung und ebenso entschlossener Ausnutzung aller Waffen im Kriege. Die russische Politik ging im Einklange mit der militärischen Leitung von jenem Gesichtspunkte aus. Schon lange vor dem Befehl zur Mobilisierung wurde im ganzen russischen Reiche mobil gemacht, ja man kann die Probemobilmachungen während der Balkankriege schon als Vorspiel der Mobilmachung von 1914 in gewissem Sinne ansehen. Hätte der Zar aber den formellen Mobilmachungsbefehl einige Tage später gegeben, als er es getan hat, oder wäre der deutsche Mobilmachungsbefehl drei Tage früher erfolgt, *so würde doch ‚Rußlands Schuldkonto' genau das gleiche gewesen sein, nämlich ein in keiner Weise provozierter Angriff auf die Mittelmächte. Und Deutschland wäre auch bei früher erfolgter Mobilisierung genau in demselben Maße der Angegriffene gewesen.*

Selbstverständlich liegt es uns fern, derartigen Forschungen, wie sie der Leiter des Wiener Fremdenblattes anstellt, einen gewissen Reiz abzusprechen; im Gegenteil, dieser Reiz ist entschieden vorhanden. Aus den angedeuteten Gründen aber erscheint es uns *politisch* bedenklich, gerade angesichts der deutschen Neigung zu allgemeinen moralischen Betrachtungen und dazu die Politik mit ihren Motiven und treibenden Kräften und Entwicklungen unter den moralischen Gesichtspunkt zu stellen. Eine solche Betrachtungsweise wird durch alle Erfahrung ad absurdum geführt. Ganz unbegreiflich vollends ist die gelegentlich laut gewordene Betrachtung, daß Deutschlands Handlungsweise und Art des Vorgehens vor und in diesem Kriege besonders für eine spätere *Geschichte* wichtig sei und deshalb unter diese Rücksicht beeinflußt werden müsse. Wie kein einzelner Mensch, so kann und darf noch viel weniger ein Volk etwas tun oder lassen, *in der Hoffnung, daß dann später dieses oder jenes von ihm geschrieben werde; am allerwenigsten aber vor und in einem Kriege, der über Sein oder Nichtsein entscheidet. Die Geschichte ist etwas vollkommen Sekundäres und dazu da, um die Vergangenheit zu verstehen.* Die Konsequenz aus der obigen Auffassung würde sein, daß der einzelne und ein Volk für die Garantie einer anerkennenden Grabschrift sich derart moralisch benehmen, daß unmoralische Gegner sie ums Leben brächten. — Für ein Volk — der einzelne kann unter Umständen mit sich machen was er will — heißt es: *sein Leben und seine Zukunft sichern,* und den kommenden Generationen überlassen, was sie an Geschichte zu schreiben für richtig halten. Was ferner die Geschichtschreibung anderer Völker von unserm Volke später sagen sollte: *wir wüßten nichts, was dem deutschen*

Volke gleichgültiger sein könnte, wenn es nun stark genug ist.“

„VERGELTUNGS-MASSNAHMEN.“

Die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* schreibt unter der Überschrift *Deutsche und französische Justiz:* Zwei in Deutschland kriegsgefangene Offiziere, Leutnant *Delcassé* und Leutnant *Hervé,* wurden vor kurzem wegen Gehorsamsverweigerung kriegsgerichtlich zu 1 und $1^1/_2$ Jahren Festungsgefängnis verurteilt. Sie hatten sich geweigert, dem Befehl, zum Appell anzutreten, Folge zu leisten, indem sie Krankheit vorschützten. Dem deutschen Vorgesetzten, der sie zum Appell abholen sollte, leisteten sie tätlichen Widerstand, Leutnant Hervé ließ sich außerdem zu Schimpfworten hinreißen. Das Urteil wurde durch das Kriegsgericht gesprochen und nach eingelegter Berufung durch das Oberkriegsgericht bestätigt. Trotzdem es sich hier also um ein rechtsgültiges gerichtliches Urteil handelte, ließ die französische Regierung, ohne daß sie den Versuch machte, die Rechtskraft des Urteils zu prüfen oder irgendwie anzufechten, als Vergeltungsmaßregel *zwei* kriegsgefangene deutsche Offiziere in Festungshaft überführen. Die deutsche Regierung ist durch diese französische Willkürmaßregel zu einer Gegenmaßnahme gezwungen worden. Für *jeden der beiden* deutschen Offiziere wurden *drei* französische Offiziere in ein deutsches Festungsgefängnis übergeführt, in dem sie so lange verbleiben werden, bis die beiden deutschen Offiziere ins Offiziergefangenenlager zurückgekehrt sind.

Gleichzeitig hat die deutsche Regierung ein nicht zu rechtfertigendes Urteil, das gegen den in Frankreich kriegsgefangenen Leutnant der Reserve Erler ergangen ist, mit Vergeltungsmaßregeln beantwortet.

Leutnant Erler zündete beim Vormarsch auf Paris auf Befehl seines Vorgesetzten ein Haus an, aus dem Zivilisten (Freischärler) auf deutsche Soldaten geschossen hatten. Für diese völlig gerechtfertigte Maßregel trug nach militärischen Gesetzen nicht er die Verantwortung, sondern ausschließlich der Vorgesetzte, der den Befehl erteilt hatte.

In seinem Tagebuche erwähnte Leutnant Erler die Anzündung des Hauses. Er fiel kurz darauf schwerverwundet in französische Gefangenschaft. Der Vermerk im Tagebuch führte zu einem Gerichtsverfahren wegen Brandstiftung, das mit der Verurteilung Erlers zur Degradation und 20 Jahren Zuchthaus endete. Trotzdem die deutsche Regierung ein umfassendes Entlastungsmaterial für Erler, das seine Schuldlosigkeit außer Zweifel stellte, nach Frankreich sandte, lehnte die französische Regierung die Wiederaufnahme des Verfahrens ab, weil das Entlastungsmaterial keine neuen Tatsachen enthielte.

Leutnant Erler befindet sich im Militärzuchthaus zu Avignon und wird als gemeiner Sträfling behandelt. Er liegt in demselben Schlafsaal mit den anderen Zuchthäuslern und hat täglich zehn Stunden lang Matten und Körbe zu flechten. Geistige Beschäftigung ist ihm nicht gestattet.

Die deutsche Heeresverwaltung hat *dafür sehn französische Offiziere* in Militärstrafanstalten übergeführt, in denen sie unter gleicher Behandlung, wie sie dem Leutnant der Reserve Erler zuteil wird, verbleiben, bis dieser Offizier in ein Offiziersgefangenenlager verbracht ist.

Da Deutschland etwa die dreifache Anzahl an kriegsgefangenen französischen Offizieren hat wie umgekehrt Frankreich, kann man hier etwaigen weiteren französischen Repressalien ruhigen Blutes entgegensehen.

MENSCHENSTIMME.

In der *Victoire*, wo Gustave Hervé den Ausdruck menschlicher Gefühle für die Zeit nach dem Gelingen der grossen Offensive vertagt hat, erhebt sich trotzdem die Stimme des Paul Hyacinthe Loyson:

„Nein, nicht für einen einzigen Augenblick geben wir zu — wir haben nicht das Recht, es zuzugeben — wir weisen es ab wie ein Verbrechen gegen den Geist — mit dem ganzen Zorn unseres Gewissens, das nötigenfalls stärker ist als unsere Vernunft, verwerfen wir jene Prophezeiung von den „höllischen Kriegen", die in Ewigkeit, inmitten eines mörderischen Universums, durch die halluzinierten Jahrhunderte sich wälzen sollten. Eher das Nichts, als diese Verruchtheit! Eher mit unseren eigenen Händen unsere kleinen Kinder in ihren Wiegen erdrosseln, als sie für die Orgie von Mördern großziehen!

Nein, wir werden die Blasphemie nicht erlauben, daß der Krieg ein Ideal sei...

Nein, wir sprechen den Krieg nicht frei, weil er soviel Heldenhaftes hervorbringt, denn er bringt noch mehr Verbrechen hervor, und wer diese Dinge ein einziges Mal gesehen hat, behält für sein Leben beschmutzte Augen und errötet vor Scham, wenn er sie zum Himmel hebt.

Aber muß man es noch laut hinaus schreien, damit die Steine selbst es hören?"

Verantwortlich *René Schickele*.

Für Öster.-Ungarn: *Hugo Heller*, Wien I, Bauernmarkt 3. — Im Verlag von *Rascher & Cie.* Zürich I und Leipzig, Talstrasse 15. — Druck von *Benteli A.-G.*, Bümpliz (Bern).

Arthur Segall:

SECHS HOLZSCHNITTE

Heinrich Mann:

MADAME LEGROS

DRAMA IN DREI AKTEN

PERSONEN:

Madame Legros
Die Königin Marie Antoinette
Die Comtesse d'Orchat
Die alte Marquise de Sarclé
Eine Verwandte des Ehepaares Legros
Madame Touche
Fanchon
Madame Crozet
Legros
Der junge Chevalier d'Angelot
Der Abbé de Zorane
Der Baron de Clairvaux
Vignon
Ein Akademiker
Ein Offizier
Ein Türhüter
Nachbarn und Nachbarinnen des Ehepaares Legros
Volk
Soldaten

Paris 1789

ERSTER AKT.

Die größere Hälfte der Bühne wird von dem Laden des Ehepaares Legros eingenommen. Er ist nach der Seite offen und hat Auslagen von Weißwaren, auch auf der engen Gasse, die zwischen hohen alten Häusern (das schönste ist der Gasthof zum „Weißen Pferd") nach dem Hintergrund verläuft. Dort öffnet sich der Platz der Bastille, einer ihrer Türme bildet den Abschluß. Man sieht nur sein unteres Stockwerk.

*

ERSTE SZENE.

Madame Legros. Die Verwandte.

Verwandte: Das Häubchen ist hübsch. Der Herr Graf von Coutras hat richtig gewählt: es wird dem Fräulein Palmyre gut stehen. Finden Sie nicht, Madame Legros?

Madame Legros (an der Kasse, schreibend): Der Herr Graf hat gewählt, was ihm passend schien.

Verwandte: O nein, sondern ich selbst habe es ausgesucht und es dem Herrn Grafen aufgenötigt. Der Herr Graf würde dieses andere hier genommen haben, aber es ist nicht schön genug für Fräulein Palmyre. Ich bin ihre gute Freundin.

Madame Legros: Ich denke, du bist bei uns im Dienst und wirst schon darum einem Kunden die bessere Ware empfehlen.

Verwandte: Nun ja ... Ich könnte das Häubchen gleich hintragen.

Madame Legros: Du weißt, daß ich noch die Schleifen daranzunähen habe.

Verwandte: Das kann auch ich tun.

Madame Legros: Bildest du dir ein, man würde den Unterschied nicht sehen?

Verwandte: Ich habe doch auch schon Geschmack erlernt, seit ich in Paris bin. Ich bin keine Bäuerin. Herr Legros ist mein Vetter, er wird mir erlauben, was ich will.

Madame Legros: Die Schachtel mit den Strümpfen ist nicht fortgeräumt, und ein so teures Jabot treibt sich am Boden umher; das Fräulein aber hat keinen andern Gedanken, als zu einem Ballettmädchen zu laufen und wieder den ganzen Abend hinter den Kulissen nach galanten Herren auszuschauen.

Verwandte: Ich brauche nicht erst auszuschauen. Sie, Madame Legros, gönnen niemandem ein Vergnügen. Sie denken nur an sich.

Madame Legros: Ich denke an das Interesse des Herrn Legros. Dafür bin ich seine Frau.

*

ZWEITE SZENE.

Die Vorigen. Legros.

Legros: Guten Tag.

Madame Legros: Guten Tag, lieber Mann. Wie geht es in der Werkstätte? Bist du zufrieden mit deinem neuen Gesellen?

Legros: Er ist ein tüchtiger Mensch. Aber darum handelt es sich jetzt nicht.

Madame Legros: Ich sehe dir an, daß du Ärger gehabt hast.

Legros: Meister Ambroise war da wegen der Bezahlung der Wolle.

Madame Legros: Es ist noch nicht der Zahltag.

Legros: Meister Ambroise brauchte das Geld. Seine Frau ist schon lange krank. Er hat Schwierigkeiten.

Madame Legros: Du hast es ihm gegeben?

Legros: Freilich haben auch wir es schwer — wie alle Welt jetzt. Aber ich sagte mir, man muß einander helfen.

Madame Legros: Was du tust, ist recht, lieber Mann.

Legros: Obwohl: — wer wird eines Tages uns helfen?

Madame Legros: O! dahin wird es nicht kommen. Und wenn du heute Geld ausgegeben hast, so haben wir hier es wieder eingenommen. Der Herr Graf von Coutras hat unser schönstes Spitzenhäubchen gekauft, das für vierhundert Pfund.

Verwandte: Ich habe es ihm aufgeschwatzt!

Legros: Vielleicht hast du es ihm aufgeschwatzt. Madame Legros aber hat es angefertigt. Das ist noch mehr wert.

Madame Legros: Aber Lob verdient doch nur sie: ich nicht, denn du bist ja mein Mann.

Legros: Das ist wahr.

Madame Legros: Nun haben wir bald keine Spitzen mehr. Wann werden endlich die aus Alençon kommen?

Legros (befangen): Das frage auch ich mich. Kann sein, daß sie schon da sind und beim Stadtzoll liegen. Dabei fällt mir ein, daß dein Vetter, der Zollbeamte, uns lange nicht besucht hat . . . Was tust du da?

Madame Legros: Ich muß an das Häubchen des Fräuleins Palmyre noch die Schleifen nähen.

Legros: Tue das später. Jetzt solltest du zu deinem Vetter auf das Zollamt gehen und ihn für Sonntag zum Mittagessen laden.

Madame Legros: Gleich jetzt?

Legros: Ich schulde ihm die Höflichkeit.

Madame Legros: Kann nicht Lisette gehen?

Legros: Das wäre nicht höflich genug.

Madame Legros: Ich tue, was du befiehlst, lieber Mann. (Sie macht sich zum Ausgehen fertig.)

Legros: Und sage deinem Vetter, daß wir eine fette Gans haben werden! . . Und sei zurück zum Essen!

Madame Legros: Niemand soll es dir bereiten, als nur ich. Es ist weit, aber ich werde eilen. (Ab.)

*

DRITTE SZENE.

Legros. Die Verwandte.

Legros: Bring mir die Leiter her! . . Nun? Ich glaube gar, man weint?

Verwandte: Es wäre nicht zu verwundern. Ich habe das teuerste Häubchen verkauft, — und wie werde ich belohnt? Ich darf nicht einmal meine Freundin besuchen.

Legros (tröstend): Madame Legros ist sonst nicht hart. Warum verbietet sie dir ein harmloses Vergnügen?

Verwandte: Und sie verbietet es mir in Ihrem Namen!

Legros: Sie glaubt wohl recht zu tun.

Verwandte: Aber wollen denn auch Sie, Herr Legros, ein Mädchen nur langweilige Pflichten lehren?

Legros: Was soll ich dich sonst lehren?

Verwandte: Wenn Sie es nicht wissen . . . Ich hätte gewünscht, daß ein ernsthafter Mann sich meiner annimmt. Aber auch bei

meiner Freundin kann ich manches lernen. Es ist Fräulein Palmyre vom Opernballett.

Legros: Das ist eine Freundschaft, die ich nicht billige.

Verwandte: Warum denn nicht? Fräulein Palmyre ist aus unserem Dorf. Sie mag mich leiden, ich kann Zofe bei ihr werden.

Legros: Zofe bei einem Mädchen ohne Herkunft?

Verwandte: Der Herr Graf von Coutras schützt sie. Schon jetzt ist sie reich.

Legros: Und auch du möchtest es wohl auf diesem Wege werden. Man kennt das. Man wird achtgeben müssen auf dich. Madame Legros hatte recht, als sie dich nicht fortließ.

Verwandte: Statt dessen ist sie selbst fort: zu dem Zollbeamten, ihrem Vetter.

Legros: Was soll das! Hüte dich!

Verwandte: O! Wie Sie jetzt böse sind. Noch soeben waren Sie so lieb mit mir, daß Madame Legros es nicht hätte sehen dürfen.

Legros: Ich weiß, was ich Madame Legros schulde: einer Frau, so treu und unschuldig.

Verwandte: Weniger unschuldig als Sie.

Legros: Und von einer Gradheit, an der du dir ein Beispiel nehmen solltest.

Verwandte: Aus Gradheit tut sie wohl, als wüßte sie gar nicht, warum sie auf das Zollamt geht.

Legros: Sie geht, weil ich es ihr befehle. Du aber bring mir die Leiter her.

Verwandte: Einen Augenblick. Madame Legros versteht so gut wie wir beide, daß sie die Spitzen von Alençon zollfrei in die Stadt schaffen soll, ihrem Vetter wird sie dafür eine fette Gans anbieten; und wer weiß, ob nicht noch etwas.

Legros: Was sagst du da? Ich werfe dich hinaus!

Verwandte: Dann gehe ich geradeswegs zu Fräulein Palmyre.

Legros: Ah! Dort lernst du solche Dinge. Madame Legros denkt an Arges so wenig wie ich selbst. Ihr Vetter sieht sie gern; er ist ihr Pate, und wer beim Zoll keinen Freund hat, zahlt, bis er ruiniert ist.

Verwandte: Ich habe es nicht böse gemeint. Aber glauben Sie mir, Herr Legros, die Frauen sind einander wert. (Nahe bei ihm:) Kein Mann braucht sich ihretwegen Bedenken zu machen.

Legros: Spitzbübinnen wie du, gibt es gleichwohl nicht viele.

Verwandte: Fort, Madame Legros kommt.

•

VIERTE SZENE.

Die Vorigen. Madame Legros.

Madame Legros kehrt zurück, nachdem sie, Nachbarn begrüßend, die Gasse entlang bis unter den Turm gegangen ist und dort etwas vom Boden gehoben hat. Sie hält ein Papier, liest, sieht sich ängstlich um, scheint nicht zu begreifen. Sie tritt achtlos auf die Schwelle, ist entsetzt, da die andern sie sehen, und versteckt das Papier.

Legros: Man hat wohl Geheimnisse?

Madame Legros: Ich kann nichts dafür. Plötzlich hielt ich es in der Hand. Ach . . .

Legros (entreißt ihr das Papier).

Verwandte (neugierig herbei).

Madame Legros (verbirgt ihr Gesicht).

Legros: Was ist das? Wer hat es dir gegeben?

Madame Legros: Es fiel vom Turm.

Legros: Von welchem Turm?

Madame Legros: Von der Bastille.

Legros: Vorhin sagtest du, jemand habe es dir zugesteckt.

Madame Legros: Es ist so ungeheuerlich, dass ich mich mitschuldig fühlte, als ich es las.

Legros: Du?

Madame Legros: Alle Menschen sind mitschuldig.

Legros: Ein Narr hat es geschrieben. Und du verlierst deine Zeit daran.

Madame Legros: Ein Narr? Ein Mensch, der seit dreiundvierzig Jahren unschuldig im Turm sitzt.

Legros: Ein Spaßvogel. Vielleicht Ärgeres. Es gibt Leute, die Unzufriedenheit mit dem König und seiner Regierung säen möchten. So einer hat den Wisch in die Luft geworfen.

Madame Legros: Ich sah ihn herabflattern. Ich erhob den Blick: auf dem Turm, ganz droben auf der Plattform, war ein Mensch, der winkte. Eine Sekunde — und bevor ich recht gesehen hatte, riß ein Soldat ihn zurück.

Verwandte (liest stotternd den Brief): O Vorübergehender! Wer du auch seiest, ein Unschuldiger ruft dich an. Unter der vorigen Herrschaft, zur Zeit Seiner Majestät unseres gnädigsten Königs Ludwig, ward ich in die Bastille geworfen, wegen eines unzarten Versuches, die Aufmerksamkeit der Frau Marquise von Pompadour auf mich zu lenken, und seit dreiundvierzig Jahren hat man mich hier vergessen. Nicht einmal meine Wächter wissen mehr, wer ich bin. O Freund, dem der Wind oder Gottes Atem dieses Blatt vor die Füße weht, sag du es den Menschen! Sag ihnen, was keiner mehr weiß, so viele geboren werden und sterben: ich heiße Latude und bin ein Unschuldiger, der leidet! (Ergriffenes Schweigen.)

Madame Legros (hat sich abgewandt, seufzt schwer).

Verwandte: Das ist grauenvoll . . . Und so wunderbar, als ob es der Herr Pfarrer erzählt hätte.

Legros (peinlich berührt): Es ist ein armer Mensch. Aber mit solchen Dingen befaßt man sich nicht. Es wäre unklug. Wir werden zu niemandem davon reden.

Madame Legros: Es ist wahr: wie soll man es den Leuten sagen. Niemand wird uns glauben. Man wird uns eine abscheuliche Erfindung zuschreiben und uns für schlecht ansehen.

Legros: Man wird uns vor allem für dumm ansehen.

Madame Legros: Was also tun.

Legros: Bei Gott! Es für uns behalten!

Madame Legros: Wie?

Verwandte: Ich sage es allen! Wird man neugierig sein! Ich gehe in die Bastille und frage den Soldaten Colas, den ich kenne, ob er von solchem Gefangenen weiß.

Legros: Du wirst deine Zunge hüten, oder du lernst mich kennen.

Madame Legros: Was heißt das?

Legros: Es heißt, daß du den Wisch da verbrennen wirst. Und ohne Federlesen! Wir sind anständige Leute, mit den Angelegenheiten von Staatsverbrechern haben wir nichts zu tun.

Madame Legros: Aber es ist ein Unschuldiger!

Legros: Das sagt er. Der selige König wird gewußt haben, warum er ihn in den Turm gesetzt hat.

Madame Legros: Der König ist tot. Das alles ist so lange her. Wo sind die, denen Latude geschadet hat, wenn er denn jemandem geschadet hat . . . Ach! was soll das. Ihr habt gehört, was er sagt, dieser Mensch. Ihr habt die Wahrheit gehört wie ich. Ihr habt keine anderen Ohren als ich. Alle Menschen verstehen das.

Legros: Da du Ohren hast, so höre gefälligst. Ich bin dein Mann, und ich befehle dir, den Mund zu halten.

Madame Legros (beugt sich): Du bist mein Mann . . . Aber du bist gut. Willst du mich etwa prüfen? Als wir kürzlich verheiratet waren und du mich noch nicht kanntest, da unterließest du einst mit Absicht, den Verkauf einer Haube ins Buch einzuschreiben, und gingst fort, um zu sehen, ob ich das Geld nehmen würde. Aber hast du es denn heute noch nötig, dich zu überzeugen, daß ich ehrlich bin? (Sie schmiegt sich an ihn.)

Legros: Du bist eine brave Frau. Du hast immer für den Nutzen deines Mannes gearbeitet. Daher weißt du auch ganz gut, wie wir jetzt uns verhalten müssen.

Madame Legros (schmeichelnd): Ehrlich bleiben, wie ich es damals geblieben bin. Nicht mitschuldig werden am Unrecht, das geschieht. Was sage ich: schuldiger als alle, die nicht darum wissen. (Überredend:) Man wird dich rühmen, lieber Mann. Man wird dich hoch ehren. Denn jeder ehrliche Mann hätte es auch getan.

Legros: Man könnte wirklich glauben, daß den Frauen der Verstand nie fertig wächst. Wenn du einem Vorübergehenden sagst, daß er falsches Geld gemacht hat: meinst du, er

wird dir um den Hals fallen und dir danken? Wir aber sollen nun denen, die die Macht haben uns selbst einzusperren, mit der Behauptung kommen, sie hielten einen falschen Gefangenen fest. Wer dich hört, hält uns für toll.

Madame Legros (beschwörend): Mann! Es handelt sich um einen Menschen!

Legros: Ganz abgesehen davon, daß niemand mehr sich in unseren Laden getrauen wird, aus Furcht vor der Bastille, der wir uns so leichtfertig aussetzen. Läßt man uns auch ungeschoren, so sind wir dennoch ruiniert.

Madame Legros: Und wenn wir schweigen, wird das Brot, das wir essen, ein unehrliches Brot sein.

Legros: Hüte dich, Frau! Ich bin ein Bürger von Paris. Ich esse mein Brot in Ehren.

Madame Legros: Du hast es immer getan. Künftig aber wirst du es nicht mehr tun. Sieh dort hinten den Turm: ein Mensch sitzt darin, der schuldlos leidet — seit so langer Zeit schon, daß niemand mehr sich daran erinnert. Dort ist der Platz mit den vielen Menschen! Die Eltern all dieser sind auch schon über den Platz geeilt, und auch damals schon lag jener eine an seiner Kette. Wenn nun ihre Kinder groß sein und dort lustwandeln werden: wie? Soll er dann noch immer liegen und leiden? Währt das Unrecht in der Welt ewig? Jetzt verstehe ich, was man meint, wenn man den Kleinen von der Erbsünde spricht.

Legros (seufzt): Es ist wahr, die Welt ist böse, und wird es wohl immer bleiben. Den Mächtigen geht es gut, denn sie denken nicht daran, wie wir andern bedrückt sind. Du mußt die Spitzen von Alençon akzisefrei durchs Tor bringen oder wir würden den Laden sperren müssen. Unsereiner hat genug zu tun, daß er nur durchkommt zwischen all den bedrohlichen Mächten. Was dem Nachbarn geschieht, darf uns nicht kümmern. Wir müssen die Augen schließen, sonst kommt es auch an uns.

Madame Legros: Und wenn es käme! Denkst du denn, ich kann mir es wohl sein lassen, wenn gleich nebenan jemand

um Hilfe schreit? Hier in der schattigen Gasse geborgen, auf Kunden warten; die Leute abwehren, die unser Geld wollen; essen, schwatzen und endlich die Tür schließen, um mit meinem Mann schlafen zu gehen? Am Ende meiner guten, behaglichen Gasse aber klirren Ketten, und jemand schleppt sich, ein Skelett und ewig weinend, durch feuchte Keller. Du willst mich glauben machen, es sei nichts? Ich höre es doch: er schreit! (Sie hält sich die Ohren zu.)

Legros (gibt der Verwandten ein Zeichen, die Tür zu schließen).

Madame Legros: Auch durch die Tür höre ich es.

Legros: Du selbst schreist, die Leute werden aufmerksam.

Madame Legros: Sie sollen kommen! Sie sollen hören! Ich kann nicht die einzige sein, die so viel weiß!

Legros: Nochmals, ich bin dein Mann, ich kenne die Welt besser. Ein Kind brauchst du, und du wirst an die Geschichten der andern nicht mehr denken.

Madame Legros (stiller): Ein Kind. Ich hatte eins. Es ist gestorben, bevor ich es gebar.

Legros: Du sollst wieder eins haben.

Madame Legros (aufleuchtend): Ja! Es kann wieder eins kommen. Siehst du, daß nicht alles so schlimm ist, wie du sagst? Auch der Turm dort kann sich öffnen und der Mensch, der drinnen begraben ist, wieder leben.

Legros: Davon will ich nichts hören.

Madame Legros: Dann bist du verstockt: du Armer ganz allein. Die Menschen aber wollen das Gute, o, das weiß ich. Ich brauche sie nur zu rufen, zu ihnen zu sprechen, und gleich, noch in dieser Stunde, werden sie mit mir gehen und den Unschuldigen herausfordern.

Legros: Sie hat den Verstand verloren!

Madame Legros: Verzeih! Ich habe dir immer gehorcht, ohne zu fragen. Jetzt gehorche ich dir nicht mehr. (Stößt die Tür auf:) Liebe Nachbarn! Herr Vignon! Madame Touche!

Legros: Um Gott!

Die Verwandte: Das ist spaßhaft!

FÜNFTE SZENE.

Die Vorigen. Vignon. Madame Touche. Fanchon. Nachbarn und Nachbarinnen.

Madame Legros: Ein Unrecht ist geschehen. Ihr sollt es wissen.

Vignon: Sie wünschen, Madame Legros?

Madame Legros: In der Bastille sitzt ein Unschuldiger.

Ein Nachbar: Nur einer?

Madame Touche: Was hat er getan?

Madame Legros: Niemand weiß es mehr, solange ist es her. Er hat mir geschrieben; wir müssen ihm helfen.

Ein junger Mann: Ich hole meine Axt.

Zwei Ältere: Komm, Nachbar! Man darf das nicht hören. (Sie entfernen sich.)

Madame Legros: Gute Herren, Sie sind Christen.

Vignon: Ich habe Philosophie, Madame.

Madame Legros: Herr Vignon, Sie wissen, als jener Räuber Sie anfiel dort an der Ecke: Sie stießen Hilferufe aus, und die ganze Gasse stürzte herbei, Sie zu retten.

Vignon: Es ist wahr, aber der König ist kein Räuber.

Ein Nachbar: Der König setzt oft aus großer Güte die Schlingel in den Turm, damit die Familie von ihnen befreit ist.

Eine Frau: Der Herr von Talmont hatte nichts verbrochen, und dennoch mußte er hinein.

Eine andere: Er hatte dir den Hof gemacht. Seinem Herrn Vater gefiel das nicht.

Ein anderer Nachbar: Wenn Sie nicht mehr hübsch sind, Madame, wird Ihr junger Herr wieder heraus dürfen . . . Madame Legros, so wird es auch mit dem sein, der die Unvorsichtigkeit begangen hat, Ihnen zu schreiben.

Madame Touche: Es ist ihr Liebhaber, wozu regt sie sich sonst auf.

Die Frauen (lachen).

Verwandte: Hören Sie das, Herr Legros?

Madame Legros: Sie irren sich, mein Herr! Sie alle irren sich! Die Frau Marquise von Pompadour war es, die ihn gefangen setzen ließ; und da sie gestorben ist, hat man ihn vergessen.

Vignon: Die Marquise von Pompadour? Man sollte alles vergessen, was sie getan hat.

Madame Legros: Man muß es doch gutmachen! Nach dreiundvierzig Jahren!

Fanchon (in Trauerkleidung): Mein Vater starb mit dreiundvierzig Jahren.

Madame Legros: Und als er geboren ward: sieh, Fanchon, da verschwand ein Mensch namens Latude — und blieb verschwunden. Das erste Mal heute spricht wieder jemand seinen Namen aus. Dein Vater ging 43 Jahre umher. Denke daran, wie oft er lachte, und wie oft er dich küßte. Jedesmal hat ein anderer dort unten im Turm gestöhnt. Sehen nun alle diese Jahre nicht anders aus?

Fanchon (schluchzt).

(Betretenes Schweigen.)

Vignon: Wenn man jederzeit daran denken wollte, wie es den andern geht, es gäbe kein Vergnügen mehr.

Eine Frau: Es muß doch Vergnügen geben.

Madame Touche: Mein Mann ist von einem Dachziegel erschlagen worden, obwohl er nichts verbrochen hatte.

Eine Alte: Wer weiß. Gott tut nichts umsonst.

Madame Touche: Was sagt sie? Will die alte Kupplerin meinen Mann beleidigen? (Sie dringt auf die Alte ein.)

Die Männer (trennen die beiden).

Der junge Mann, der die Axt holen wollte (zu der Alten): Großmutter, hier sind schlechte Leute, komm fort!

Madame Legros: Warum tut ihr einander Unrecht. Wir sind schon so schuldig. Wir haben ein so großes Unrecht zugelassen. Kommt doch mit! Ihr seht ja, man muß es gutmachen.

Vignon: Madame Legros, es sei mir erlaubt, Ihnen in nachbarlicher Freundschaft zu sagen: Sie fangen an, uns zu

langweilen. Sie, eine anständige, ruhige Bürgersfrau, hetzen hier die Leute aufeinander, und warum? Wegen irgendeines Lumpen, der sein Leben lang nicht aus dem Loch herausgekommen ist.

Ein Nachbar: Was hat Madame Legros? Wir kennen sie doch. Sie ist die ernsthafteste Geschäftsfrau des Viertels.

Eine Frau: Ich sage, dahinter steckt eine Liebesgeschichte, das andere sind Erfindungen.

Frauen: Seht Legros! Der dicke Legros! Er steht dabei und läßt sie sich aus der Stirn wachsen!

Verwandte: Sind Sie ein Mann, Herr Legros? Ich werde Ihnen auch nicht mehr schön tun.

Legros (macht sich gewaltsam Platz): Madame Legros! Hast du mir jetzt Schande genug gemacht? Augenblicklich komm ins Haus!

Fanchon: Er tut ihr weh!

Frauen: Sehen Sie nicht, Herr Legros, daß Ihre Frau krank ist? Eine so brave Frau.

Legros (hält Madame Legros, die schwankt): Tatsächlich, sie muß noch krank sein. Es ist das Kind, das tot zur Welt kam. Verzeihen Sie, meine Herren!

*

SECHSTE SZENE.

Die Vorigen. Volk. Später Soldaten, ein Offizier.

Madame Legros (macht sich los): Laß mich, Legros! Sieh was dies für Menschen sind! Sie wissen nun, daß es einen Unschuldigen gibt, der leidet, und wollen dennoch weiterleben wie bisher: ihren Kram verkaufen und Wein trinken. Ich verachte euch! Die Welt dürfte untergehen, wenn nur eure Gasse stehen bleibt! Aber man soll sie euch zu schanden treten. Herbei, Leute, herbei!

Volk (ist vom Platz her in die Gasse gedrungen).

Die Nachbarn (werden auseinandergedrängt, sie flüchten sich in die Häuser und sperren die Tore).

Madame Legros (unter dem Volk): Helft mir, ich bitte euch!

Stimmen: Was gibt es? Wer schreit da!

Madame Legros: Ihr wißt nicht, es geschehen ungeheure Dinge. Eure Kinder werden euch nicht mehr lieben, wenn sie davon erfahren.

Stimmen: Was will die Frau? Sie soll auf den Prellstein steigen, damit man sie hört!

Madame Legros (geschoben, ersteigt drüben am Hause den Stein): Leute vom Volk! Aus dem Turm der Bastille ist ein Brief gefallen, von einem Menschen, der unschuldig gefangen sitzt. Ihr sollt ihn befreien!

Stimmen: Los! Das ist mal ein Spaß! .. Du hast wohl Lust, Mütterchen, dich hängen zu lassen? .. Wo ist der Brief? Lies ihn vor!

Madame Legros: Ich weiß nicht mehr wo er ist. Aber seht ihr es nicht in meinen Augen, die ihn gelesen haben, wie schrecklich er war? Da: meine armen Hände, sie haben ihn gehalten und noch zittern sie!

Stimmen: Es ist wahr, sie ist ganz aufgeregt .. Man sagt, daß in der Bastille die größten Schandtaten geschehen. Man sollte einmal nach dem Rechten sehen.

Andere Stimmen: Wir sind arme Leute, Madame. Wenn Ihnen Unrecht geschehen ist, suchen Sie sich einen Mächtigen, der Sie beschützt!

Eine dumpfe Stimme: Ich war dabei, als damals ein wenig Lärm gemacht wurde, weil alle hungerten. Ich habe von einem Soldaten Blei in den Arm bekommen, aber kein Brot.

Madame Legros: Einige Tage hattet ihr nichts zu essen und begeht schon Gewalttaten. Dort im Turm aber sitzt ein Mensch, der nicht nur hungert. Ihn friert im Dunkeln, und länger, als die meisten von euch auf der Welt sind, hat er die menschliche Sprache nicht mehr gehört. Welche Gewalttaten sind groß genug, um das zu rächen!

Stimmen: Sie hat recht: es gibt Verbrechen, die das Volk nicht erfährt. Die Herren dort oben begehen nichts als Verbrechen! Es sind Mörder!

Eine Frau: Meiner Tochter haben die Häscher das Haar abgeschnitten und sie nach Amerika geschickt.

Eine andere (höhnisch): So eine ist deine Tochter? Nun treibt sie eben ihr Gewerbe bei den Wilden!

Ein Individuum (das von der Auslage der Legros etwas wegstiehlt): Und wer ist das Weibsbild, das sich da auf dem Prellstein zur Schau stellt? Schneidet ihr die Haare ab!

Legros (von der Menge im Laden eingeschlossen, stürzt vor): Schlingel, du hast mich bestohlen, und sie ist meine Frau!

Das Individuum (macht sich davon).

Stimmen: Sie ist seine Frau! Was will sie dann?

Legros: Siehst du es, Madame Legros, wofür man dich hält!

Madame Legros: Und wenn ich es wäre, eine Dirne: die Schande wäre geringer als jetzt! Mag für eine Dirne jemand selbst sterben, — aber schließt sie denn einen schuldlosen Menschen lebend ins Grab ein? Das tue ich, das tust du — und du —: ihr alle tut es! Befreit ihn! — oder ihr seid seine Grabwächter und seine Hyänen. Ehrloser seid ihr, als die, die am Galgen hängen! Eine stinkende Pest seid ihr!

Stimmen: Das ist zu arg! Sie beschimpft das Volk, dies Weibsbild! Reißt sie herunter! Schneidet ihr die Haare ab! Herunter mit ihr!

Madame Legros (hält sich an einem eisernen Ring in der Mauer): Zerrt an mir, ich stehe fest! Ich habe Kraft für euch alle! Ihr werdet sehen, wie ich den Turm des Unschuldigen öffne! Dann wird die Welt schön sein! Jetzt ist sie verdüstert von dem Turm. Seht ihr etwa den Himmel? Könnt ihr jemals lachen? Ich muß den Turm aufbrechen, damit ihr wieder lachen könnt. Ich tue es für euch, weil ich euch liebe. Sagte ich euch das noch nicht?

Eine Frau: Sie ist schön! Und sie spricht wie ein Engel!

Ein Mann: Was wird dann viel anders sein? Wir werden immer leiden.

Madame Legros: Er wird euch so glücklich machen, der Unschuldige! Er wird euch belohnen! Glaubt ihr denn, daß

er nicht reich ist? Und schön? Ein Unschuldiger ist so schön! Du wirst ihn lieben, du da. (Beugt sich zu einer Frau nieder:) Ich sehe dich schon ihn herzen, mit deinen frechen Lippen. Nicht du!

Legros: Sie hat den Verstand verloren! Sie sehen es doch, meine Herren!

Stimmen: Ist denn Geld in dem Turm? Wenn sie weiß, wie man ihn aufmacht . . . Sie hat recht, wir wollen die Gefangenen befreien! Freiheit für alle!

Eine gellende Stimme: Die Soldaten!

Madame Legros (schreit): Die Häscher! Laßt sie nicht herein! Sie haben auch ihn in den Turm geworfen. Verjagt sie!

(Handgemenge im Hintergrund.)

Madame Legros: Verjagt sie! Tötet sie! (Sie springt hinunter in das Gedränge:) Macht Platz, wir marschieren gegen die Bastille! Der Unschuldige wird befreit! Mögen alle sterben, die Soldaten, die frechen Reiter dort auf dem Platz, die herzlosen Damen in ihren Sänften, die Mörder!

Die Menge: Nieder die Mörder! Zur Bastille!

Madame Legros: Der Turm wird Blut speien! Das Blut des Unschuldigen soll alle ersäufen! (Sie ringt mit einem Soldaten.)

(Die Soldaten sind vorgedrungen, das Volk weicht und flüchtet.)

Der Soldat: Dies ist die Megäre. Keine Furcht, Herr Leutnant, ich halte sie.

Der Offizier: Gib acht, es scheint, sie wird ohnmächtig. Nehmt die Gefangenen zwischen euch, und los, zur Wache!

Die Verwandte der Legros (kommt aus einem Versteck hervor): Herr Legros, da haben Sie es, was Madame Legros anrichtet. Ich habe schön gelacht.

Legros: Herr Offizier, ich bitte Sie um Verzeihung. Die arme Kranke hier ist meine Frau.

Der Offizier: Dann kommen auch Sie mit zur Wache!

Legros: Ich bin ein geachteter Bürger, mein Herr, der Besitzer des Ladens zur Eiche des Königs René.

Der Offizier: Ein geachteter Bürger, dessen Frau die Menge zu Gewalttaten aufreizt? Das möchte ich sehen.

Vignon (aus dem Gasthof gegenüber): Ich bezeuge es, Herr Leutnant. Sie kennen mein Haus, es ist der Gasthof zum weißen Pferd. Madame Legros war immer eine der ernsthaftesten Geschäftsfrauen des Viertels. So sehr man entrüstet sein muß, das Geschehene ist unbegreiflich.

Frauen (aus den Häusern): Unsere Nachbarin auf der Wache! Es wäre eine Schande für uns alle.

Legros: Wenn sie doch krank ist, mein Herr! Ich sage Ihnen, daß sie ein totes Kind hatte, es sind kaum vierzehn Tage. Ihr ist eine Schwäche im Kopf zurückgeblieben.

Fanchon: Haben Sie Mitleid mit ihr, mein Herr!

Der Offizier: Und die andern Gefangenen? Ich kann nicht die eine begünstigen.

*

SIEBENTE SZENE.

Die Vorigen. Chevalier.

Chevalier: Herr Leutnant, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin der Chevalier d'Angelot.

Der Offizier: Die Ehre ist bei mir, mein Herr. Ich heiße Ramon.

Die Frauen: Ein Herr vom Hof!

Vignon: Man hat von ihm gehört. Er ist ein Freund der Königin.

Chevalier: Die Frau Gräfin d'Orchat und einige Herren haben dort hinten vom Platz her den Auftritt mit angesehen, den diese Person veranlaßt hat. Die Frau Gräfin ist lebhaft interessiert. Auch der Herr Marquis von Launay war mit uns. Sie kennen ihn, Herr Ramon?

Der Offizier: Ich habe die Ehre, den Herrn Gouverneur der Bastille zu kennen. Alle diese Herrschaften und auch Ihre Person, Herr Chevalier, sind mir bekannt.

Chevalier: Dann werden Sie nicht zögern, meinem Ersuchen zu willfahren und die Frau sogleich in Freiheit zu setzen. Es liegen Staatsgründe vor, die sich ihrer Verhaftung widersetzen.

Der Offizier: Ich gehorche, mein Herr. (Zu den Soldaten:) Formiert euch! Marsch: (Ab.)

(Die Gasse leert sich.)

Legros: Wie soll ich Ihnen danken, mein Herr!

Chevalier: Indem Sie mir erlauben, meine Freunde in Ihr Haus zu führen. Die Frau Gräfin d'Orchat hat den Wunsch, Ihre Frau kennen zu lernen.

Legros: Zuviel Ehre! Madame Legros, bedanke dich bei dem Herrn.

Chevalier (führt Madame Legros bei der Hand in den Laden; halblaut): Muß ich Ihnen sagen, daß es vor allem mein eigener Wunsch war, Sie zu sehen, Madame?

Madame Legros (erwacht aus ihrer Ermattung): Das Volk hat mich nicht verstanden, und es ist schwach. Nun leidet der Unschuldige noch immer.

Legros: Der Unschuldige! Ist sie nicht ein kleines Kind, das nach einem verbotenen Spielzeug jammert? ... Verzeihen Sie, mein Herr, ich sehe Kunden eintreten.

Chevalier: Man muß zugeben, Madame, daß Ihr Gatte Sie noch weniger versteht als das Volk. Und es ist doch nicht schwer.

Madame Legros: Nicht wahr, mein Herr?

Chevalier: Es genügt, Sie anzusehen. Die Revolte steht Ihnen gut zu Gesicht, Madame Legros.

*

ACHTE SZENE.

Die Vorigen. Comtesse. Abbé.

Abbé (vor der Schwelle des Ladens): Mut, Madame.

Comtesse: Der Plan war doch kühn, in die Höhle des Ungeheuers einzudringen. Aber alles ist besser als die Langeweile.

Legros: Die Herrschaften wollen sich meine bescheidenen Dienste gefallen lassen?

Comtesse: Danke, mein Herr. Sie sind der Gatte der Frau, die so interessant scheint?

Legros: Ich bin der Strumpfwirker Legros, der Dame zu dienen.

Abbé: Die Frau Gräfin erlaubt Ihnen, ihr einen Stuhl anzubieten.

Legros (nimmt der Verwandten den Stuhl aus der Hand): Stelle das Essen zum Feuer!

Verwandte (ab).

Abbé (zu Madame Legros): Die Frau Gräfin und wir haben dem interessanten Schauspiel beigewohnt, Madame.

Legros: Ich spreche der Frau Gräfin und den Herren mein Bedauern aus.

Abbé: Bringen Sie vielmehr Ihren Dank dar. Die Frau Gräfin hat sich unterhalten.

Comtesse: Mehr als das: ich war hingerissen, entzückt. Endlich habe ich eine Revolte gesehen.

Madame Legros: Dann werden Sie den Unschuldigen zu befreien helfen, Madame! Ich wußte es!

Comtesse (weicht zurück): Wie Sie darauf losgehen!

Abbé (zu Madame Legros): Mäßigen Sie sich, Madame. Sie haben gesehen, wohin Gewaltsamkeiten führen.

Madame Legros: Es handelt sich um einen Unschuldigen!

Chevalier: Das sagen Sie.

Comtesse: Unschuldig oder nicht, seine Geschichte ist spannend.

Madame Legros: Niemand kennt sie mehr, seit dreiundvierzig Jahren!

Comtesse: Bitte! Ich weiß sie von Herrn de Launay selbst.

Chevalier: Der Herr Gouverneur, der gerade mit uns war, hat sich beeilt, uns von den Schicksalen des Gefangenen Latude zu unterrichten, — der übrigens dafür sorgt, daß man ihn nicht vergißt. Denn er hat zahlreiche Fluchtversuche gemacht. Freilich ist er jedesmal wieder ergriffen worden.

Madame Legros: Warum so viel Grausamkeit? Was hat er getan?

Legros: Keine indiskreten Fragen, Madame Legros!

Chevalier: Eines Morgens, als er sehr jung war —

Abbé: So jung wie Sie, Chevalier, und ohne sich so hoher Gunst zu erfreuen.

Chevalier: Noch auch die Bedenken zu hegen, die Ihr Kleid verleiht, Herr Abbé.

Abbé: Mein Kleid! Wissen Sie wohl, daß ich mein Brevier von meinem Lakaien lesen lasse?

Chevalier: Der junge Latude also fand einst auf seinem Kopfkissen den liebenswürdigen Gedanken, der Frau Marquise von Pompadour eine Höllenmaschine zu schicken.

Abbé: Eine kleine, billige Höllenmaschine.

Comtesse: Mir wäre sie noch immer zu groß gewesen.

Abbé: Reize, wie die Ihren, Madame, wird auch der verderbteste Bösewicht nicht zerstören wollen.

Chevalier: Latude würde Sie zum mindesten selbst gewarnt haben vor seinem Geschenk. Der Frau von Pompadour schrieb er einen Brief, der sie auf die Gefahr aufmerksam machte, und stellte sich ihr dann persönlich vor, um seine Belohnung in Empfang zu nehmen. Sein Ziel war ein Posten in ihrer Nähe. Er war verliebt. Aber die Marquise hatte Zeit gehabt, die Handschrift des Briefes mit der Aufschrift des Paketes zu vergleichen. Es schien ihr bedenklich, einen so unternehmenden jungen Mann als Sekretär anzustellen: sie schickte ihn in die Bastille.

Comtesse: Eine Höllenmaschine aus Liebe: ich weiß nicht, ob ich widerstanden hätte!

Madame Legros: Sie hätten nicht gestraft, Madame, weil man liebte!

Abbé (seufzt): Wer sagt Ihnen das.

Madame Legros: Sie hätten nicht eine Jugend abgebrochen! Hätten nicht in einem Augenblicke des Zornes verfügt über ein ganzes Leben!

Comtesse: Ich bin nicht grausam. Sie rühren mich, Madame. (Zu den Herren:) Zu denken, daß ich Furcht hatte. Sie hat nichts Schreckliches, sie ist sogar wohlerzogen.

Abbé: In den Zeiten des Aberglaubens würde man gleichwohl einen Teufel aus ihr vertrieben haben.

Madame Legros: Es ist wider die Natur und als ob Gott gestorben wäre!

Chevalier (mit Ironie): Wir alle, Madame, sind wider die Natur.

Abbé: Und als ob Gott gestorben wäre.

Chevalier (wie vorher): Sie vergessen, Madame, daß wir in einer alten Ordnung leben, mit Rechten, Vorrechten und mit Opfern.

Abbé: Sie vergißt alles.

Madame Legros: Ich denke an den Unschuldigen, und alle sollen an ihn denken!

Legros: Madame Legros, du fällst den Herren lästig. Danke ihnen für ihre gütigen Aufklärungen.

Abbé: Herr Legros, Sie haben eine merkwürdige Frau.

Chevalier (wie vorher): Wenn wir auf einer noch jungfräulichen Erde am ersten Tage die Augen aufschlügen, dann vielleicht würden wir die Dinge so sehen, wie Madame Legros sie sieht.

Comtesse (seufzt): Es wäre reizend . . . Meine Herren, es ist ein Glück, daß wir gekommen sind: ich werde mich nie mehr langweilen. Wir haben einen Fund gemacht. Wir haben ein schönes Beispiel von Tugend gefunden. Chevalier, Sie müssen die Königin davon verständigen.

Abbé: Da Sie sich über die Tugend mit der Königin stets verständigen.

Comtesse: Madame Legros, ich verstehe Sie, denn ich bin empfindsam wie Sie. Sagen Sie mir alles! Sie kennen den Herrn Latude!

Madame Legros: Nein, Madame.

Comtesse: Er schreibt Ihnen. Sie haben den Leuten gesagt, er sei reich, er sei schön. Sie wollten nicht, daß eine andre ihn liebt. Haben Sie ihn denn im Kerker besucht?

Madame Legros: Ich habe erst heute von ihm erfahren. Hätte ich sonst bis heute leben können?

Comtesse: Wo ist sein Brief?

Madame Legros: Er ist mir im Gedränge abhanden gekommen.

Comtesse: Das ist es, was ich mir sagte. (Zu den Herren:) Herr Latude hat dieser Kleinen niemals geschrieben. Sie ist empfindsam, wie ich. Sie hat seinen traurigen Zustand im Geiste geschaut. Sie war mit ihrer transzendenten Person bei ihm im Kerker. Wie sie interessant ist!

Madame Legros: Ich verstehe Sie nicht, Madame, Sie sind gelehrter als ich.

Comtesse: Ich möchte Ihnen helfen. Sie gefallen mir. Ich begreife die Verirrungen, die aus Empfindsamkeit geschehen.

Madame Legros: Bedenken Sie, Madame, ein so langes Leben des Jammers! Die furchtbare Tiefe der feuchten Wände, aus denen er nach einem menschlichen Herzen geschmachtet hat!

Comtesse: Sie sind dies Herz!

Chevalier: Auch mich bezaubert es. Die Reize der Schuld sind groß, ich gestehe es. (Nahe zu Madame Legros:) Aber sie wären nicht mehr vorhanden, begegneten wir nicht zuweilen der Unschuld.

Abbé: Ihre Galanterie, Chevalier, kommt zu spät. Von diesem Herzen hat die Tugend Besitz ergriffen.

Comtesse: Sie müssen zu mir kommen, Madame Legros. Sie müssen einer empfindsamen Gesellschaft Ihre Angelegenheit vortragen! Versprechen Sie mir, daß Sie kommen!

Madame Legros (eingeschüchtert): Ich fühle mich nicht würdig, Madame. Es wäre eine Aufgabe, die mir Furcht macht.

Comtesse: Ich bürge Ihnen für ein Ihrer würdiges Publikum und für einen Empfang, der Ihren Verdiensten entspricht.

Madame Legros: Was erwarten Sie von mir, Madame? Daß ich wiederhole, was Sie schon wissen? Sie sagen, daß Sie das Gute wollen. Sie sind reich und mächtig; die Herren sind es auch. Wenn Sie die Last von mir nehmen und den Unschuldigen befreien wollen: ich wünsche mir nur, in die Stille zurückzukehren.

Abbé: Im Gegenteil! Sie müssen sich zeigen, oder man wird aufhören, sich für Sie zu interessieren.

Comtesse: Sie müssen die Sitten der schönen Welt erlernen. Nichts erreicht man ohne Kunst und Galanterie. Herr Legros, predigen Sie Ihrer Frau Vernunft!

Legros: Die Frau Gräfin ist sehr gnädig gegen dich, Madame Legros.

Madame Legros: Ich war bereit, ins Gefängnis zu gehen für den Unschuldigen. Ja, ich wäre für ihn gestorben. Dies aber: wenn er es wüßte, er würde denken, ich verhöhne ihn. Ich kann nicht, Madame.

Comtesse (führt das Lorgnon an die Augen): Man sehe mir diese kleine Wilde an ... Wird sie wenigstens geruhen, mir zu versprechen, daß sie keiner anderen Einladung folgen will, bevor sie bei mir war?

Legros: Verzeihen, Frau Gräfin, wir sind einfache Leute ... Aber da Sie Madame Legros in Ihrem Hause zu sehen wünschen, will ich Sie bitten, daß Sie zuerst versuchen, was das unsere Ihnen bieten kann.

Comtesse: Ich bin nicht so stolz wie Madame Legros.

Legros: So werde ich es wagen, Ihnen einen Gascognerwein vorzusetzen, der mir von einem Vetter dort unten kommt. Einen Bauernwein; — denn die Bauern, Madame, sind unsere Vettern, sogar die dort unten.

Comtesse (zu den Herren): Diese Einladung ist bezaubernd naiv.

Chevalier: Ich weiß nicht, ob sie so naiv gemeint ist, wie sie klingt.

Comtesse: Wir werden ein Bürgerheim sehen, meine Herren. Längst habe ich solch eine Idylle erträumt.

Legros: Wenn die Herrschaften sich bemühen wollen.

Comtesse } (Ab mit Legros.)
Abbé }

Madame Legros (folgt langsam).

Chevalier (schließt vor ihr die Tür).

*

NEUNTE SZENE.

Madame Legros. Chevalier.

Chevalier: Madame, ich verspreche diskret zu sein, wenn Sie mir schon jetzt verraten wollen, wann Sie im Hause der Frau Gräfin d'Orchat zu finden sein werden.

Madame Legros: Ich habe nicht gesagt, daß ich hingehen werde, mein Herr.

Chevalier: Ich weiß: Sie sind zu klug, sogleich zuzusagen, aber Sie sind erst recht zu klug, nicht hinzugehen.

Madame Legros: Warum zweifeln Sie an meinen Worten?

Chevalier: Ich sehe Ihre Handlungen: sie sind nicht wählerisch — und werden es schwerlich sein.

Madame Legros: Es ist wahr: so Ungeheures ist geschehen, daß man wohl nicht wählen darf.

Chevalier: Sehen Sie?

Madame Legros: Andere vermögen mehr als ich. Sie, mein Herr, vermögen so viel mehr.

Chevalier: Sie haben nichts überhört. Ich soll die Königin interessieren für Sie?

Madame Legros: Für einen Unschuldigen! Mein Herr, ich flehe Sie an. Sie sind jung, wie sollten Sie nicht großherzig sein.

Chevalier: Madame Legros, Sie sind nicht glücklich.

Madame Legros: Ich war es immer. Jetzt bin ich es nicht mehr.

Chevalier: Ich begreife, daß in der Enge hier der Ehrgeiz einer solchen Frau nicht lange seine Nahrung findet. Und man haßt, was unerreichbar scheint.

Madame Legros: Wovon sprechen Sie? Ein Unschuldiger darf nicht länger leiden. Es ist so einfach, daß niemand, der es erfährt, daran zweifeln kann.

Chevalier: Es ist so einfach, meinen Sie, im Namen eines Unschuldigen die Leidenschaften aufzuregen, das Volk gegen seine Herren zu schicken, uns selbst bei unserem Gewissen zu packen und wehrlos zu machen. Verstehe ich Sie?

Madame Legros: Sie sind zu klug. Sie haben mich im Zorn gesehen, und vielleicht war es Verzweiflung. Das ist vorüber. Ich hasse niemand; ich liebe nur den Unschuldigen.

Chevalier: Sie sind bewundernswert, Madame Legros. Ich halte Sie fähig, Ihren Haß zu verleugnen, vor sich selbst sogar, um uns durch Mitleid und Tugend beizukommen. Ihre Tränen sollen den Boden lockern, den Ihre Wut nicht sprengen konnte. Sie sind der geschickteste unserer Feinde. Ich wäre geneigt, Ihnen zu helfen, Ihren Aufstieg zu erleichtern, um Sie eines Tages, entlarvt vor aller Welt, zu besiegen!

Madame Legros: Sie würden nur die Unschuld besiegen.

Chevalier: Sagte ich besiegen? Das meine ich nicht. Sie am Werk sehen, Sie heraufwachsen sehen, wie die Gefahr, — die ich liebe, wie die Leidenschaft, — die in mir selbst ist. So gefällt es mir. Ich gehe durch diese Stadt, die nach noch unvergossenem Blut riecht. Ich sauge den Dampf der Begierden ein und das Gift der Geister. Gerechtigkeit, Vernunft und Tugend: ich glaube nicht an sie und trage sie dennoch, ich, den sie niederwerfen sollen, im eigenen Herzen! Täglich züngelt eine Revolte auf: ich genieße den feindlichen Augenblick, in dem ich atme. Denke, wie ich jung und verloren in diesen Augenblick hineingeboren bin, worin alles, und sogar ich selbst, auf meinen Untergang drängt, — und will in keinem andern leben. Ich liebe meine Zeit, dies Fest des Hasses. Nie wußte ich es so gut, wie heute, in der Gasse hier, als eine Frau nach Blut schrie. War es nicht meins, wonach sie schrie? Sie soll es haben! du bist wild und gefährlich: ich liebe dich, und ich will dich! (Packt sie an.)

Madame Legros (ringt sich los): Rühren Sie mich nicht an! Wer darf mich anrühren, solange der Unschuldige im Turm sitzt! . . (Ruhiger:) Sie verdienen Mitleid, mein Herr. Es ist wohl sehr schwer, das Gute zu glauben und zu wollen, wenn man so klug ist wie Sie. Tun Sie es dennoch. Aus Ihrer Sprache höre ich, daß Ihr Herz sich danach sehnt.

Chevalier: Heuchlerin!

Madame Legros: Sie irren. Ich bin nur demütig — und darf es sein, weil ein Unschuldiger so viel mehr Unrecht erleidet, als mir je geschehen kann. Helfen Sie mir!

Chevalier: Sie bezwingen sich, denn Sie denken an die Königin.

Madame Legros: Sagen Sie es ihr, mein Herr, daß ein Unschuldiger leidet!

Chevalier: Und daß Madame Legros seine Retterin ist.

Madame Legros: Nicht meinetwegen: — sagen Sie es um der Königin selbst willen. Sie können sich wahrhaft freuen doch nur der Gunst einer Königin, die keinen Unschuldigen leiden läßt.

Chevalier: Es ist nicht leicht, Sie zu überführen, Madame. Wenn ich nun für das, was Sie wollen, meinen Preis stellte: wie ich Sie kenne, würden Sie nein sagen und sich auf mein Herz berufen.

Madame Legros (senkt den Kopf).

Chevalier: Aber das nützt Ihnen nichts: den Preis müssen Sie zahlen, und eines Tages werden Sie es tun. Ihr Haß wird so lange anwachsen, bis Sie mir Ihre Liebe versprechen werden.

Madame Legros (sieht ihn an): So verspreche ich sie Ihnen denn gleich jetzt.

Chevalier: Ist das Ernst?

Madame Legros: Helfen Sie mir, und ich gehöre Ihnen, — wenn Sie dann noch wollen werden . . . Denn bis dahin werden Sie erkannt haben, daß ich, auch in den Armen eines anderen, nur dem Unschuldigen gehören würde.

*

ZEHNTE SZENE.

Die Vorigen. Comtesse. Abbé. Legros. Die Verwandte.

Comtesse: Ich habe ein Bürgerheim gesehen! Die Leute schlafen in richtigen Betten!

Abbé: Die Strohsäcke verschwinden und mit ihnen, gottlob, die Religion.

Comtesse: Und am Feuer haben sie einen Kalbsbraten! Leute, die einen Kalbsbraten am Feuer haben, wozu machen die noch Revolten?

Abbé: Aus Philosophie, Madame: so wie Sie Schäferin spielen, obwohl Sie Trüffeln essen.

Chevalier (zu Madame Legros): Wir aber machen aus einer Revolte ein Schäferstündchen.

Comtesse: Schäferin spielen ist schon so langweilig. Jetzt soll man nach Hause und in das Nichts zurückfallen. Wer noch eine Revolte mitmachen könnte! (Zum Chevalier:) Sie haben ihr zugeredet?

Chevalier: Madame Legros sieht ein, daß der Triumph der Unschuld einige Zugeständnisse wert ist.

Comtesse: Ich danke Ihnen. Jetzt gehe ich, um unsere kuriose Entdeckung überall anzukünden. Alles bei Ihnen, liebe Legros, hat mich interessiert: Ihr Unschuldiger, Ihr zweites Gesicht —

Abbé: Ihr Kalbsbraten.

Comtesse: Alles.

Legros: Die Frau Gräfin verzeihe, daß es nicht noch mehr ist. Die Ehre solches Besuches sind wir nicht gewöhnt.

Comtesse: Adieu. (Zum Chevalier:) War nun das so gemeint, wie er es sagte? (Ab.)

Chevalier } (Ab).
Abbé }

*

ELFTE SZENE.

Madame Legros. Legros. Die Verwandte.

Verwandte: Wie liebenswürdig! So betragen sich doch nur die Herrschaften vom Hof!

Legros: Es sind Liebenswürdigkeiten, auf die man gern noch eine daraufsetzte. (Schlägt mit der Faust auf den Tisch.)

Verwandte: Man sieht, Herr Legros, daß sie niemals hinter den Kulissen der Oper waren.

Legros: Trag lieber die Suppe auf den Tisch!

Verwandte: Man wird doch die schöne Welt bewundern dürfen. (Ab.)

Legros: Was denkst du, Madame Legros?

Madame Legros: Es ist gut, daß sie da waren; ich habe viel gelernt.

Legros: Du hast gesehen, daß du dich nicht weiter bemühen darfst; bei den Vornehmen noch weniger als beim Volk.

Madame Legros: Es ist wohl wahr: auch sie haben mich nicht verstanden. Sie haben nicht verstanden, was geschehen ist. Das Wort: ein Unschuldiger leidet, bedeutet den Menschen nur so viel wie das Summen einer Fliege oder wie ein galantes Gespräch. Ich hätte es nicht geglaubt.

Legros: Du hättest deinem Mann glauben sollen.

Madame Legros: Wir alle tragen eine so große Schuld: sie aber sinnen nur, welches Vergnügen sie aus ihr gewinnen können, ob Eitelkeit oder — ein anderes, — das ich nicht nennen darf.

Legros: Du hast dich genug gequält: komm essen!

Madame Legros: Dazu hab' ich nicht Zeit. Werde ich je wieder Zeit haben? Begreife doch, lieber Mann: ich habe nun erfahren wieviel zu tun und wie weit der Weg ist. Zu allen muß ich nun gehen, durch die Stadt, so groß sie ist und noch weiter, — muß ihnen erklären, worauf es ankommt, muß ihre Köpfe, alle voll unnützer Dinge, die ihnen wichtig erscheinen, rein und hell machen mit meinen Worten, bis sie es wissen, worauf es ankommt: bis sie es wissen!

Legros: Sie hält sich kaum aufrecht! Du sprichst von einem weiten Weg? Nicht drei Schritte kannst du gehen! Ich lasse dich nicht fort!

Madame Legros (auf der Schwelle): Du wirst mich lassen, denn du siehst wohl, daß es mir auferlegt ist. Ich bin nicht schwach. Ich weiß trotz allem, daß die Menschen sich sehnen nach dem Unschuldigen! Alle haben dasselbe Herz, und ich brauche nur ihre Laster und ihren Hohn davon wegzuziehen wie einen Vorhang, dann werden sie ihn erkennen, den Unschuldigen, und in ihm sich selbst! (Ab.)

(Vorhang)

ZWEITER AKT

Garten der Comtesse d'Orchat. Links hohe Bosketts. Davor ein Tisch mit Sesseln. Ein Gitter mit vergoldeten Lanzen und Wappenschildern schließt hinten und rechts den Garten. Im Winkel ein großes steinernes Tor. Draußen eine Wiese, und Volk, das während des ganzen Aktes durch das Gitter späht, die Hände um die Gitterstäbe. Ein großer, goldstrotzender Portier ist immer beschäftigt, die Leute zu verjagen.

ERSTE SZENE.

Marquise (im Rollstuhl und halb verdeckt vom Boskett). Ein Lakai (hinter ihr). Comtesse (sitzt am Tisch). Abbé. Baron (stehen). Zwei Lakaien (servieren Limonade).

Comtesse (zum Baron): Nur ein Glas Limonade, mein Lieber, eine Minute Schatten, und ich gebe Ihnen Revanche . . . Madame de Sarclé, einen Ballspieler wie Herrn de Clairvaux gibt es nicht wieder. Freilich, mit ernsten Dingen darf man ihn nicht bemühen. Die Angelegenheit dieses Unschuldigen läßt ihn durchaus gleichgültig. Dafür ist mein kleiner d'Angelot zu brauchen. Er hat mir Eintritt in die Bastille verschafft, zu dem Unschuldigen.

Abbé: Madame d'Orchat ist die erste und einzige Dame in Paris, die ihn gesehen hat.

Marquise: Und was haben Sie gesehen?

Comtesse: Es roch bei dem Unschuldigen wie in einem Kaninchenstall.

Marquise: Da Sie zuweilen auch Schäferin sind, ist dieser Geruch Ihnen nicht unbekannt.

Abbé: Madame d'Orchat hat mit bewundernswerter Beredsamkeit dem Unschuldigen ihre schönen Empfindungen gezeigt.

Baron: Was ein Unschuldiger nicht alles zu sehen bekommt. Man möchte ihn beneiden ... Und wie sah er aus?

Comtesse: Fragen Sie nicht danach!

Baron: Was sagte er?

Abbé: Sie verstehen, Clairvaux, er empfängt nicht alle Tage Gräfinnen.

Baron: Genug, es scheint eine Enttäuschung gewesen zu sein.

Comtesse: Man müßte ihn herrichten, man müßte ihn zähmen. Es wäre ein Traum, ihn hier einer Gesellschaft vorzuführen. Bedenken Sie, ein Unschuldiger!

Abbé: Es wäre ein Triumph.

Comtesse: Herr de Launay, der Gouverneur der Bastille, ist nicht galant. Er will ihn mir nicht leihen.

Marquise: So unschuldig ist niemand, daß man ihn dafür feiern müßte.

Abbé: Und die dreiundvierzig Jahre des Leidens, Marquise?

Marquise: Die gehören Gott. Sie haben nicht das Recht, daran zu rühren.

Comtesse: Sie sind streng, Madame, — und wenn ich es sagen darf, Sie verstehen nicht mehr alles, was wir fühlen.

Marquise: Zu meiner Zeit verstanden wir, daß das Leiden eine Gnade ist, die uns zu Auserwählten macht.

Comtesse: Man soll es lindern! Man soll es abschaffen! Sie sprechen nach der alten Mode, Madame.

Abbé (leise): Man würde nicht glauben, daß auch sie einmal sich ganz gut amüsiert hat.

Marquise: Ich bin alt, aber das hat den Vorzug, daß ich grade so lange gelebt habe wie der, den Sie den Unschuldigen nennen, und ihn daher kenne, besser, glauben Sie mir, als Sie, die Sie ihn gesehen haben.

Abbé (wie vorher): Sie verliert den Zusammenhang.

Baron: Wenn wir Ball spielen gingen.

Comtesse: Madame, die Herren zwingen mich, weiterzuspielen.

Marquise: Lassen Sie mich ruhig allein.

Comtesse: Aber man soll mich rufen, (zu den Lakaien): sobald Madame Legros kommt. (Zur Marquise:) Das ist diese Frau aus dem Volk, der der Unschuldige geschrieben hat. Vielmehr, es ist ein Zufall. Aber sie geht umher und spricht von nichts anderem.

Abbé: Wer nicht zufrieden ist, ist ihr Mann.

Baron: Ich wäre es auch nicht.

Comtesse: Sie ist sehr rührend. Sie spricht Unbekannte auf der Straße an, um Sympathien für den Unschuldigen anzuwerben. Sie wartet unermüdlich in Vorzimmern. Hat sie nicht neulich den Wagen des Prinzen von Conti angehalten?

Baron: Das tun auch die Opernmädchen, und wahrscheinlich mit mehr Erfolg.

Comtesse: Hier wird sie Erfolg haben! Eine Sensation! Der Chevalier d'Angelot wird sie uns herbringen. Den Unschuldigen kann ich nicht haben. Aber ich habe Madame Legros.

Abbé: Seine Prophetin.

Marquise: Wir ließen uns schon immer Komödianten kommen.

Abbé (leise): Nicht sehr liebenswürdig. Aber so waren die alten, frommen Zeiten.

Comtesse: Auf Wiedersehen, Madame, Meine Herren ...

Comtesse, Abbé, Baron (links ab).

*

ZWEITE SZENE.

Marquise. Dann Madame Legros. Chevalier.

Marquise: Baptiste, lege mir das Kissen zurecht. Schiebe mich tiefer in das Boskett. Zu meiner Zeit richtete man seinen Garten nicht so ein, daß man dem Volk ein Schauspiel bot.

Madame Legros: Wir sind angelangt? Ich bin müde. Ich habe zu so vielen Menschen gesprochen, daß ich keine Gesichter mehr sehe und meine Stimme kaum höre. (Sobald sie den Türsteher sieht:) Mein Herr, man sagt mir, dies ist der Garten der Frau Gräfin d'Orchat.

Der Türsteher: Madame . . . Herr Chevalier, die Frau Gräfin erscheint sofort.

Madame Legros: Ich komme nicht aus nichtigen Gründen, mein Herr. Es handelt sich um ein ungeheures Unrecht.

Chevalier: Madame, ich bitte Sie, Sie verlieren Ihre Zeit.

Madame Legros: Niemals. Jeder Mensch muß es erfahren. Denn jeder Mensch ist mitschuldig, daß es geschehen konnte. Ein Unschuldiger, mein Herr, der dreiundvierzig Jahre im Kerker verbringt!

Der Türsteher: Ich höre mit Bedauern davon.

Madame Legros: Seine Qual in all der Zeit war so groß, daß wir uns schämen müssen, mein Herr, gelacht und geatmet zu haben.

Chevalier (gibt dem Türsteher ein Trinkgeld).

Der Türsteher: Ich schäme mich, Madame.

Madame Legros (auf die beiden Lakaien zu): Und Sie, meine Herren, Sie werden sich nicht weigern, ein Unrecht gut zumachen, das Ihre Kinder Ihnen vorwerfen würden! Es handelt sich um etwas Ungeheures, das Verbrechen von Generationen, die Erbsünde . . .

Ein Lakai: Madame, das ist für die Frau Gräfin bestimmt. Ich werde die Frau Gräfin rufen. (Ab.)

Madame Legros (zu dem Chevalier): Aber Sie, mein Herr! Sie wenigstens können es nicht ertragen, daß ein so schmachvolles Leiden die Welt entehrt. Unter unsern Füßen hier, wenn wir uns regen, stöhnt ein lebendig Begrabener, dem wir wehe tun. Er ist immer mit uns, überall . . .

Chevalier: Madame Legros, ich bin der Chevalier d'Angelot.

Madame Legros: Ach ja, ich vergaß . . .

Chevalier: Sie vergaßen, daß auch ich das alles schon auswendig weiß. Seit Wochen höre ich Ihnen zu, wie Sie es hersagen, in den Salons und auf den öffentlichen Plätzen. Ich habe mich schon gefragt, ob Sie es nicht allmählich glauben: ja, ich selbst hätte Ihnen fast geglaubt.

Madame Legros: Hören Sie auf Ihr Herz! Helfen Sie mir!

Chevalier: Dann sage ich mir, daß Sie mit einer Ausdauer, die ich bewundern muß, Zwecke verfolgen, so weittragend, daß ich sie nur ahnen kann.

Madame Legros: Einen Unschuldigen zu retten!

Chevalier: Zuletzt bin ich doch nicht der Narr, an meinem ersten Urteil zu zweifeln. Sie hassen uns, — und da Sie sich überzeugen mußten, daß Sie uns im Sturm nicht überwältigen können, denken Sie an uns emporzuklettern. Schon sind Sie bis hierher gelangt. Wo werden Sie enden? Sie wären, wenn wir einen anderen Monarchen hätten, geschaffen für eine jener Mätressen, die den Haß und die Gier des Volkes bis in das königliche Bett wälzen, zusammen mit ihrem hübschen Fleisch.

Madame Legros: Sie beschimpfen mich — und sich selbst.

Chevalier: Ich gebe Ihnen zu, daß Sie noch mehr wagen und daransetzen, als ein Finanzmann, der mit einer Hungersnot spekuliert. Bei Ihnen zu Hause geht es drunter und drüber. Geschäft und Ehe, Sie haben alles hinter sich gelassen.

Madame Legros: Mich verließ alles, seit ich erkannt habe, was das Wichtigste ist.

Chevalier: Und täglich kann eine der Aufruhrszenen, die Sie veranstalten, Sie an den Galgen bringen. Das ist viel für ein Wesen von so zarten Reizen.

Madame Legros: Ich fürchte nichts mehr!

Chevalier: Und natürlich auch nicht die Bedingung, unter der ich Ihr Verbündeter geworden bin.

Madame Legros: Nichts.

Chevalier: Wenn ich Sie ansehe: diese gefährliche Feindin mit dem rosigen Schimmer unter den gesenkten Wimpern — Engel und Henker —: ich weiß nicht, ob ich ihr die Knie küssen möchte oder den Profoß rufen!

Madame Legros: Sie werden noch erfahren, daß dieses geheimnisvolle Geschöpf nichts war, nichts, als die Stimme eines Unschuldigen.

Chevalier: Vielleicht werde ich es niemals erfahren, — und eben das wird mein Entzücken gewesen sein. Ihr Unschuldiger, bei meinem Glück, er soll aus dem Turm, — ob ich damit dem

Himmel einen Gefallen tue oder der Hölle. Sie wissen noch nicht, was heute geschehen wird. Für die Person, die hierher kommen wird, müssen Sie Ihre ganze Kunst aufbieten.

Madame Legros: So mächtig ist sie?

Chevalier: Daß ich diese Person herbringe, ist so viel, als küßte ich Ihnen die Knie. Aber im gleichen Augenblick habe ich schon wieder Lust, den Profoß zu rufen.

Madame Legros: Ich werde Sie verehren wie einen Heiligen! Sie helfen zu einem Werk, mein Herr, das allen Menschen die verlorene Unschuld wiedergeben wird. Ja, der Unschuldige wird unter uns sein, und mit ihm der Himmel selbst!

Marquise: Wir ließen uns auch früher Schauspieler kommen.

Chevalier (hin zu ihr): Madame, verzeihen Sie, ich bemerkte Sie nicht.

Marquise: Es stört Sie doch nicht, daß ich Ihnen zusah? Ich sah das so oft.

Chevalier: Schwerlich sahen Sie schon einmal eine Madame Legros. (Links ab.)

*

DRITTE SZENE.

Madame Legros: Madame, ich bin gekommen, Sie an einen Unschuldigen zu erinnern. Sie haben ihn vergessen, alle haben ihn vergessen, und doch ist die Bastille so groß, man sieht sie von überall.

Marquise: Früher bestimmten wir, was gespielt werden sollte.

Madame Legros: Madame . . .

Marquise: Schweigen Sie, schamlose Komödiantin! Sie tragen Ihre Gefühle zur Schau, wie andre ihren entblößten Busen. Sie haben Ihre Seele abgerichtet und können die Stimme davon überfliessen lassen, sobald ein Boskett nicht ganz leer ist, sondern eine alte Frau darin sitzt. Ein Unschuldiger und dreiundvierzig Jahre einsamer Qual: haben Sie es einmal empfunden? Um so schlimmer, denn nun haben Sie es mißbraucht, und es ist eine Rolle geworden, die Sie können.

Madame Legros (bedeckt das Gesicht): Das ist furchtbar. Ich bin ganz leer, ganz schlecht. Man soll mich fortschaffen . . . Einmal war ich doch erfüllt und wahr. Es war ein großer Augenblick, ich sah ihn, im offenen Himmel, er sprach mit mir, und ich teilte es allem Volk mit. Aber sie verstanden mich nicht. Wie wenige haben mich seitdem verstanden, und es sind doch Tausende, die es wissen müssen . . . Aber auch ich kann nicht in jeder Stunde fühlen, was so ungeheuer ist; — und so heißt es denn schwindeln und schwatzen. Ich muß doch handeln, damit der Unschuldige gerettet wird. Und vom Handeln bin ich nun wohl schlecht geworden.

Marquise (milder): Haben Sie denn bedacht, was das sagen will, einen Menschen retten? Der, den Sie den Unschuldigen nennen, ist alt geworden, ohne daß Sie von ihm wußten, und nun wollen Sie ihn retten.

Madame Legros: Aber nun weiß ich, wie schrecklich sein Leben war, und daß er es nicht verdient hat!

Marquise: Verdienst ist ein hochmütiges Wort. Sehen Sie mich an! Sie wissen von mir nicht mehr als von jenem. Wollen Sie sagen, daß ich es nicht verdient hätte, mein Leben hinter Mauern zu verbringen? Es hätte mir geschehen können, — denn eine von uns Zwillingsschwestern mußte ins Kloster, weil wir nicht reich genug waren für unsern großen Namen. Es traf nicht mich, es traf meine Schwester, die besser war als ich. Wenn ich jetzt zurückdenke, weiß ich warum: Gott wollte sie belohnen und bewahren.

Madame Legros: Haben Sie denn nicht geliebt?

Marquise: Lieben Sie Gott!

Madame Legros: Gott braucht mich nicht. Wen braucht er, er hat den Unschuldigen vergessen, wie alle andern ihn vergessen haben. Ich aber bin da, mein Herz schlägt: es schlägt so stark, daß Mauern davon stürzen sollen!

*

VIERTE SZENE.

Die Vorigen. Comtesse. Chevalier. Abbé. Baron.

Comtesse: Die Herren ließen mich nicht früher los vom Ballspiel.

Abbé: Der Unschuldige wartet schon so lange.

Comtesse: Mit diesen Dingen scherzt man nicht.

Chevalier: Wenigstens nicht in Gegenwart einer Frau aus dem Volk.

Baron: Der Chevalier hat Furcht.

Chevalier: Nein, aber Respekt vor der Leidenschaft.

Comtesse (umarmt und küsst Madame Legros): Liebe Legros, wir wollen Freundinnen sein. Ihr Unschuldiger gefällt mir zum Entzücken. Wäre nur der Gouverneur galanter —

Madame Legros: Ich verstehe Sie nicht, Madame. Es fallen hier so viele geistreiche Anspielungen.

Comtesse: Ich erwarte Gäste. Sie werden nett sein, nicht wahr? Sie werden allen Ihre Geschichte erzählen? . . . Lassen Sie, ich weiss, Sie tun alles aus wahrer Begeisterung für die Tugend. Und auch ich, als ich nun dem Unschuldigen gegenüber stand, ich mußte mir die Augen bedecken.

Abbé: Und die Nase zuhalten.

Comtesse: Sagen Sie mir, wie sieht Ihr Unschuldiger aus? Sie sahen ihn mit dem zweiten Gesicht. Ich, die ich ihn einfach mit dem ersten gesehen habe, werde Ihnen sagen, ob Sie Talent haben.

Madame Legros: Sie können ihn doch nicht gesehen haben. Der Turm ist unermeßlich dick, und der Unschuldige wartet nur auf mich.

Comtesse: Weiß er denn von Ihnen?

Madame Legros: Ich arbeite seit Wochen. Ich wühle, erschöpfe mich, ich lüge, ja, ich treibe ein Spiel . . . Ach, was sage ich! Ich leide, leide. Ich bin nicht zu ihm gedrungen. Menschen sind davor, tausend und abertausend Menschen, die ich alle gewinnen muß, alle rühren und besiegen muß, bis

ich zu ihm dringen kann, der auf mich wartet . . . Und Sie, sagen Sie, haben ihn gesehen. (Will lachen.)

Comtesse: So ist es. Sie vergessen, meine kleine Legros, daß es Unterschiede gibt. Ein Wort an den Gouverneur, — und ich ward zu ihm geführt. Er fiel mir zu Füßen, er küßte sie mir. Es war schrecklich und reizend, wie seine Kette dabei rasselte. Und der Unschuldige schwor mir, daß er bis an sein Lebensende niemanden lieben und verehren werde, als nur mich.

Madame Legros: Sie lügen!

Comtesse: Sie vergessen sich.

Madame Legros: Sie lügen und sind voll Tücke. Sie haben ihn nicht gesehen und wissen nicht, daß sein Gesicht glänzt, wie die Sonne. Wenn Sie seine Stimme je gehört hätten, könnten Sie nicht mehr kleinlich und tückisch sein! Aber nur ich habe sie vernommen. Nur mich ruft er. Nur mich liebt er. Nur ich, verstehen Sie, nur ich habe ein Recht auf ihn!

Comtesse: Wie diese naive Eifersucht mich amüsiert.

Abbé: Man sollte es nicht zu weit kommen lassen mit solchen Leuten.

(Bewegung im Volk, draußen am Gitter.)

Madame Legros: Eifersüchtig sind Sie nicht. Ihr Chevalier stellt mir nach, wie er mag. Aber das ist nicht dasselbe, wie wenn Sie mir den Unschuldigen nehmen.

Chevalier: Allerdings. Es gibt Unterschiede zwischen den beiden Objekten.

Madame Legros: Der ist mein! Ich habe alles für ihn hingegeben: Mann, Haus, Frieden. Er wärmt mich, er nährt mich, und das ganze Leben, ihr sogar, die ihr so schlecht seid, scheint mir wieder gut, wenn er mich ansieht. Hüten Sie sich, zu sagen, daß Sie bei ihm waren!

Comtesse: Es tut mir leid für Sie, meine Kleine, ich war bei ihm.

Madame Legros: Schmutzfetzen! (Will auf sie los.)

Chevalier, Abbé, Baron (dazwischen).

Comtesse: O, liebe Freunde, was für eine Emotion! Das war nicht einmal vorgesehen! Daß unsere Freunde nicht zugegen waren!

Abbé: Sie waren tapfer, Madame. Jetzt aber sollte man die Frau entfernen.

Chevalier (zur Comtesse): Es liegt etwas vor, ich muß Ihnen später etwas mitteilen.

Baron: Ich, der ich von solchen Staatssachen nichts verstehe, möchte wissen, wie man weiterspielt.

Chevalier: Staatssachen?

Abbé: Das ist sein Wort für alles, was nicht Ballspiel ist.

Marquise: Sie haben unrecht, Sylvaine! Auch ich hatte unrecht. Wir haben uns keine Schauspielerin eingeladen. (Zu Madame Legros:) Geben Sie mir Ihre Hand, Kind. Das bebt und drängt. Solche Haut und solches Blut hatte meine Schwester am Tage, als sie den Schleier nahm . . . Sie irren sich, Kind. Sie lieben nicht einen Menschen, der leidet: Sie lieben Gott.

Madame Legros: Ich liebe den Menschen!

Marquise: Unsere stürmischen Herzen, Sylvaine, es scheint, ihr habt sie nicht geerbt; es scheint, sie sind auf das Volk übergegangen. (Zu Madame Legros:) Laß dich ansehen, meine Schwester.

Madame Legros (kniet hin).

Comtesse: Was hat sie?

Abbé: Sie verliert schon wieder den Kopf.

Marquise: Ich möchte allein sein.

Comtesse: Im Hause würden Sie später unsere Gäste treffen.

Marquise: So lassen Sie mich in Ihre Kapelle fahren,

Comtesse (geleitet die Marquise).

Chevalier, Abbé (gehen hinterher).

*

FÜNFTE SZENE.

Madame Legros. Baron.

Baron (verläßt leise die anderen, kehrt zu Madame Legros zurück): Madame.

Madame Legros (schrickt auf, erhebt sich): Mein Herr.

Baron (ernst): Ich bin der fanatische Ballspieler, ebenso wie Sie die unermüdliche Menschenfreundin sind. Ist es Ihnen recht, so nehmen wir jetzt einmal beide die Maske ab.

Madame Legros: Ich habe keine abzunehmen, mein Herr.

Baron: Behalten Sie sie also auf. Es kommt einzig darauf an, daß Sie mich genau verstehen. Ich sage Ihnen zuerst etwas Freudiges. Sie werden hier der Königin begegnen . . . Sie haben nicht verstanden.

Madame Legros: Es freut mich, mein Herr.

Baron: Sie erschrecken nicht?

Madame Legros: Früher wäre ich sehr erschrocken, mein Herr. Verzeihen Sie, daß eine Königin mich jetzt nicht mehr erschreckt.

Baron: Sie begreifen, welche Vorteile Sie aus diesem Zusammentreffen ziehen können.

Madame Legros: Ah! Es ist der Chevalier. Das war es, was er vorhatte! Er ist gut, ich wußte es. Alle sind nur aus Irrtum böse.

Baron: Der Chevalier mag Gründe haben, Ihnen gefällig zu sein . . . Aber seine eigentliche Absicht, wenn er die Königin heute hierherbringt, liegt doch auf einem andern Gebiet. Er hat hier mit der Königin eine politische Zusammenkunft, die er anderswo nicht haben könnte, weil wir ihn überwachen.

Madame Legros: Wer sind Sie?

Baron: Der Beauftragte jemandes, der der Königin mißtraut.

Madame Legros: Aber sie kommt her! Sie will mich sehen! Sie wird mir helfen!

Baron: Sie werden wohl nie begreifen, daß die Welt sich nicht um Sie und Ihren Unschuldigen dreht. Auf diesem

Rasen hier wird nichts anderes gesonnen und getrachtet, denken Sie. Es ist gerade so, als wollte ich mir einbilden, daß hier nur Ball gespielt wird.

Madame Legros: Machen Sie, daß es so ist! Ich mache, daß alle, in den Gassen, Palästen, Dachkammern und bis in die Gosse und bis zum Thron, nur das eine noch sehen, nur von dem einen noch beklommen sind, nur das eine noch wollen und ersehnen! . . Hindern Sie mich, wenn Sie können!

Baron: Ich habe kein Interesse, Sie zu hindern, wenn Sie mir in einer unbedeutenden Sache ein wenig entgegenkommen . . . O, es ist nicht das, was der Chevalier von Ihnen verlangt . . . Ich wünsche einen Namen zu wissen. Nichts weiter als einen Namen, der im Gespräch zwischen der Königin und dem Chevalier fallen wird.

Madame Legros: Wer sind Sie?

Baron: Nur ein Neugieriger. Zwischen der Königin und dem Chevalier wird ein Name fallen, der Name eines österreichischen Agenten, den die Königin noch nicht kennt, der in der Menge der distinguierten Fremden ankommen soll, und dem sie unauffällig sich zu nähern denkt. Wir wünschen es zu verhindern; — und von Ihnen, Madame Legros, die Sie allein zugegen sein werden, erwarten wir den Namen, um dessentwillen die Königin herkommt.

Madame Legros: Sie kommt doch, weil es sogar schon zu ihr gedrungen ist, daß ein Unschuldiger leidet! Mein Herr, auch Sie werden mir helfen. Sie sind wie der Chevalier und die andern. Jeder glaubt, er will nur seine Begierden stillen, und zuletzt merkt er, daß ihm einzig am Herzen liegt, das große Unrecht von sich abzuladen.

Baron: Sie verstehen, es einen glauben zu machen. Man muß zugeben, daß Sie kein Mittel verschmähen. Sie haben die Comtesse, die Marquise und den Chevalier, jeden auf seine Art, für Ihre Angelegenheit zu interessieren gewußt. Wer Ihnen zusieht, ist versucht zu glauben, daß Sie sich gut, allzu gut auf die Laster und die Chimären der Menschen verstehen.

Madame Legros: Ich war noch nicht so, als meine große Aufgabe begann. Aber ich habe die Menschen seitdem ein wenig kennen gelernt. Man kann ihre Schlechtigkeiten nicht abschaffen, man kann sie nur liebkosen, bis es Tugenden werden. Das Gute in ihnen schämt sich, man muß sie zur Zügellosigkeit der Güte verführen.

Baron: Madame Legros, Sie sind sehr gefährlich. Sie sind eine Kurtisane der Tugend.

Madame Legros: Ich weiß wohl, ich bin unwürdig, daß so Großes durch mich geschehe.

Comtesse und Chevalier (kommen von links).

Chevalier (spricht leise, legt den Finger auf die Lippen).

Comtesse (erschrickt, verneigt sich unwillkürlich).

Baron: Jetzt sagt er es ihr. Sie sehen, wir haben keine Zeit zu verlieren. Sie werden den Namen erlauschen, Madame Legros, und ihn mir sagen.

Madame Legros: Welchen Namen? . . . Verlangen Sie doch, bitte, nicht, mein Herr, ich solle dem Chevalier schaden. Er ist so gut.

Baron: Machen wir es kurz! Man kommt. Ihr Unschuldiger ist verloren, wenn Sie mir nicht gehorchen. Ich bin überzeugt, dass Sie an der Königin alle Ihre Verführungskunst, alle Laster der Unschuld erproben werden. Aber es wird vergebens sein. Wir haben Wege, um auch die edelsten Wünsche der Königin unwirksam zu machen.

Madame Legros: Sie werden es nicht tun, mein Herr! Sie werden nicht ein Verbrechen verlängern! Was könnten Sie denn bezwecken, das wichtiger wäre, als die Rettung eines Unschuldigen!

Baron: Keine Deklamationen! Sie werden mir den Namen sagen?

Madame Legros: Ich soll verraten! Ich soll den Chevalier verraten, der mir hilft, mein Werk zu tun und meiner großen Schuld ledig zu werden!

Baron: Er wird es nie erfahren; er ahnt nicht, wer ich bin. Ich werde den Namen bekommen?

Madame Legros: Ich kann nicht . . . Man wird sich an ihm rächen?

Baron: Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß seine Freiheit gefährdet ist. Aber dafür haben Sie den Unschuldigen.

Madame Legros: Ich kann nicht.

Baron: Dann ist Ihre Sache verloren.

Madame Legros: Ich lüge schon. Ich spiele schon Komödie. Ich habe schon meinen Leib als Preis versprochen. Ich werde auch noch verraten?

Baron: Ihr Wort!

Madame Legros: Ja.

*

SECHSTE SZENE.

Die Vorigen. Comtesse. Chevalier. Abbé.

Comtesse: Niemand soll es sehen? Sie machen mich krank vor Ärger, Chevalier.

Chevalier: Ich bin untröstlich, aber es ist der Wille der Königin. Sie will unerkannt bleiben und nur mit Madame Legros reden. Ich werde zugegen sein. Ihre Gäste, Madame, müssen den Garten vermeiden.

Baron (zur Comtesse): Diese Madame Legros ist von einer Weltfremdheit. Stellen Sie sich vor, daß sie allen Ernstes glaubt, hier seien nur schlechte und listige Menschen.

Chevalier (zu Madame Legros): Die Person, die ich Ihnen ankündigte, wird sogleich erscheinen. Es ist eine Fremde, und dennoch hat sie großen Einfluß.

Madame Legros: Ich bin (stockt) zu allem bereit, um ihn für mich zu gewinnen.

Chevalier: Sie wird von niemandem hier begrüßt werden und wird verschwinden, ohne daß man ihr folgen darf. Sie dürfen niemals versuchen, sie wiederzuerkennen. Gehen Sie auf diese Bedingung ein?

Madame Legros: Auf alle.

Chevalier (gibt leise dem Türhüter eine Weisung, zieht sich nach links zurück).

Madame Legros (steht allein in der Mitte).

SIEBENTE SZENE.

Madame Legros. Die Königin. Chevalier. Madame Crozet. Später Legros. Die Verwandte.

Königin (dunkler Seidenmantel mit Kapuze, tritt rasch ein).

Madame Crozet (bleibt beim Tor stehen).

Comtesse
Abbé
Baron
} (links seitwärts, verdeckt von den Bosketts, machen tiefe Verbeugungen, verschwinden lautlos).

Königin (mustert unzufrieden Madame Legros, sieht von ihr weg): Sind Sie da, Chevalier?

Chevalier (tritt vor, verbeugt sich leicht): Madame, ich erwarte Ihre Befehle.

Königin: Die Person, in deren Interesse Sie mir gesprochen haben?

Chevalier: Hier steht sie, Madame.

Königin (erhebt das Lorgnon): Wirklich, ich hätte sie sehen sollen, sie steht grade in der Sonne. Madame Crozet, hat man mir vielleicht zeigen wollen, daß diese Person jung ist? (Sie zieht ihre Kapuze tiefer herunter.)

Chevalier (leise zu Madame Legros): Schnell treten sie in den Schatten!

Königin: Übrigens hat sie die eingedrückte Nase, die bei dem gemeinen Volk hier üblich ist. Natürlich, auch mit solcher Nase ist man einmal jung. (Zum Chevalier, leise:) Sagen Sie mir zuerst die Hauptsache. Sie wissen den Namen?

Chevalier (flüstert).

Baron (erscheint hinter dem Boskett, gibt Madame Legros ein Zeichen).

Madame Legros (lauscht, erschrickt, als der Chevalier den Namen nennt, und wirft ihn, um die Ecke des Bosketts, dem Baron zu).

Baron (ab).

Königin (ängstlich nach vorn): Man vertreibe doch das Volk dort draußen. Was will dieses Volk von mir! Auch die Person, die Sie mir zuführen, Chevalier, wird nur wieder irgendeine Unverschämtheit planen ... Sie sind ganz sicher, daß sie mich nicht kennt?

Chevalier: Durchaus sicher. Es ist eine naive Frau, die Sie, Madame, sehr rühren wird durch ihre vom Leben noch unbelehrte Tugend. Es ist, als begegne man einem Geschöpf aus den ersten Zeiten. Man sieht, wie die Menschen ursprünglich tugendhaft waren.

Königin: Das glaube auch ich. Erst eine lange geschichtliche Korruption hat sie fähig gemacht, geistig auszuschweifen und unsere Rechte zu leugnen. (Zu Madame Legros:) Ich bin eine Freundin der Tugend. Es heißt, daß auch Sie sie lieben. Daher bin ich gekommen.

Madame Legros (steht mit gesenktem Kopf, schrickt auf): Madame, ich bin sehr schuldig, ich habe verraten.

Königin: Verraten?

Chevalier: Sie zeiht sich aller Verbrechen, weil nach ihrer Meinung ein Unschuldiger leidet, woran sie und wir alle Schuld haben sollen. Es ist sehr merkwürdig.

Madame Legros? Ja, wir müssen uns mit allen Verbrechen beladen, bis nicht der Turm gesprengt wird und die Unschuld unter uns zurückkehrt ... Madame, in diesem Lande geschieht Furchtbares.

Königin: In diesem Lande? Warum sagen Sie es mir?

Madame Legros: In der Welt, so weit sie ist. Aber die Bastille steht doch hier. Hier ist es geschehen, daß ein Unschuldiger dreiundvierzig Jahre lang ungehört seine Klagen ausstößt. Solch ein dicker Turm steht hier, Madame!

Königin: (zum Chevalier): Weiter ist es nichts? Nur wieder die gewohnten aufrührerischen Beschwerden über die sogenannte Willkür der Bastille. Läßt sich denn ohne Bastille regieren? Man verlange doch gleich das Ende der Welt! ... Also dies ist das Vergnügen, das Sie mir versprachen, Chevalier?

Chevalier: Ich bin in Verzweiflung, Madame, daß Sie es so schlecht treffen. Die Person benimmt sich ungeschickt. Sie war sonst amüsanter. Möglich, daß ihr Talent schon nachläßt. Auch hat man sie hier verstimmt, denn der Frau Gräfin d'Orchat hat es gefallen, ein vielleicht zu lebhaftes Interesse für den Unschuldigen zu zeigen. Man begreift es, er hat die Mode für sich.

Königin: Man soll nicht sagen, daß ich die Mode nicht verstehe! (Zu Madame Legros:) Sie heißen also Madame Legros und bemühen sich im Interesse des Gefangenen Latude. Er scheint ein gefährlicher Mensch zu sein, und Sie tun da etwas Verbotenes. Aber Ihre Empfindsamkeit teile ich, wie alle andern sie teilen. Madame Crozet, mein Schnupftuch! (Sie führt es an die Augen.) Es rührt mich sehr, daß es Personen gibt, denen es nicht gut geht, — obwohl, wenn sie ihre Pflicht getan hätten —

Madame Legros: Madame, solcher Tränen habe ich nun allzu viele gesehen. Nasse Augen, trocknes Herz.

Chevalier (leise zu Madame Legros): Was fällt Ihnen ein!

Madame Legros: Lassen Sie mich! Man hat mich eingeladen, um Leute, die sich langweilen, zum Weinen zu bringen. Besser weinen als gähnen. Ich habe es endlich satt, das große Leid unter so kleine Herzen zu tragen. Dieses da schien mir anders. Als die Dame eintrat, fühlte ich, nun trete eine große Hoheit und Güte ein. Neue Hoffnung erwachte in mir. Ach, sie war trügerisch. Gehen Sie nur, Madame. Ihnen kann der Unschuldige nicht helfen und Sie ihm nicht.

Chevalier (leise): Das ist erstaunlich! Sie hat die Gegenwart der Majestät gefühlt!

Königin: Was finden Sie daran erstaunlich? Das Gegenteil wäre es. Im übrigen spricht sie dreist — viel zu dreist.

Chevalier: So meinte ich es. Ich bin trostlos, Madame, Ihnen zu mißfallen. (Zieht sich zurück. Im Vorübergehen leise zu Madame Legros:) Hüten Sie sich!

Madame Legros (ausbrechend): Ich habe mich genug gehütet! Man soll endlich die Wahrheit hören! Wie sehr habe

ich den Menschen geschmeichelt, damit die Pflicht des Herzens ihnen zum Vergnügen werde. Ich habe Marktweibern Gefühle beigebracht wie Heiligen. In Häuser drang ich ein und würzte den Bürgersleuten ihre Verdauung mit schönen Empfindungen. Und Karossen bestieg ich, in denen bunte Damen mich mitnahmen, um seufzen zu können, da sie schon ein Äffchen mit hatten, um zu lachen! Wie ich mich geschämt habe, vor ihm, dem Unschuldigen, der aus seinem Kerker mir nachsah! Wie ich euch gehaßt habe: in euren Palästen die Konzerte, bei denen zuerst leichtfertige Sänger auftraten, und dann ich! Gehaßt — euer Girren und Tändeln, eure Liebenswürdigkeit ohne Liebe, euer untätiges Wohlwollen, eure Schönheit und euren Glanz, die nicht wissen, wie arm und nüchtern sie wären, wenn unter euch der Unschuldige, einmal nur der Unschuldige träte!

Königin: Ah! Sie geben es zu ... Sie gibt es zu, Chevalier, daß sie uns haßt! Das war es, was ich voraussah. Dieses Volk ist treulos und aufrührerisch, ich hasse es auch! Ich habe es gleich gehaßt!

Madame Legros: Aber ich habe Euch verführt, habe euch dahin gebracht, das Gute zu wollen, es herbeizuseufzen. Die Ketten, die ihr selbst geschmiedet habt, ihr haltet euch nun die Ohren zu, wenn sie klirren. Ihr selbst drängt euch nun gegen den Turm, bis er birst ... Ja: ich habe mich hindurchgebohrt, hinaufgewühlt bis zu euch, bis zu den größten Herren, bis unter den Thron. Ich war in Versailles.

Königin: Sie waren in Versailles?

Madame Legros: Ich hatte alle Schranken eurer Gesellschaft überwunden, alle Mauern eurer Herzen. Wie nun die Königin vorüberfuhr —

Königin: Sie haben sie gesehen?

Madame Legros: Ich habe nichts von ihr empfangen als den Schmutz ihrer Räder, die sie von einem nichtigen Vergnügen zum andern trugen. Aber wie sie nun vorüberfuhr: ich hatte so viel auf mich genommen, so sehr mich abgemattet: — ah! ich würde sie herausgerissen und zu ihr gesprochen haben, wie

dreiundvierzig Jahre schuldlosen Leidens sprechen. (Tritt drohend hervor.)

Königin (schreit): Chevalier. (Ihr Mantel gleitet herab, sie steht in einem sehr bunten Kostüm da.)

Chevalier (springt herzu, packt Madame Legros an).

Madame Legros (sinkt zusammen): Aber man riß mich zurück, ich fiel hin, eine Ohnmacht kam mich an.

Königin: Sie waren ohnmächtig, — und die Königin lachte wohl? (Sie lacht.) Chevalier, geben Sie sie frei. Sie soll weitersprechen. Diese Kleine interessiert mich, sie hat mir Herzklopfen gemacht. (Prüft Madame Legros durch das Lorgnon:) Sie soll mir sagen, wie sie zu alledem kam. Was geht dieser Unschuldige sie an? Woher der unverschämte Eifer fur eine Staatsangelegenheit, die die Untertanen nicht zu kümmern hat?

Legros, die Verwandte (erscheinen draußen am Gitter).

Madame Legros (wankend, berührt ihre Stirn): Was war's? Ein Brief fiel vom Turm. Ich habe sehr geliebt, Madame. Der ihn schrieb, ist so schön. Auch sie würden ihn lieben. Alle, alle Menschen sind doch der Liebe fähig. Ich habe mich nicht in ihnen geirrt. (Aufgerichtet:) Alle zusammen haben ein Herz, ein großes, heißes Herz. Meins ist nur ein Teil davon, — und doch hat nun die Liebe zu dem Unschuldigen es so mächtig gemacht. (Machtvoll:) Liebt ihn, ihr Menschen, ihr werdet unbesiegbar sein!

Königin (tänzelt vor Madame Legros umher): Jetzt langweilt sie mich. (Zum Chevalier:) Kann sie sonst nichts? Ich denke mir übrigens das meine über ihre Beziehungen zu dem Herrn Unschuldigen. (Sie lacht und flüstert mit dem Chevalier.)

Legros: Ich mache ein Ende!

Verwandte: Das sind hohe Herrschaften.

Legros: Und ich bin ihr Mann! Soll es mich denn nicht erbarmen, wie diese Leute sie zurichten? Kein gutes Wort mehr im Hause, und die Nächte verbringt sie auf einem Stuhl.

Verwandte: Jener Herr dort wird Sie einfach in den Turm setzen lassen. Außerdem gehe ich dann fort von Ihnen. Ich habe mich mit Ihnen eingelassen, weil ich Sie für einen ehr-

lichen Mann hielt, der einem Mädchen seine Versprechungen hält. Und nun wollen Sie dieses Weibsbild zurückholen.

Legros: Schweig! Sie ist meine Frau.

Verwandte: Die Dirne aller Herren vom Adel, die sie haben wollen! Der Spott und Abscheu des ganzen Stadtviertels! Was sagen nun Sie, der Sie ihr früher nicht einmal mit ihrem Vetter, dem Zollbeamten, etwas Unrechtes zutrauten.

Legros: Man soll sehen, ob das noch lange dauert!

Verwandte: Und mit dem ekelhaften Unschuldigen, der in seinem Kot liegt, hat sie eine unnatürliche Liebe. Alle wissen es, auch Colas, der Soldat in der Bastille ist, und den ich heiraten werde, wenn Sie jene Person zurückholen.

Legros: Es ist zuviel! Ich schaffe Ordnung! (Will durch das Tor.)

Der Türhüter: Niemand tritt ein!

Legros: Mach keine Geschichten! Die da ist meine Frau. (Er wirft den Türhüter beiseite.) (Volk sammelt sich an.)

Königin: Was gibt es? Das Volk!

Chevalier (zu Legros): Was suchen Sie hier?

Legros: Etwas, das Ihnen nicht gehört! Ich will meine Frau haben! Es ist mein Recht! (Packt Madame Legros an:) Hure! Schier dich nach Haus!

Chevalier (befreit Madame Legros): Ich bitte mir Achtung aus vor den anwesenden Damen! (Zur Königin:) Fürchten Sie nichts, Madame. Es ist nur ihr Mann. Sie begreifen, daß die Ehe ein wenig gestört ist.

Königin: Das ist amüsant. Was wird er tun?

Legros (entblößt den Kopf): Mit Verlaub. Ich war immer ein höflicher Mann, man soll nicht sagen, ich verkenne meine Pflicht gegen die Damen. Diese hier aber ist meine Frau, und sie benimmt sich, ich darf nicht sagen, wie. (Zu Madame Legros:) Schämst du dich gar nicht, Madame Legros? Die Leute reden von dir, und auf mich zeigen sie mit Fingern. Ich sage es dir im guten, daß das aufhören muß. Du vernachlässigst das Geschäft und das Haus. Hast du dich über deinen Mann zu beklagen? Warum läufst du mir also davon?

Chevalier (zeigt auf die Verwandte): Sie, Herr Legros, haben sich getröstet. Meinen Glückwunsch, Sie haben Geschmack.

Verwandte (ist eingetreten): Mir kann niemand etwas Schlechtes nachsagen.

Königin: Eine hübsche Familie! So dachte ich mir das Volk.

Legros: Wenn auch ich gefehlt habe, so geht das nur uns an, mich und Madame Legros: aber nicht die Herrschaften, denn sie haben meine Frau verrückt gemacht, um ihren Spaß an ihr zu haben. Es gibt Leute, die sagen, daß man einmal abrechnen wird! Ein Bürger von Paris läßt sich nicht auslachen von einer lächerlichen, aufgezäumten Alten, wie die da!

Chevalier (zieht den Degen): Hinaus mit dir!

Legros: Und noch weniger von dem frechen Schlingel, den sie sich aushält! (Schlägt ihm den Degen aus der Hand.) (Das Volk hinter dem Tor lärmt, will den Türhüter fortdrängen.)

Madame Crozet: Flüchten Sie, Madame!

Königin (tritt vor): Tölpel, auf die Knie! Siehst du nicht, wer ich bin!

Legros (erschrickt, fällt nieder): Ich bin verloren!

Stimmen im Volk: Es ist die Königin! Nieder mit der Österreicherin!

Soldaten (treiben das Volk zurück).

Königin: Steh auf, ich will kein Aufsehen!

Legros: Madame, wenn Eure Majestät die Bedrängnis eines armen Mannes kennten ... Meine Frau macht mir Kummer, und man kann kaum leben. Die Abgaben verteuern die Waren so sehr, daß niemand sie kauft. Die Zeiten sind schwer.

Königin: Nur das Volk von Paris ist gierig und aufrührerisch. Warum lebt ihr nicht auf dem Lande? Alle Schäfer sind sorglos und zufrieden.

Chevalier: Ihre Majestät entläßt euch.

Legros
Verwandte } (beugen die Knie. Ab).

Chevalier: Wenn Eure Majestät die Gelegenheit benützten und unter dem Schutze der Soldaten den Platz verließen?

Königin: Noch nicht. Erst jetzt wird eure Heldin interessant. Die Heldin, von der ihr alle mir in den Ohren liegt: jetzt stellen sich höchst pikante Sitten bei ihr heraus.

Chevalier: Suchen wir wenigstens das Boskett auf.

Madame Crozet (zieht sich zurück).

Königin: Ja, hier ist es heimlicher, hier soll die Heldin mir über ihren Unschuldigen einiges verraten, das ich ahne. (Flüstert, kichert.)

Chevalier: Madame Legros.

Madame Legros (abgewandt und starr, schrickt auf).

Chevalier: Sie waren abwesend? Haben Sie bemerkt, was vorging? Es war Lärm genug.

Madame Legros: Ich bin betroffen über die hohe Ehre, mich in Gegenwart der Königin von Frankreich zu befinden. (Verneigt sich:) Madame, ein großes Unrecht ist geschehen, und Ihr ganzes Land seufzt darunter. Sie können alle Ihre Untertanen glücklich machen —

Königin: Ich möchte vor allem mich selbst amüsieren. Verdenken Sie mir das?

Chevalier (nicht ohne Ironie): Ihre Untertanen lieben Sie dafür.

Madame Legros: Madame, ein Unschuldiger —

Königin: Das meine ich eben. Treten Sie ruhig näher, Kleine. Sagen Sie es mir ganz aufrichtig, was es mit ihm ist. In diesem Fall wäre ich geneigt, Ihnen zu helfen. Sie wissen, dass ich es kann . . . Nun? Ihrer Königin dürfen Sie vertrauen. Bitte, bitte.

Chevalier: Können Sie die Königin bitten hören, Madame Legros?

Madame Legros: Ich weiß nicht, was die Königin will. Ein Brief fiel vom Turm —

Königin: Und gab Ihnen ein Stelldichein.

Madame Legros (zurückfahrend): Sie können glauben? Das sagen die Unwürdigsten.

Königin: Ich bin darauf gekommen, ohne daß jemand es mir gesagt hat!

Madame Legros: Das sagen die Neidischen, die schmutzigen Seelen! Die Gosse sagt es!

Königin: Gestehen Sie! Wie sind Sie in die Bastille gelangt? Sie mußten einem Wächter Ihre Gunst schenken, nicht wahr? Oder waren es mehrere? . . Viele?

Madame Legros (beugt sich, stöhnt).

Königin (reicht ihre Hand rückwärts dem Chevalier): Sehen Sie? Es ist, wie ich annahm.

Chevalier (küßt die Hand, streift mit den Lippen die Schulter der Königin): Um so schlimmer für den guten Mann, der sich vorhin herausnahm, mich zu entwaffnen.

Königin: Und wie war es bei dem Gefangenen? Sehr grausig? Man hört von seltsamen Vergnügungen. Die Comtesse d'Argilles hat eine Nacht im Grabgewölbe ihres Hauses verbracht, und man sagt, mit einer Leiche.

Chevalier: Wir kennen alles bis zum Überdruß, nur den Tod nicht. Er allein hat noch Reize.

Madame Legros (richtet sich auf, entschlossen): Ich habe ihn geliebt! Versprechen Sie mir seine Freiheit, und ich sage alles.

Königin: Ich verspreche.

Madame Legros: Ich habe das Wort der Königin.

Chevalier: Sie sind zu beneiden.

Königin: Nun, war es wie im Grab? War er brutal?

Madame Legros: Er nahm mich wie eine Sterbende. Ich fühlte, daß er mager war wie der Tod. Ich roch Verwesung, da wir uns küßten, und das war süßer, als aller Blumenduft hier oben. Die Blumen lügen, hier oben ist nur Qual und Gemeinheit. Ich will wieder hinab zu ihm! Tot sein! Tot sein! (Sie taumelt, drückt den Kopf in die Arme und schluchzt.)

Königin (streckt sich, vergeht).

Chevalier (küßt sie auf den Mund).

(Pause)

Königin (seufzt, steht auf).

Chevalier (zu Madame Legros): Das nenne ich den Profoß rufen.

Madame Legros (richtet sich auf, sieht die Königin an).

Königin (schlägt die Augen nieder).

Chevalier (verlegen): Eure Majestät befiehlt, daß Ihr Wagen vorfahre?

Königin: Ich gehe schon. (Konventionell:) Sie haben recht getan, Chevalier, mir diese Person vorzustellen, sie verdient Interesse. (Zu Madame Legros:) Sie haben mir gefallen, Sie dürfen sich eine Gnade ausbitten.

Madame Legros: Eure Majestät haben versprochen, den Unschuldigen aus der Bastille zu entlassen.

Königin: Ach ja, ich vergaß . . . Aber Sie selbst, was wünschen Sie sich?

Madame Legros (sieht sich um, hebt die Schultern): Hier?

Chevalier: Die Königin will sagen, bei Hofe. Eine Pension, in Amt für Ihren Gatten.

Königin: Ich warte.

Madame Legros: Ich habe keinen Wunsch mehr.

Chevalier: Das ist nicht möglich!

Königin: Sie sind ungezogen!

Chevalier: Sie ist noch nicht wieder bei sich. Ich will nicht glauben, daß sie weiß, was sie spricht!

Königin: Dann wäre es Tugend? Das ist sehr rührend. Madame Crozet!

Chevalier: Es wäre zu viel. Es wäre peinlich, daran zu glauben.

Madame Crozet (reicht der Königin das Schnupftuch).

Königin: Man soll nicht sagen, die Königin von Frankreich verstehe die Tugend nicht zu belohnen. Ich befehle, jenem Gefangenen ist der Rest seiner Strafe zu erlassen. Er soll bekränzt und zusammen mit der Person, die sich für ihn so sehr interessiert hat, unserer Akademie vorgeführt werden. Die Akademie soll dieser Person den Tugendpreis erteilen, so befehlen wir. (Sie geht. — Wendet sich nochmals um. Hastig:) Aber man soll nicht sagen, wofür! Chevalier, ich verbiete dem Redner der Akademie zu sagen, wofür! (Ab.)

Chevalier
Madame Crozet } (ab).

*

ACHTE SZENE.

Madame Legros. Comtesse. Abbé. Baron. Dann Chevalier.

Comtesse, Abbé, Baron (von links, verbeugen sich hinter dem Rücken der Königin).

Comtesse: Das ist unerhört. Die Königin hat sich länger als eine Stunde mit der Frau unterhalten. Was bedeutet das?

Chevalier (kehrt zurück, macht vor Madame Legros eine tiefe Verbeugung).

Abbé: Wie er sie behandelt! Man wird sehr vorsichtig sein müssen.

Comtesse: Mein Gott, wozu ist sie ernannt worden? (Zum Chevalier:) Die Königin war zufrieden?

Chevalier: Die Empfindsamkeit Ihrer Majestät hat einer so großen Tugend nicht widerstanden. Die Königin hat die Entlassung des Unschuldigen befohlen.

Comtesse: Ich bin außer mir vor Rührung. Kann man der Dame seine Aufwartung machen?

Baron (auf Madame Legros zu): Madame, ich höre, daß Sie Ihr edles Ziel erreicht haben, ich beglückwünsche Sie und empfehle mich Ihrer mächtigen Gunst.

Madame Legros (sieht ihn entsetzt an, flieht nach vorn).

Comtesse: / Abbé: Was hat sie?

Chevalier: Ich verstehe es nicht mehr.

Comtesse: Welchen Rang wird sie künftig einnehmen?

Chevalier: Keinen, — ob Sie es nun glauben oder mich für einen Intriganten halten.

Comtesse: Eine Stunde ganz allein mit der Königin und keine Gnade? Solche Einfalt gibt es nicht. Es muß wohl Tugend sein.

Chevalier (zornig): Ich hoffe es nicht. Das Leben würde zu schwierig sein, wenn es so schön wäre!

Comtesse: Aber warum sieht sie nicht glücklich aus?

Abbé: Es ist der geistige Hochmut, den nichts befriedigt.

Madame Legros (vorn, allein): Es hat zu viel gekostet.

(Vorhang)

DRITTER AKT

(Zimmer hinter dem Laden der Legros, mit Fenster und Tür auf eine Seitengasse. Seitwärts die Tür in das Nebenzimmer.)

ERSTE SZENE.

Legros. Die Verwandte. Vignon, Madame Touche. Fanchon.

Madame Touche: Madame Legros? Ich will Ihnen sagen, Herr Legros, was sie ist. Sogleich wird sie zurück sein von ihrem Triumph, dann sage ich es ihr selbst. Eine Heilige ist sie!

Legros: Ich muß es wohl glauben.

Madame Touche: Wenn man sie gesehen hat, wie sie den Kuppelsaal betrat, wo alle diese Herren von der Akademie sie erwarteten — ! Ich hatte Zutritt. Sie, meine Herren, hatten keinen. Aber Ihr Vetter ist auch nicht königlicher Lakai.

Vignon: Freilich nicht. Aber da ein Herr von den französischen Garden mich mit seiner Freundschaft beehrt, habe ich Madame Legros gesehen, wie sie vor der Akademie aus dem Wagen stieg. Es war, als ob ich sie nicht gekannt hätte. Eine vornehme Dame.

Madame Touche: Ich weiß es besser: eine Heilige. Und der Tugendpreis soll tausend Pfund betragen.

Vignon: Auch der Unschuldige war feierlich anzusehen. Er hatte einen gestickten Rock, einen Bart, lang und weiß, und er war bekränzt.

Verwandte: Man sagte, daß er trotzdem nur ein alter Tunichtgut sei.

Legros: Hüte deine Zunge!

Fanchon: Wie Madame Legros glücklich sein muß! Ich habe es ihr immer gewünscht.

Madame Touche: Wer hätte das nicht getan. Wir alle waren immer für Madame Legros. Zum Beweis, daß ich heute um fünf Uhr aufgestanden bin. Ganz Paris war draußen, man sprach nur von Madame Legros.

Vignon: Und in den vorteilhaftesten Ausdrücken.

Legros: Viel Ehre für mich.

Madame Touche: Und daß die Tugend Ihrer Frau Ihnen soviel Geld einträgt.

Vignon: Es scheint, daß wirklich etwas Großes geschehen ist und daß Madame Legros, die wir alle kannten, es vollbracht hat. Das ist wunderbar, man versteht nicht immer, wer und was um einen herum ist.

Legros: Und wenn es die eigene Frau ist, durch die das alles geschieht, dann weiß man nicht mehr, was man denken soll.

Madame Touche: Früher konnte man manches denken. Aber jetzt hat sie Erfolg gehabt.

Fanchon: Sie hat den Unschuldigen befreit. Wie ich sie lieb habe!

Vignon: Freilich hörte man in der Menge auch gefährliche Äußerungen. Es gäbe mehr Unschuldige zu befreien: in der Bastille und draußen. Dies sei nur ein Anfang.

Madame Touche: Es waren übelaussehende Personen unterwegs. Wer weiß, was noch geschieht. Man zeigte sich sehr respektlos beim Erscheinen gewisser hoher Herren.

Legros: Ich und Madame Legros sind voll Respekt.

Vignon: Madame Legros hat nur das Gute gewollt. Das hindert nicht, daß mein Freund von der Garde die ernstesten Besorgnisse hegte. Paris war nie weniger sicher.

*

ZWEITE SZENE.

Die Vorigen. Volk. Madame Legros.

(Eine Volksmenge vor dem Fenster. Die Tür wird geöffnet.)

Madame Legros (tritt langsam ein, in einem weißen Schleier, das Gesicht nach oben gerichtet, mit verklärtem Lächeln).

Stimmen: Sie kommt! Sie ist da! Es lebe Madame Legros!.. Sie hat den Unschuldigen befreit. Sie hat uns alle gerettet. Wer hätte es für möglich gehalten. Die Herren und die Reichen lachten nicht mehr heute früh. Sie haben einen befreiten Unschuldigen gesehen . . . Wir werden ihnen noch mehr zeigen! Man wird glücklicher leben! Alles wird billiger werden! . . . Madame Legros ist eine Heilige. Seht ihr Gesicht, wie es glänzt! In unserer Gasse scheint keine solche Sonne . . . Madame Legros ist eine aus unserer Gasse, und sie ist eine Heilige. Es lebe die Heilige! (Viele knien hin.)

Vignon: Madame Legros, wir haben uns versammelt, um Ihnen unsere Bewunderung auszusprechen . . .

Ein Mann: Was will der? Hinknien!

Ein anderer: Früher haben Sie sie nicht bewundert, sondern hinter ihr hergeschimpft. Hinknien!

Vignon: Wir alle waren schwach.

Madame Touche (kniet eilig hin): Ich war die erste, meine Herren, die Bescheid wußte.

Legros (sieht sich verblüfft um, bekommt eine fromme Miene, kniet hin).

Madame Legros (will vorwärts gehen und berührt den Scheitel der Fanchon, die vor ihr kniet): Wer ist das? Fanchon! Steh doch auf, liebes Kind! (Wendet sich:) Und ihr alle? Warum kniet ihr? Weil nun der Unschuldige frei ist? Das habt ihr selbst getan. Gebt nicht mir die Ehre, die ich nur eure unwürdige Sprecherin war, sondern euch selbst. Ihr alle habt es gewollt. Ihr wollt das Gute. Ihr seid jetzt erlöst von dem großen Unrecht.

Jemand, der aufsteht: Mir ist, als sei ich selbst aus der Bastille entronnen.

Ein anderer: Ich habe nichts getrunken heute, aber ich möchte laut singen.

Eine Frau: Wer heute singen wird, das ist Legros. Wie, Legros? Eine solche Frau!

Legros (umringt): Zweifellos. Es ist viel Ehre für mich. (Er verneigt sich linkisch vor Madame Legros.)

Madame Legros (gibt ihm die Hand): Mein lieber Mann . . .

(Verlegenes Schweigen.)

Die Menge (applaudiert).

Vignon (zu Madame Touche): Wenn man mir die ganze Akademie zum Geschenk machte, ich möchte nicht an Legros' Stelle sein.

Madame Touche: Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie keine Heilige zur Frau möchten?

Stimmen: Herbei, ihr Kinder! Kommt sie holen, die Heilige! Es soll ein schönes Fest werden!

Kinder (in weißen Kleidern durch die Menge, die ihnen Platz macht, auf Madame Legros zu. Sie gehen um sie her und winden ihr dabei einen langen Blumenkranz um die Hüften).

Ein Lehrer (steht dabei, gibt jedem der Kinder das Zeichen zu sprechen).

Das erste Kind: Wir danken Ihnen, Madame Legros, für den schönen Tag.

Das zweite Kind: Und dafür, dass Sie uns die Tugend gelehrt haben.

Das dritte Kind: Wir wollen es nie vergessen.

Das vierte Kind: Und wenn wir groß sind, Ihnen nachahmen.

Madame Legros: Ihr lieben Kinder! (Über sie hinweg:) Ich hätte euch die Tugend gelehrt? Das kann ich nicht. Ihr werdet sie vielleicht einmal erfahren wie ein schreckliches Geheimnis, das euch nicht mehr ruhen lässt. Und dann werdet ihr zweifeln lernen, ob es wirklich die Tugend ist. Aber ihr müßt an sie glauben, hört ihr? Wie könnte sonst der Unschuldige befreit werden . . . Ach! Es ist schon geschehen, — und ich bin so müde.

Fanchon (stützt Madame Legros): Sie sollen nun ausruhen, Madame Legros. Alle haben Sie lieb.

Stimmen: Kommt sie nicht?

Madame Touche: Man hat ein Fest für Sie veranstaltet, Madame Legros. Sie müssen den Nachbarn den Gefallen tun, sonst ist man unzufrieden mit Ihnen.

Stimmen: Auf zu Vignon! Madame Legros in unsere Mitte!

Vignon: Tatsächlich, Madame Legros, erwartet Sie in meinem Hause ein bescheidenes Mahl. Ich bitte um die Ehre.

Madame Legros: Ich bin erschöpft, Herr Vignon, verzeihen Sie. Es war zu viel für mich, Sie würden eine Kranke im Hause haben.

Madame Touche: Es scheint, wir sind ihr schon zu schlecht.

Fanchon: Quälen Sie sie nicht, meine Herren!

Vignon: Meine Herren, wir werden vorausgehen. Madame Legros braucht Ruhe, Sie verstehen es. Sie hat viel für uns alle getan.

Stimmen: Man hatte es sich schöner gedacht . . . Ist sie denn hochmütig? . . Wir sind doch keine Barbaren. Die Heilige hat Ruhe verdient. (Man zieht ab:) Es lebe die Heilige!

*

DRITTE SZENE.

Madame Legros. Legros. Die Verwandte.

Legros (zur Verwandten): Schließ die Tür.

Verwandte (flüstert): Was soll man nun tun?

(Pause.)

Madame Legros (in einem Sessel, sieht starr vor sich hin. Hebt den Kopf, lächelt entrückt, sinkt zusammen. Erwacht endlich): Ist jemand hier?

Legros (von hinten): Nur wir sind es: ich und Lisette . . . Die Leute sind alle zu Vignon gegangen . . . (Schüchtern:) Man sollte vielleicht auch etwas essen.

Madame Legros: Ach ja, das Essen . . . Und der Laden! Die Kunden warten. (Will aufstehen.)

Legros: Niemand wartet. Schon längst wartet niemand mehr.

Verwandte: Und zu essen habe ich auch nichts.

Legros: Warum denn nicht! Faules Geschöpf!

Verwandte (frech): Wenn den ganzen Morgen das Haus voller Gaffer ist —. Auf einem Jahrmarkt arbeitet man nicht.

Legros: Marsch! In die Küche!

Verwandte: Geben Sie mir Geld, sonst gibt es nichts zu essen.

Legros: Du hast schon wieder das Wirtschaftsgeld für deinen Putz ausgegeben. Warte! (Schlägt nach ihr.)

Verwandte: Einen Augenblick! Ich bin nicht Madame Legros. Jetzt haben Sie Madame Legros zurück. Ich trete alles an sie ab, auch die Schläge.

Legros: Hinaus mit dir!

Verwandte: Unterhalten Sie sich gut mit der Heiligen! (Seitwärts ab.)

Madame Legros: Warum willst du ihr das Geld für das Essen nicht geben?

Legros (zögert; stößt hervor): Weil keins da ist.

Madame Legros: Keins da?

Legros: Wenn nichts mehr eingeht, ist es eines Tages zu Ende. Und in einem Haus ohne Hausfrau geht das schnell.

Madame Legros (betroffen, steht auf): Ich habe nichts gesehn, wie lang schon nicht mehr. Die Spitzen von Alençon?

Legros: Sie sind verschleudert.

Madame Legros: Dein Geselle kommt nicht zum Essen?

Legros: Ich habe ihn fortgeschickt. Es gab keine Arbeit mehr.

Madame Legros: So sind wir denn verarmt, lieber Mann?

Legros: Du nicht, Madame Legros, du gewiß nicht. Nur ich. Du hast gut verdient in dieser Zeit. (Stellt einen Beutel auf den Tisch.)

Madame Legros: Was ist das?

Legros: Dein Tugendpreis.

Madame Legros (schlägt die Augen nieder): Nimm doch das Geld!

Legros: Das Geld der andern hab ich noch nie genommen.

Madame Legros: Was mein ist, ist auch dein.

Legros: Sonst wohl, aber nicht diesmal.

Madame Legros: Du bist mein Herr und Gebieter.

Legros: Hierbei war nicht ich es, sondern der Unschuldige. Mit ihm teile das Geld.

Madame Legros: Ich wollte ihm alles geben, aber seine Verwandten haben es abgelehnt.

Legros: Auf einmal hat er Verwandte?

Madame Legros: Seit kurzem haben sich reiche Leute gefunden, Adelige sogar, die sagen, er sei ihr Verwandter.

Legros (lacht auf): Man soll nicht behaupten, daß es ihm schlecht geht.

Madame Legros: Es ging ihm solange schlecht!

Legros: Dafür wird er jetzt ernährt und gehätschelt. Jeder kann das von sich nicht sagen.

Madame Legros: Ich habe ihn reich gemacht und dich arm. Du wirfst es mir vor und hast recht. Verzeih mir!

Legros: Einer Heiligen habe ich nichts zu verzeihen.

Madame Legros: Ich habe getan, was mir auferlegt war!

Legros: Alle rühmen dich dafür. Ich war im Unrecht, als ich dich zurückhielt.

Madame Legros: Aber nun ist es getan. Ich muß denken, daß es getan und ganz vorüber ist.

Legros: Ich glaube nicht. Von dem, was du getan hast, bleibt doch wohl etwas übrig. Sie werden wohl noch Rechte haben an dich, dort draußen.

Madame Legros: Ich bin zu dir zurückgekehrt.

Legros: Du warst zu weit fort. Was du getan hast, ist zu außerordentlich. Nach solcher Tat wird man nicht wieder die Frau des Strumpfwirkers Legros.

Madame Legros: Ich bin es doch!

Legros: Ich muß dich verehren, sagen die Leute, und ich verehre dich auch.

Madame Legros: Sei mein Mann wie früher!

Legros: Ich habe vor dir gekniet.

Madame Legros: So soll nun ich mich hinknien? (Sie versucht es.) Sieh, ich bin so schwach. Nun scheint mir, was ich getan habe, ganz umsonst. Ich wollte, du hättest wieder deine laute Stimme, wenn du zu mir sprichst, und faßtest mich hart an. Verzeih mir, lieber Mann, verzeih, daß ich einen Unschuldigen aus dem Turm befreit habe.

Legros (wendet sich zur Tür).

Madame Legros: Du willst nicht? Du liebst mich wohl nicht mehr. Ach! Im Grunde war es dir wohl ganz recht, daß ich soviel vom Hause fort war? Mein Platz ist wohl besetzt?

Legros: Soll ich mir von einer Heiligen die Suppe kochen lassen? Strümpfe verkaufen ist kein Geschäft für eine Heilige. (In das Nebenzimmer ab.)

Madame Legros (vor der geschlossenen Tür): Hüte dich, Legros, daß ich nicht wirklich fortgehe!

VIERTE SZENE.

Madame Legros. Die Verwandte.

Verwandte: Wenn Sie essen wollen, Madame Legros, können Sie in die Küche kommen. Aber es gibt nur Kartoffeln.

Madame Legros: So? Ich kann in die Küche kommen? Und kann ich mich auch in mein Bett legen, — wenn ich nicht finde, daß man es mir inzwischen beschmutzt hat?

Verwandte: Ich bin nicht schmutziger als Sie.

Madame Legros: Ein Ungeziefer bist du! Hast dich eingeschlichen und willst mich fortbeißen! Aus dem Hause mit dir! —

Verwandte: Fortschicken kann mich nur Herr Legros, und der wird sich hüten, denn er braucht mich.

Madame Legros: Wozu? Wage, es zu sagen!

Verwandte: Und wenn ich es sage? Zu allem, wozu eine Frau im Hause dient. Sie hatten Herrn Legros verlassen, da habe ich mich seiner angenommen.

Madame Legros: Hast du ihn auch geliebt?

Verwandte: Was macht Ihnen das?

Madame Legros: Denn ich — ich habe ihn geliebt!

Verwandte: Bis Sie sich in den Unschuldigen verliebten.

Madame Legros: Viper! (Stürzt auf die Verwandte los.)

Verwandte (flüchtet hinter den Tisch): Es ist doch wahr! Dafür sind Sie ja eine Heilige geworden. Und ich, die ich mich des Herrn Legros annahm, soll beschimpft werden?

Madame Legros: Ich dreh dir den Hals um!

Verwandte: Eine schöne Heilige! Das erzähl' ich Herrn Legros. Wenn er Sie nur schon los wäre, hat er gesagt. (Seitwärts ab.)

*

FÜNFTE SZENE.

Madame Legros. Chevalier. Dann Volk.

Madame Legros (sinkt gegen die Wand): Wenn er mich nur schon los wäre! Wohin mit mir . . . Eine schöne Heilige. Ist durch so viel Schande gegangen. Kein Mittel war ihr zu schlecht. Nicht einmal — o Gott — das Versprechen ihres Leibes . . . (Das Gesicht des Chevalier erscheint am Fenster.) Es ist nicht aus, Legros spricht wahr. Jemand dort draußen hat Rechte an mich. (Richtet sich auf:) Was fürchte ich. Wen hab' ich denn noch . . . Er soll kommen!

Chevalier (steht in der Tür):

Madame Legros (schreit auf, streckt die Hände vor):

Chevalier: Nicht erschrecken, bitte! Ich weiß wohl, daß ich nicht in dieses Fest hineinpasse. Doch konnte ich es mir nicht versagen, Ihren Triumph mit anzusehen: den Triumph einer Heiligen. Man erlebt das nicht alle Tage. (Sieht sich um:) Aber ich glaubte, hier würden mehr Leute sein.

Madame Legros: Sie sehen, man hat mich allein gelasssen. Das Fest ist nicht für mich. Die andern feiern ohne mich.

Chevalier: Ihnen aber schulden sie es, daß sie feiern dürfen.

Madame Legros: Der Unschuldige ist frei, so ist für mich nun alles aus.

Chevalier: Das klingt, als bereuten Sie.

Madame Legros (stark): O nein!

Chevalier: Sie haben einen Erfolg erlebt, den niemand für möglich hielt. Was Sie für ihre Zukunft und die der Ihren an Vorteil daraus ziehen konnten, haben Sie verschmäht — (leicht ironisch): und ich bewundere Sie dafür. Jedenfalls aber haben Sie die angenehmsten Emotionen genossen, und ganz Paris spricht von Ihnen. Sie sind berühmt, man hat sich vor Ihnen beugen müssen. (Er verbeugt sich.)

Madame Legros (wendet den Kopf weg).

Chevalier (unsicher): Sie wollen das nicht hören? Sie erwarten von mir andere Worte? .. Ja, ich bin gekommen, um Ihnen etwas anderes zu sagen.

Madame Legros (zuckt zusammen).

Chevalier: Der Mißverständnisse hat es zwischen uns genug gegeben. Sie haben mich genug verachtet. Sie hören mir zu mit der Miene eines Opfers.

Madame Legros (lächelt schmerzlich).

Chevalier: Ich kann das nicht länger ansehn. Ihre Verachtung liegt zu hart auf mir. Ich muß Ihnen sagen —. Es ist so schwer. Hören Sie denn! Sie sind, Madame Legros, das erste menschliche Wesen, vor dem ich in Beschämung stehe. In den andern, so jung ich bin, habe ich mich nie getäuscht, wenn ich sie verachtete. Ich habe geliebt und dabei verachtet. Ich habe sogar getötet und dabei verachtet . . . Ich war stolz, ohne Illusionen zu sein. Und aus Stolz bin ich an Ihnen, Madame Legros, zum Lügner geworden! Denn im Grunde meines Herzens habe ich längst gewußt, wer Sie seien: schon als Sie noch, von allen unerkannt, in den Gassen irrten und Mitgefühl suchten. Aber ich wagte nicht zu glauben. Das Laster der Erkenntnis in mir sträubte sich gegen Sie. Ich hätte Sie gern entlarvt, um

mich zu beruhigen, um nicht gestehen zu müssen, daß es etwas gäbe, das alle nur erheuchelten, das ich so sehr ersehnte und doch nur mit Hohn nennen mochte, die Tugend, — und um diese ungeheure Zärtlichkeit zu ersticken! (Stürzt vor sie hin, legt die Stirn in ihre Hand.)

Madame Legros (über ihn gebeugt): Sie, in diesem Augenblick, haben mehr Tugend als ich.

Chevalier: Ich glaubte Sie einst im Haß zu lieben, als Feindin, die man unterwirft und schändet. Und Sie waren vielmehr die, die mich erhob und mich wider meinen Willen mit den Menschen befreundete. Soll ich das Geheimste sagen? Ich wünschte mir, Ihnen zu folgen, mit Ihnen unterzugehen in allen den Unbekannten, denen Sie einen Unschuldigen befreit und die Unschuld zurückgegeben haben ... Sie dürfen lächeln. Ich mache schon selbst den Vorbehalt, daß mich das alles nicht angekommen wäre, wenn Sie nicht schön wären und wenn ich Sie nicht liebte.

Madame Legros: Solche Liebe habe ich erfahren. Sie ergriff mich, als vom Turm der Brief fiel.

Chevalier: Sei meine Schwärmerei nun kindisch oder erhaben, ich will mich nicht schämen. Nehmen Sie mich hin.

Madame Legros: Kind! Was soll ich mit Ihnen noch beginnen. Ich habe vollendet, was zu tun war.

Chevalier (steht auf, sucht sich zu beruhigen): Ja: hinter Ihnen liegt als getanes Werk, wovon ich nur träume. Was geht es Sie an, daß einer durch Sie erschüttert und außer sich gebracht wird. Sie haben Ihr Werk vollendet und sind nun heimgekehrt.

Madame Legros: Das ist das Schwerste: heimzukehren.

Chevalier: Das ist das Unsägliche. Sie stehen hier, und diese Hände hängen herab, als sei nichts geschehen. Sie haben uns alle verstanden und gerichtet, Sie haben sich zum Opfer angeboten für uns alle, und haben für uns triumphiert. Und wenn nun einer, den Sie bezwangen, in dieses Zimmer tritt, findet er darin die Frau, die vormals hier war. Was bleibt danach zu erleben. Ich gehe.

Madame Legros: Nicht dieselbe Frau. Auch Sie müssen hören. Ich bin nicht so stark, wie Sie sagen. Was ich tat, hat mich wohl schwächer gemacht. Vorhin dachte ich mich fort, mit einem, der mich nehmen will, nur fort und unter einen Willen. Ich bin so müde.

Chevalier: Ihre Müdigkeit ist heilig.

Madame Legros: Auch will ich nicht, daß Sie mir danken. Denn ich habe Sie verraten.

Chevalier: Sie — mich? (Lacht auf:) Das wäre das letzte, was ich zu lernen hätte. (Besinnt sich:) Ich will nicht wissen, wann und wie. Beichten Sie einem Würdigeren! Schonen Sie mich! Mein Glaube an das Gute soll ein Leben lang sich auf diese eine Stunde berufen. Ich weiß, er wird es schwer haben. Auch Sie wird das Leben zu anderem entführen, als es die Rettung eines Unschuldigen war.

Volk (zieht in der Gasse herbei, mit Getrommel und gellenden Pfiffen. Dann Rufe): Madame Legros! Zur Bastille!

Chevalier: Es kommt schon, Sie zu holen. Aber nicht jene, die Sie in Not und Zweifeln sehen werden: nur ich habe Sie gekannt. in meiner höchsten Stunde. Leben Sie wohl, Madame Legros! (Er will hinaus. Männer mit Picken und Äxten vertreten ihm die Tür.)

Ein Mann: Da ist Madame Legros! Sie sollen mit uns kommen, Sie sind die Freundin des Volkes!

Ein anderer: Sie haben einen Unschuldigen befreit.

Alle: Ehre der Freundin des Volkes!

Der erste: Aber es sind noch andere Unschuldige in der Bastille.

Der zweite: Und draußen. Kommen Sie mit uns, an unserer Spitze!

Rufe: Zur Bastille!

Madame Legros: Meine Herren, haben Sie Nachsicht, was soll ich tun?

Der erste: Uns führen!

Madame Legros: Ich weiß nicht, wohin. Ich habe getan, was zu tun war. Der Unschuldige ist frei.

Der zweite: Jetzt ist es an uns. Wenn Sie dabei sind, Madame Legros, werden wir siegen.

Madame Legros: Über wen? Der Unschuldige ist frei.

Der erste: Begreifen Sie doch, daß es mehr zu tun gibt. Wir alle leiden.

Madame Legros: Ich habe es getan. Der Unschuldige ist frei.

Der erste: Sie will nicht!

Der zweite: Sie verrät uns!

Rufe: Zur Bastille! Schleppt sie mit!

Madame Legros (wird umringt und angefaßt): Verschont mich, liebe Herren!

Chevalier: Fort da! (Zieht den Degen.)

Rufe: Ein Adeliger! An die Laterne mit ihm! Hündin! Du verrätst uns mit den Adeligen!

Chevalier: Packt euch!

Ein Mann: Pack dich selbst! (Sticht nach ihm.)

Andere (stechen nach ihm): Macht ihn tot!

Chevalier (sinkt auf der Schwelle zusammen).

Madame Legros (schreit): Mörder! Ihr seid Mörder!

Rufe: Sie auch! Tötet sie auch!

Madame Legros (breitet die Arme aus): Wagt es!

Gemurmel: Sie hat den Unschuldigen befreit. Was machen wir da. (Man weicht zurück.)

Madame Legros: Was ihr da macht? Ein menschliches Herz habt ihr durchbohrt in dem Augenblick, da es am höchsten schlug, höher als eures, höher als meins ... Ach! wozu schlug es, wozu befreite ich den Unschuldigen! (Sie kniet bei der Leiche hin.)

Die Menge (zieht ab): Zur Bastille!

(Es dunkelt.)

*

SECHSTE SZENE.

Madame Legros. Legros.

Legros: Deine Freunde waren wieder da. Sie sind ein wenig zu lärmend, muß man sagen ... Um Gottes Willen, was liegt da?

Madame Legros: Hilf mir, Legros! Ist er tot? Das ist furchtbar!

Legros: Ich glaube, es ist aus. Ein Toter auf unserer Schwelle! Man wird mich fragen, wie er dahin kommt, — und wenn ich es nicht sagen kann —. (Greift sich um den Hals.) Das kommt davon, Madame Legros. So enden deine Geschäfte. Mich und dich bringen sie an den Galgen.

Madame Legros: Ich weiß nicht mehr, wie das alles kommt. Habe Mitleid mit mir, lieber Mann!

Legros: Nun siehst du wohl, daß dein Mann für alles sorgen muß. (Horcht, stürzt nach links, ruft durch einen Türspalt:) Schier dich in die Küche! Daß du dich nicht rührst! (Kehrt zurück:) Die Gasse ist leer. Ich trage den da vor die Tür des Wundarztes, klopfe an und mache mich um die Ecke. Was geht das alles uns an. Wasche die Schwelle! Und schweige! Schweig still! (Er schließt die Tür. Ab mit der Leiche des Chevalier.)

*

SIEBENTE SZENE.

Madame Legros. Ein Akademiker.

Madame Legros (läuft durch das Zimmer, hält sich den Kopf und stöhnt. Sie sieht sich scheu nach der Schwelle um. Es klopft. Sie schrickt zusammen. Als es nochmals klopft): Herein!

Akademiker: Es wird Nacht, Madame, ich sehe nicht deutlich, ob ich die große Ehre habe, vor Madame Legros zu stehen.

Madame Legros: Ich bin die Frau des Strumpfwirkers Legros, mein Herr.

Akademiker: So sind Sie die Heldin, die wir heute in der Akademie krönen durften. Vielmehr, Ihre Anwesenheit bei uns war unsere Krönung, die Krönung unseres Werkes. Madame, erlauben Sie, daß ich in Ehrfurcht diese Hände berühre, die den Kerker der Vernunft geöffnet haben.

Madame Legros (zieht die Hand zurück).

Akademiker: Mein Besuch scheint Ihnen unwillkommen. Ich verstehe, daß große Taten viel Überdruß hinterlassen an den Menschen, denen sie doch galten.

Madame Legros: Ich bin krank, mein Herr, verzeihen Sie mir.

Akademiker: Ihre Hand ist zu heiß. Aber auch Ihre Miene, Madame, sieht verstört aus und läßt nichts mehr von der erhabenen Freude merken, mit der Sie heute den Ruhmesworten unseres Redners zuhörten. Ich gestehe, daß ich die Befreierin des Gefangenen Latude nicht wiedererkannt haben würde.

Madame Legros: Wundert Sie das, mein Herr? Für die Frau des Strumpfwirkers Legros war das alles zu viel: die lange Arbeit der Seele, der Kampf gegen alle, und dann die Verbrechen.

Akademiker: Die Verbrechen?

Madame Legros: Glauben Sie denn, daß Hände, die eine Bastille aufmachen, rein bleiben können?

Akademiker: Mein Kind, Sie fiebern. Die Vernunft sagt uns, daß wir durch das Gute siegen werden, und daß das Ziel das Glück aller ist.

Madame Legros (läuft umher): Und meine Angst und mein Herzklopfen sagen mir, daß ich nun eine Verbrecherin bin. Ein Mensch, hören Sie, ein Mensch, der mir glaubte, war es: und eben ihn verriet ich und ließ ihn sterben! Habe ich nicht alle verraten? Bin ich nicht schuldig, daß alle sterben?

Akademiker: Der Unschuldige lebt, und er ist frei!

Madame Legros (bleibt stehen, atmet auf): Ja, er ist frei.

Akademiker: Und wenn er nochmals zu befreien wäre?

Madame Legros: Ich nicht! Ich tue es nicht mehr! (Sie sinkt hin, schluchzt:) Ich bin nun verbraucht und verdorben.

Akademiker: Armes Geschöpf, das eine Heldin war! So werden andere nach dir zur Tat machen, was die Vernunft beschließt.

(Entferntes Trommeln. Rufe: Zur Bastille!)

Madame Legros: Ich will nicht hören.

Akademiker: Das ist der Gesang, Madame Legros, den Sie angestimmt haben. Ich ehre Sie, aber ich gehe nun weiter. (Er öffnet die Tür, er gleitet aus:) Was ist das?

Madame Legros: Auf solcher Schwelle, mein Herr, färben sich die Sohlen. Sie ist schlüpfrig. Hüten Sie sich!

Akademiker: Wir steigen hinüber und gehen weiter. (Ab.)

*

ACHTE SZENE.

Madame Legros. Legros.

Legros (tritt durch die noch offene Tür ein).

Madame Legros (läuft ihm entgegen): Rette mich!

Legros: Was gibt es? Wer war da?

Madame Legros: Ein Feind! Ich weiß nicht . . . Sie lassen mir keine Ruhe.

Legros: Das darfst du sagen. Aber jetzt ist dein Mann da. Wir wollen einmal sehen, ob die Leute hier noch lange ein- und ausgehen werden wie bei sich zu Hause. Mach Licht, ich schließe die Läden. (Er geht auf die Straße hinaus, legt die Fensterläden vor.)

Madame Legros (zündet die Kerzen an): Komm schnell zurück! Ich ängstige mich. Draußen geht jetzt so viel vor.

Legros: Auch noch die Tür. Nun werden sie uns in Ruhe lassen. (Flüstert:) Ich glaube wohl, daß niemand mich gesehen hat. Der Tote sitzt vor der Tür des Wundarztes. Es war ein wenig gefährlich, ihn bis dorthin zu tragen. Aber ich habe ihn aus menschlicher Achtung nicht in die Gosse werfen wollen.

Madame Legros (weint laut).

Legros: Du hörst das nicht gern. Ich sage es auch nur, damit du weißt, daß wir wenig zu fürchten haben, — und man kann sagen: nichts. Denn heute abend sind in Paris noch einige andere vornehme Herren ums Leben gekommen. Wer will da den unsern herausfinden.

Madame Legros: Du sprichst, als seien wir selbst die Mörder! Ich bin nicht schuldig an diesem Blut! Ich nicht!

Legros: Nein, du nicht. Und auch sonst läßt sich nicht sagen, daß einer schuldig ist, außer den Herren selbst.

Madame Legros: Er war der Beste von allen!

Legros: Danach fragt man jetzt nicht mehr. Man sagt sich in Paris, daß ein Unschuldiger dreiundvierzig Jahre in der Bastille verbracht hat, und daß es daher gleich ist, ob die, die sterben, schuldig sind oder unschuldig. Man sagt, die Bastille müsse fallen. Heute oder morgen soll es Ernst werden. Und das Zeichen zu alledem, sagt man, hat Madame Legros gegeben.

Madame Legros: Es ist nicht wahr! Ich war bei dir, lieber Mann, du kannst es bezeugen. Den ganzen Tag bin ich nicht mehr ausgegangen.

Legros: Aber die vorigen Tage? Da warst du wenig daheim, Madame Legros.

Madame Legros: Verzeih mir! Verzeih doch endlich! Es war wie ein hartes Geschick, das mich befiel. Ich mußte folgen. Ich habe dich nicht gern gekränkt, lieber Mann.

Legros: Weißt du denn, Madame Legros, ob du mich eigentlich gekränkt hast? Wenn hier Unrecht geschehen ist, so habe wohl auch ich das meine begangen und brauche deine Verzeihung, wie du meine.

Madame Legros: Schick sie fort, Legros.

Legros: Hier hab' ich schon den Platz in der Post für morgen früh. Ehe der Tag graut, setze ich selbst sie hinein und gute Reise! In ihrem Dorf mag sie immerhin ausplaudern, was sie heute doch vielleicht gesehen hat.

Madame Legros: Du bist gut! Du liebst mich noch immer?

Legros: Das merkst du wohl . . . Es ist nicht recht, wenn die Frau dem Mann über den Kopf wächst.

Madame Legros: Du bist stark! Nur dir will ich gehorchen und dienen.

Legros: Aber was du getan hast: wenn es mir auch Kopfzerbrechen gemacht hat, so verstehe ich doch, daß es etwas Gutes war.

Madame Legros: War es etwas Gutes?

Legros: Ich bin ein Bürger von Paris und weiß so gut wie einer, daß wir nach Vernunft und Tugend handeln sollen. Nur denkt man immer, ein Fremder und Weitentfernter mag damit anfangen. Und nun war es meine eigene Frau. Dahinein habe ich mich nicht leichter gefunden, als jeder andere getan hätte.

Madame Legros: Nun ist es wieder, wie es immer war. Du bist mein Mann und Herr.

Legros: Es ist so, und ist auch wieder nicht so. Denn dazwischen liegt, was du getan hast, und das werde ich nicht vergessen. Die andern, daran zweifle nur nicht, werden es vergessen. Vielleicht auch werden sie es dir vorwerfen und uns verfolgen. Man weiß nicht, was für Zeiten kommen.

Madame Legros: Dann habe ich dich und du mich!

Legros: Ich werde dich ehren, liebe Frau, auch wenn ich dir befehle.

(Umarmung)

Legros: So viel habe ich dir seit unserem Hochzeitstage nicht mehr gesagt.

Madame Legros: Jetzt will ich an die Arbeit gehen.

Legros: In der Nacht?

Madame Legros: Hier auf der Kommode, die sehr verstaubt ist, liegt noch immer das Häubchen des Fräuleins Palmyre. Endlich befestige ich daran die Schleifen.

Legros: Dies war ein schwerer Tag. Sie haben dich zuerst gekrönt und gefeiert. Dann kam wohl noch Schwereres.

Madame Legros: Und nun befestige ich die Schleifen.

(Vorhang)

Theodor Däubler:

MATISSE

Das „Morceau de peinture" ist verschwunden, der Farbfleck hat seine Bestimmtheit eingenommen. Die Größe jedes Farbflecks und seine nervische Intensität, der ausdrückliche Abstand der einzelnen Farbflecke voneinander, im Sinne einer malerischen Tonskala, beherrschen die Bildfläche, bestehen sogar auf einem ihnen genau angepaßten Rahmen: die den Farbflecken innewohnende Kraft gibt somit das Format des Bildes zwingend an. Folglich, Rhythmus aus der Farbe heraus. Unbedingtheit der Farbe. Eigenrhythmik in jedem Gemälde. Höchste Form aus selbstverständlichster Freiheit. Jedes Werk seine Ursprünglichkeit und eine einzigmögliche Tatsache. Dichtung aus dem Wortkern heraus, Zeichnung als Behauptung der Farbe. Zum erstenmal kein Dualismus: endlich ein Malen, das Malerei gebiert, der Farbfleck, der sich selbst einzeichnet. Klassik und Eigenheit in ihrer Unzertrennlichkeit. Die letzte Revolution und doch längst keine mehr. Revolution, die Revolutionären niemals einging, und auf die bloß ein Klassiker kommen konnte. Somit: Matisse, der unbedingte Einfall, was Malerei ist.

Seine Farbflecken sind wie Sätze, die aus trefflichsten Hauptwörtern bestehen. Jeder Satz für sich. Punkt. Der nächste Satz wieder für sich. Nochmals. Also ein dritter. Ein vierter, fünfter, und so weiter. Endlich wird das Auszusprechende erschöpft. Jeder Satz beruht auf sich. Der Zusammengang der Inhaltlichkeiten ist aber vollkommen vorhanden. Ein ganz moderner Stil. Arabeske, die niemals dekorativ ist. Akademie aus Pedanterielosigkeit.

Die Bilder von Matisse muß man beherzigen; sein wissenschaftliches Vorgehen ist so liebevoll eindringlich mit seinem Gegenstand beschäftigt, so unbekümmert um alle andern Möglichkeiten, Gegenstände zu schaffen, daß er Lyrik schöpfen muß. Auf Schritt und Tritt. Matisse analysiert, wenn für ihn die Gesamtheit schon vorhanden ist. Sie hält ihn unweigerlich fest: er zerlegt bloß behutsam aus Gründen klaren Bewußtwerdens. Jedes Anders hat sein eigenstes Aussichheraus und wirkliches Vorhandensein: Stil ist Vollkommenheit. Und zwar eigene Vollkommenheit aus jedem Ding für sich entkernt. Stil ist der Versuch unbedingt, Ding an sich, zu werden. Matisse hat die Farbe bis zur letzten Unabhängigkeit gebracht.

Verdeutlichen wir nochmals die Sprache von Matisse. Wir betonen wieder: Farbe und Zeichnung ergänzen einander nicht, sondern der Eindringlichkeit des Auftretens eines Farbenerlebnisses entspricht sein Anspruch an Raum. Man könnte auch sagen: Selbstbehauptung unter uns innerlichster dynamischer Vorgänge. Man möchte wohl sagen: allerknappste Mitteilung eines metaphysischen Vorgangs durch die Farbe. Stolz der Farbe mit tiefster Bescheidenheit bei äußerlicher Bezeichnung.

Höchster Triumph des Aquarells. Jeder Farbfleck muß Raum haben, um sich auszudrücken Die Farbflecken dürfen einander nicht stören, daher die Notwendigkeit, daß Weiß dazwischen bleibe. Jedem Farbbeschluß werde seine Atemberechtigung. Dieses freie Weiß verbürgt aber Leichtigkeit, wie gesagt, Atembarkeit für die Gesamtheit der Farbflecken, Freiheit in den Bewegtheiten der einzelnen Tonwerte. Dieses Weiß kommt oft auch bei Ölgemälden des Meisters vor, besonders im Stilleben oder in Bildern mit besonders betonter Rhythmik. Hier hat Moll in Berlin Matisse besonders scharf verstanden. Der Farbendynamik bei Matisse entspricht eine Realität. Seine Bilder verbleiben in einem Da, hier unter uns. Jeder Farbfleck wird eigennervig mit nervöser Kraft hingesetzt. Er schwärmt sich nicht gespenstig und hyperbelhaft aus wie Kandinsky, und dennoch ist er unbedingt: Flammengeburt.

In seinen Kompositionen schweift Matisse aus der Nüchternheit des Gegebnen allerdings in ein Mitarabeskenbehaften ab. Durch unsre Generation geht ein eigenster, allerinnerster Befehl: fort vom Alltag, weg vom Naturalismus! Zum mindesten sagt unsre Stimme: sieh das Wunder auf Schritt und Tritt. Höre die Sterne in deines Nächsten Wesen, verabenteuerliche jedes Geschenk, das dir eine gütige Hand reicht. Farbe ist aus dem Unterirdischen zum Tagen berufen worden.

Das hebräische, das mohammedanische Gebot, keine Gleichnisse auszubilden, kein Menschenantlitz aufzustellen, gebar abstrakte Geistesart: darum geschah es: abstrakte Arabeskenkunst wurzelte sich in den Völkern Asiens fest, liebliche Triebhaftigkeiten seeligten in die Welt unerforschter Geometrien empor. Europas Bilderstürmerei vertilgte das Gebären in Plastik, und das ereignete sich zugunsten der Musik. Wir Jüngern wollen kein Nachbilden mehr, aus unsrer Nachthaftigkeit sollen wir abermals Phantasiegeschöpfe, zauberhaft, oder wenigstens, durch Geschautsein frei und leicht geworden, emportauchen lassen, damit sie, von der Ewigkeit umhaucht und berauschend, unter Menschen in ihrer Naturgezwungenheit treten können. Matisse ist einer der Sieghaften unter den Geistiggewiesenen, aber er bleibt beim Übererbten: seine Menschen sind keine Tapetendryaden, sondern freie Seelen, die Tapeten entwerfen und ihrer Gemütsart anpassen. Die Früchte seiner Stilleben sind keine Manna, keine Schnuppen aus der Astralwelt, kein unvergängliches Obst einer Märcheninsel, sondern die Veranlassung, daß ein Künstlerauge aus ihrer Pracht eine junge Farbenlehre hervorbluten, zurückdämmern, bei uns atmen sieht. Matisse' Blumen fallen nicht aus unsichtbaren Gespensterhänden herbeigegeistert, oder wie bei Odilon Redon, dem sehenden Künstler, in den Schoß; nein, sie saugen sich in schönen Vasen voll von Wasser, um durch ihre unheimliche Pfaulichkeit in schöner Frauen Haarturbanen oder vor lilagrünen, silberbesprenkelten Spiegeln ins Staunen zu versetzen.

Von Matisse stammen die beiden modernsten Bezeichnungen künstlerischen auf ein Ziel Gerichtetseins: Kubismus und Ex-

pressionismus. Der eigentliche Expressionist aus der Farbe heraus ist Matisse selber. Also der letzte Modernste. Dabei reicht seine Ahnenreihe zurück in die weitesten Fernen. Die hellenistischen Fresken in den Gräbern Etruriens, nämlich die Unterwelt der „sette camini" bei Orvieto, die Wandmalereien der Nekropole von Clusium und besonders das ganze Totengebiet von Corneto Tarquinia entstammen im Malerischen einem verwandten Geiste. Denn auch da galt es vor allem zu malen. Die feinsten Gestaltungen blieben deshalb ohne Umriß, ohne Wissen von Zeichnung, von der Farbe her selbstbestimmerisch rhythmisiert wie beim Nervenmenschen Matisse. Wo sie gröber wurden, bekamen sie Konturen, ähnlich wie bei Gauguin. Pompeji gehört einer spätern, schon vielfach sehr anders gewordenen Epoche an. Dort handelt es sich nicht mehr um eigentlich unsichtbare, für sich und die Geister bestimmte Nachtgewölbe, die man ausmalte, sondern im Gegenteil um ein Dekoratives bei vollem Sonnengang. Pompejianischrote Flächen sollten belebt, illustriert, selten auch beseelt werden; schwarze Räume wurden für die Tagesherrlichkeit hergestellt: der dekorative Zweck forderte Puttenschmuck, Pflanzenfreudigkeit, nicht mehr Heiligkeit der Farbe. So wars auch im Palast des Nero in Rom. Die Grotesken sind sehr feinempfundenes Kunstspiel. Die Reste des allerzartesten Wandberankens aus Menschenhand fand man in der Villa Negroni und findet man noch heute spurhaft im Kaiserschloß auf dem Palatin. Dekorativ wurden daher auch die herrlichen Loggien Raffaels und von Giovanni d'Udine im Vatikan.

Weltbrandkarawanen aus absoluter Farbe setzte das Mittelalter in die Fenster seiner Kathedralen. Zumal in den ganz alten Glasmalereien, wie im Dom zu Augsburg, in Chartres, in Pisa. Grade an der Dunkelheit der Farben lag ihr Geweihtsein; später bei den taghellen Fackelzügen half das Irdische, nämlich das Sonnenlicht, zu viel mit: es steigerte sich daher zu mächtig das Beleuchtetwerden zu ungunsten eines seelischen Erleuchtetseins, wo doch das von außen hereinnickende Tageshell bloß ein Rechnen mit den diesseitigen Notwendigkeiten

bedeuten konnte. Jedenfalls ist der Farbfleck ein aus der Gotik-geboren-werden. Im Mittelalter prägte ihn gläubige Bewußtheit aus, heute zittert er unter der nervösen Hand Matisse' sternig auf. Bei Tizian, zumal beim Alten, fühlen wir oft im Ölbild das Aufgluten der absoluten Farbe. Der Goldregen bei seinen Danaën, mehr noch auf dem Neapler, als auf dem Wiener Bild, verheißt bereits viel mehr vom Eignen-Leuchten-Erfaßtsein als von sogenannter Farbenglut, in einem äußerlichen Sinn. Auch Tizians oft gerügtes Verzeichnen geht eigentlich aus einem gewagtern Raumausspruch seines Farbenerlebens hervor, das sich um korrektes, aber unmalerisches Zeichnen nicht kümmern konnte. Eine Ahnung vom Farbfleck sprengte die herkömmliche Richtigkeit der Umrisse. Spät, in seinem Nachtstück in München, in der Geiselung Christi ist der Farbfleckbringer Tizian tatsächlich da. Kann man da überhaupt noch von Zeichnung reden?

Matisse kam sehr früh auf Sonnenwegen zu seinen Farbfleckergebnissen.

Hier sei Beccafumi, Sienas später Kolorist, nicht übergangen. Viel Modernes ist in seinen wenigen besten Bildern enthalten. Von allem sah er die Welt pflanzenhaft; im Sinn grosser Palmblätter gruppierte er Menschen und Wolken zueinander. Der Wedel gab ihm überhaupt seine Stildeutung ein. Spontan wiegsam, noch selbständiger als bei Greco, genau tastbar verteilt, bluteten seine Farbentatsachen auf. In den Gesamtheiten harmonisierte er zwar Farbe und Vorgang, aber alle Farbe hatte auch eine Willkür inne; war oft eine Plötzlichkeit, keine Einordnung wie bei Matisse: aber grade durch diese Plötzlichkeit war in ihr etwas wie Vorahnung der absoluten Farbe. Ein grossartiges Farbenabenteuer wurde damals in der toskanischen Hügelstadt angefeuert. Ein wundervolles, farbengetragnes Emporduncheln der mystischen Seele Toskanas: dazu ein taumelndes Irrlichtern von Farbenzerlegbarkeiten, wie dann viel später durch Delacroix.

Matisse bleibt einfach, fast sachlich. Rhythmus und Farbe stützen einander voll von Selbstverständlichkeit. Lose Tanz-

gewinde von Menschen oder Blumenkränzen werden leicht hingemalt, beinahe behaucht. Festere Laubgefüge, Waldlichtungen mit erdbeerrosa Boden sind stolz auf ihre Baumumgebung mit satterem Farbenausdruck. Oft bereichern das kräftige Bildnis einer gemalten Person zartersonnene Stilleben vor Spiegeln um Geranktapeten, auf zärtlich übersamteten Tischen. Dieser Wechsel von Rhythmen bringt Reichtum; eine vollgewollte Harmonie verwogt das Sanftmelodische der Einzelgefüge. Aber immer ergänzen sich Rhythmus und farbiger Ausdruck, nur häufig zwiefach, ja vielfach auf dem gleichen Gemälde.

Den Reichtum durch eine Art plastischer Fuge brachte dereinst Paolo Veronese. Perlmutterhaft schillert der Himmel über sein Italien zwischen zwei Meeren. Traumhaft blauäugelt sein Graugrün hinauf zu einer wahrhaften Nachmittagssonne. Traurig blaugraut es durch seine froh begeisternden Himmelseinblicke. Windhauche verlieben sich, lilasanfter noch als bei Giorgione, in blauverwunderte Gebüschvertraulichkeiten. Lilagrünes Gewölk wittert, vielleicht halb wetterleuchtend, das Nahe eines Meeres. Das ist das Perlmutternde in der Natur.

Beim Raub der Europa wirds am anschaulichsten, wie sich Veronese mit einer Farbensymphonie triumphatorisch seiner eignen Komposition entgegenstellt. Von dem in den Fleischfarben nüsternden Maul des Stieres geht er farbenverschwenderisch aus, um sein Europäertum überall goldig, blond oder brünett, im Bild hervorblitzen, heraustaumeln zu lassen.

Tiepolo verstand ihn, griff nach dem Motiv des Raubes der Europa und türmte einen Aufbau aus Farben seinen Kompositionen der vier Weltteile im Würzburger Schloß entgegen.

Auch hier sind die hauchenden Fleischteile des Stieres ausschlaggebend. In ihren Farben, den europäischen, dämmern gelbrote Überraschungen aus Brokat und Wolkenbombast. Fleischfarbne Kleider, Tiere, halbblasses Europalicht flimmert aus allen Ecken und Schlitzen, die zufällig von der Komposition getragen werden, sie aber eigentlich unterbrechen, auseinandersplittern. Europas Wesen, ihr nacktes Mitgerissenwerden, besternt herrisch die Riesenfläche, indem es sie aber gleichzeitig

fleischrosa, trunkenviolett hervorsprenkelnd zersetzt, zergewittert. Sie selbst, das Weib, wie es in die Komposition eingesetzt ist, könnte beinahe übersehen werden.

Amerika bei Tiepolo in Würzburg: keine wilden Tänze am Potomac, keine Affenumzüge mit Papageifederfächern in den Antillen, sondern Europäer, rostrot im Halbschatten, tragen braunrote Ballen Ware, Karawanen von Rottunken herüber ins einstige Land der Rothäute. Sie zünden sich selbst hier, überm großen Wasser, ein rotes Herdfeuer an. Dem Farbenaufmarsch in Rot setzt sich ein vorwegkomponiertes Formenland entgegen. Es wird aber vom Rot erobert.

Afrika bleibt noch lange die Welt der Schatten und ihrer wunderbaren lila Blauheiten. Das Schattenland bei voller Prachtsonne!

Ernst Barlach machte mich darauf aufmerksam, daß Schmetterlinge die Bringer einer Farbenfuge sind. Die bunte Besprenkelung dieser Tiere unterstützt keineswegs immer die Zeichnung ihrer Flügel. Sie bebunten sich oft aus bloßer Farbentollheit. Dadurch werden aber die Schmetterlinge unsichtbarer; ihre Zeichnung fällt im Kunterbunt der Natur weniger auf. Die Farbe schützt ihren Hervorzauberer. Sie wird absolut in der Natur; vielleicht auch bei Vögeln, zumal bei den brasilianischen mit Sonnenfleckenkehlen. Das Volk wußte das, denn es hat einen Schmetterling Pfauenauge getauft. Also Farbe wurde zum Auge.

Matisse muß Schmetterlinge lieben. Er liebt so sehr Kinder. Er soll sogar ein Töchterchen haben, über deren Äußerungen er oft vor seinen Werken erstaunt ist. Seine Kunst ist ja aus Aufrichtigkeit, aus Bekenntnis zur Farbe geboren. Dabei ist er der gewissenhafteste Theoretiker: Matisse verlangt aber grundsätzlich bloß Kunst, das heißt: wer sich allein auf das Künstlerische in sich verläßt, wird immer voll von Naivität bleiben.

In München lebte bis vor kurzem ein Künstlerkind: der Knabe Andrej. Er war immer der Schmetterling unter den Gespielen; das echteste Kind und zugleich Künstler. Schon mit vier Jahren schuf er aus der Farbe, ohne irgendwie illu-

strieren zu wollen, ganz zauberhafte Gemäldchen. Man sagt sich vor seinem lieben Œuvre: aus dem Jungen könnte ein Matisse werden! An Matisse, dessen Werk er nicht kennt, erinnern nämlich seine Bilder am allermeisten. Das kann auch als bestimmter Beweis dafür gelten, daß Matisse heute die natürlichste Kunst gibt.

Beim Beurteilen jeder Malerei sagt der kleine Andrej immer treffsicher, ob in einem Bild die Farbe aus sich heraus ausgerundet ins Bild hinein eingerundet sei.

Matisse hat bereits seine große Wirkung getan: der früher erwähnte Moll in Berlin und Purrmann sind seiner Richtung wichtigste Vertreter.

Da man durch ihn aufs eigentlichste Malen gekommen ist, muß sein Einfluß in Zukunft immer mächtiger in Erscheinung treten.

GLOSSEN

Epilog zu den Briefen an einen Toten.

Es gibt Leute, welche die Worte: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert" mit besonderer Vorliebe herausgreifen, andere wieder, welche meinen, Christus könne sich unmöglich so geäußert haben. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er so sprach, sowenig ich glaube, daß er dabei an unsere heutigen Stickgase, Flatterminen und Sprengbomben dachte. Aber ich weiß eine Schlacht, zu der ich noch als ein Schatten jubelnd hinstürmen würde, tagte er endlich, der große Europäische Bruch mit unseren Trollen, unseren Ab- und Unterarten und dem Troß der Seelenlosen, deren Triumph das heutige Chaos besiegelt. Denn eines Tages werden wir es vor uns herjagen, das Heer der böswilligen Toren wie der Unterworfenen, nicht länger gewillt, ihre Übermacht zu ertragen. Von langer Hand ist der Rache vorzuarbeiten, von jetzt ab schon und inmitten der unerhörten Niederlage noch, welche die Kinder des Lichts von den Söhnen der Finsternis erdulden. Ist das, was sich heute ereignet, etwas anderes als das erweiterte Bild desjenigen Krieges, der unablässig auf der Erde wütet, das Glück der Familien untergräbt und die Häuser niederreißt? Haben die Knechtischen jemals aufgehört, den Besonnenen zu verfolgen? Ist je ein Waffenstillstand zwischen ihnen gewesen? Ließen sie je ab, den Edlen zu bedrängen, auf daß er stürze oder sein Wirken wiedervereitelt werde? Kein Gesetz, nichts auf Erden störte sie je, das goldene Saitenspiel seines Herzens zu zerschlagen. Wir wissen genug. Wer brennenden Auges in diese Welt hineinsah, dem ist dieser Krieg kein Rätsel, noch die Worte Desjenigen, dessen Kommen der Engelsruf verkündete: „Friede den Menschen, die guten Willens sind," und der doch gesagt hat: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Die weit verstreuten *Menschen* sind heute überall die Unterlegenen, die ihre Einigung noch nicht festlegten, um als das auserwählte Volk — furchtbar genug — den Fuß auf den Nacken der Schlechten, der Unentwickelten, der Unterarten zu setzen, nicht mehr willens, mit ihnen, die nichts so sehr scheuen wie ihre Namen, die Herrschaft über diesen Planeten zu teilen. Durch alle Nationen, alle ihre Schichten hindurch ist der „Genius" dieses Krieges, seinem Charakter entsprechend, der Würgengel der Besten gewesen, der besten Söhne überall, und der ungeborenen Söhne

dieser Söhne. Fragt einen Arbeitgeber, wo immer Ihr wollt: seine besten Leute sind es, die er beklagt. Rache für sie, für alle Prediger in der Wüste, für alle jene Staatsmänner auch, die — hier und drüben — mit reinen Händen in diesen Krieg gerissen wurden, Rache für sie und ihren Gram. *Ihre* Erhebung und *ihr* Zusammenschluß ist die große Notwendigkeit. Man sage mir nicht, daß es unmöglich sei. Ein Ruf dringt schon durch das Getöse. Wie mit Feuerzungen ist schon die Luft von den Stimmen der Dichter erfüllt. Inmitten welcher Drangsal, welcher Todesnot, aus ihren Gräben, ihren Gräbern ach! haben sie nach der Herrschaft des guten Menschen gerufen. „Sein ist die Kraft, das Regiment der Sterne."

Und es gilt nicht von Utopien zu reden. *Es gibt keine Utopien.* Er wäre denn nur ein Utopist gewesen, der nicht gekommen ist, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, und der gesagt hat: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen."

Annette Kolb.

Besetzt.

Wie oft, wenn ich mit dem altertümlichen, schwerfällig und doch leicht dahintrampelnden Pferde-Omnibus durch die Berliner Straßen und durch das Berliner Leben fuhr, was mich immer wieder von neuem belebte und ergötzte, hörte ich, vom ältlichen, gutmütigen Schaffner auf bescheidene und drollige Art ausgesprochen, dieses kleine, unbedeutende, aber im gegebenen Moment doch auch wieder ziemlich wichtige Wort, das übrigens auch noch, der Ordnung und Genauigkeit halber, auf einer Tafel geschrieben stand, die sichtbar oder unsichtbar gemacht werden konnte. Hing die Inschrift

BESETZT

nett und artig herunter, so wußten die Leute, daß einstweilen niemand mehr einsteigen und hinaufklettern durfte, weil die Gondel oder das auf Rädern rollende Lustgemach bereits beinahe bis zum Ersticken voll war, ein bedauerlicher Tatbestand, den die mahnende Tafel ja deutlich genug ankündigte: „Halt! Wer die auch immer sein mögen; bis hierher und nicht weiter!" Mitunter gab es aber trotz der ablehnenden und abweisenden Tafel starken Publikumsandrang, stürmisches Verlangen, einzusteigen und mitzufahren. Dann sagte etwa der diensttuende Kammerherr mit höflicher Stimme: „Besetzt, meine Herrschaften", oder er sagte: „Bitte nicht drängen. Es hat keinen Zweck", oder es fiel ihm vielleicht ein, zu sagen: „Mit dem größten Vergnügen, meine Damen und Herren, möchte ich Sie auffordern, einzusteigen und Platz zu nehmen, aber es ist meine rauhe Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Wagen bis in die kleinste Ecke hinein dicht mit Fahrgästen besetzt ist. Entschuldigen Sie sehr, daß ich gezwungen bin, Ihnen den Einlaß und Durchbruch zu verweigern." Während auf der einen Seite gestürmt und angegriffen und auf der andern Seite abgewunken und abgewiesen wurde, fuhr das Boot mitten durch all den Großstadtverkehr, der

fast einem Meere glich, immer ruhig und munter weiter. Schon will wieder ein hastiger Ungestümer aufspringen, doch schon tönt dem Kecken wieder das ruhige „Besetzt" in die Ohren, worauf er den Fuß vom Wagentritt wieder sorgfältig zurückziehen muß.

Einmal, als sich der Omnibus in voller, schöner Fahrt befand, alles glatt und fein dahinging, niemand auch nur von ferne an einen Überfall oder an einen Gewaltstreich dachte, drang einer hinein, der offenbar von Haus aus gewöhnt war, durch dick und dünn zu gehen und alles zusammenzuhauen, was sich ihm in den Weg stellen mochte.

„Besetzt, mein Herr," bemerkte der Beamte,

„Dummer, blöder Quatsch," versetzte der Monsieur Draufgänger. Das war ganz gewiß einer, der es für klug hielt, rücksichtslose Machtpolitik zu treiben. „Verzeihen Sie, haben Sie nicht gehört, was ich sagte?" fragte der gute Fahrmann. Es ergoß sich aber auf sein armes Haupt ein wahrer Platzregen von Schimpfwörtern. Der Anprall und die Überschwemmung des Unangenehmen und Unvorhergesehenen waren so gewaltig, daß der gute Mann nachgeben mußte. Er klagte jedoch und sagte folgendes:

„Das ist nun aber doch nicht recht, und es ist ein Glück, daß nicht alle Leute so sind, wie dieser Herr, der mich beschimpft, wo ich ihm doch nur „besetzt" gesagt habe. Es war doch meine Pflicht, ihm das zu sagen, aber gewisse Leute wollen alles zerstampfen und zerdrücken, wenn sie sich einmal irgend etwas in den Kopf gesetzt haben. Ich sage ja nicht zu meinem Vergnügen „besetzt", oder um die Menschen zu ärgern, oder als wenn ich eine Schadenfreude hätte. Jeder tut seinen Dienst und erfüllt seine tägliche Pflicht, und die meinige besteht nun einmal darin, daß ich „besetzt" sage, wenn sich das so verhält. Da ist es doch ungerecht, wenn man sich darüber empört. Es ist überhaupt lächerlich, wie schnell manche Leute zornig werden können. Ei nun! ich halte mich an die Vernünftigen, und diese sind gottlob und Dank noch nicht ausgestorben."

So sprach der Schaffner, indes der Omnibus gemütlich weiterhumpelte.

Robert Walser.

Heut und morgen.

„Kein Sturz zu Boden soll uns rückwärts biegen,
Uns Flatternde, uns Würdige zu fliegen."
Alfred Wolfenstein.

Nichts kann klarer sein, als die Tendenz der jungen deutschen Kunst.

Sie ist ganz geistig, ganz menschlich, in Leid und Empörung. Der Januskopf dieses Krieges strahlt in ihren Werken — wie Jahrtausend, höchste Anspannung der Kraft: gerade Stirn, gerade Augen, tiefstes Erbarmen: geneigtes Antlitz, reif dem Ziele zugewandt, das sich den ineinander verbissenen Menschen unseres Erdteils und ihrem wutgeschüttelten Elend langsam über ein Meer von Blut und Tränen nähert. Ahnen sie nicht schon die mystische Verwandlung der tödlichen Umarmung in den Bruderkuß? Doch. Alle, die in der Hölle waren, die das Schicksal — Name für unsere dunkelsten Triebe — zwischen zwei Zeiten gesenkt hat wie einen Kessel,

worin die entsetzliche Metzelsuppe brodelt. Wer konnte dieses Märchen des Großen Greuels erdenken? Nur eine höllische Leuchte der Wissenschaft, Psychologe, Ingenieur und Chemiker, Industrieller, der Tausende von Quadratkilometern zum Schachbrett unter seiner goldenen Brille zusammenrückt, Hydra so weit wie größte Ebenen, höher als die Gletscher, der Teufel selbst, der in die MASCHINE fuhr, das tollschöne Werk aufbauenden Menschengeistes, unsern edelsten Stolz, der Starken breitatmende Kraft und die Zuversicht der Schwachen. Sie mußte ihn reizen, natürlich. Es gibt nichts Eitleres, als den Teufel. Und dann: sie drohte ihn zu zermalmen! Da kam er ihr mit einem Staatsstreich zuvor. Er warf sich in sie, er nahm ihre Gestalt an und feierte den rasenden Triumph. Etliche scheinen zu glauben, daß man ihn mit Weihwasser vertreiben könnte. Vielleicht gelang solches mit den Teufeln der guten alten Zeit. Dieses Ungetüm, dem die Menschenreste nur wie ein leichter rosa Schaum an den vollkommenen Reiß- und Hackzähnen kleben, muß man zerschlagen.

Nichts kann klarer sein, als die Tendenz
der jungen deutschen Kunst.
Sie kämpft gegen den Teufel.

*

Und also nicht mit lieblicher Musik. Wer hätte gedacht, daß aus Werfels Knabenflöte einmal Tubatöne brächen? Früher — nicht wahr? das erkennt Ihr jetzt auch — hatte die Prager Weis' doch immer etwas von jenem: „Menschen, Menschen san wir alle" .. Vorbei! Fern sind sanfte Kinderwäsche, Eckensteher voll indischer Philosophie, nachdenkliche Fürstinnen und andere Nähterinnen im Rosenhag! Männer, Männer wälzen sich in namenlosem Weh. Zwischen Irrsinn und Tod bäumt sich das stärkste Herz. Aufsteigt ein unterirdischer Gesang:

„Tötet euch mit Dämpfen und mit
Messern,
Schleudert Schrecken, hohe Heimatsworte,
Werft dahin um Erde euer Leben!
Die Geliebte ist euch nicht gegeben."

In Ehrensteins bitterböse Ranküne stürzt der Jammer der Zeit, und die vordem noch recht handliche Wermutschale des Wiener Tempelritters wächst ins Monumentale: „Der Mensch schreit."

„Verehrungswürdig schöner Mond,
dies trage ich dir vor:
unter den Tapfersten, unter den
Stürmenden
wirft sich die Mine zerschmetternd
empor.
Kannst du nicht helfen?

Über zerfleischte Armeen der Ungestalt
höher streckt sich der trauerlose Wald,
mögen die Heere einander verheeren.
Wald schüttelt sich, möchte verbrennen,
Ohne Dämmerschein verschwärzt sich
die Jahrhundertnacht.

O ihr vertempelten Kirchen, ferne des
Himmels ungeborenem Ostrot
: der Menschwerdung des Menschen,
wann blüht es blau
über Blutwolken dahin?"

In einem gewaltigen Rezitativ, dessen klasssische Wendungen — ein Kennzeichen von Ehrensteins Lyrik — einen

seltsam erschütternden Kontrast mit einer fauchenden und bockenden Intellektualität bilden, spricht der Kriegsgott:

„Heiter rieselt ein Wasser,
abendlich blutet das Feld,
aber aufreckend das wildbewachsene
Tierhaupt,
den Menschen feind,
zerschmettere ich, Ares,
zerkrachend schwaches Kinn und Nase,
Kirchtürme abdrehend vor Wut,
euere Erde.
— — — — — —
Unabwendbar eueren Kinderhänden
rührt euere Massen der Tod.
Blut gebt ihr für Kot,
Reichtum für Not,
schon speien die Wölfe
nach meinen Festen,
euer Aas muß sie übermästen.
Bleibt noch ein Rest
nach Ruhr und Pest?
Aufheult in mir die Lust,
euch gänzlich zu beenden!"

Was einen bei Ehrenstein schon immer rührend packte, das plötzliche Einbiegen des herrischen Versmasses ins Melodische, ja Liedhafte, die plötzliche Auflösung des gedanklichen Krampfes, erreicht in seinem Kriegsbuch die höchste Wirkung.

„O Wiederkunft und Einerlei,
Schnee der grauen Seele."
— — — — — —
„Am verzückten Abendhimmel
Aphroditens Sterne sich zu Tode
schlafen."

Becher, das radauende Eichhörnchen, das in wahnwitziger Eile Gedichte abtrat und dabei den Reim knackte, daß es ein Vergnügen war, ihm zuzusehen, erschien plötzlich viel merkwürdiger, als selbst das ungewöhnlichste Eichhörnchen zu sein pflegt. Die Gedichtbände: „An Europa" und „Verbrüderung" sind Gipfelpunkte politischer Dichtung. Trotz Hoher Schule ... Ich ertrug es nie, jemand Hohe Schule reiten zu sehn. Ist es denn nicht auch empörend, ein Lebewesen zu zwingen, seine eigene Karikatur zu exhibieren und gar, sie ihm, ohne daß es die Schändlichkeit des Scherzes erkennt, auf dem Wege der Dressur beizubringen? Becher reitet Hohe Schule auf der deutschen Sprache. Ein Exkurs in vergleichender Literaturgeschichte würde zeigen, wie das größte Sprachgenie der Franzosen, Rimbaud, niemals, auch nicht in seinen gewagtesten stilistischen Unternehmungen, gegen die Grammatik einer Sprache verstößt, die doch im Ruf beispielloser Beschränktheit steht; wohingegen Becher, um die Erfüllung seiner künstlerischen Absichten zu ertrotzen, der deutschen Sprache die Gelenke ausreißt, sie durcheinanderwirbelt, und, wie ein Jongleur mit Tellern, in der Luft Figuren bilden läßt. Alle diese Sprachteile scheinen in die absoluten Befugnisse ihres Eigengewichts eingesetzt, kraft deren sie sich nach eigener Wahl in einer andern Sphäre mit ihresgleichen zusammenfinden. Becher spricht in Deutsch ein ungefähres Latein, Griechisch und Französisch: gleichzeitig. Es geht drunter und drüber — und ist doch aus einem Guß. Dies Drunter und Drüber, das Gemisch, das ein eifernder Liebhaber eine europäische Synthese nennen könnte, ist original. Das

Kauderwelsch dieser verzückten Grammatik eignet Becher und sonst niemand. Es ist die Sprache eines Engels, der durch Mauern und Wände zieht, zischenden Herzens. Hart und Weich, Nah und Fern rinnen zusammen. Von der deutschen Sprache bleibt nur eine Erinnerung, nur soviel wie nötig ist, um zum Sinn der höheren Tonlage durchzufinden. Wer sich die Mühe gibt, besitzt bald den Schlüssel. Aber bei diesem Spiel besteht immer die Gefahr einer fast gleichzeitig eintretenden Entzauberung. Ich würde Becher mit einem Ertrinkenden vergleichen, in dessen Hirn, während er mit Händen und Füßen um sich schlägt, unter dem Druck des Blutes die weiße Verzückung, die unendlich lichte Klarheit sich verbreitet, und ich wäre über seine Zukunft ziemlich hoffnungslos, gelängen ihm nicht auch und noch immer Gebilde, die mit irdischem Klang verweilen, ohne Krampf und von keinem Rausch noch so süß vergiftet.

„Der Knabe wartet auf die Mutterblüte,
Die unter bauschenden Gewändern thront.
Da kommt sie strahlend weich: die Mutterblüte,
Von keinem Mann, von ihm nur fern, bewohnt."

— — — — — —

„Ein wenig Mond mit Firmament gemischt,
Stöße von Nacht und Träume Intervallen.
Daß seine Augen auf die Städte fallen,
Gläsern und trunken. Kühl ihr Weißes lischt."

— — — — — —

„Sie streift ihn kaum. Doch deinen dunkeln Gärten
Ward er zum Bräutigam wie unbemerkt.
Nun tanzt und wiehert er mit lichten Pferden,
Besingt den Mondtag als sein schönstes Werk.
Voll dunkler Knospen stehn in Brand die Haare . . ."

Fast jedes Gedicht enthält solche Zeilen, solche Strophen. „An den Frieden" ist heutige Musik, Musik noch im unmelodischen Ausruf der letzten Zeile (wenn auch nicht eins der stärksten Gedichte):

„O süßester Traum, der streicht wie Sommer lind!
Doch bald mußt du wohl mehr sein als ein Ahnen.
Da blüht er auf wie kleinster Duft von Wind
Ein Engel durch der Leichen Schlucht sich bahnend.

Dein Tag — : er wölbt! Die Stadt birst vor Geläut.
Der Sonne Fluß erbraust in jeder Straße.
Gemäuer hoch sprießt goldner Strahl-Efeu.
Fanfarenmünder Halleluja blasen.

Das Blutgefild verbaut zu weichem Beet,
Zu Wald und See mit Stern und Wolk darein.
Millionen Toter schwarze Fahne weht
Breit auf vom Grund. Zerpeitschte Lüfte schrein.

Wird sich ein Blitz zum Mord im Abend zücken!?
Nein. Menschen wallen Heilige im Chor.

Auf Promenaden mögt ihr Frauen pflücken.
Ein Bund von Freunden tritt im Platz hervor.

Ihr — : laßt uns gern vom ewigen Frieden reden!
Ja, wissend sehr, daß er Gestalt gewinnt
Noch süßester Traum nur. Unsre Hände jäten
Das Unkraut aus, das jenen Weg bespinnt.

Ertön o Wort, das gleich zur Tat gerinnt!
Das Wort muß wirken! Also laßt uns reden!!"

*

Man sehe die letzten Werke der jungen deutschen Kunst, man durchblättere die Zeitschriften, in denen ihre zwanzig besten Vertreter schreiben und zeichnen, und man wird bestätigt finden, was ein Franzose, der sich um Deutschland leidenschaftlich kümmert, kürzlich voll Erstaunen bemerkte: „Sie haben vor dem übrigen Europa einen Vorsprung gewonnen, den in naher Zeit alle Zungen preisen werden."

Der Anfang ist gut.

Allen Narren zum Trotz wird mit dem Frieden der europäische Morgen dämmern. Wir werden uns seines Lichtes nicht zu schämen brauchen.

R. S.

Albert Ehrenstein: „Der Mensch schreit"; *Johannes R. Becher:* „An Europa" und „Verbrüderung." Alle drei bei Kurt Wolff in Leipzig, davon „Verbrüderung" in der Sammlung „Der jüngste Tag." —

Bei Georg Müller in München ein neuer Gedichtband *Theodor Däublers:* „Hymne an Italien", ein große, schöns gedrucktes Buch voll stolzer Verse, die auch dem Krieg, ohne die geringste Resignation, die Stirne bieten. —

Heinrich Mann hat in Prag seinen Essai über Zola vorgelesen, der im Novemberheft der Weißen Blätter enthalten war. Die „Aktion" vom 8. Juli veröffentlicht die einleitenden Worte, die Heinrich Mann dabei sprach, sowie eine kurze Vorbemerkung:

„Die folgenden einleitenden Worte wurden in Prag gesprochen vor Deutschen und Tschechen, die, sonst selten in einem Saal vereinigt, mir gemeinsam die Ehre erwiesen hatten. Die Tschechen sind ein wertvolles, weil freiheitliches Element in dem Umkreis der Völker, die an dem deutschen Gedanken Anteil haben und künftig die menschliche Grundlage unserer Arbeit sein sollen. Sie suchen jetzt, aus Einsicht und taktischer Klugheit, eine Lebensmöglichkeit mit den Deutschen. Und mir war es erwünscht, nach Kräften verbindend zu wirken in einem Augenblick, wo Sprechen und Schreiben fast immer nur geschieht um zu trennen.

Meine Damen, meine Herren! Sie wissen, daß Emile Zola ein sehr großes Werk geschaffen hat, es sind 20 Bände. Jeder von Ihnen kennt einiges und hat eine Vorstellung von der ungewöhnlichen Masse geformten Stoffes, bewältigter Arbeit, die das Ganze darstellt. Sie wissen auch, der Stoff ist das französische zweite Kaiserreich, seine menschliche Geschichte, der Bau und Betrieb seines inneren Lebens, d. h. also, Ge-

sellschaft, Familie, Wirtschaft, Arbeit, der Proletarier, die Besitzenden, die Führer, die Frauen, alles was ein Geschlecht und ein Reich ausmacht. Durch diesen Stoff nun bekommt die große, vom Verfasser der Romane Les Rougon-Macquart geleistete Arbeit sofort einen ganz bestimmten Sinn. Das zweite Kaiserreich nämlich hat schlimm geendet, mit einer Niederlage, einem Zusammenbruch, einer Katastrophe von seltener Vollständigkeit. Da aber die Reiche doch nicht zufällig zusammenbrechen, mußte dieses viel gesündigt haben, es mußte mit viel Unrecht beladen sein und mit viel Lüge. So ergab sich für Zola die Notwendigkeit, nicht nur eine hervorragende Arbeitskraft zu betätigen, sondern auch eine ungemeine Wahrheitsliebe. Seine Arbeit schuf nicht nur Werke, sie erhärtete Wahrheiten. Die Wahrheit wurde die Seele seiner Arbeit. Dies ist der Sinn des Namens Naturalismus, den nicht eben Zola selbst seinem Werk beilegte, aber den er auch nicht ablehnte, trotz dem Ihnen bekannten Beigeschmack des Wortes. Naturalismus, nicht wahr, der Begriff umfaßt auch das Peinliche der Wahrheit, er bedeutet alles in allem etwas Unzartes, darwinistisch Rauhes, Unverblümtes, das nicht jedem ohne weiteres zugemutet werden darf. Und dabei hatte das französische zweite Kaiserreich, das Zola darstellte, doch so liebenswürdige Seiten, einen glanzvollen Hof, eine reiche und hochgebildete Gesellschaft, ruhmvolle Kriege, großartige Weltausstellungen, Kunst, Geist, Grazie so viel man will, und alles dies in einer gewissen leichten Luft, die seither aus Europa wie verschwunden scheint . . . Ja: aber es ward gelogen, es ward so viel gelogen, wie bis dahin vielleicht noch nie. Unter dem Glanz ward Elend weggelogen, unter der Macht Verfall, unter Kunst, Geist, Grazie die gemeinste Genußgier. Die französische Revolution war längst gewesen, die Forderung der Demokratie lag längst bereit in allen Herzen, — dies Reich aber war ein Militär- und Klassenstaat, in dem der Volkswille nur gefälscht zur Geltung kam. Das Reich bestand also eigentlich entgegen dem besseren Wissen der Zeit, entgegen ihrem Gewissen. Und nicht anders war es mit dem Reichtum der Wenigen und der Armut der Vielen, die ohne den vom besseren Wissen verlangten Ausgleich blieben, nicht anders auch mit den Kriegen. Denn die Kriege des französischen zweiten Kaiserreiches — wir können uns dies heute kaum vorstellen — waren Kriege der Machthaber und des Kapitals, zu denen man das Volk nur vermittelst faustdicker Lügen überreden konnte. Wo aber die Dinge so liegen, dort sah ein Geist wie Zola alle Bedingungen des Zusammenbruches. 1870 wenigstens war er wirklich erfolgt. Künftig hieß es wahr sein — da ja das Lügen nur Unglück gebracht hatte. Es hieß den Staat so einrichten, daß er dem Gewissen entsprach, ihn in Übereinstimmung bringen mit dem Stande der Wissenschaft vom Menschen. Alles mußte abzielen auf das Glück möglichst vieler Menschen, und keineswegs auf ihre Beschwindelung und Ausbeutung. Man mußte gerecht sein. Man mußte wahr sein. Nur so ließ sich leben . . . Sie sehen, jemand, der ursprünglich nichts gewollt hatte als Romane schreiben und eine soeben abgelaufene Epoche schildern, war ge-

rade durch seine Arbeit dahin gelangt, daß er Moralist ward und Erzieher. Erzieher zur Wahrheit, also zur Vergeistigung. Erzieher zur Güte, also zur Vermenschlichung.

Als Zola sein großes Werk dann fertig hatte, war er innerlich so sehr erhöht durch seine zwanzigjährige Arbeit im Dienst des Geistes, daß er unwillkürlich glaubte, auch die andern, auch die Welt um ihn her müßte inzwischen sich veredelt haben. Er glaubte, Wahrheit und Gerechtigkeit müßten, während er für sie schrieb, in der Wirklichkeit an Boden gewonnen haben. So war er doppelt bestürzt, doppelt erbittert, als er sich plötzlich gegenüber einer ungeheuren Ungerechtigkeit und einer maßlosen Lüge sah. Dies war die Dreyfus-Angelegenheit, deren Geschichte ich Ihnen jetzt verlesen will. Zola steht darin ganz vorn, denn durch seinen langen literarischen Kampf für die Wahrheit war er besonders gut vorbereitet, ihr auch im wirklichen Leben zum Sieg zu helfen, wenigstens dies eine Mal. Und es war wichtig, daß es ihm wenigstens diesmal gelang, denn er hat damit gegeben, was er geben wollte, ein großes Beispiel." —

Die *„Neue Jugend"* (Verlag der Neuen Jugend, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 11) erscheint wieder. Wieland Herzfelde leitet die kleine ausgezeichnete Monatsschrift. Programm: „Nach eineinhalbjähriger Unterbrechung veröffentlichen wir das siebente Heft der „Neuen Jugend" mit der Erklärung, daß der Inhalt der früher erschienenen Nummern unsern jetzigen Absichten nicht entspricht. Wir übernehmen lediglich den Titel der „Neuen Jugend" und die darin enthaltene Tendenz: die Arbeit junger Dichter, Intellektueller, Zeichner und Musiker zu veröffentlichen. Wir wollen eintreten für alle, die in der Öffentlichkeit auf Opposition und Verständnislosigkeit stoßen, vor allem aber für die Jüngsten, die noch keinen Platz in der heutigen Literatur gefunden haben. Da wir auf kulturhistorische, philosophische und politische Beiträge denselben Wert legen wie auf künstlerische, bedeutet die „Neue Jugend" die Fortführung der Ideen, die einerseits der „Neuen Kunst" und der zweiten Zeitschrift des ehemaligen Verlags Bachmair, andrerseits dem „Forum", dem „Aufbruch" und dem „Anfang" zugrunde lagen.

Unsern früheren Standpunkt, ein rein literarisches Blatt der Jüngsten zu sein, verwerfen wir: es ist an der Zeit, daß alle Geistigen vereint dem äußersten Feinde entgegentreten! Zunächst wird Künstlerisches im Inhalt unserer Zeitschrift allerdings überwiegen: Wir leben im Zeitalter der Bekanntmachungen . . .

Alle freiheitlich Gesinnten (Expressionisten, die Anhänger der Jugendbewegung . . .) sollen in der „Neuen Jugend" zu Worte kommen. Die Grenzen unserer Publikation werden nur bestimmt durch die Tendenz, die Zensur, den Umfang des Heftes . . ." —

P.-J. Jouve, dessen von der Nouvelle Revue Française herausgegebene Gedichte „Vous êtes des Hommes" Ludwig Rubiner hier besprach, veröffentlicht im Verlag der Zeitschrift „Demain" (Genf, 28, Rue du Marché)

eine Rapsodie: „Poème contre le grand crime". Die vier Teile der Dichtung sind überschrieben: An einen toten Soldaten, An Belgien, Gesang auf das Spital, Tolstoi. Aus dem Schlußgesang seien einige Strophen übersetzt:

„Schon spinnt der gleiche Gedanke
durch alle Länder;
Der Gedanke hält sich in der Schwebe
und wartet in Leidenschaft, Mitleid und Zorn;
In England, Deutschland, Frankreich,
Rußland, Italien, in der Schweiz
und in Amerika
Wartet der Gedanke.
In Serbien, Belgien, Holland und Norwegen, in Armenien, in Indien,
In Afrika, im Tiefsten des üppigen
Asiens,
Auf dem Boden der gealterten Rassen,
auf dem Boden der kindhaften
Rassen
Wartet der Gedanke.

Heute, selbst heute.
Wo ein Erdteil stirbt (das Reich der
Kanone ist nur eine Erscheinung
des Todeskampfes)
Heute wie immer, überallhin ins Unendliche erheben sich Menschen;
Im Feindesland wie in dem meinen
sind Menschen, die denken und
fühlen wie ich,
Sie weigern, wie ich weigere, sie haben
ihr Leben gegeben, wie ich mein
Leben gebe,
Sie werfen sich ins Handgemenge,
reinen Herzens und mit sauberen
Händen.

— — — — — —
Schon stehen diese Zeichen,
Diese glühenden Zeichen der Reife in
der Tiefe der Nacht und der
schluchzenden Völker!

Die Parteien der Arbeit, die Parteien
des Menschen finden sich wieder
Um die zusammengestellten Waffen
ihres Herzens;

Die Parteien des freien Glaubens, die der
Demokratie und des Glücks vereinigen ihre Waffen des Herzens.
Mut — du verschwindend kleiner
Haufe!
Mut und Opferbereitschaft — Ihr
Wackeren,
Verfolgte in allen Ländern, Ihr, die
der Polizist ins Gefängnis führt.
— — — — — —
Das einzige Mitleid ist Lichtes genug
— und wir können marschieren
auf diesem weitoffenen Weg."—

Henri Guilbeaux, der Herausgeber von „Demain", teilt im zweiten Juliheft seiner Zeitschrift mit, dass *Paul Hyacinthe Loyson,* dessen Ekelschrei in der Julinummer der Weißen Blätter wiedergegeben war, beim Nachrichtendienst des Auswärtigen Amtes in Paris angestellt ist; er besorgt die französische Propaganda im Ausland. Das ist sein gutes Recht. Aber ich erfahre gleichzeitig, daß Loyson Romain Rolland in unwürdiger Weise geschmäht hat, und das scheint mir, zumal jetzt und in seinem Mund, eine unverzeihliche Niedrigkeit.

Daniel Henry:

DER KUBISMUS

DIE Malerei, ihres Jahrhunderte lang gepflegten Zweckes beraubt durch die Photographie, sah sich gezwungen, neue Ziele aufzuspüren.

Zwei Versuche lassen sich unterscheiden. Der eine endet mit dem vorzeitigen Tode seines Urhebers, der andere aber ist die Wurzel der gesamten modernen Malerei.

Den ersten unternahm der hochbegabte Georges Seurat. Sein Streben ließe sich kurz so formulieren: um einen vollständigeren Ausdruck der Form zu erreichen, als die illusionistische Darstellungsweise ihn kannte, sucht er die Tiefenrelationen in Flächenrelationen umzusetzen und sie so darzustellen. Ein solches Trachten steht dem der ägyptischen Malerei sehr nahe, der ja Ähnliches gelungen ist. Auch Seurats Wollen war in seinen drei oder vier Hauptwerken erfolgreich, doch war der Ausdruck des Kunstwillens der Zeit noch nicht gefunden, und er schuf keine Schule.

Den zweiten erfolgreichen Versuch unternahm Paul Cézanne. Auch er sah, wie Seurat, den neuen Zweck der Malerei in einem schärferen Ausdruck der Tiefendimension, aber anstatt zu versuchen, sie durch Umsetzung in Flächenrelationen auszudrücken, betonte er im Gegenteil das Dreidimensionale durch möglichstes Ausarbeiten der Formen.

Es handelt sich bei beiden um Abkehr vom Illusionismus, um das Ringen, von den Gegenständen mittels der Malerei mehr auszusagen, als die Photographie geben konnte. Andrerseits ist für beide der Aufbau des Gemäldes ein wichtiges Moment.

So ist diesen beiden Malern schon gemeinsam und deutlich sichtbar bei beiden: der zwiefache Charakter der modernen Malerei, die ihren Zweck im getreueren Erforschen und Darstellen der Formen und Farben der Dinge gefunden hat, als die illusionistische Kunst es vermochte, sowie im strengen Aufbau des Kunstwerks. Doch nicht das Einzelding malt sie, sondern, wenn ich so sagen darf, die platonische „Idee" des Dings. Nicht das Individuelle will sie ausdrücken, sondern das allen gleichartigen Dingen Gemeinsame, wie das auch die abstrakten Kunstäußerungen der Vergangenheit wollten. Doch ist sie noch tiefer dringend in ihren Untersuchungen als diese, noch freier in ihrem Ausdruck, da sie keinem andern Zwecke dient, sondern Selbstzweck ist.

Von Cézanne ausgehend finden wir André Derain, der diese Ziele anstrebt, indem er, wie Cézanne, zugleich eine noch verhältnismäßig naturähnliche Erscheinung bewahren möchte. Er kommt so zu Ergebnissen, die innerlich und äußerlich Ähnlichkeit mit einer andern Übergangsperiode zeigen, mit dem Trecento, wenn auch im umgekehrten Sinne. Ein tiefedler, großer Künstler.

Auch Henri Matisse wäre noch zu nennen, in dessen feiner, aber schwankend-unsicherer Kunst sich Bestandteile von Cézanne vorfinden, neben solchen von jüngeren Künstlern, zu einem Ganzen verschmolzen, dessen Tendenz eher an Seurat erinnert.

I.

DIE ANFÄNGE DES KUBISMUS.

Zuvörderst wären ein paar Worte über diesen Namen zu sagen, dessen Entstehung schon des öfteren erzählt worden ist, nie jedoch ganz richtig.

Ein Schimpfwort seiner Gegner ist es, das — wie bekanntlich auch dem Impressionismus — dem Kubismus zum Namen dient. Zum Salon d'Automne hatte Georges Braque fünf Gemälde gesandt, Landschaften vom Estaque. Mit der solchen Körperschaften eigenen Feinfühligkeit lehnte die Jury zwei von ihnen

ab, worauf Braque alle fünf Bilder zurückzog, die somit hier nicht ausgestellt wurden. Mit der ganzen übrigen Serie gelangten sie dann vor die Öffentlichkeit als Einzelausstellung in der Galerie Kahnweiler, einen Monat später.

Matisse, der Mitglied der Jury war und daher die Bilder gesehen hatte, erzählte seinen Bekannten, Braque habe „des tableaux avec des petits cubes" gesandt, und zeichnete zur Beschreibung auf ein Stück Papier zwei aufsteigende, oben sich berührende Linien und zwischen diesen einige Vierecke. So nähmen sich Braques Bilder aus, behauptete er.

Unter seinen Zuhörern befand sich auch der Kunstkritiker des „Gil Blas", Louis Vauxcelles. Aus dem Wörtchen „cube", das ihm aufgefallen war, prägte dieser das sinnlose Wort „cubisme", das er erstmals in seinem Aufsatze über den Salon des Indépendants anwandte, auf zwei andere Bilder von Braque, ein Stilleben und eine Landschaft. Sonderbarerweise fügte er anfangs dem Namen noch das Beiwort „péruvien" bei: „Le cubisme péruvien, les cubistes péruviens," was die Benennung noch unsinniger machte. Diese Zutat verschwand bald, aber der Name „Kubismus" blieb und ging in den Sprachgebrauch über, da die so bezeichneten Maler Braque und Picasso sich wenig darum scherten, ob man sie so oder anders hieß.

Diese beiden Künstler sind die ersten und größten „Kubisten". Im Werdegange der neuen Kunst, in ihrer Entwicklung sind beider Verdienste eng verschlungen, oft kaum zu unterscheiden. Aus freund-brüderlichen Gesprächen ging manch ein Fortschritt der neuen Ausdrucksweise hervor, den bald der eine, bald der andere zuerst in seinen Werken anwandte. Gewiß, Braques Kunst ist weiblicher als Picassos genial-starkes Werk, neben der strahlenden Sonne ist er der milde Mond, neben dem herben Spanier der anmutige Franzose.

Während Braque dazumal noch den Ausdruck durch die Farbe anstrebte, mit Derain, Matisse und vielen andern, hatte Picasso im Jahre 1906 noch einmal versucht, für seinen Formwillen einen zureichenden Ausdruck auf naturähnlichen Wegen zu finden. Er schuf große, mit illusionistischen Mitteln rund-

modellierte, klassisch anmutende Akte. Seine pompejanische Periode nannten es seine Freunde. Aber sein Wollen blieb unbefriedigt.*

Gegen Ende 1906 werden die Formen härter, kantiger. Sie entfernen sich von der Natur. Statt der zarten Rosa, Hellgelb und Hellgrün senken sich bleischwere Farben auf gewichtige Formen.

Anfangs 1907 beginnt er ein seltsames, großes Gemälde mit Frauen, Vorhängen und Früchten. Gliederpuppenhaft starr stehen die Akte, mit großen, stillen Augen. Streng rund modelliert sind die steifen Leiber. Im Vordergrunde, fremd dem Stile des Restes, eine kauernde Figur und eine Früchteschale. Das sind die Anfänge des nun folgenden verzweifelten, himmelstürmenden Unternehmens. Alle Probleme möchte er auf einmal lösen.

Welche Probleme dies waren, will ich kurz zu zeigen suchen. Seinen Zweck mußte er finden in der Darstellung der Außenwelt, auf eindringlichere Weise als die Photographie einerseits, in strengem Aufbau des Gemäldes andrerseits. Aber hierin liegt ein Gegensatz. Der Aufbau des Gemäldes, das heißt die Zusammenfassung des Mannigfaltigen der Außenwelt in der Einheit des Kunstwerks, bedingt einen Formenrhythmus, der mit der eng an die Außenwelt anschließenden Darstellung dieser Außenwelt in Widerstreit geraten kann, oder besser: *muß*. Ebenso verhindert das Streben nach Farbenharmonie im Bilde die Wiedergabe der wahren Farben der dargestellten Dinge.

Die naturalistische Kunst hatte, als Ausweg aus dieser Schwierigkeit, den Aufbau des Gemäldes vernachlässigt zugunsten der Naturähnlichkeit in den Formen, und den Bildern mehr durch Farbenharmonie den innern Zusammenhang gegeben, was sie nötigte, die Lokalfarben der Gesamtharmonie des Gemäldes zu opfern. Die abstrakte Kunst dagegen hatte die Naturformen im Bilde dem Formenrhythmus unterworfen und

* Wenn ich hier, und von nun an öfter, von Picassos oder Braques „Wollen", „Gedanken" spreche, so sei wohlverstanden, daß ich in Worte zu kleiden suche, was bei diesen Künstlern nur innerer Drang war und höchst selten nur in ihren Gesprächen Ausdruck fand in dürren technischen Worten.

so Freiheit gewonnen zur Anbringung von Lokalfarben. Die Vorläufer des Kubismus, wie Cézanne und Matisse, hatten ihrerseits in beiden Problemen die Natur über Bord geworfen, um nur des Kunstwerks urinnerstem Einheitswillen zu gehorchen. Die Folge davon war bei ihnen — wie für die Form schon bei jedem abstrakten Stile — die *Deformation.* Oder, wie es Kunstblinde und Kunstkurzsichtige heißen: die Verzeichnung. Wie erklärt sich dieser Vorgang?

Es entsteht hier, sogleich beim Anblick des Bildes, ein Widerstreit des Netzhautbildes mit den von ihm hervorgerufenen Erinnerungsbildern. Die Reize des Netzhautbildes rufen Assoziationen hervor, Erinnerungsbilder eben, die sich aber nun mit dem Netzhautbilde nicht decken. Nach einiger Zeit kann wohl der Einklang sich bilden, die nicht sich fügenden Erinnerungsbilder können unter die Schwelle des Bewußtseins gedrückt werden: die Deformation wird dann nicht mehr als solche gesehen. Es gibt jedoch auch manche Gemälde, wie z. B. einige Werke von Matisse, wo diese Verdrängung eigentlich nie vollständig stattfindet, wo stets ein quälendes Gefühl übrig bleibt. Um es ganz einfach zu sagen: die dargestellten Frauen z. B. bleiben für den Beschauer Mißgestalten, mag er sich noch so klar sein über die konstruktive Berechtigung, ja Notwendigkeit der Deformation.

Die Aufgabe des Kubismus stellte sich also dar als eine Malerei, die, unter Vermeidung dieser Übelstände, von der Dinge Form und Farbe ein möglichst eingehendes Bild liefere und doch diese Mannigfaltigkeit in des Kunstwerks Einheit zusammenfasse. Was diese Aufgabe noch erschweren mußte, ist die Verunmöglichung der konsequenten Anbringung der Lokalfarben durch die Formengebung mittelst Helldunkels. Da noch keine Kunst eine andere Formengebung gefunden hatte als eben diese illusionistische durch Licht und Schatten — die Umsetzung der Tiefenrelationen bei den Ägyptern ist nur ein Ausweg, keine Lösung —, so blieb hier alles zu tun.

Tollkühn greift Picasso all diese Schwierigkeiten auf einmal an. Harteckige Gebilde setzt er auf die Leinwand, Köpfe und

Akte zumeist, in buntesten Farben, gelb, rot, blau, schwarz. Die Farben sind fadenförmig aufgetragen, um so als Richtungslinien zu dienen und mit der Zeichnung gemeinsam die plastische Wirkung hervorzurufen. Doch er konnte nicht gelingen, der verwegene Versuch. Nicht als ob nicht auch diese Werke Picassos „schön" seien: auch ihnen wohnt inne das geheimnisvolle Ding an sich, wie allen Werken des Künstlers, dem die Macht ward, Schönheit zu schaffen. Aber das verfolgte Ziel gewinnen sie nicht. Auf langem, mühevollem Wege erst ward es erreicht.

Jedoch, dies Mißglücken mindert nicht Picassos unsterbliches Verdienst. Allein, von allen getadelt oder verspottet, unternahm er das Wagnis. Sagte doch Derain damals, eine solche Malerei sei eine Sackgasse, an deren Ende der Selbstmord stehe. Erhängt werde man Picasso finden eines schönen Tags hinter seinem großen Gemälde. Und Braque, der Picasso nocht nicht kannte, in sein Atelier geführt durch Guillaume Apollinaire, erklärte ihm offen, so zu malen, komme ihm vor, als ob man Petroleum saufe.

Dem mißlungenen Anlauf zur unmöglichen Lösung aller Probleme zugleich folgt eine kurze Periode der Ermattung. Der flügellahme Geist wendet sich rein formalen Aufgaben zu. Eine Reihe von Gemälden entsteht, in denen allein der Aufbau der farbigen Formen den Maler beschäftigt zu haben scheint. Vielleicht spielte auch der Gedanke mit, noch einen letzten Versuch einer flächigen Kunst zu machen in einer an die Ägypter erinnernden Art.

Im Frühjahr 1908 schon finden wir Picasso von neuem an der Arbeit, um nunmehr die Aufgaben, die er sich stellte, einzeln zu lösen, vom Einfachsten ausgehend. Als das Wichtigste erscheint ihm die Betonung des Dreidimensionalen, die Anschaulichmachung der Formen. Damit beginnt er und malt Figuren, die Kongoskulpturen ähneln, und Stilleben in den allersimpelsten Formen. Er wendet eine Perspektive an, die wir schon in Cézannes Stilleben finden, wo der Beschauer, wie in der gewöhnlichen europäischen Perspektive, gewissermaßen vor dem dargestellten

Gegenstande steht, aber höher, als dieser. Diese Perspektive* ermöglicht eine vollständigere Darstellung der Dinge, deren Form sie von vorn und von oben zugleich zeigen kann, wenn sie sich nur leicht von der Naturähnlichkeit entfernt.

Das Farbproblem ist ganz beiseite gelassen. Die Bilder sind fast monochrom, ziegelrot, rotbraun, manchmal mit grauem oder graugrünem Grunde. Die Rundung der Formen ist mit Helldunkel erzielt.

Während so Picasso diese Bilder in Paris schuf und im folgenden Sommer eine Serie von Landschaften gleichen Geistes in La Ville des Bois (bei Creil, Oise), malte Braque am andern Ende von Frankreich, in L'Estaque (bei Marseille), die schon genannte Serie von Landschaften. Keine Verbindung herrschte zwischen beiden, das Unternehmen war ein ganz neues, ohne Beziehung zu Picassos Arbeiten von 1907. Wenn nicht schon durch die ganze Geschichte der bildenden Künste der Beweis geliefert wäre, daß die Erscheinung des Kunstwerks in den Maschen des Satzes vom Grunde gefesselt liegt, so wäre dieser Beweis hier zu finden. Die angestrengteste Geistesarbeit zweier Künstler, die weit voneinander entfernt arbeiten und ohne Verbindung, tritt in die Erscheinung in Werken, die sich außerordentlich ähneln. Der gleiche Vorgang wiederholt sich später noch oft, ist aber von dieser Zeit an weniger auffallend, weil die im Winter dieses Jahres beginnende Freundschaft der beiden Maler sich durch steten mindestens brieflichen Gedankenaustausch zwischen ihnen äußerte.

Mit den Gegenständen einfachster Art mußte begonnen werden, im Stilleben mit Tellern, symmetrischen Gefäßen, mit Früchten und dergl., in der Landschaft mit viereckigen Häusern. Für diese Formen mußte zuerst ein plastischer Ausdruck gefunden werden.

Und hier berühren wir die mittelbare Wichtigkeit des Willens beim bildenden Künstler, etwas darzustellen. Die Kubisten, in ihrem Streben, die Form, von den einfachsten Objekten aus-

* Bekanntlich hat die japanische Kunst eine ähnliche Perspektive, deren sie sich aber nur auf illusionistische Weise und zu illusionistischen Zwecken bedient.

gehend, möglichst eindringlich auszudrücken, haben uns gelehrt, die Formschönheit der einfachsten Gegenstände wahrzunehmen, an denen wir vorher achtlos vorübergingen. Das nämlich ist der mittelbare Wert der Darstellung in den bildenden Künsten: die vom Künstler geschaffene „schöne" Wiedergabe des Dinges wird ebenfalls den Erinnerungsbildern einverleibt und stellt sich als Assoziation ein beim Anblick des Gegenstands, Schönheit verleihend dem, was zuvor unser „praktisches Sehen" gleichgültig ließ*. So bleibt die Schönheit nicht eingeschlossen im Werke, in das sie der Künstler niederlegte, sondern pflanzt sich fort, mit ihrem Abglanze die Sinnenwelt vergoldend.

„Natur und Kunst", schreibt Hölderlin,** „sind im reinen Leben nur harmonisch entgegengesetzt, die Kunst ist die Blüte, die Vollendung der Natur, Natur wird erst göttlich durch die Verbindung mit der verschiedenartigen, aber harmonischen Kunst . . ."

II.

DER AUFSTIEG.

Im Winter 1908 setzt die gemeinsam-parallele Geistesarbeit der beiden Freunde ein. Die Gegenstände der Stilleben werden formenreicher, die Akte gehen mehr ins einzelne ein. Die neue Kunst kann sich an kompliziertere Objekte wagen. Braque ist der erste, der Musikinstrumente malt, die von nun an eine so große Rolle in den kubistischen Stilleben spielen. Früchteschalen, Flaschen, Gläser sind andere Motive.

Die Farbe tritt weiter nur als Hilfsmittel der Formengebung auf und hält sich in harmonischen Zweiklängen, Ockergelb und Grau, Grün und Grau. Die mit den obengenannten Methoden dargestellte und möglichst eindringlich gestaltete Form der Dinge erfährt Deformationen im Rhythmus des Gemäldes, bei Akten wie bei Landschaften und Stilleben.

* Den gleichen Dienst verdanken wir dem Impressionismus für die Welt der Farb- und Lichtspiele der Atmosphäre.

** „Grund zum Empedokles."

Während des Jahres 1909, dessen Sommer Picasso in Horta (bei Tolosa, Spanien) verbringt, Braque in La Roche-Guyon (an der Seine, bei Mantes), wird die neue Formensprache weiterausgebaut ohne wesentliche Veränderungen.

Im Frühjahr 1910 versuchte Picasso mehrere Male, den so gestalteten Formen Farbe zu geben (d. h. die Farbe nicht nur als Mittel zur Formung zu verwenden, sondern als Selbstzweck). Jedesmal ist er wieder genötigt, sie zu bedecken. Die einzige Ausnahme bildet ein kleiner Akt aus dieser Zeit (vielleicht 18/23 cm groß), auf dem ein Tuch ein leuchtendes Rot zeigt. Eine — wie wir später sehen werden — sehr wichtige Realisierung Braques fällt in diese Zeit. Es glückt ihm, auf einem Gemälde an der im Hintergrunde gemalten Wand einen vollkommen naturtäuschend gemalten Nagel anzubringen, mit seinem Schatten auf der Wand. Auch die — schon bei Cézanne erscheinende — stete Anbringung einer abschließenden Wand bei Akten und Stilleben ist von Bedeutung.

Im Sommer, den er wieder im Estaque verbringt, kann Braque einen Schritt weitergehen auf dem Wege der Einführung „realer" Einzelheiten in die Einheit des Kunstwerks, ohne diese zu zerstören. In einem Guitarrespieler dieser Epoche finden sich zum ersten Male Buchstaben. Hier soll noch gesagt werden, daß, außer den später erörterten Gründen für deren Einführung, hier wieder die Entdeckung einer neuen Welt von Schönheit vorlag, die in den Maueranschlägen, Firmenschildern u. s. w. unbeachtet schlief, obwohl sie heute in unsern Gesichtseindrücken eine große Rolle spielen.

Der wichtigere Vorgang aber, der entscheidende Schritt überhaupt, der den Kubismus loslöst von der bisherigen „Sprache" der Malerei, vollzieht sich in Cadaquès (in Spanien, am Mittelmeer, nahe der französischen Grenze), wo Picasso seinen Sommer verbringt. Wenig befriedigt kehrt er zurück, nach Wochen qualvollen Ringens, mit unvollendeten Werken. Aber der große Schritt ist getan. Picasso hat die *geschlossene Form durchbrochen.* Ein neues Werkzeug wird geschmiedet für den neuen Zweck.

Durch Jahre des Suchens war bewiesen, daß die geschlossene Form einen den Wünschen der beiden Künstler völlig genügenden Ausdruck nicht zuließ, für die Tiefendimension, daß Einführung von Farbe sogar ganz unmöglich war. Auch störte beide das Vorkommen von Fällen, wo die Deformation nach dem obenerklärten Prozeß, beim ersten Anblick mindestens, unangenehm berührte.*

Diese Deformationen waren aber unvermeidlich, solange eine auch nur entfernte Naturähnlichkeit in der Erscheinung des Kunstwerks beibehalten wurde. Mittels der vereinigten Entdeckungen Braques und Picassos aus dem Sommer 1910 erwuchs jetzt die Möglichkeit einer neuen, von all diesen Fehlern freien Ausdruckweise.

Einerseits konnte durch Picassos neue Methode eine deutliche Darstellung der Tiefendimension gegeben werden auf nicht illusionistischem Weg. Diese Darstellungsweise läßt sich in ihrer etwas später erreichten endgültigen Form etwa so beschreiben: anstatt von einem angenommenen Vordergrunde auszugehen und von diesem aus mittels perspektivischer Mittel eine scheinbare Tiefe vorzutäuschen, geht der Maler von einem festgelegten und dargestellten Hintergrunde aus, einer Wand z. B., von der er dann in möglichst anschaulicher Weise eine Art Formenschema nach vorn arbeitet, mittels Flächen etc., die durch ihre Stellung gegeneinander und durch ihre Richtung ein deutliches plastisches Bild geben. Eine solche Darstellung, die keine Naturähnlichkeit mehr zeigte, konnte so im rhythmischen Aufbau des Kunstwerks harmonisiert werden, ohne in Widerstreit zu treten mit den beim Beschauer losgelösten Erinnerungsbildern. Was diese betrifft, so gestattete die von Braque gefundene Einführung „realer" Einzelheiten — das nämlich war die Bedeutung des Nagels und der Buchstaben — durch Anbringung von solchen *Reize* zu schaffen, die durch Berührungsassoziation in dem Beschauer Erinnerungsbilder

* Vergl. hiezu das von Picasso selbst oft erzählte Witzwort seines Freundes, des Bildhauers Manolo: „Qui est-ce que tu dirais, si en arrivant à Barcelone, tu trouvais à la gare tes parents qui t'attendent avec des gueules comme ça?"

hervorriefen, deren Hineinsehen in das Gemälde diesem körperliche Bedeutung als Darstellung des gewollten Gegenstandes gab.

Auch gestattete diese gänzlich abstrakte Darstellungsweise, falls dies zur vollständigen Charakterisierung eines Objektes notwendig war, dieses nicht nur von vorn gesehen — wie bei der illusionistischen Malerei — zu zeigen, sondern auch gleichzeitig von oben, von der Seite oder von hinten, durch Nebeneinanderstellung dieser verschiedenen Ansichten, ohne daß dadurch, bei geeigneter Anbringung der „Reize", beim Beschauer der Eindruck mehrerer Gegenstände entstünde.

So kann die neue Malerei, anstatt an das mehr oder weniger enganschließend dargestellte, von einem einzigen Standorte gesehene optische Bild gebunden zu sein — ihrem Zwecke getreu, den sie in gründlicherer Darstellung der Gegenstände, als bisher, fand —, von dem Objekte eine analytische Beschreibung geben, oder, falls sie das vorzieht, von ihm eine Synthese schaffen, das heißt (nach Kant), dessen „verschiedene Vorstellungen zueinander hinzutun und ihre Mannigfaltigkeit in einer Erkenntnis begreifen".

Es sei bemerkt, daß, selbstverständlich bei dieser wie bei jeder neuen Ausdrucksweise in den bildenden Künsten, die Assoziationen sich bei mit ihr noch nicht vertrauten Beschauern oft nicht sofort einstellen mögen. Es ist daher dringend anzuraten, kubistische Werke stets mit beschreibenden Titeln zu versehen, wie „Flasche und Glas", „Spielkarten und Würfel", da dadurch der (von H. G. Lewes) Präperception genannte Zustand hervorgerufen wird und dann, wie man annimmt, infolge vorhergehender Tätigkeit, gewisse Gehirnzentren leichter als gewöhnlich auf die mit dieser Präperception zusammenhängenden Sinnesreize reagieren, mit andern Worten die schon durch den Titel angeregten Erinnerungsbilder sich rascher auf die vom Gemälde verursachten Reize einstellen. Ich wiederhole es übrigens noch einmal: diese ganze Untersuchung beschäftigt sich nur mit der Erscheinung, der Kunstwert als Ding an sich wird von ihr nicht berührt, und die das Ziel nicht erreichenden

Werke der beiden Maler sind ebenso „schön" wie die späteren Bilder, die es erreichen.

Nicht die Geschichte des Kubismus soll hier gegeben werden; wir würden den Rahmen dieser Betrachtung überschreiten, wollten wir die Entwicklung der beiden Maler weiter Schritt für Schritt verfolgen. Daß der neue Stil sich mehr und mehr der Erscheinung des Gemäldes bemächtigt, daß mehr und mehr Maler kubistisch malen, ist bekannt.

Unter denen, die sich dem Kubismus anschlossen, sind begabte Maler und unbegabte; auch im Kubismus bleiben sie, was sie waren. Die neue Erscheinung ist nur Erscheinung, unabhängig von ihr ist das Ding an sich, der Kunstwert. Doch notgedrungen wird jeder begabte junge Künstler sich kubistisch ausdrücken müssen; er wird so wenig anders sich aussprechen können, als ein Zeitgenosse Tizians hätte malen können wie Giotto: der Künstler, als Vollstrecker des — unbewußten — plastischen Wollens der Allgemeinheit, geht stets auf im Zeitstil, der Ausdruck ist dieses Wollens.

Wie die illusionistische Kunst der Renaissance sich in der Ölmalerei ein Werkzeug schuf, das ihrem Streben nach Wiedergabe feinster Einzelheiten genügen konnte, so mußte der Kubismus neue Mittel erfinden für einen ganz entgegengesetzten Zweck. Er fand sie in den verschiedensten Stoffen, wie aufgeklebte farbige Papierstreifen, Lackfarben, Sägemehl, Wachsleinwand, Glas u. s. w.

Auf der 1910 gefundenen Grundlage konnte, allmählich fortschreitend, auch die Farbe als solche in das Gemälde eingeführt werden, und zwar mittels des gleichen Prinzips wie bei den Formen. Der Maler kann einerseits dem harmonischen Gesetz des Gemäldes gehorchen und auch die nie ganz vermeidbare Verwendung der Farbe als Helldunkel zur Formendarstellung ausnützen — denn selbst zur Anschaulichmachung des plastischen Schemas ist diese Verwendung unumgänglich — und doch andrerseits die Lokalfarbe des Gegenstandes, sowie seine stoffliche Beschaffenheit geben, indem er nur auf ganz geringer Ausdehnung die Lokalfarbe und die Beschreibung des Stoffes

anbringt, was dank der ergänzenden Reproduktion genügt, um dem Beschauer den ganzen Gegenstand in seiner Farbe und seiner Stofflichkeit erscheinen zu lassen.

Die, wie eben gesagt, in der Malerei unvermeidliche Verwendung des Helldunkels suchten Braque und Picasso in der letzten Zeit durch Verquickung der Malerei und der Skulptur zu beseitigen, das heißt durch wirkliches Hervortreten, als Relief, der nach vorn gehenden Flächen, in der gleichen, flächenhaft offenen Form, die sie in der Malerei durch Helldunkel hatten veranschaulichen müssen. Die ersten Versuche dieser Art gehen sehr weit zurück; hatte doch Picasso schon 1909 ein derartiges Unternehmen begonnen, in der geschlossenen Form — in der es allerdings nicht gelingen konnte — mit einer Art bemalten Basreliefs.

Dieses Streben zur Erhöhung des plastischen Ausdrucks durch Zusammenarbeiten zweier Künste muß warm gebilligt werden, entgegen dem landläufigen Vorurteil. Mit Herbart* glaube ich: „Derjenige Affekt, welchen das Kunstwerk durch seine eigenen, innern ästhetischen Verhältnisse erregen kann, ist ihm nicht zu mißgönnen; auch nicht das Zusammentreffen des Ausdruckes, wo verschiedene Künste zusammenwirken und sich gleichsam gegenseitig beleuchten . . ."

Ein Wort möchte ich hier noch sagen über die Bezeichnung der Erscheinung des Kubismus als geometrisch, die ja auch dem Kubismus seinen Namen eingetragen hat. Daß diese Kunst in der Form, die sie seit 1910 hat, in ihrer Darstellungsweise mit der stereometrischen Zeichnung verwandt ist, erscheint selbstverständlich. Ist doch ihr Objekt eben jenes der stereometrischen Zeichnung, das Monge so beschreibt: „de représenter sur une feuille de papier qui n'a que deux dimensions tous les corps de la nature qui en ont trois", und dies auf eine Weise, die eine eindringlichere Definition gestattet als die illusionistische Darstellungsweise. Der Name Kubismus jedoch und die Bezeichnung als geometrische Kunst sind schon anfangs 1909 aufgekommen, zu einer Zeit, wo die neue Kunst sich noch gar

* Joh. Friedr. Herbart: „Kurze Encyklopädie der Philosophie." 2. Aufl. (Halle 1841).

nicht dieser Methoden bediente. Ich glaube daher, daß dieser „geometrische" Eindruck vor dem Kubismus, wie vor jeder abstrakten Kunst, nur bei *dem* Beschauer entsteht, bei dem aus Mangel an Gewohnheit der Assoziationsprozeß, der das Hineinsehen von Gegenständlichem zur Folge hat, sich nicht vollzieht. Es tritt dann eine Sinnestäuschung ein, weil dem Menschen gegenüber Werken der bildenden Kunst ein Objektivierungsdrang innewohnt, da diese doch stets, das weiß er, „etwas darstellen sollen". Die Assoziationen, die mit Gewalt aufgesucht werden, rufen Erinnerungsbilder hervor des einzigen, was zu den geraden und regelmäßig gerundeten Linien des Bildes zu passen scheint, nämlich geometrischer Gebilde. Die Erfahrung hat gezeigt, daß dieser geometrische Eindruck völlig verschwindet, sobald sich, dank der Gewöhnung an die neue Ausdrucksweise, der Prozeß des Hineinsehens richtig vollzieht.

Was die Regelmäßigkeit der Geraden und der Kurven in jeder abstrakten Kunst betrifft, so erkläre ich diese nicht aus geometrischen Austüfteleien, noch durch eine von vornherein vorhandene Kenntnis der Geometrie, sondern einfach dadurch, daß regelmäßige Gerade und Kurven dem menschlichen Arm und der menschlichen Hand angemessenste und angenehmste Betätigungen sind, die sich von selbst in der Kunst einstellen, wenn sich diese von der Naturnachahmung abwendet.

Max Brod:

DIE ERSTE STUNDE NACH DEM TODE

EINE GESPENSTERGESCHICHTE

DER kleine absonderliche Zwischenfall ereignete sich, als der Staatsminister Baron von Klumm an der Spitze einer größeren Gesellschaft hervorragender Diplomaten das Palais des Repräsentantenhauses verließ.

Ein schmächtiger Mann drängte sich durch die Kette der Wachleute, lief, allen sichtbar, sehr schnell oder überpurzelte sich vielmehr die breite Prachttreppe hinauf, deren oberste Stufe der Minister eben betreten hatte, und fiel, oben angelangt, auf die Knie nieder, indem er ausrief: „Herr Minister, lassen Sie unseren Feinden Gerechtigkeit widerfahren, und wir haben den Frieden!"

Baron von Klumm lächelte verbindlich und ohne jedwede Verlegenheit: „Sie heißen —?"

„Arthur Bruchfeß."

„Und von Beruf sind Sie?"

Der Mann warf eine blonde Haarsträhne, die ihm beim Laufen vornüber ins Gesicht gefallen war, aus der Stirne zurück: „Schornsteinfeger".

„Mein lieber Herr Bruchfeß, und wenn Sie ihren Schornsteinen Gerechtigkeit widerfahren lassen, werden sie Sie dann weniger anschwärzen?"

Da waren schon fünf, acht, fünfzehn Polizisten keuchend angelangt und legten ihre Hand auf den sehr verdutzt dreinschauenden Bittsteller.

Inmitten der zusammengedrängten Schar der Würdenträger, die aus erleichtert aufatmender Brust jetzt nachträglich den Ministerwitz bekicherte, war von Klumm schon weiter hinabgeschritten.

Ein braun abgebrannter hagerer Greis trat an ihn heran, hinter ihm regten sich geschäftige Gesichter: „Die Information für die Presse".

Der Minister blickte auf, sah einen Augenblick lang zögernd umher.

Der Chef der Geheimpolizei erriet seine Überlegung: „O ja, man hat es allgemein gesehen und bemerkt".

„Wurde von einem schwachsinnigen Individuum attackiert", diktierte der Minister gleichsam in die Luft. „Sofort Wache. Schritt ein. Attentäter ins Irrenhaus gebracht. Ärzte konstatieren. Staatsminister erledigt wie sonst seine Tagesgeschäfte. Meinen kleinen Scherz natürlich unterdrücken. Adieu, Herr Geheimrat." —

„Ich weiß nicht, was ich an Ihnen mehr bewundern soll", sagte Herr von Crudenius, der Militärattaché einer verbündeten Macht, der bald hierauf mit Herrn von Klumm in dessen Wagen zur Botschaft fuhr, die versammelte Volksmenge brach in Hochrufe aus. „Sie stellen ihre Verehrer vor allzuschwere Aufgaben, Ihre heutige Rede im Repräsentantenhaus, die ein oratorisches Meisterstück war, Ihr schlagfertiges geistvolles Aperçu an den Unbekannten oder den erstaunlich sicheren Takt, mit dem Sie die Wiedergabe dieses Aperçu sofort unterdrückten."

„Routine, lieber Herr von Crudenius, nichts als Routine. Natürlich Routine nicht im schlechten Sinne des Wortes, etwa als Gewissenlosigkeit, Herzlosigkeit. Nein, ich will mich nicht überflüssigerweise heruntermachen, bin auch durchaus nicht der Bescheidenste im Land. Ich will nur sagen: man lernt das, man gewöhnt sich daran, wie man sich an alles gewöhnt. Neunzehn Zwanzigstel unseres Lebens sind blinde bewußtlose Gewohnheit."

„Dasselbe sagten Sie eben auch im Parlament, Herr Baron. Ich staune über Ihren Mut. Den Beifall der konservativ-nationalistischen Gruppe haben Sie sich gleich anfangs ver-

scherzt, als Sie gegen jede Prestigepolitik sprachen. Und zum Schluß forderten Sie wiederum die sogenannten Fortschrittsparteien zum Widerspruch heraus, indem Sie das Stehenbleiben auf Sitte und Tradition rühmten."

„Nicht rühmten", unterbrach der Baron, dessen kluger Kopf keine Spur von geistiger Abgespanntheit zeigte, wie es nach der anstrengenden fünfstündigen Sitzung eigentlich begreiflich gewesen wäre. „Ich rühmte nicht. Ich stellte nur fest. Stellte, wenn Sie wollen, sogar mit Bedauern fest. Ich bin nun einmal, so weit kennen Sie mich ja, ein fanatischer Anbeter von festgestellten Tatsachen und Wahrheiten. Ich fühle mich verantwortlich für das Wohl und Wehe des Reiches, in des Wortes schwerster Bedeutung vor meinem Gewissen ver-antwort-lich. Als verantwortlicher Mann muß ich nüchternste Realpolitik treiben und bin ein abgesagter Feind aller Ideologien, mögen sie nun von rechts oder von links kommen, mögen sie chauvinistisch mit dem Säbel klirren oder aufgeklärt mit der Friedenspalme rasseln. Wahrhaftig, lieber Herr von Crudenius, Ideologen, Utopisten, unverantwortliche Phantasten halte ich für die ärgsten, die einzigen Feinde der Menschheit."

Der Attaché lachte: „Und wenn man's genau nimmt, haben Sie immerfort mit solchen Leuten zu tun, Sie Bedauernswerter. Der Mann auf der Treppe — und die Volksmänner drinnen, denen Sie die wahre sittliche Würde des Krieges erklären mußten — ist es nicht, im Grunde genommen, immer ein und derselbe Feind. Verkehrtheit und überspannter Idealismus gegen die gesunde Menschennatur.

„In Ihre Hand würde ich den Auftrag, meine Biographie zu schreiben, mit Beruhigung legen", sagte der Minister nicht ohne leise Ironie. „Sie haben mich sozusagen heraus. — Mit der einen Einschränkung vielleicht: Ich bin kein Freund Ihres Handwerks." Er zeigte auf den troddelgeschmückten Säbelgriff seines Nebensitzenden. „Wiewohl ich heute manches derartige gesagt habe, weil ich es sagen muß. Ich bin überhaupt nichts weniger als ein Freund dieses Krieges, der nun schon das zwanzigste Jahr lang andauert."

„Aber Sie sagten, unter dem Entrüstungssturm der Sozialdemokraten, daß man sich an den Krieg vollkommen gewöhnt hat."

„Das sagte ich, weil es wahr ist, einfach unbestreitbare Tatsache. Bester Beweis: eben dieselben Sozialisten bewilligen uns jedes Jahr glatt unsere Kriegskredite. Aber zwischen Gewohnheit und Freundschaft liegt doch wohl noch so manches, nicht wahr? Man hat auch üble Gewohnheiten und ich stehe nicht an, den Dauerkrieg als eine solche üble Gewohnheit Europas zu bezeichnen. — Aber wer wagt es ernstlich zu bestreiten, daß wir den Krieg restlos in die Reihe unserer sozusagen instinktiven Lebensfunktionen miteingereiht haben? Kein Wunder, die meisten von unserer repräsentativen Generation waren noch schulpflichtige Kinder, als der Krieg begann. Wir sind mit dem Krieg aufgewachsen und werden zweifellos nicht so lange leben wie er. Die heutige Jugend gar weiß gar nicht, was dieser sagenhafte Zustand „Frieden" bedeutet, den sie nie erlebt hat. Ja, wenn man es genau nimmt, hat es ja noch niemals Frieden gegeben, so wie es meiner festen Überzeugung nach auch nie einen geben wird. Es war nur Nicht-Krieg, ein durch geschäftsmännische Heuchelei und künstlich errechnete Verträge überkleisterter Zustand gegenseitiger Feindschaft und Ressentiments zwischen den Staaten. Ein Schriftsteller, der den Ausbruch des Krieges als reifer Mann miterlebt hat, also die Zustände vorher und nachher als Zeitgenosse wohl miteinander vergleichen konnte, ich meine Max Scheler, der auf meine Anordnung hin jetzt in den Schulen gelesen wird, hat das damals sehr gut dargestellt. Der Unterschied zwischen dem versteckten und offenen Krieg, der dann nur das vorhandene Haßverhältnis enthüllte, ist nach diesem Autor gar nicht so bedeutend gewesen. Ich stimme ihm in diesem Punkte vollständig bei. Anders wäre es ja auch gar nicht erklärbar, daß wir den Krieg so gut vertragen und ihm unsere Organisation wirklich lückenlos anpassen konnten. Es war eben immer Krieg seit die Welt besteht. Krieg ist der natürliche Zustand der Menschheit, nur seine äußere Form wechselt. Schauen Sie doch um sich, lieber Herr von Crudenius.

Sieht diese belebte Straße, dieser Andrang vor dem Theater, diese Menschenströmung um die Warenhäuser herum und in sie hinein wie etwas Abnormales aus? Unsere Wirtschaftsmaschine arbeitet nach Überwindung einiger anfänglicher Störungen, die uns heute kindlich anmuten, tadellos. Der Export hat aufgehört, der innere Markt hat sich dafür erschlossen. Und mit welchem Erfolg, das sagen Ihnen die niedagewesenen Dividendenhöhen unserer Aktiengesellschaften. Die Vernichtung von Werten wird durch die angeregte Erfindertätigkeit und Nutzbarmachung neuer Rohstoffe mehr als wettgemacht. Wir nähern uns dem Ideal des Fichteschen geschlossenen Handelsstaates. Die Umschichtung der Berufe hat sich leicht und radikal vollzogen. Der Mann ist Krieger, die Frau zu jeder Art bürgerlicher Arbeit erzogen, mit ihr das Heer der Alten und Untauglichen. Gewiß bedauert es niemand mehr als ich, daß jährlich einige hunderttausend junge Leute an der Grenze fallen müssen. Aber ist denn im sogenannten „Frieden" niemand gestorben? Wir haben es ja durch eine zielbewußte Bevölkerungspolitik, durch energische Kinderversorgung im Staatswege, Aufhebung der Monogamie, regulierte Mannschaftsurlaube zu Fortpflanzungszwecken, durch Bodenreform, Einfamilienhaus, Kriegerheimstätte, Gartenstadt und andere vernünftige Maßnahmen, deren Durchsetzung man früher für einen Traum hielt, dahin gebracht, daß die Bevölkerungszahl sogar einen prozentuell höheren Jahreszuwachs zeigt als jemals und daß der allgemeine Gesundheitszustand sich konstant bessert. Infolge Rückgangs der Säuglingssterblichkeit ist sogar die jährliche absolute Sterbeziffer samt allen Kriegsverlusten um etwas, allerdings nicht viel, kleiner als die vor dem Kriege. Bitte, das ist statistische Tatsache. Wir züchten heute sozusagen Volk, während der Staat früher unbegreiflicherweise geradezu volksfeindliche Tendenzen wie den Großgrundbesitz und unhygienische Fabrikationsmethoden begünstigte."

„Und wie erklären Sie dann trotzdem diese allgemeine Unzufriedenheit, dieses nicht überhörbare dumpfe Grollen in der Welt, das sich zum Beispiel in solchen peinlichen Auftritten wie heute entlädt?"

„Gewohnheit ist noch nicht Zufriedenheit. Sagte ich es nicht schon vorhin? Der Mensch gewöhnt sich auch ohne jede Zufriedenheit an das Furchtbarste, weil ihm keine andere Wahl bleibt. Wir haben uns ja sogar an den Tod gewöhnt. Lachen Sie nicht. Ich meine das ganz im Ernst. Wir als Geschlecht, als genus humanum, machen uns gar nichts mehr aus dem Tod. Und doch ist es, wenn man so allein, als Einzelner darüber nachdenkt, ein entsetzlicher, ja unfaßbarer Gedanke, zu sterben, von einem bestimmten Moment an nichts mehr zu fühlen, nichts zu denken, einfach für alle Ewigkeit, nicht etwa vorübergehend, nicht mehr zu existieren. Wie mag es eine Stunde nach dem Tode in unserem Kopfe ausschaun? Und fünfhunderttausend Jahre nachher? Und dabei ist dieser unendlich lange Zustand des Nichtseins doch für jeden von uns sicher, unausweichlich, nicht etwa ein böser Zufall, dem man vielleicht entgehen könnte, wenn man Glück hat, und diese absolute, unbedingte Sicherheit des Sterbens eben ist das Gräßlichste an der Sache."

Der junge Offizier errötete vor Bewegung. „Ich danke Ihnen, Herr Baron. O wie viel Dank schulde ich Ihnen schon, seit Sie sich in der fremden Stadt meiner angenommen haben. Sie machen mich zu einem Menschen. Ohne Sie könnte ich nicht mehr leben."

„Sie haben sich nur an mich gewöhnt, lieber Freund. Alles ist Gewohnheit!"

„Nein, ich liebe Sie, Sie sind meine einzige Stütze", erwiderte Crudenius feurig. „Ich habe es schwer ertragen, schwerer als Sie es ahnen, aus meiner Heimatstadt herausgerissen zu werden, von meinen Eltern weg, die ich verehre, aus dem Kreis lieber Kameraden, hieher an einen, sagen wir es offen, steifen, zeremoniösen Hof, dessen Sprache ich kaum verstand. Sie haben mich oft dieser Sentimentalität wegen ausgelacht . . ."

„Ja, das tue ich noch heute. Die Welt ist doch gleich, hier wie dort, die moderne Welt zumindest. Überall gibt es Schlafwagen, Badezimmer, Untergrundbahnen, Beton, Asphalt, dieselben eleganten Damenkostüme, sogar dieselben Parfüms. Der

moderne Mensch findet überall das, was seinen Gewohnheiten entspricht. Ich sehe, von geographischer Länge und Breite abgesehen, gar keine Unterschiede zwischen unseren heutigen Großstädten."

„Aber doch zwischen den Völkern. Sonst gäbe es ja keinen Krieg."

Der Minister warf sich mit humoristischem Schreck in seinem Sitz herum: Wehe mir! Sind das die Erfolge meines Nüchternheitskursus, den ich Ihnen seit Monaten vordoziere? — Auch Sie fallen also immer noch auf solche Phrasen herein, wie die vom verschiedenen Geist der Völker, verschiedenen Ethos der Rassen? Nein, nein, — gerade gegen solche Unterstellungen zu protestieren, das ist ja der bescheidene, aber doch vielleicht nicht ganz unwesentliche Sinn meines Lebens. Lernen Sie doch endlich, mein Herr, daß die Notwendigkeit dieses Krieges nicht beruht auf Völkerverschiedenheiten, die ich ja in mikroskopischen, wirkungslosen Ausmaßen zugebe, sondern gerade auf der unerbittlichen Gleichheit aller Völker, die mit ihren identischen Lebensnotwendigkeiten einander immanenterweise den Raum, die Entfaltungsmöglichkeit streitig machen müssen. Gleiche Bedürfnisse widerstreben einander eben, solange die Erdoberfläche nicht mehrmals übereinander, wie Orgelklaviaturen, solange sie nicht so oft, als es Völker gibt, vorhanden ist. Weil jedes Volk in einem fernen Zeitpunkt die ganze Erdoberfläche für sich allein brauchen wird. Und das um so schneller, je besser und stärker es ist, je entwicklungskräftiger, je sittlicher. Und dann kommt irgend so ein armer Teufel gesprungen und verlangt von mir emphatisch, ich solle „den Feinden Gerechtigkeit widerfahren lassen". Das tue ich ja, habe ich stets getan. Meinen Sie, ich billige die abscheulich verhetzende und unanständige Sprache, die unsere Tagespresse gegen die Gegner führt? Höchstens als Kampfmittel, um die Energie unseres Volkes wachzuhalten, na ja, da ist sie unentbehrlich, ebenso unentbehrlich wie Minen und Flammenwerfer, die ja an sich auch nicht gerade sympathische Dinge sind. Aber es ist doch naiv zu glauben, daß wir von der Regierung aus das auch wirklich denken, was

wir da über „Barbaren" und „Heuchler" schreiben lassen. Nein, wir sind gerecht, wir erkennen den Wert und das Recht der Feinde vollkommen an. Aber eben je gerechter wir sind, desto klarer erkennen wir, ohne jeden Haß und jede Verbitterung, daß auch wir Wert und Recht auf unserer Seite haben, daß es eben, Gott sei es geklagt, nicht ein Recht, sondern zwei und mehrere Rechte auf der Welt gibt, daß unsere realen handgreiflichen Interessen — und nur auf die kommt es an, nicht auf irgendwelche Erdichtungen — mit den ebenso handgreiflichen Interessen der Feinde kollidieren, daß die Völker kämpfen müssen, weil sie atmen müssen und solange sie eben atmen wollen. Ebenso wie auch der gerechteste und gutmütigste Schornstein nicht umhin kann, Ruß zu erzeugen. Ist denn wirklich jemand so kurzsichtig, der das nicht einsieht, diese ganz reale, unumstößliche *Tragik des menschlichen Daseins?* Ich muß sagen, wer das nicht einsieht, der ist auch ein schlechter Christ. Der Leim, aus dem wir gebildet sind, ist schon verdammlich, sagt Luther. Die Essenz des Menschseins ist nun eben nichts als böse Begierde, ist Erbsünde, und mir erscheint sehr oberflächlich, wer den traurigen Zustand der Menschheit auf ephemere Regierungsfehler, Unehrlichkeit, Beschränktheit, Eroberungssucht einzelner zurückführen will, statt auf diesen dunklen Urgrund alles Menschlichen, auch des bestgemeinten, wohlwollendsten. Sehen wir doch der Wirklichkeit ganz sachlich ins Auge! Der Kirchenmann entsagt der ganzen Welt auf einmal. Das ist ein Weg. Der Staatsmann aber, dem dieser Weg nicht erlaubt ist, weil er ja das Weltliche in der Welt lenken soll, und der dabei ein ebenso guter Christ sein will, wie der weltflüchtige Asket, muß sich ganz klar darüber sein, daß seine Maßnahmen niemals Aufhebung des Krieges, überhaupt des menschheitlichen Leidens und Unglücks bezwecken können, sondern nur — wie soll ich es nennen — eine bessere, intensivere Organisation des Unglücks. Mehr nicht."

Sie waren am Botschaftspalast angelangt. Der Offizier stieg aus und verabschiedete sich. — „Ich muß sagen", schloß der Minister „mich hat gerade der Krieg dieses richtige, tödlich

ernste Christentum gelehrt, die erhabene Religion des Leidens.— A propos, Sie kommen doch heute nach zehn Uhr noch zu meiner Bridgepartie? Die schöne Gabriele wird da sein, auch Ihr Nannerl hab ich eingeladen."

Im Ministerium wartete eine lange Reihe vortragender Räte. — Baron von Klumm, dessen Fleiß und Sorgfalt geradezu sprichwörtlich waren, pflegte nach Parlamentssitzungen die verlorene Zeit, wie er sagte, nachzuholen und gönnte sich dann oft bis spät in die Nacht keine Ruhe. So lösten einander auch an diesem Abend in seinem Büro Referenten, Konzipienten, telephonische Anrufe und Diktate ab. Eine Abordnung aus dem eroberten Gebiete wurde empfangen, brachte Bitten und Wünsche vor. Der Baron notierte einige Bücher und Broschüren, die hiebei mehrmals erwähnt worden waren. Noch um neun Uhr nachts schickte er den Diener in die Ministerialbibliothek und endlich, auf der Heimfahrt in seinem Auto, versenkte er sich noch in die Lektüre eines der empfohlenen Werke, das die schwierigsten Geld- und Währungsfragen behandelte.

Gabriele, erste Tänzerin der Hofoper, wartete bereits mit den übrigen Gästen in der Privatvilla des Barons und entzückte die Tafelrunde durch die lustige Unbefangenheit, mit der sie sich die Rolle der Hausfrau angemaßt hatte. Die Gesellschaft war reichlich gemischt: Schauspieler, die unaufgefordert für Unterhaltung sorgten, indem sie mehr oder minder gewürzte Anekdoten zum besten gaben, ein paar Landräte, in ewige Jagdgeschichten vertieft, zwei bis drei ironische Causeure aus der Diplomatie, ein jüdischer Schriftsteller, der zu allererst betrunken war und sich dann in revolutionären Reden und staatsfeindlicher Lyrikdeklamation gefiel, worüber man sich sehr belustigte. Nannerl, eine offensichtlich aus dem untern Volke stammende, noch gar nicht entdeckte Chansonette, entzückte den Militärattaché durch ihren reschen Dialekt, den er bezaubernd natürlich fand, obwohl ihm jede Redewendung erst in die Schriftsprache übersetzt werden mußte, worauf er sie, von niemandem angehört, nur für sich, in die Sprache seiner Heimat übertrug und in Erinnerungen an die Felder und Bäuerinnen zu Hause

schwelgte. Seiner bei diesem schleppenden Umweg des Gefühls erklärlichen Schüchternheit half der Minister durch eine geschäftsmäßige Feststellung ab. Schließlich glich der Kartentisch alle Leidenschaften aus. Gabriele, für die stets einige Zimmer in der Villa vorbereitet waren, hatte sich schon längst zu Bett begeben, als die letzten Gäste über knisternde Scherben der Champagnergläser hinweg, von schlaftrunkenen Lakaien unterstützt, sich zur Türe hinaustasteten. —

Baron von Klumm ließ sich von seinem Leibdiener eine kalte Kompresse um die Stirn winden. Er wollte, ehe er sich zu Gabriele begab, noch ein wenig arbeiten. Die von dem ökonomischen Buche angeregten Gedanken hatten ihn während des ganzen Soupers nicht verlassen, wie es überhaupt eine seiner Haupteigenheiten war, stets vollständig von gewichtigen Dingen bis zum Rande ausgefüllt zu sein, auch mitten in seichter Unterhaltung.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch. Das Arbeitszimmer war, wie eben in einem rechten Junggesellenheim, sehr weiträumig und zentral gelegen. Es füllte mit seiner Front von vier Fenstern den größten Teil des ersten Stockwerkes, eigentlich mehr ein Saal als ein Zimmer zu nennen. Drei hohe Wände, bis zur Decke mit Bücher- und Aktenrücken austapeziert, verloren sich im Dunkel, vor den Fenstern breitete sich im sausenden Nachtwind die mondbeschienene Schneekette des nahen Hochgebirges aus.

„Du hast hereinschneien lassen. Peter." Der Baron wies auf einen hellen weißen hügeligen Fleck auf dem Parkettboden.

Der Diener zuckte verständnislos die Achseln, griff an die Fensterklinken, um zu zeigen, daß alle geschlossen waren, strich aber dann trotzdem mit einem rasch herbeigeholten Wischfetzen über den Fußboden an der vom Baron immer noch mit ausgestrecktem Finger bezeichneten Stelle hin, allerdings mit der gekränkten Miene eines Mannes, dem ein schrullenhaft umständlicher Auftrag erteilt wird und der ihn nur aus Gutmütigkeit ausführt.

Dann ging er.

Der Baron begann zu lesen, bald aber störte ihn ein leises Knistern. Trat er immerfort noch auf Scherben? Er sah auf. Zu seinem größten Erstaunen war der weiße Fleck im Zimmer, der übrigens ganz jenseits des Mondlichtstreifens im Schatten eines Kastens lag, nun zu einem richtigen Hügel emporgewachsen, ja er rückte wie ein unnatürlich schnell aufschiessender Pilz sichtlich weiter in die Höhe. — Nein, das war allerdings kein Schneehaufen, das bewegte sich ja. — Plötzlich kam die Erkenntnis. Das war ein menschlicher Kopf.

Im Augenblick hatte sich der Baron gefaßt, den Revolver ergriffen, den er immer bei sich trug, und auf den Kopf abgefeuert. „Ich wußte gar nicht, daß es Falltüren in meiner Villa gibt." Er repetierte. Sechs Schüsse, dann war der Revolver leer.

Die Schüsse hatten offenbar nicht getroffen, sondern brachten eine andere, ganz unerwartete Wirkung hervor. „Ja, jetzt geht's", rief eine wie aus dem Schlaf gesprochene, ungelenke, verschleimte Stimme, und sofort schwebte mit einem Ruck wie ein straff gefüllter Gasballon die ganze, sehr lange Gestalt der Erscheinung empor, merkwürdigerweise ohne dabei den Fußboden merklich weiter aufzureissen. Es war ein stattlicher weißhaariger alter Herr, der mit geschlossenen Augen, die Arme fest an die Seiten des Körpers gepreßt, emporstieg. Der befreiende Auftrieb schien aber plötzlich nachzulassen, so daß die Füße und Unterschenkel des seltsamen Wesens unter dem Fußboden stecken blieben, ohne daß dies auf den Beschauer oder auf das Wesen selbst eine besonders befremdende Nebenwirkung ausgeübt hätte.

Dem Baron sträubten sich die Haare unter der Kompresse. Er fiel in seinen Lehnsessel zurück, aus seinen Beinen war jede Kraft, ja jedes Gefühl entwichen, so daß er sich wie mit eisernen Reifen um die Hüften in eine Art sitzender oder halbliegender Stellung festgeklammert fühlte, ohne ein Glied rühren zu könnnen. Er war aber nicht der Mann, sich ohne Widerstand durch ein Gespenst oder vielmehr durch irgend einen übermütigen Bubenstreich aus der Fassung bringen zu lassen. Gewohnheitsmäßig rang er nach einem einleitenden Gesprächsthema, doch über seine Lippen kam nur etwas Speichel, dann

ein Gurgeln und Labern, wie es Säuglinge ihren ersten Artikulationsversuchen vorausschicken. Endlich konnte er sich verständlich machen: „Ihr Name ist . . .?"

Die Erscheinung hatte jetzt ihre Augen geöffnet, große, schöne, braune, gar nicht unheimliche Augen, mit denen sie freundlich und still ungefähr in der Richtung auf den sich abquälenden Minister herabsah. Der Minister erwiderte, wie er es stets zu tun pflegte, diesen Blick mit Strenge und Festigkeit, trotz seiner kraftlos ausgestreckten Lage im Sessel, zwischen dessen Lehnen seine obere Körperhälfte wie auseinandergeworfen, ungeordnet, gleichsam auf den Misthaufen hingeschmissen herumlag. „Ihr Name ist . . .", sagte er nun schon sicherer und machte den Versuch, durch heftiges Augenzwinkern die Herrschaft über seine erstarrten Glieder wiederzuerlangen. Schließlich aber sah er die Aussichtslosigkeit dieses Versuches ein und wurde ganz still, da er fürchtete, sich vor dem Geist lächerlich zu machen. Daß er es mit einem wirklichen und nicht bloß gespielten Geiste zu tun hatte, war inzwischen seinem rastlos arbeitenden Gehirn klar geworden. — Schon die Dimensionen der Erscheinung sprachen dafür. Sie war nämlich mehr als zweimal so groß wie ein irdischer Mensch, überragte also sogar die üblichen Panoptikumriesen, dabei gaben ihre Proportionen den gewohnten an Ausgeglichenheit nicht nach, hatten also durchaus nicht das Gewaltsame, Rohe, das uns jene Monstren auf dem Jahrmarkt so unheimlich macht. Unheimlich war hier nur, daß die seltsame Gestalt, wie zum Ausgleich für ihre Größe, aus einer merkwürdig lockeren Materie zu bestehen schien, durch welche man das hinter ihr liegende Fenster und sogar den das Mondlicht widerspiegelnden Gebirgskamm in der Ferne ganz matt durchschimmern sah. Ein erstaunlicher Anblick, der, wie sich von Klumm mit wissenschaftlicher Präzision eingestand, durch keinerlei Hokuspokus hervorgebracht sein konnte. Das Unerklärlichste aber blieb dabei, daß die Figur langsam und ganz allmählich einzuschrumpfen, in sich zusammenzusinken schien, wobei sie auch immer festeren Inhalt bekam, ohne übrigens ihre Umrisse oder Gesichtszüge im min-

desten zu verzerren. Es wurde nur alles zierlicher, vertraulicher, gleichsam menschlicher an ihr. Überhaupt schien es dem Phantom, wie man jetzt deutlich merkte, durchaus nicht darum zu tun zu sein, Schrecken einzujagen. Es machte vielmehr (vielleicht war dies Sinnestäuschung, vielleicht aber eine richtige Beobachtung des immer mehr zur Besinnung kommenden Staatsmannes) ganz im Gegenteil den Eindruck, als wolle es Vertrauen gewinnen, ja binnen kurzem bot es den ganz unglaublichen Anblick eines Gespenstes, das sich selbst am meisten fürchtet, das bescheiden und ängstlich in die Ecke treten möchte, um nicht zu stören und nur leider nicht von der Stelle kann, wodurch es in eine recht verlegene und verwirrte Stimmung gerät.

Der Minister raffte sich nun zusammen und setzte sich gewaltsam gerade auf. Seine erste Bewegung war, die Kompresse abzunehmen, die für sein Gefühl den guten Ton einer Privataudienz gröblich verletzte. Dann sagte er, schon ganz kaltblütig geworden: „Sie müssen mir aber Ihren Namen nennen, Ihren Namen."

„Namen", wiederholte das Gespenst, als suche es mit aller Anstrengung sich etwas klar zu machen. „Namen ... Namen ... Was ist das nur: Namen?" Die Stimme klang jetzt nicht mehr verschlafen, sondern rein und hoch, nur etwas zu vibrierend, um menschlichen Stimmbändern anzugehören. Ein Unterton von großer Schüchternheit und Demut war in ihr unverkennbar.

Der Baron sah wieder an der Gestalt empor, musterte sie von Kopf bis zu Fuß, vielmehr bis zum Knie — denn sie stak immer noch teilweise unter dem Parkett. Wiederum trat eine Pause ein, in welcher nicht nur der Baron sich bequemer zurechtsetzte, sondern auch die Erscheinung zum erstenmal zu erkennen schien, daß sie Arme habe, — zumindest sah sie jetzt mit erstauntem Blick an ihren Seiten herab und löste, ungläubig und zögernd, die Gliedmaßen von den Hüften, hob sie ein wenig und ließ sie wieder sinken. Dabei schien sie auch über die Bewegung ihres Kopfes, die sie jetzt zum erstenmal machte, in Staunen, sogar in Schrecken geraten zu sein, denn ihr Gesichtsausdruck wurde von Minute zu Minute ängstlicher und

die Starrheit der Kontur verfestigte sich nach diesen Bewegungsversuchen für die nächste Weile nur noch mehr.

Der Baron konnte, wie es seine engeren Parteifreunde nannten, unter Umständen „ganz ekelhaft madig" werden. Ein solcher Moment der Offensität war auch jetzt gekommen. Als wolle er sich für die knapp überwundene Kleinmütigkeit schadlos halten, fuhr er den Gast mit voller Stimme an: „Nun, zum Teufel, Sie müssen doch wissen, wie Sie heißen, wer Sie sind, was Sie hier wollen und wie Sie eigentlich hergekommen sind."

Bei dem rauhen Klang dieser Worte schien sich die Erscheinung nun energisch zusammenzunehmen. Ein alter Mann, der sich auf etwas besinnen will, der ängstlich die weißen Augenbrauen zusammenzieht, — nicht viel anders sah das Gespenst jetzt aus. Doch brachte es nicht mehr hervor als die gezwitscherten Worte: „Ich glaube, ich bin eben hier hereingestorben."

„Hereingestorben, — was ist denn das?"

Wieder eine Pause.

„Sie, — was das ist, frage ich."

„Ja, wenn ich das selbst wüßte, mein Herr", erwiderte der Greis. „Haben Sie Mitleid mit mir. Ich bin erst soeben gestorben, vor einem kleinen Weilchen, und ich habe so viele Sünden begangen. Wie soll ich mich da schon auskennen. Ich bin ja noch ganz benommen. Glauben Sie mir, eine Kleinigkeit ist es nicht." Und nach diesen ersten wenigen zusammenhängenden Sätzen schloß er wieder die Augen, gleichsam ganz erschöpft von so viel Anstrengung.

„Merkwürdig", sagte der Baron, „ganz eigentümlich . . . hm, hm. Das ist mir ganz neu." Wie hilfesuchend griff er um sich und packte den Schirm seiner Schreibtischlampe. Diese Berührung schien ihn auf einen Einfall zu bringen. Den Schirm wie einen Stützpunkt festhaltend, drehte er sich im Sitzen herum, in den grellen Lichtkreis der Stehlampe und entzog damit zum erstenmal wieder das Gespenst seinem Blick. Plötzlich begann er krampfhaft zwischen den aufgehäuften Papieren und Büchern zu wühlen. Das waren doch seine ganz normalen Arbeiten, seine gewohnten Gedanken und Vorstellungen. Er

suchte sich an einzelnen Worten und Ziffern, die er las, anzukrallen, festzusaugen, — doch sie verschwammen vor seinem aufgeregten Blick, nichts konnte er entziffern. Immerhin dachte er nach einer Weile sich so weit zur Vernunft gebracht zu haben, daß er sich wieder ins Zimmer hinter sich umschauen zu dürfen glaubte. Langsam wagte er es und wandte sich wieder in die vorige Richtung. Da lag der dunkle, ins Unendliche verschwimmende Saal, in dem die elektrische Lampe nur den nächsten Umkreis, nahezu nur bis zu seinen Füßen, erhellte. Und knapp vor ihm schon wieder dieser langaufgeschossene Patron, der übrigens, was wirklich grauenhaft aussah, die Zwischenpause nicht dazu benützt hatte, um sich in eine bequeme Stellung zu arrangieren, sondern statt dessen starr und mit tiefem Ernst, wie in völliger Selbstvergessenheit, eine Antwort des Ministers abzuwarten schien.

„Nun, Sie sagen also ... Sie sind also gestorben ... Und doch leben Sie ... Was bedeutet das? Ich meine, können Sie sich nicht vernünftiger ausdrücken? Sind Sie also eigentlich gestorben oder sind Sie hier?"

„Ich bin hierhergestorben ... wegen meiner Sünden."

Der Baron schüttelte den Kopf. „Wegen Ihrer Sünden, das sagten Sie schon. Was für Sünden? Sie sind ein Mörder, nicht wahr?"

Eine heftige Bewegung des Abscheus ging durch den Leib des Gespenstes, es schüttelte sich von oben bis unten und, immer noch etwas unbeholfen, aber mit unbewußter Energie, hob es jetzt die Arme hoch empor und schlug sogar die Hände über dem Kopf zusammen, indem es jammervoll rief: „Ein Mörder! Ich, ein Mörder! — Nein, Gott sei Dank, davon habe ich mich zeitlebens weit entfernt gehalten. Mordgedanken kann ich auch bei peinlichstem Nachforschen in meinem Gemüt, wie es damals war und wie es jetzt ist, nicht entdecken."

„Also haben Sie gestohlen, betrogen, Schiebungen gemacht, Gaunereien, oder sind unehrlich gewesen, nicht?"

„Unehrlich — ja, das vielleicht. Ich habe nicht immer und nicht bei jedem Schritt an die ewige Wahrheit der Dinge ge-

dacht, obwohl ich immer und immer wieder diesen festen Vorsatz hatte."

„Und das war Ihre ganze Unehrlichkeit?" lachte der Baron auf.

„O eine Sünde — die allerärgste Sünde! Deshalb erlebe ich ja, zur Strafe, diese furchtbare Versetzung in eine andere Welt, deshalb ist ja meinem Sterben nicht ein Aufstieg in die höhere Sphäre gefolgt, sondern das entsetzliche Ausgestoßensein in eine beigeordnete, wo nicht tiefere Entwicklungsstufe."

„Unfaßbar. — Sie beharren also wirklich darauf, daß Sie gestorben sind?"

„Natürlich, das ist es ja, ich erlebe soeben das, wovor man sich am meisten fürchten soll, oder besser gesagt, was man als Zeichen der göttlichen Gerechtigkeit am meisten ehrfürchten soll, — ich erlebe die erste Stunde nach meinem Tode."

„Das muß wirklich interessant sein", fuhr es unbedacht aus dem Mund des Barons heraus, „das heißt... ich wollte sagen... Bitte, möchten Sie nicht Platz nehmen? Davon müssen Sie mir mehr erzählen. Wie ist denn das, in der ersten Stunde nach dem Tode? Sie müssen wissen, mit diesem Gedanken, das heißt damit, mir diesen Zustand auszumalen, habe ich mich schon oft in müßigen Stunden beschäftigt. Ich habe ja immer viel zu tun, leider, leider. Aber manchmal, sehn Sie, zwischen den wichtigen Staatsgeschäften fällt einem doch etwas so Abstruses ein, ja ich muß abstrus nennen, denn wie kann ein lebender Mensch wissen oder sich richtig vorstellen, wie es nach seinem Tode in ihm zugehen mag. Das ist ja schlechterdings eine Unmöglichkeit, eine Absurdität. Nun, item, ich habe ein gewisses Maß von Vorliebe für diese Sache, ich behalte ständig diese Angelegenheit im Auge..." Unwillkürlich geriet er, je mehr er in Eifer kam, in die feingedrechselten Redensarten, mit denen er seit Jahren Petenten und Deputationen mechanisch abzufertigen pflegte. So sehr hatte dieses Gespräch schon den Charakter des Absonderlichen und Geisterhaften für ihn verloren, so sehr betrachtete er es als eine gar nicht mehr gruslige Konversation. „Kurz und gut, ich denke mir in dieser

ersten Stunde... hehe, wenn ich so sagen darf, alles recht finster und leer und öde um einen herum. Das Nichts, verstehen Sie, das Nichts in des Wortes allerschärfster Bedeutung. So stelle ich mir es vor. Natürlich fällt es mir gar nicht ein, meine Erfahrungen mit den Ihrigen zu messen oder gar in eine Reihe stellen zu wollen. Verzeihen Sie meine Schwatzhaftigkeit. Ich werde mit weit größerem Vergnügen Ihren Ausführungen lauschen, als ich gesprochen habe. So, ich bin schon ganz Ohr. Bitte, setzen Sie sich, hier..."

Das Gespenst hatte ziemlich ratlos seine Augen umherwandern lassen, jetzt hefteten sie sich auf den Klubfauteuil, den der Minister heranrückte. Die Worte schienen von ihm verstanden worden zu sein, denn nun setzte es sich gehorsam und so schnell, als es seine festgeklammerten Füße zuließen, wobei es allerdings eine gewisse Unvertrautheit mit dem Gebrauch einer Sitzgelegenheit verriet, denn es ließ sich über beide Armlehnen zugleich nieder. Allerdings hätte es seine immer noch riesenhaften Körperformen nur schwer in den breiten Fauteuilgrund einzwängen können.

„Reden Sie also, erzählen Sie mir etwas von diesem Paradies, das unsere Pfaffen so gut zu kennen vorgeben."

„Vom Paradies!" erwiderte das Gespenst mit einem Seufzer. „Wie sollte ich niedriges Wesen Ihnen etwas vom Paradies erzählen können, in das ich vielleicht nach Billionen Jahren, vielleicht niemals Zutritt erlangen werde.

„Also erzählen Sie meinetwegen von der Hölle," warf der Minister mit einer verbindlichen Handbewegung wie einen kleinen Konversationsscherz hin.

„Der Hölle scheine ich ja allerdings, wenn mich nicht alles trügt, entronnen zu sein", erwiderte die Erscheinung mit einem nicht gerade zuversichtlichen Blick rundum, doch schien ihr schon dieser Blick eine Vermessenheit zu bedeuten, denn sie verbesserte sich sofort mit stiller Bescheidenheit. „Sie dürfen übrigens nicht glauben, daß das etwas Besonderes ist. Die Extreme, volle Erlösung und volle Verdammnis sind wahrscheinlich, so vermute ich mindestens, im ewigen Sein ebenso seltene

Ausnahmen, wie im sterblichen Leben. Die Mittelstufen mit ihren tausendfältigen Abschattierungen überwiegen weitaus. So eine Mittelstufe scheint auch, obwohl ich mir darüber durchaus nicht klar bin, mein Los zu werden."

„Nun, ich danke, für meinen Geschmack würde das Nichts, das absolute Nichts nach dem Tode schon Hölle genug bedeuten."

„Das Nichts?"

„Nun, das Nichts, von dem ich vorhin sprach, der Wegfall aller sinnlichen Empfindungen, aller Wünsche und Freuden und Leiden."

„Verzeihen Sie, da habe ich Sie wohl schon vorher nicht ganz richtig verstanden. Sie müssen mit mir Nachsicht haben, ich nehme mir die allergrößte Mühe, aber ich bin von all dem Neuen, das ich erlebe, so aus der Fassung gebracht, so betäubt, daß ich Ihnen trotz Ihrer Freundlichkeit nur schwer folgen kann. — Ein Nichts nach dem Tode, sagten Sie? Da hätte ich eigentlich sofort widersprechen müssen. Gerade das Gegenteil davon trifft ja zu. Eine solche Fülle frischer, ungeahnter Eindrücke fällt nach dem Tode über einen her. Es kostet die größte Anstrengung, sich dieses Ansturms zu erwehren . . ."

„Neue Eindrücke . . . im Moment des Todes?"

„Nicht gerade im Momente des Todes. Da gibt es allerdings einen kleinen Augenblick von gemindertem Bewußtsein, in dem man nichts fühlt als einen heftigen Riß, eine vorher ganz unbekannte starke, aber ganz kurze Empfindung, mit der sich die Seele vom Körper löst, ein Zucken, von dem ich nicht sagen könnte, ob es der Lust oder dem Schmerz verwandter ist. Aber, wie gesagt, das dauert nur den Bruchteil einer Sekunde lang. Dann ist die Seele von Materie frei, ganz rein und losgebunden. Das aber ist gerade das Anstrengende. Wie soll ich es nur beschreiben? Unser ganzes Leben lang hatten wir damit zu tun, in unsere Materie, die ja, seien wie aufrichtig, den Schwerpunkt unseres Daseins bildete, mit Geistigem und Gefühltem, mit seelischem Leben vollzusaugen, das wir aus den wogenden Lebensströmen rings um uns für unseren Gebrauch entnahmen.

Plötzlich ist unsere Seele frei, bildet gleichsam einen materielosen Hohlraum, eine luftleere Blase mitten in der Materie. Die Materie aber, die gewohnt ist, sich an Seelischem zu nähren, gleichsam vollzusaufen, stürzt natürlich von allen Seiten mit rasender Begierde auf diesen Hohlraum zu und versucht sich einzudrängen. Alle Arten von Stofflichkeiten, auch solche der tiefsten Lebensformen, möchten von der eben freigewordenen Seele Besitz ergreifen, möchten sich an ihr nähren und emporpäppeln. Diese ersten Minuten sind schrecklich. Ich kann ja sagen, mir ist es dabei noch ganz gut gegangen, ich hielt mein kleines Bündel von Seelensubstanz tüchtig beisammen. Viele Seelen aber werden schon in diesen ersten Augenblicken ihres neuen Daseins in Stücke gerissen, einfach zerfetzt, und es graut mir geradezu, wenn ich mir ausmale, was eine solche in Atome zerbrochene Seele zu leiden hat, die ja doch noch bei all dem ihr einheitliches Ichbewußtsein behält und nun zu gleicher Zeit in einem Regenwurm, einem Baumblatt und vielleicht in ein paar Bazillen darauf, die einander gegenseitig vertilgen, weitervegetieren muss. Ich nehme an, daß gerade das der Zustand ist, den man Hölle nennt."

„Nicht ausgeschlossen", unterbrach der Baron mit dem Lächeln, das er für ertappte Gegner zu verwenden pflegte. „Nur möchte ich wissen, woher Sie nicht nur über Ihr eigenes Schicksal, sondern auch noch zum Überfluß über das anderer Seelen so genau Auskunft zu geben wissen. Ohne Ihnen nahetreten zu wollen, — sind Sie sich klar darüber, daß Sie sich hier auf ein Gebiet begeben haben, auf dem allen Phantasien und Täuschungen, insbesondere Selbsttäuschungen, Türe und Tor geöffnet ist? Haben Sie sich in dieser Hinsicht ernstlich genug geprüft? Sind Sie Ihrer so vollständig sicher, daß eine kleine ... ich will nicht Lüge sagen .. eine kleine Übertreibung oder Entstellung der Wahrheit ganz ausgeschlossen erscheint?"

Der Greis war gar nicht beleidigt, im Gegenteil, er schien für jede Ermahnung dankbar und verfiel sofort, nachdem er das Vorige in gewissermaßen ruhigem Ton geäußert hatte, in seine anfängliche reuige Zerknirschung: „Oh, Sie haben recht. Oh,

wie recht Sie haben. Offenbar sind Sie mir als Richter bestimmt, vor dem ich mich zu verantworten, nein, nicht verantworten, vor dem ich meine Verfehlungen zu beichten habe. — Ja, es ist wahr, ich habe mich durchaus nicht genügend geprüft und habe mich, obwohl es mein ernstlicher Wille war, auch vor eitlen Selbsttäuschungen nicht hinreichend gehütet. Meine Einsicht, wenn ich die erbärmlichen Resultate meines Lebens so nennen darf, reichte gerade noch aus, um mich die erste Prüfung nach dem Tode, die Attacke der Materie, bestehen zu lassen. Ich verstand in diesem Moment mit wirklich merkwürdiger Hellsichtigkeit nicht nur alles, was mit mir, sondern auch was mit anderen eben Gestorbenen rings um mich vorging. Schreckliches habe ich da in wenigen Minuten gesehen, noch Schrecklicheres ist mir wie in Ahnungen klar geworden. Ganz rein konnte ich mich übrigens trotz meiner verzweifelten Gegenwehr doch nicht erhalten. Ich sehe, daß da schon wieder allerlei Fremdes an mir herumhängt, was mit unsterblicher Substanz nichts gemein haben dürfte." Bei diesen Worten betastete er traurig seine Rockknöpfe und zog das Jackett, das er trug, mit einer Bewegung über dem Magen zusammen, der man anmerkte, daß ihm dieses Kleidungsstück etwas ganz Unerklärliches war, daß er es vielleicht für einen Körperteil hielt.

„Trösten Sie sich, alle Kleidungen haben etwas Groteskes", beruhigte ihn der Minister mit Herablassung.

„Kleidung nennen Sie das ... Ach so, nun verstehe ich. Unsere Kleidung sah allerdings ganz anders aus. In der sylphischen Sphäre, aus der ich stamme, besteht die Kleidung in einer gewissen, sehr hohen Geschwindigkeit, mit der sich die Individuen beständig kreiselförmig um sich selbst drehen."

„Eine Sylphe sind Sie also, eine Sylphide." Eine ganz schwache Erinnerung an die schöne Gabriele und ihren Sylphentanz im letzten Ballett schwebte am Baron vorbei. „Sylphen stellen wir uns allerdings ganz anders als in Ihrer Figur vor."

„Sie sind auch ganz anders, wahrhaftig, und leben auch ganz anders als ich es jetzt tue. Ich bin schon auf dem Übergang

in Ihre Welt begriffen, lebe schon halb und halb, so gut ich es kann, als Mensch. Das ist ja eben die zweite schwerere Prüfung, die ich durchzumachen habe: man wird plötzlich in eine ganz andere Welt unter ganz neue Bedingungen versetzt, alle Gewohnheit des Alltags, alle Routine fällt infolgedessen von einem ab, und gerade das ist der Prüfstein, an dem sich zeigt, wie viel wirkliche, für alle nur irgend mögliche Welten geltende Realität man in dem einen Leben zu erwerben gewußt hat . . ."

„Sie sind also gar kein toter Mensch, sondern aus einer andern Welt?" fragte der Baron und lehnte sich, wiederum etwas fassungslos geworden, zurück.

„Ich bin aus einer andern Welt hier hereingestorben", wiederholte das Gespenst geduldig.

„Vom Mond etwa oder vom Sirius?"

„Nein, aus einem ganz andern Weltsystem, wie ich schon sagte."

„Aus der Milchstraße also oder dem Orionnebel?"

„Wenn Sie in Ihrer Körperwelt noch so weit gehen, unendlich weit, so können Sie meine Heimat trotz alledem nicht finden. Meine Heimat ist ein Reich anderer Sinne oder war es vielmehr bis heute, ich zähle mich aber noch ein wenig zu ihr. Wir Sylphen sehen nicht, wir hören und riechen nicht und werden nicht gehört und gesehen. Wir haben dafür andere Organe, eine andere Schwere und andere Naturgesetze. Dem Raume nach aber leben wir unter euch Menschen, mitten unter euch. Es gibt eben unendlich viel Welten, die sind aber ineinandergeschoben, nicht nebeneinander laufend, und trotz ihres unmittelbaren Beisammenseins wissen Sie nichts von einander. — Auch mir war bisher eure Welt samt Sternenhimmel und Milchstraße und allem, was eure Sinne fassen, vollständig verborgen. Ich bin völlig überrascht, daß ich, ohne mich von der Stelle gerührt zu haben, nur gleichsam durch eine innere Umschaltung der Organe, in eine so völlig ungeahnte neuartige Umgebung versetzt bin."

„Warten Sie, nicht so schnell! — ich muß das erst fassen", rief von Klumm und preßte die Hand an die von pochenden

Adern schmerzhaft durchpulste Stirn: „Es ist Ihnen also alles ganz neu? . . . Nun immerhin, das muß ich sagen . . . vorausgesetzt, daß das alles wahr ist, was Sie da erzählten, . . . immerhin benehmen Sie sich, wenn Ihnen wirklich alles ganz neu ist, anerkennenswert korrekt und sicher. Es ist mancher so vor mir gesessen wie Sie jetzt hier sitzen, und hat vor Verlegenheit nicht ein noch aus gewußt. Sie müssen wissen, ich bin — das darf ich ohne Selbstüberhebung sagen — ein ziemlich einflußreicher Mann und seltsamerweise sagt man mir nach — ich weiß selbst nicht, wie ich zu diesem Ruf komme — daß mein Auftreten etwas Imponierendes an sich hat und daß es auch für den Mutigsten und Frechsten schwer ist, die Contenance zu bewahren, wenn er mir gegenübersteht."

Hier gab das Gespenst, das bisher die Unterredung mit ebenderselben Spannung geführt hatte wie der Baron, zum erstenmal ein Zeichen von Interesselosigkeit von sich, ein recht deutliches Zeichen sogar, indem es seinen Blick auf eines der Fenster heftete und die Landschaft draußen mit sichtlichem Vergnügen zu betrachten begann, wobei es den Kopf reckte und sich sogar halb von seinem Sitze erhob.

Der Minister war Weltmann genug, dies nicht zu bemerken.

„Die schönen Berge", sagte das Gespenst und ein sehnsuchtsvolles Aufatmen hob seine Brust.

„Auch unsere irdischen Berge erkennen Sie also sofort", sagte der Minister im Ton einer gewissen kühlhöflichen Galanterie. „Ich mache Ihnen mein Kompliment über Ihr schnelles Orientierungsvermögen. — Gibt es denn auch in Ihrer Welt so etwas wie Berge?"

„Nein. Bei uns drückt sich alles, oder vielmehr drückte sich alles, in elektrischen Wellen, rotierenden Lufttrichtern und Wirbeln aus."

„Und dennoch . . ."

„Aber natürlich gibt es auch in dieser Materie Naturschönheiten, erhabene Erscheinungsformen der ewigen Kräfte, des Wachsens und Vergehens. — Da ich nun mein ganzes Leben lang, so oft ich in die freie Natur hinaus kam, es geschah bei

meinem abscheulichen Berufe selten genug, . . . da ich vielleicht gerade deshalb, weil es mir so ungewohnt war, die Herrlichkeiten der Natur mit einem wahren Durst und Entzücken in mich aufnahm und jedesmal dabei in mir ohne weiteres das Gefühl wach wurde, daß ich in diesem Genuß irgendwie an ein Ewiges, Allgemeingültiges, ganz unerschütterlich Wirkliches rührte, eben deshalb bin ich möglicherweise jetzt befähigt, in allem, was Naturschönheit betrifft, auch in der neuen Welt mich schnell auszukennen und sofort zu fühlen, wo ich auch hier auf ein Wesentliches in dieser Beziehung stoße."

„Höchst sonderbar. Mache ich Ihnen nicht nach, wahrhaftig... Wenn ich aus einem Alpenpanorama von lauter Luftwirbeln käme . . . pardon, so sagten Sie doch . . . aus lauter Seifenblasen, nicht wahr, also ohne Steine, ohne Schnee, ohne Pflanzen, ohne Farbe . . . natürlich auch ohne Farbe . . . nun, ich muß sagen, dann wäre ich beim Anblick der wirklichen Berge so verblüfft, so verblüfft . . ." der Baron versank in Brüten, endlich fur er auf. „Mit einem Worte, ich wäre verblüfft."

„Sie wollen mich verspotten", klagte das Gespenst. „Bin ich am Ende noch zu wenig verblüfft und verwirrt? Nur gerade der freien Gottesnatur gegenüber fühle ich etwas mehr Vertrauen."

„O nein, auch in anderem kennen Sie sich ganz erstaunlich aus. Ja, es scheint mir sogar, in den Hauptsachen. Sie wissen genau, ich muß direkt sagen, unnatürlich genau Bescheid darüber, woher Sie kommen und wohin Sie gehen."

„Oh, ich weiß es nicht, mein Herr, ich weiß es nicht."

Der Baron fuhr unbeirrt fort: „Sie sind sich sogar dessen bewußt, daß Sie sich in einem Übergangsstadium befinden. Sie haben einen Begriff von den Prüfungen, denen Sie entgegengehen, von einem gewissen Gerichtsverfahren und von den Verdiensten, die Sie vor diesem Gericht geltend machen können. Dabei macht Ihnen unsere Sprache, unsere Begriffsbildung in diesem doch recht schwierigen Thema merkwürdigerweise gar keine Schwierigkeiten. Sie reden wie gedruckt und Sie reden dabei von der ewigen Gerechtigkeit, wie wenn Sie

mit ihr verwandt wären. Sie reden ebenso von Gott und Tod und Hölle und Teufel, und ich weiß nicht, wovon noch . . ." Der Baron war geradezu wütend geworden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Ja, glücklicherweise habe ich mich gerade mit diesen Dingen auch in meinem sterblichen Leben einigermaßen befaßt", sagte das Phantom mit äusserster Zaghaftigkeit, wenn auch lange nicht genug. Und nicht daß ich sie verstanden hätte. Aber eine gewisse Sehnsucht zog mich immer wieder zu ihnen hin und auch da hatte ich das Gefühl, daß es um ewige unumstößliche Wirklichkeiten gehe, die überall gelten müssen . . . Ach, leider habe ich dafür anderes vernachlässigt, und das rächt sich jetzt bitter an mir . . ."

„Sie schweigen?" rief der Baron unwillig, da eine kleine Pause eintrat. „Gerade auf das wäre ich besonders neugierig. Was ist es nun eigentlich, was sich an Ihnen rächt? Worin haben Sie gesündigt? . . ."

„Ich war", kam es stockend, beschämt hervor, . . .„ ich war, wie soll ich es sagen, in Kleinigkeiten sehr ungeschickt. Das heißt, ich hielt sie für Kleinigkeiten. Jetzt aber sehe ich, daß auch sie bedeutungsvoll sind und daß auch sie, wenn man sie mit der richtigen Sorgfalt anpackt, einen verehrungswürdigen Kern von Realität enthalten. Denn jetzt fehlen sie mir. Das ist eben das besondere Gesetz, unter dem wir Gestorbenen in der ersten Stunde nach dem Tode stehen. Aktion und Reaktion sind vollständig vertauscht. Das, was wir im sterblichen Leben ehrfürchtig, mit Schauder und Staunen bewundert haben, das ist uns jetzt vertraut. Was wir aber dort wegwerfend behandelt und zu einer seelenlosen gewohnheitsmäßigen Hantierung herabgewürdigt haben, das mutet uns hier fremd und unverständlich an. So geht es mir hier . . ." Er stockte wieder „mit der Kleidung. Ich habe sie, offen gesagt, sehr vernachlässigt. Überhaupt, Etikettefragen verstand ich nie. Mit einem gewissen Hochmut setzte ich mich über sie hinweg und glaubte, infolge meiner sonstigen höheren Studien sogar ein Recht auf diesen Hochmut zu haben. Für ihn werde ich jetzt bestraft. Denn gewiß liegt

auch in der Etikette, überhaupt im geregelten gesetzlichen Verkehr zwischen den Geschöpfen, im Maßhalten und Distanzgefühl etwas Allgemeingültiges und von Gott Gewolltes. Mag sein, daß dieses Distanzhalten übertrieben wird, daß nur ein Körnlein Wahrheit und sehr viel Lüge in ihm liegt. Aber eben auch dieses Körnlein Wahrheit zu finden war ich verpflichtet, und noch so arge Lüge, die es verhüllte, ist keine genügende Entschuldigung dafür, daß ich mich von dieser Hülle abschrecken ließ . . . Zur Strafe bin ich jetzt in allem Derartigen ganz ratlos. Bedenken Sie nur, wie peinlich es für mich ist, daß ich immer noch nicht herausbringen konnte, in welcher Gestalt Sie vor mir stehen. Ich sehe Sie gar nicht. Ich glaube zwar, daß Ihre Stimme aus diesem schönen leuchtenden Körper kommt", dabei zeigte er auf die Schreibtischlampe weit hinter dem Baron, der bei diesen Worten, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, ein eigentümliches Gefühl von Kleinheit und Unbedeutendheit empfand, was jedoch seine Erbitterung nur steigerte, „und ich halte irgendwie dieses Licht für das Zentrum der Persönlichkeit, mit der ich mich unterhalte. Im übrigen aber hebt sich für mich leider keine deutliche Gestaltung aus der Umgebung hervor. Und auch mit meiner eigenen Figur kann ich nicht ins reine kommen, so sehr ich mich meiner neuen Welt anpassen möchte. Bald zuckt es in mir zusammen, bald fließt es auseinander. In allen Poren fühle ich ein Unbehagen. Glauben Sie mir, mir fehlt jedes Raumgefühl, alles torkelt mir schwindlig durch den Kopf. Ich kann die richtige Ebene nicht finden, in der ich mich zu bewegen hätte. Alles sehe ich schief."

„Das merke ich nun wirklich", fuhr von Klumm mit höhnischem Lachen auf.

„Jetzt erst merke ich, zu spät, wie recht ein Freund hatte, der mir immer von seinem Heimweh erzählte. Er war nur aus einer andern Stadt, nicht etwa aus einer ganz andern Welt zu uns gekommen, und immer wieder klagte er, wie unheimlich, ja geradezu wie bestraft er sich fühle. Was sich nämlich zu Hause unter einer Hülle lieber Gewohnheiten, in der Wärme des Körper-an-Körper-Sitzens im Familienkreis verborgen hatte,

das trat jetzt nackt zu Tage: eine gewisse innere Leerheit und Sinnlosigkeit seines Lebens."

„Dasselbe hat heute der Militärattaché gesagt", murmelte der Baron mit gespanntem Mißtrauen.

„Wenn man", fuhr die Erscheinung ruhig fort, „in einem trügerischen Schein von ewigem Beschäftigtsein sein Leben hinbringt, immerfort fleißig und strebsam ist, immerfort sogenannte „ernste" Dinge treibt, die meist nur der banalen Notdurft des Tages dienen, seine Muße wiederum mit einem „Unernst" vergeudet, der jenem Ernst an Irrealität gleichwertig ist, — kurz, wenn man nirgends die befreiende absolute Wahrheit sieht, sondern überall nur eine trübselige Notwendigkeit und Gewohnheit . . ."

„Das ist zuviel", schrie der Baron und ging mit geballten Fäusten auf das Phantom los, „jetzt reden Sie gar von mir!"

„Nein, von meinem Freund", schrie die Erscheinung entsetzt und wich mit dem Oberleib zurück.

„Haha, — der sah also nirgends absolute Wahrheiten? Hören Sie, da laß ich ihn schön grüßen und ihm sagen, daß er ein ausgezeichneter Kerl ist, dieser Freund, und durchaus mein Mann. Genau so bin ich nämlich auch. Die nüchternen Tatsachen des Lebens erkenne ich an, relative Vernünftigkeiten, Zweckmässigkeiten. Aber was Sie da von allgemeingültiger Realität faseln . . . Donnerwetter, gerade gegen solche törichte Ideologien anzukämpfen, darin sehe ich den bescheidenen, aber vielleicht doch nicht ganz unwesentlichen Sinn meines Daseins. Zum Teufel, ist denn jemand so kurzsichtig, der das nicht einsieht? Es gibt kein Recht für alle und keine Gerechtigkeit, weil jeder Recht hat, der Recht zu haben glaubt, jeder Staat, jedes Volk, jeder Einzelne. Deshalb muß es ewig Krieg geben, Zwietracht von Mann zu Mann und Krieg der Völker untereinander . . ."

Kaum hatte der Minister diese Worte ausgesprochen, als das Gespenst sich mit einemmale wie umgewandelt gebärdete. War es bisher eines von der weinerlichen Sorte, sogar nahezu temperamentlos gewesen, so geriet es jetzt in einen zornigen

Eifer, der dem des Barons in nichts nachstand. „Hallo, das ist ja Unsinn", rief es und schien alle Zimperlichkeit mit einem Schlage vergessen zu haben: „Es gibt kein Muß und es gibt keine relative Vernünftigkeit? Mit solchen Ansichten stecken Sie ja in einer ganz gewaltigen Verblendung."

„Ich — Verblendung? Ich, der anerkannt sachlichste Realpolitiker der Gegenwart? Selbst von den Gegnern als sachlich anerkannt? Und solch ein Phantast, solch ein Utopist wie Sie, will das behaupten? Wissen Sie, daß ich Leute Ihres Schlages für die ärgsten, ja die einzigen Feinde der Menschheit halte?" Der Baron hatte die Erscheinung beim Arm ergriffen und zerrte sie hin und her, die Empörung hatte ihn vollständig übermannt. Doch auch die Erscheinung war wild geworden. Erregt tappte sie um sich, allerdings sehr ungeschickt, so daß sie den Baron verfehlte. „Ja, für einen solchen Feind", schrie dieser, indem er zur Seite sprang, „daß ich mir gar kein Gewissen daraus mache, Sie selbst samt Ihren läppischen Erfindungen jetzt auf der Stelle über den Haufen zu schießen." Er war an den Schreibtisch geeilt, öffnete eine Kassette und begann mit zitternder Hand, den Revolver von neuem zu laden. Dabei aber schrie und zankte er ununterbrochen weiter und seine Stimme klang vor Wut und Aufregung immer heiserer: „Mit Ihrem albernen Gerede von ewiger Gerechtigkeit . . . begreifen Sie gar nicht, daß Sie sich an dem heiligsten Gute der Menschheit versündigen? Wenn es nur *ein* Recht und *eine* Wahrheit gäbe, wo bliebe dann . . ., he, wo bliebe dann die immanente Mißlungenheit, die Sinnlosigkeit alles Irdischen, die doch gerade darin besteht, daß alle, die aufeinander gegenseitig loshauen, alle, alle zugleich, im Rechte sind, wo bliebe das Christentum, die Religion des Leidens, wo bliebe die ganze metaphysische Tragik des Erdenwallens?"

„Sie erbärmlicher Wicht", schrie nun auch der Geist aus voller Kehle und in seine Stimme rollte etwas wie unterirdischer Donner, ja, auch aus den Wänden und Fenstern schien es dunkel mitzusprechen, der Wind draußen setzte mit stärkerer Wucht ein und brachte vom Hochgebirg ein eigentümlich leises

Pfeifen und Knistern mit, als lösten sich irgendwo in der Ferne die Fugen des uralten Gesteins und bereiteten sich vor, in feinen Staubbächen herabzurieseln. „Sie erbärmlicher Wicht", schrie gleichsam die ganze sichtbare Natur in ihrer Empörung auf. „Ist es Ihre Sache, Gott ins Handwerk zu pfuschen, und die Tragik seines Werkes gönnerhaft besorgt zu protegieren, für die vielleicht genug und mehr als genug geschehen ist, wenn er solche schädliche Würmer wie Sie in seiner unendlichen Güte überhaupt nur weiterexistieren läßt, statt sie zu vertilgen?" — Bei diesen Worten bog sich das Gespenst ganz zurück, als wolle es einen Anlauf nehmen, um das Menschlein einfach mit der Wucht seines Leibes niederzustoßen und dann zu erdrücken. Durch diese heftige Bewegung aber hatte es sich unversehens aus dem Parkett, in dem es noch immer bis zum Knie gefangen stand, frei gemacht. Es stieg nun vollends empor, erstaunlicherweise jedoch hielt es mit dieser Bewegung nicht ein, als es die Ebene des Fußbodens unter den Sohlen hatte, sondern wie im Schwung seines Ausholens erhob es sich weiter und fuhr nun frei in die Luft empor, doch nicht geradeaus, sondern schräg, als schwebe es eine unsichtbare Treppe hinauf. In dieser Bewegung kam es wie in einem eisigen Luftzug dicht am Baron vorbei, so daß es ihn also wieder verfehlt hatte. „Wehe mir", schrie es jetzt mit kläglich-schneidendem Laut, indem es plötzlich etwa in halber Höhe des Zimmers einhielt und fast unbeweglich, nur mit leichtem Pendelschlag schwingend blieb. „Meine Sünde! Meine Sünde!"

Der Baron war zitternd in die Knie gestürzt, in weitem Bogen entfiel die Waffe seiner Hand und klirrte zu Boden. Nicht so sehr die Rede des Geistes als der furchtbare Anblick des in der Luft wie an einem Galgen hängenden Leibes, der an Gespenstigkeit all das Merkwürdige, was er an diesem denkwürdigen Abend bereits erlebt hatte, weit überbot, warf ihn aus seiner mühsam erkünstelten Fassung. Nun rührten die bebenden Worte von oben, die wie unmittelbar aus einem gequälten Herzen hervorgestoßen schienen, an einen Nerv seiner Seele, der schon lange nicht, vielleicht seit seinen ersten Kinderjahren

nicht geschwungen hatte. „Meine Sünde! Meine Sünde!“ wimmerte nun auch er und verdrehte die Augen. Denn weinen konnte er nicht mehr. Das hatte er in all den vielen Jahren ganz verlernt.

Eine Weile schrien nun beide jammervoll durch das Zimmer und erweckten den schaurigen Widerhall der leise knarrenden Möbel. Der Mond war untergegangen, völliges Dunkel herrschte außerhalb des Lampenschirms. Jetzt erst bemerkte man, daß ein ganz zartes flimmerndes, bläulichweißes Licht von den Konturen des Phantoms ausging, wie von einem Kamm, der knisternd durch Haare streicht. Es machte wirklich den Eindruck, als sei jedes Fäserchen im Kleide des Geistes bis zur Wurzel hinab schmerzlich aufgeregt und erschauere in dem fremden widerspenstigen Medium des irdischen Luftraumes, der sich bei der geringsten Bewegung als unangenehm krankhafte Reibung bemerkbar machte.

„Was ist Ihnen denn? Herr des Himmels, was ist Ihnen?“ rief der Minister, dessen Wut völlig verraucht war und der nur noch Mitleid fühlte, Mitleid mit der armen verirrten Spukgestalt, noch mehr Mitleid aber mit sich selbst, denn er begann zu ahnen, daß sein Schicksal in jener unausweichlich gewissen Stunde nach dem Tode dem des Geistes verwandt, aber noch viel, viel entsetzlicher sich gestalten müsse.

„Sehn Sie denn nicht“, erklang es jämmerlich von oben. „Ich habe keinen Raumsinn, das ist es. Ich erkenne zwar, daß es hier Zimmer und Stockwerke, eine gewisse gesetzmässige Anordnung von Oben und Unten, von Rechts und Links gibt. Aber ich kann diese merkwürdige Anordnung nicht in mein Gefühl aufnehmen, ich kann sie nicht von innen heraus empfinden . . . Und jetzt weiß ich auch schon, für welchen besonderen Vorfall meines Lebens diese Heimsuchung mich treffen soll.“

„Oh, es ist schrecklich“, wehklagte der Minister. „Was war es denn, was Sie verbrochen haben? Vielleicht kann ich Ihnen helfen. Wenn es in meiner Macht liegt, seien Sie überzeugt, daß ich nichts unversucht lassen werde . . .“ Die gewohnten

Diplomatenphrasen kamen tonlos, nur so kopfüber aus seinem blassen Munde gestürzt.

Der Geist antwortete auf sein Anerbieten gar nicht, er schien ganz in Erinnerung zu versinken und nur zu sich selbst zu sprechen: „Ein vornehmer Mann, ich glaube, er war Staatsminister, besuchte mich einmal, vielleicht in der besten Absicht, von lauterstem Wohlwollen erfüllt, in meiner armseligen Dachkammer. Er wollte von mir lernen, sagte er, wollte meine originelle Lebensweise, meinen Eigenbau in Weltanschauungen, so nannte er es wörtlich, mit eigenen Sinnen nachprüfen. Da ritt mich der Satan der Aufgeblasenheit, der richtige Proletarierstolz und ich warf ihn eigenhändig die Treppe hinunter, wobei ich triumphierend ausrief: „Damit Sie wirklich sehen und am eigenen Leib fühlen, daß es bei mir kein Hoch und Niedrig, kein Oben und Unten gibt. —“

„Kein Oben und Unten. — Und deshalb hängen Sie Unglückseliger jetzt in der Luft? — Nun, aber es war wirklich damals nicht schön von Ihnen.“

„Ja, das schrie ich ihm damals nach, mit vollem Brustton und in der Überzeugung, etwas Großartiges ausgeführt zu haben. Leider bin ich ja so jähzornig. Sie haben vorhin eine Probe davon erlebt. Und es kam mir damals so naheliegend vor, so selbstverständlich, den Mann einfach am Kragen zu packen und hinunterzuwerfen. Nachher noch freute ich mich lange darüber, daß ich diesen glänzenden Einfall gehabt hatte, er schien mir aus meinem Innersten gekommen zu sein, ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß die Sache anders hätte ausfallen sollen und dürfen. — Jetzt aber fühle ich ganz genau eben diese scheinbare Selbstverständlichkeit und Insichgeschlossenheit, diese handgreifliche Sicherheit der Dinge ist die ärgste Gefahr, die ärgste Versuchung für die Sterblichen. Es kann gar nicht anders sein, denkt man, oder denkt gar nichts, beruhigt sich einfach dabei, daß es so ist, daß es Elend und Heuchelei und Massenmord und Verkümmerung gibt. Es ist nichts zu ändern und zu bessern, denkt man, und vergißt ganz, daß man bei sich selbst den Anfang machen könnte . . .“

Der Baron unterbrach ihn, zähneklappernd, mit dem Ausbruch seiner höchsten Angst: „Aber bedenken Sie, Liebster, wie wird es erst mir ergehen, wenn Sie schon wegen einer einmaligen geringfügigen Verfehlung oder vielmehr nur Vierschrötigkeit so viel auszustehen haben? In Etikette und Distanzfragen zwar werde ich mich auskennen. Aber in den vielen anderen und, wie es scheint, wichtigeren Dingen, die ich alle nur als Gewohnheiten gelten ließ, und die sich infolgedessen alle gegen mich empören werden? Sogar an den Tod, pflegte ich zu sagen, haben wir uns gewöhnt. Also wird es mir in der verdrehten Welt... im Jenseits wollte ich sagen, ganz überraschend neu und unerklärlich erscheinen, nicht wahr?"

„Ja, jetzt ergreift es mich", rief das Gespenst in diesem Augenblick frohlockend aus, ohne sich um den von Entsetzen geschüttelten Staatsmann zu kümmern, „jetzt, jetzt weicht das Verhängnis von mir. Jetzt fühle ich, daß mir verziehen wird. Eine unvergleichliche Harmonie ergreift mich, erfüllt meine Glieder..." Freudetränen glänzten in den Augen des Greises, der verstummt war und mit einem sanften Lächeln auf seinen Zügen langsam zum Fußboden niederschwebte. Er hatte jetzt auch schon nicht mehr als die Größe und Gestalt eines normalen Menschen, das spitzige Nadelglitzern rings um seinen Körper war verschwunden. Nun hatte er das Parkett berührt. Sofort lösten sich seine Füße aus der unnatürlichen Gebundenheit und frei schritt er jetzt auf den Baron zu, den er auch schon richtig von seiner Umgebung zu unterscheiden schien. Er bemerkte jetzt, daß dieser auf der Erde kniete. „Stehn Sie auf", sagte er freundlich und half ihm nach, indem er den Ächzenden emporhob, „niemand ist unrettbar verloren... Mich aber reißt es jetzt mit Macht anderswohin. Welche andere Prüfungen sind mir noch beschieden? Oder stehe ich schon am Ende und bin für die höchste Ebene geläutert? Ich weiß es nicht. Ich fühle nur, daß meine Zeit in dieser terrestrischen Welt um ist, daß ich wieder in eine neue Sphäre auftauche, vielleicht — oh, die Ahnung schon beseligt — in eine reinere, als diese hier und als die meine es waren. Leben Sie wohl!"

„Nein, bleiben Sie", rief der Baron verzweifelt, „bleiben Sie bei mir. Sprechen Sie noch. Sie tun mir so wohl. Und damit will ich nicht sagen, daß ich mich nur an Sie gewöhnt habe. Nein, es ist etwas Wesenhaftes, Wirkliches, wenn Sie bleiben."

Die Erscheinung schüttelte ernst den Kopf: „Ich darf es nicht."

„Und wenn ich kniefällig bitte. Wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Worte von unendlicher, ausschlaggebender Bedeutung für mein Seelenheil sein können, daß meine unsterbliche Erlösung in Ihrer Hand liegt."

„Ein höheres Gesetz zwingt mich, zu gehen."

In einer Demut, die er nie vorher gekannt hatte, neigte der Minister das Haupt. Die Erscheinung reichte ihm sanft die Hand.

„Dann sagen Sie mir wenigstens noch das eine: Welche erschütternden Erfahrungen, hohen Studien, welche Gelehrsamkeit und großartige Unterweisung haben Sie in Ihrer Sylphenwelt durchgemacht, um sich zu einer so hohen Erkenntnisstufe emporzuringen, daß Ihnen nach dem Tode wenig mehr als eine kleine Peinlichkeit beschieden war? Gewiß waren Sie Philosophenschüler und selbst Philosoph, waren ein großer verkannter Künstler, oder gar ein Apostel, ein Prophet, ein Religionsstifter?"

„Nein", erwiderte die Erscheinung mit eigentümlich verhaltenem Lächeln. „Ich habe gelebt wie jeder andere. Ein Unrecht habe ich niemals geduldet, das ist wahr, aber zum Studieren hatte ich nur wenig Zeit. Mein Beruf freilich war ein philosophischer. Oft mußte ich nämlich allein sein, in einer ganz engen, finstern Kammer, fern von allen Menschen und nur auf mich angewiesen. So etwas lädt zum Nachdenken ein. Ich war Schornsteinfeger."

Der Minister zuckte zusammen. „Schornsteinfeger — Schornsteinfeger" — wiederholte er lallend.

Als er aufsah, war die Erscheinung spurlos verschwunden.

Plötzlich schrie er auf und stürzte ans Telephon: „Hallo — Irrenanstalt, Irrenanstalt."

Der Nachtinspektor meldete sich.

„Ist Arthur Bruchfeß dort? Der Schornsteinfeger, der heute das Attentat auf mich verübt hat? Ist er nicht gerade vor einer halben Stunde gestorben?" Der Minister glaubte nichts anderes, als daß er die eben beendete Unterredung mit dem Spirit dieses Mannes gehabt hatte.

„Ich werde sofort selbst nachsehen, Exzellenz."

Nach einer Weile, deren Spannung sich ins Unerträgliche ausdehnte: „Nein, Inhaftat Bruchfeß lebt, ist sogar auffallend ruhig und heiter. Er hat sich nicht zur Ruhe gelegt, sondern geht, ein Liedchen trällernd, in seiner Zelle auf und ab. Die Ärzte haben nicht die geringste Spur von geistiger Umnachtung an ihm feststellen können, nicht einmal eine besondere Erregung des Nervensystems."

„Lassen Sie den Mann laufen, sofort", keuchte der Minister, „die ganze Affäre wird niedergeschlagen. Man muß das alles anders machen, die ganze Justiz, die ganze Welt. Haben Sie verstanden? Sofort in Freiheit setzen."

„Zu Befehl, Eure Exzellenz."

Schwer atmend fiel der Minister in seinen Sessel nieder, ununterbrochen versetzte er seinem Kopf leichte Schläge, wie um sich aufzurütteln und das Unsagbare zu fassen.

Da raschelte es in der Türe.

Die schöne Gabriele war eingetreten. Das laute Gespräch vorhin hatte sie nicht geweckt, wohl aber jetzt das Klingeln des Telephons. „Wann kommst du endlich?" rief sie und spitzte schmollend ihre Lippen. So blieb sie, leicht erschauernd, stehn, denn sie trug nichts als ihr dünnes halbdurchsichtiges Nachthemdchen, das nur zwei hellblaue Seidenbändchen über den Schultern festhielten. Man sah ihr einfaches junges Gesicht, die zarten runden Arme und jene leichte apfelglatte Wölbung des kleinen Busens, die mehr als alles in der Welt selbstverständlich ist und zu vertraulich-heimischem Vergessen, zur süßen Gewohnheit eines bewußtlosen Ausruhens verleitet. Auch ein Stärkerer als der Baron hätte diesem mit sanfter Gewalt berauschenden Anblick nicht widerstanden. Im nächsten

Augenblick war er bei ihr. „Wie lange soll ich noch allein warten?" hauchte sie zärtlich, während er sie schon umfangen hielt und sich, mit stürmischer Freude, aus tiefer Brust aufatmend, der süßen mütterlichen Schlaflauheit, die von ihrem Körper ausging, und dem sachten Schlag überließ, mit dem ihn eine ihrer losgelösten Haarsträhnen wie eine unendlich feine, melodisch aufklingende Zaubergerte an der Wange berührte.

KLEINE ANTHOLOGIE.

Hans Gathmann:

RUF

Wir, aus- und eingebuchtet von den Auf- und Niedergängen
der Tage und der Menschen, die uns überqueren,
Wir Eingespannte Leids und Glückes straffen Strängen,
Schlachten ersinnend, dass wir uns verheeren,

uns blüht kein Garten mehr! Die Rosen leuchten
nur über Totenschädeln, die verscharrt die Würmer nagen!
Es brachen Stürme los, die Geist und Herz verscheuchten!
Europa! Sammle dich zu Friedensarbeitstagen!

Du stirbst! Der Söhne ruchlos ausgeschüttet Blut wird dich ertränken!
Hört Brüderruf! Und zu den Sternen aufgetürmtes Schreien!
Lass sich der Brüder ungehemmten Lauf zu Brüdern lenken!
Giess Sonne brüderlich! Und Kräfte, uns dem neuen Stern zu weihen!

Verscheuch Vertieren! Fleischbefühlen und das Aas-Betasten
der Toten, die dem Wahn zum Opfer fielen
Und furchtbar mit den starren Augen glasten!
Verscheuch Vertieren! Und so nach dem grössten Gelde schielen!

Willy Küsters:

GEBET UM TOD

Nun hat man wieder mich ins Totenkleid gesteckt.
Dumpf pocht der Wille an die dunklen Wände.
Ich stehe starr und stumm, die kahlen Hände
In namenlosem Grauen in die fahle Luft gereckt.

Schlagt mich ans Kreuz! Zerbrecht mir die Gebeine!
Nur laßt das Leben noch in meinen Armen!
Ich will in weltbeglückendem Erbarmen
Der Brüder Schwerter in die Arme fassen,
Mein Herz durchstoßen und entfließen lassen.
Um dieses, Erde, fleh ich dich, um dieses Eine:
Schaff aus dem Blutstrom, meines Leibs verwestem Paradiese,
Des neuen Menschen Tempel, Stern und Festtagswiese.

Alfred Wolfenstein:

BEWEGUNG

PRESTO.

O schweige nicht, das Weltall schweigt in leerem Chor —
— Es schäumen meine Arme aus der Brust hervor.
Wo weilen deine?
Sie werfen aus Verstecken Steine.

Es stürzt mein Blut vom Herzen, den verzweigten Lauf
Fängt Wald und Äther ozeanisch schlürfend auf,
Und doch nur Tropfen,
Das ungetüme Rund zu stopfen!

Und meiner Blicke übervolles Strahlen mischt
Nur einen Streifen in die Luft hell, der verzischt,
Die Lippen stufen
Den Wind mit rasch verwischten Rufen.

Das ist die weite Welt! wer rührt sie menschlich an?
Unförmlich liegt sie, breit erwartend jedermann.
O blindlings Schweigen,
Wo Lerchen sich verlierend steigen.

Doch du bist hier! Gesang, Gerank für uns und dich!
Den Horizont, der in die dünnste Ferne schlich,
Drückst du zusammen
In deines Haupts gedrängte Flammen.

In deiner Haut bewohnten Mauern glänzt die Glut,
Die statt der Sonn' und Mondes glüht als Schlecht und Gut.
Nur dich berühren
Gestalten Andrer! löschen, schüren.

Du Mensch und meine einzige Möglichkeit! du Freund —
— Und du, die Burg der Seele, — allzuhart umzäunt,
Stößt meine Liebe
In haltlos tiefe Weltgetriebe!

ANDANTE.

Fasst eure Finger: spüret euch denken,
Tupfend wie Geigen, nervige Singer,
Aber vom Herzen aufpulsen Pauken,
Dumpfere Ringer, um euer Glück.

Wünscht nicht, zu stehen, hörend zu schmelzen!
Formet mit Füßen bergiges Gehen,
Kämpfend entgegen atmet die Erde!
Wild bleibt ihr Wehen in euch zurück.

Sterniges Kühlen — Glühen der Seele,
Einsamkeit, Liebe, o beides fühlen!
Gehende Stimme geht auf zu Stimmen,
Freunde umwühlen Wüste in Glück!

SCHERZO.

Die Tapeten hängen bleich vom Gas der Straße
— Schwarze Finger schlägt des Baumes Laub ins Licht,
— Bis sein Schatten plötzlich blind allein durchbricht
Neben dem verlöschten Pfahle,
Und mein Zimmer zackig schwankt und rauscht.

— Bis das Knacken eines Knopfes
Leicht sein Dunkel überfliegt
Und es fest und glühend voller Früchte liegt,
Blitze dringen auf den Schreibtisch ein,
In die tote Straße läuft ein Schein.

ALLEGRO.

Die Menge überfüllt die Straßen, auf die Dächer
Schlagen die Kronen der Getöse. Hohler und frecher
An des Abends Mündung.

Ein Mädchen kommt, die weißen Kleider bunt von Blicken,
Bedeckt mit Küssen des Getümmels, bohrend nicken
Die blutroten Fenster.

Die Pferde schütteln sich, die Knochenköpfe schwanken,
Von Scharen Peitschen rasch gestreift in weichen Flanken.
Noch fern die einsamen Ställe. —

Die dichten Lampen mischen ihre dunstigen Zungen.
Am Boden Bettler quer mit Stöcken eingedrungen
Versinken in Füßen. —

Und dann Gestirne, eng aus Freundschaft, — doch geschieden
Durch unberührte Klüfte Finsternis und Frieden,
Die zarteste Menge!

Eduard Bernstein:

VÖLKER ZU HAUSE

ERINNERUNGEN.

VI.*

GEHEIME KONGRESSE UND DIE AUSWEISUNG AUS DER SCHWEIZ.

IN die Zeit meines Aufenthalts in Zürich fallen die drei Kongresse, welche die unter das Ausnahmegesetz gestellte deutsche Sozialdemokratie im Auslande abhielt. Ihnen und meiner auf dem letzten dieser Kongresse erfolgten Ausweisung aus der Schweiz glaube ich einen Abschnitt dieser Erinnerungen widmen zu sollen. Zuvor aber einige Bemerkungen über die Persönlichkeit des bedeutenden Mannes, dessen Kollege ich durch Übernahme der Redaktion des „Sozialdemokrat" geworden war, und dessen Name in diesen Tagen durch seinen Sohn dem großen Publikum ins Gedächtnis zurückgerufen worden ist. Ich meine den Vater meines Reichstagskollegen und Gesinnungsgenossen Karl Liebknecht, den um die Begründung und Ausbildung der deutschen Sozialdemokratie hochverdienten Wilhelm Liebknecht.

Liebknecht war, wie früher erzählt wurde, deutscher Redakteur am „Sozialdemokrat". Als ich die Züricher Redaktion übernahm, saß er grade eine vielmonatige Gefängnisstrafe ab. Bald nach seiner Freilassung kam er jedoch auf vier bis fünf Wochen nach Zürich, um sich mit mir über die Redaktion zu besprechen und zugleich sich von seiner Haft zu erholen. Dies

* Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrgang, und die Februar-, März-, Mai- und Julihefte, 3. Jahrgang.

ist vielleicht nicht das richtige Wort. Denn von körperlicher Geschwächtheit war an diesem kerngesunden Mann nichts zu merken. Aber er wollte eine Zeitlang freie Luft atmen und hatte die Ferien, die er zu diesem Zweck nahm, gewiß redlich verdient.

In diesen vier Wochen nun und bei den weiteren Besuchen, die Liebknecht uns in der Folge abstattete, sowie durch unsern Briefwechsel habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, ihn genauer kennen zu lernen. Vor allem lernte ich seine Arbeitskraft bewundern. Der Mann war von einer erstaunlichen Elastizität des Geistes. Ich glaube nicht, daß er sonderlich viel und intensiv gelesen hat, und theoretisch war er schon damals nicht mehr mein Lehrer, da ich mich in den Marxismus vertiefte, zu dessen Exponenten er nicht gerechnet werden konnte. Nach seiner Geistesrichtung gehörte Liebknecht vielmehr eher zu den Sozialisten der französischen Schule, und an die Franzosen erinnerte auch sein glänzender, an kurzen, schlagenden Sätzen und zugespitzten Gegenüberstellungen reicher Stil. Er beherrschte die Form in ungleich höherem Grade als sein Mitkämpfer August Bebel, dessen Stärke dagegen die Substanz war, und ganz besonders zu Hause war er in der Geschichte der Revolutionskämpfe Frankreichs, in bezug auf ihre Behandlung u. a. von Jules Michelet beeinflußt. Bei Gelegenheit jenes Besuches fragte ich ihn einmal, ob er mir nicht zur Wiederkehr des 10. August einen Artikel über den Sturm auf die Tuilerien (1792) schreiben könne. „Gewiß", sagte er, „den sollst du haben." Sprach's, ging in sein Zimmer und brachte mir, ohne zu Büchern gegriffen zu haben, nach einer Stunde einen mit packender Kraft geschriebenen Artikel, der die ganze erste Seite des „Sozialdemokrat" vom 11. August 1881 füllte. Er konnte unter den schwierigsten Verhältnissen Artikel oder polemische Notizen schreiben, im Eisenbahnabteil, in einem mit laut schwatzenden Menschen gefüllten Zimmer — ja, einmal habe ich ihn beobachtet, wie er als Leiter einer durchaus nicht ruhig sich verhaltenden Versammlung vor sich hin an einem Artikel arbeitete. Ebenso war er als Redner durchaus nicht auf Vorbereitung angewiesen. Die beste Rede, die ich von ihm gehört habe, war ganz und gar improvisiert.

Diese Leichtigkeit der geistigen Orientierung nun hat Wilhelm Liebknecht auf seinen Sohn vererbt. Und nicht nur sie. In seinem ganzen politischen Verhalten ist Karl Liebknecht durchaus der Sohn seines Vaters. Das zeigt sich mit verblüffender Deutlichkeit, wenn man ihn nicht mit dem unter festgelegten Parteiverhältnissen arbeitenden Parteiveteranen, sondern mit dem im gleichen Alter wie er stehenden und unter ähnlichen Verhältnissen wirkenden Wilhelm Liebknecht vergleicht. Karl Marx spricht einmal in einem Brief an Friedrich Engels von dem „grenzenlosen Optimismus unseres Liebknecht". Das Wort war berechtigt, aber es deckt die Geistesart nicht völlig, um die es sich da handelt. Mit dem Optimismus in innigster Verbindung stand zugleich, vielleicht als Uranlage, eine seltene Unbesorgtheit um alles, was die eigene Person betraf, und Gleichgültigkeit gegen formale Regeln. Auch Wilhelm Liebknecht folgte als Politiker nicht selten ohne langes Überlegen spontanen Eingebungen, auch er rief zu seiner Zeit durch rücksichtsloses Aussprechen dessen, was ihm Wahrheit war, Stürme im Parlament hervor, auch er brachte sich nicht selten durch eigenmächtiges Handeln mit seinen politischen Freunden in Konflikte. Dieser Hang zur Eigenmächtigkeit war nicht auf berechnete Effekthascherei zurückzuführen, er war die Komplementäreigenschaft des Mutes, der Wilhelm Liebknecht befähigte, in Situationen, wo alles um ihn herum dem Taumel des Erfolgs huldigte oder vor ihm die Segel strich, den Berauschten als Anwalt der Menschlichkeit und Gerechtigkeit entgegenzutreten. Will man Karl Liebknecht gerecht beurteilen, so muß man Wesen und Verhalten seines Vaters studieren.

Als Privatmann war Wilhelm Liebknecht durchaus bedächtig, ohne darum Asket zu sein. Er konnte beim Trinken viel vertragen, aber war für gewöhnlich ein durchaus mäßiger Trinker. Er war beim Gastmahl ein guter Esser, aber ebenso leicht mit sehr bescheidener Kost zufrieden. So beschrieb er mir damals, wo er gerade das Gefängnis verlassen hatte, seine Gefängniskost als ihm äußerst zuträglich, und wiederholt kam es vor, daß er uns beim Glase Bier ein nichts weniger als ausgezeichnetes Gebräu

als „pompös" pries. Eine seiner Leidenschaften war Wandern in der freien Natur, und da er damit bei mir auf einen verwandten Hang stieß, haben wir viele Spaziergänge auf den Zürichberg und andere Anhöhen um Zürich miteinander gemacht. Meinerseits habe ich ihn in jenen Tagen veranlaßt, die edle Kunst des Schwimmens wieder aufzunehmen, die er, wie er mir erklärte, wohl gut zwei Jahrzehnte nicht mehr geübt hatte. Kräftig, wie er war, tummelte er sich sofort wieder im See, wie ein Fisch im Wasser, und eines Tages haben dann er, Freund Julius Metteler und ein klein wenig auch der Schreiber dieses einen im Ertrinken Begriffenen, der schon das Bewußtsein verloren hatte, mit vereinten Anstrengungen wieder ans Ufer gebracht.

Soviel vom Soldaten der Revolution, wie Wilhelm Liebknecht sich 1872 als Angeklagter im Leipziger Hochverratsprozeß selbst bezeichnet hat, und wonach er — ich glaube zuerst von mir — den Beinamen „der Soldat" erhielt. Und nun zu den Kongressen.

Mehr noch als für jede andere politische Partei sind für eine demokratische Partei Delegiertentage oder Kongresse eine Lebensnotwendigkeit, da nur auf solchen oder durch solche die Fragen des inneren Lebens der Partei, ihrer Führung und ihrer Politik in befriedigender Weise zum Austrag gebracht werden können. Da nun das Ausnahmegesetz es der deutschen Sozialdemokratie zur Unmöglichkeit machte, im Reichsgebiet solche Kongresse abzuhalten, war sie genötigt, solange dieses Gesetz bestand, sie ins Ausland zu verlegen. Und selbst das mußte unter Beobachtung von Vorsichtsmaßregeln aller Art geschehen. Die Besucher der Kongresse mußten vor politischer Verfolgung und die Kongresse selbst vor unerwünschten Teilnehmern geschützt werden. Während die Anforderungen einer demokratischen Vertretung der Mitgliedschaften es nötig machten, die Tatsache, daß ein Kongreß bevorstehe, weithin bekannt zu geben, mußte zugleich über den Ort, das genaue Datum des Zusammentritts des Kongresses sowie über allerhand sonstige Einzelheiten strenges Stillschweigen beobachtet werden. Bei der starken Aufmerksamkeit, welche die Polizei allen Vorgängen in der Sozialdemokratie widmete, war es keine leichte Aufgabe, beiden An-

forderungen gerecht zu werden. Aber sie ist jedesmal insoweit gelöst worden, daß trotz ihres ausgebreiteten Überwachungsdienstes die Polizei stets erst nach Zusammentritt der Kongresse von ihnen erfuhr.

Die vielleicht größte Überraschung dieser Art bereitete der Polizei, und nicht nur ihr, gerade der erste dieser geheimen Kongresse. Er ward in den Tagen vom 20. bis 23. August 1880 auf Schweizer Gebiet abgehalten, und alles war dazu angetan, ihm ein romantisches Gepräge zu verleihen. Da die allgemein bekannten Führer der Partei auf ihm zu erscheinen hatten, war davon Abstand genommen worden, ihn in einer der größeren Städte der Schweiz zusammentreten zu lassen. Das gleichzeitige Erscheinen der Bebel, Liebknecht, Hasenklever, Auer, Grillenberger, Fritzsche, Vahlteich u. a. hätte den dort herumlungernden Spitzeln die Auskundschaftung des Kongresses gar zu leicht gemacht. Ein abseits der großen internationalen Verkehrsstraßen, unweit des Fleckens Ossingen im Kanton Zürich gelegener, halb verfallener und zum Verkauf stehender Herrensitz — Schloß Wyden — wurde für geeignet erachtet, die Vertreter der geächteten Partei einige Tage zu beherbergen, und zu diesem Zweck vom Inhaber mit der Angabe auf eine Woche gemietet, es wolle die Kranken- und Sterbekasse der deutschen Arbeitervereine in der Schweiz dort ihre Generalversammlung abhalten, woran der gute Mann nichts Verdächtiges fand. Man richtete den geräumigen Festsaal des „Schlosses" — einst der Rittersaal genannt — zum Versammlungssaal her, stattete die Küche genügend aus, um der Frau eines St. Galler Parteigenossen nebst einer von ihr eingestellten Köchin die Speisung der Delegierten zu ermöglichen, und da kein anderes Zimmer im Schloß benutzbar war, ward eines der kleinen Nebengebäude, das sonst als Stallung oder Scheune dienen mochte, durch Aufschütten von Stroh in den Stand gesetzt, den Kongressteilnehmern als nächtliche Lagerstätte zu dienen. Denn weder bot der Ort Ossingen genügend Gastzimmer, um die Delegierten aufzunehmen, noch ward es für ratsam erachtet, daß überhaupt Delegierte in nennenswerter Zahl dort Wohnung nähmen, da dies den Bauern leicht Veran-

lassung hätte geben können, sich etwas genauer um die Vorgänge im Schloß zu kümmern. Diese sollten sowenig als möglich von dem Kongreß merken. Die in Zürich oder bei den Parteileitern in Deutschland angemeldeten Delegierten aber wurden nicht direkt nach Ossingen entboten, sondern erhielten nur Weisung, sich am festgesetzten Tage in Winterthur in einer bestimmten, nahe beim Bahnhof gelegenen Wirtschaft einzufinden. Dort wurden ihre Mandate einer ersten Prüfung unterzogen und ihnen dann erst gesagt, wohin die Reise wirklich ging. So kam man am Nachmittag des 20. August 1880 unbeachtet im Schloß Wyden zusammen und konnte auch zwei Tage Beratung pflegen, ohne daß irgend ein Unbeteiligter sich einmischte. Zuverlässige Genossen sorgten als „Wachtposten" dafür, daß dem Kongreß jede Überraschung erspart blieb. Erst am vorletzten Sitzungstage meldete sich der Statthalter des Bezirks Andelfingen, zu dem Ossingen gehört, und ersuchte um Aufklärung, was man im Schloß triebe. Da der Zweck des Kongresses schon im wesentlichen erfüllt war, ward dem Mann, der der demokratischen Partei Zürichs angehörte, klarer Wein eingeschenkt und ihm freigestellt, der Sitzung beizuwohnen, was er jedoch ablehnte. Die Bauern von Ossingen aber wollten, als der Kongreß zu Ende ging und sich nur eine größere Zahl Delegierter in den Wirtschaften Ossingens einfanden, nur darüber Auskunft haben, „ob die Herre auch einen Umzug machen wölle". Ein Kongreß ohne Umzug war ihnen offenbar eine Exekution ohne Delinquenten.

Die größere Öffentlichkeit ward über die Tagung des Kongresses erst durch eine Zeitungsnotiz unterrichtet, die von Vertretern der Partei selbst in die Presse lanciert wurde und entsprechend ausgeschmückt war. Indes war die Wirklichkeit viel eindrucksvoller gewesen, als es die Pikanterien der Notiz zu erkennen gaben. Gewiß waren die Veranstaltungen, unter denen der Kongreß tagte, noch immer romantisch genug, auch wenn es z. B. übertrieben war, was die Zeitungsnotiz dem Philister erzählte:

„Man bekam keinen der geheimnisvollen Schloßbewohner ausser der Tore zu sehen mit Ausnahme der Wachen, welche

die Wege zum Schlosse absperrten und, von einem Posten auf dem Turm benachrichtigt, niemand nahe kommen ließen."

Der Turmwächter war natürlich ein Geschöpf der Phantasie, die Wachtposten konnten niemand den Weg verwehren, und die Kongreßbesucher ließen es sich nicht nehmen, in den Pausen das Gebäude zu verlassen und sich an den nahen Anhängen zu lagern, von denen aus man eine reizvolle Aussicht auf das umliegende Gelände hatte, oder sich in Spaziergängen durch die Felder und Wiesen zu ergehen. Was den Teilnehmern den Kongreß erst unvergeßlich machte, war der seine Verhandlungen und das ganze Zusammensein beseelende Geist.

Es war die erste größere Zusammenkunft der Partei seit fast drei Jahren. Die Schreckensmonate des Attentatsommers 1878 mit ihren schweren Strafverfügungen, die Verhängung des Ausnahmegesetzes über die Sozialdemokratie, Auflösung ihrer Organisationen, die Unterdrückung ihrer Organe hatten die Kraft der Partei nach außen hin zeitweilig geschwächt und mancherlei Wirrnis in ihren Reihen hervorgerufen. Aber nun zeigte sich deutlich, daß sie den Kern der Partei unberührt gelassen und unter den Festgebliebenen das Gefühl der Zusammengehörigkeit nur gestärkt hatten. Nur drei von den 56 Teilnehmern am Wydener Kongreß zeigten eine gewisse Hinneigung zu den beiden bisherigen Parteiführern Most und Hasselmann, die vom Ausland her als Sozialrevolutionäre der Partei Fehde angesagt hatten, aber auch sie mochten nicht soweit gehen, den Bruch mit der Partei gutzuheißen. Es wurde auf Wyden lebhaft debattiert und an verschiedenen Maßnahmen der Parteivertreter scharfe Kritik geübt. Der Grundton jedoch, in dem die Verhandlungen geführt wurden, war von jeder Gehässigkeit oder auch nur Gereiztheit frei. Es überwog die immer wieder von neuem zum Ausdruck gelangende Freude darüber, daß man trotz der Zeitläufe in so großer Zahl versammelt war und in vollem gegenseitigem Vertrauen sich über alles aussprechen konnte, was die Seelen bedrückt hatte. Die Verfolgungen hatten die Verfolgten zusammengeschweißt,

und die Gewißheit, daß man den Kampf mit ungebrochener Entschlossenheit fortführen werde, ließ auch den Humor zu seinem vollen Recht kommen. Mit guter Laune wurde allen Unbequemlichkeiten, die man sich hatte auferlegen müssen, die scherzhafte Seite abgewonnen, und wer in seinen Reden sich gar zu kühne Bilder leistete oder sich in falsche Konstruktionen verwickelte, konnte sicher sein, seine Leistung in improvisierten Beiträgen für eine satirische „Kongreßzeitung" verewigt zu sehen, die nicht fehlen durfte, und um deren Illustrierung sich namentlich Karl Kautsky und der leider verstorbene Karl Grillenberger verdient machten. Die maßlosen Angriffe, mit denen Johann Most in der Londoner „Freiheit" seine bisherigen Kampfgenossen zu überschütten liebte, fanden hier in Wort und Bild ihre ironisierende Gegenkritik. Ob es unbedingt nötig war, Most und Hasselmann noch durch Kongreßbeschluß als außerhalb der Partei stehend zu erklären, nachdem sie sich schon durch die Tat von ihr getrennt hatten, mag bestritten werden können; solche Beschlüsse haben, wo es sich um politische Differenzen handelt, stets einen unangenehmen Beigeschmack. Aber wohlverdient waren die Spottverse, mit denen die Kongreßzeitung Johann Most bedachte, der von London aus einen Revolutionarismus predigte, von dem er wissen mußte, daß er im damaligen Deutschland unanwendbar war. Den Geist, der auf dem Kongreß herrschte, kennzeichnet die einmütige Annahme des Antrags, aus dem Satz im damaligen Programm der Partei — des sogenannten Gothaer Programms — wo es hieß, daß die Partei für ihre Forderungen und Ziele „mit allen gesetzlichen Mitteln" eintrete, das Wort „gesetzlichen" zu *streichen*. Selbstverständlich konnte die Partei, nachdem sie außerhalb des Gesetzes gestellt war, sich für ihre propagandistische Betätigung und politische Aktion nicht auf gesetzliche Mittel beschränken. Aber die Streichung des Wortes gesetzlich veränderte den Satz in: „mit allen Mitteln", und das ließ eine viel weitergehende Auslegung zu. Daß sie nicht gescheut wurde, war die trotzige Antwort auf die Gewaltpolitik, der die Partei unterworfen worden war. Und so wird man die

Genugtuung über folgendes der besagten Kongreßzeitung einverleibte Poem zu würdigen wissen:

MIT ALLEN MITTELN.

Es steht ein Schloß im Schweizerland,
Da wird an den Staaten gerüttelt,
Da wird der Umsturz zu Recht erkannt,
Da wird nicht „gesetzlich gemittelt".

Der helle Kommunismus blüht,
Man ißt und trinkt gemeinsam,
Des Nachts das Volk zum Schlafhaus zieht,
Um nicht zu ruhen einsam.

Der tolle Hans, der Fehde blies,
Hier wird er abgeschlachtet,
Und in der Verachtung Burgverlies,
Da wird er eingeschachtet.

Die rote Republik, sie wacht
An unsres Schlosses Pforte.
Wer hätt' in London das gedacht
Von der Bedientenhorde!

Von den festgehaltenen Redeblüten aber hat sich mir eine ganz besonders eingeprägt und mag auch hier eine Stätte finden. Sie entstammte dem Munde eines jugendlich feurigen Delegierten aus dem Schwabenländle und lautete: „Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen."

Auf verschiedenen Wegen kehrten die aus Deutschland gekommenen Delegierten nach beendetem Kongreß in das Reich zurück, nicht einer von ihnen wurde an der Grenze abgefaßt, verschiedene aber brachten verbotene Druckware ins Vaterland, die ihnen der in diesen Dingen sehr geschickte Metteler panzerartig um den Leib gebunden hatte.

Weniger glatt lief der zweite geheime Kongreß der Partei ab. Er fand im März 1883 zu Kopenhagen statt. Allerdings ward auch er von der deutschen Polizei selbst nicht ausgefunden, so sehr

diese inzwischen ihren gegen unsere Partei gerichteten Spionendienst erweitert hatte. Wir waren schon mehrere Tage im schönen Versammlungssaal des Vereinshauses der dänischen Sozialdemokratie beim Kongreßwerk, als die Agenten der politischen Polizei des Herrn von Puttkammer, der der Spezialminister für das Ausnahmegesetz geworden war, noch an der Grenze und in Ortschaften der Schweiz den Versammlungsort des durch Bekanntmachung im „Sozialdemokrat" einberufenen Kongresses aufzuspüren suchten. Aber die Verhandlungen dauerten diesmal fast eine Woche, und so lange ließ sich in Dänemarks Hauptstadt die Tagung, an der so bekannte Persönlichkeiten teilnahmen, nicht geheimhalten. Am Morgen nach dem vierten Kongreßtage erhielten die meisten von uns in unseren Quartieren den Besuch der dänischen Polizei, die von dem Kongreß Wind erhalten hatte.

Dabei ward mir eine sehr unverdiente Ehrung zuteil, durch deren Mitteilung an dieser Stelle ich nunmehr mein schlechtes Gewissen erleichtern möchte.

Ich hatte, um ohne allzugroßen Umweg von Zürich nach Kopenhagen zu gelangen, Deutschland von Süden nach Norden durchqueren müssen. Da ich mittlerweile Redakteur des „Sozialdemokrat" geworden war, konnte meine Verhaftung auf deutschem Boden nicht bloß mir selbst, sondern auch der Partei arge Unannehmlichkeiten bereiten, und so hatte ich neben andern Vorsichtsmaßregeln auch die getroffen, mich mit einem falschen Paß zu versehen. In Kopenhagen nun wohnte ich mit Auer, Grillenberger und noch vier andern Genossen in einem bescheidenen Gasthaus in der Vesterbro Gade, dessen Wirt der Sozialdemokratie angehörte. Wir schliefen unserer sieben in zwei ineinandergehenden Zimmern, vier in dem ersten und drei, darunter ich, im zweiten Zimmer. Am Morgen des verhängnisvollen Tages nun ward ich durch Pochen an der Haupttür aus dem Schlaf geweckt und war bald darauf Ohrenzeuge folgenden Gesprächs:

Polizeikommissar (am ersten Bett): „Wie heiße Sie?" Auer: „Ignaz Auer". Polizeikommissar: „Habe Sie sich

in diese Liste eingeszriebe"? Auer: „Ja". Polizeikommissar: „Aber hier steht kein Auer. Welchen Name habe Sie geszriebe"? Auer: „Johannes Sörensen". Polizeikommissar: „Warum habe Sie eine falsche Name geszriebe"? Auer: „Weil nicht jeder wissen soll, daß ich hier bin". Polizeikommissar: „Sie habe hier eine Kongress"? Auer: „Ich bin mit Freunden hier". Polizeikommissar: „Ja, Sie halten aber eine Kongreß ab". Auer: „Nennen Sie es, wie Sie wollen". — (Der Polizeikommissar schrieb verschiedenes in sein Buch ein, trat dann an das zweite Bett heran, in dem Karl Grillenberger lag, und stellte die gleichen Fragen.)

Polizeikommissar (am zweiten Bett): „Wie heiße Sie?" Grillenberger: „Karl Grillenberger". Polizeikommissar: „Mit welche Name stehen Sie in diese Liste"? Grillenberger: „Olaf Petersen".

Und so ging es weiter. Alle von uns, die aus Deutschland gekommen waren, hatten sich mit dänischen Namen in die Liste des Gasthauses eingetragen. Und so gab es an sechs unsrer Betten jedesmal die gleiche Unterhaltung. Zuletzt trat der Kommissar an mein Bett, und da erfuhr er ein anderes.

„Wie heiße Sie"? Ich: „Conrad Conzett". Kommissar: „Mit welche Name stehen Sie hier eingeszriebe"? Ich: „Mit meinem Namen". Kommissar (überrascht): „Mit Ihre Name?" Ich (sehr würdig): „Jawohl, mit meinem Namen". Kommissar (sieht nach der Liste und findet den Namen. Immer noch mißtrauisch): „Habe Sie Papier szur Legitimation"? Ich (noch würdiger): „O ja. Bitte, hier". Der Kommissar besichtigte den auf den Namen meines schweizerischen Parteigenossen Conzett lautenden Paß, verglich das Signalement, fand, daß es stimmte und auf wen stimmen Paßangaben nicht? und entfernte sich dann mit einer tiefen Verbeugung. Er schien zu denken: „Wenigstens ein ordentlicher Mensch unter der Gesellschaft". Und dabei hatte gerade ich ihn hinters Licht geführt.

Zum Glück habe ich in bezug auf Paßschwindel illustre Vorgänger. Als in den Reaktionsjahren nach 1848/49 Preußens Minister Manteuffel eines Tages von Hamburg nach London fuhr, stieß er beim Promenieren an Deck des Schiffes auf den

als Steuerverweigerer damals im Exil lebenden Lothar Bucher. Es war unmöglich, eine kurze Unterhaltung zu umgehen. „Wie kommen Sie denn hierher?" fragte der Allmächtige Preußens den landesflüchtigen Staatsverbrecher. „Ich war auf etliche Tage zum Besuch in der Heimat", erhielt er zur Antwort. „Was? in Preußen?" „Gewiß, in Preußen", gab Bucher zurück. „Wie sind Sie denn da hineingekommen, wo Sie doch keinen Paß haben?" Denn in Preußen galt damals noch die Paßpflicht. „Ich keinen Paß? Selbstverständlich hatte ich einen Paß. Sie haben ja selbst dafür gesorgt, daß ich einen Paß bekam." „Wieso?" „Das will ich Ihnen sagen. Dank Ihren weisen Paßvorschriften kann ich in London für eine englische Krone (5 Schillinge) jeden preußischen Paß kaufen, wie ich ihn brauche." In der Tat ward damals, wo jeder aus dem Lande oder ins Land hinein Reisende einen Paß haben mußte, in London ein schwunghafter Handel mit deutschen Pässen betrieben. Die Vorschrift war eine Belästigung für das harmlose Publikum, hat aber schwerlich auch nur einen einzigen politischen oder gemeinen Verbrecher verhindert, die Landesgrenzen zu überschreiten. Das Geheimnis, Signalemente so auszustellen, daß sie nur auf eine bestimmte Person paßten, hat noch kein Mensch ausgefunden. Conrad Conzett war größer und breiter als ich und hatte auch ganz andere Gesichtszüge, und doch schien dem dänischen Polizeikommissar seine Personalbeschreibung auf mich zu passen.

Die dänische Polizeibehörde benahm sich im übrigen unserem Kongreß gegenüber leidlich anständig. Sie erbat sich nur die Zusicherung, daß wir von jeder Agitation in Dänemark Abstand nehmen würden, und ließ uns sonst unbehelligt bis zu Ende tagen. Indes drang nun die Kunde vom Kongreß in Kopenhagen doch nach Berlin, und der dortige Polizeirat Krüger, in dessen Händen die Fäden der Spitzelei ganz Deutschlands zusammenliefen, reiste jetzt spornstreichs selbst nach Kopenhagen, jedoch vergeblich. Als er kam, war das Nest schon leer. Erreicht wurde nur, daß sechs der heimreisenden Kongreßteilnehmer, darunter die Reichstagsabgeordneten Georg von Vollmar, Karl Ulrich

und Karl Frohme in Kiel, und tags darauf noch Ignaz Auer, August Bebel und Heinrich Dietz in Neumünster angehalten und polizeilich verhört wurden, um dann später, als sich nach langem Suchen endlich eine hierzu bereite Strafkammer fand, unter der Anklage des Geheimbunds prozessiert zu werden, was sechs von ihnen auf 9 und drei auf 6 Monate ins Gefängnis brachte.

Mir ging es besser. Mit Auer, Bebel, Dietz und Richard Fischer war ich zwei Tage nach Kongreßschluß nach Korsör an der Westküste der Insel Seeland gefahren, wo wir dem Kongreßprotokoll die für die Veröffentlichung geeignete Form geben wollten. Wir waren in einem passablen Hotel abgestiegen und hatten eben an einem größeren Tisch Platz genommen, als ein Kellner mit einem Telegramm in der Hand an uns herantrat und uns fragte, ob es an einen von uns gerichtet sei. Es war nämlich sehr lakonisch adressiert: „Eduard Bernstein, Korsör." Ich hatte mich in die Hotelliste als Conzett eingeschrieben, aber ohne mich zu besinnen, erklärte ich, das Telegramm sei für mich bestimmt, griff zu und eröffnete es. Es war auch in die richtigen Hände geraten. Kiel war sein Aufgabeort, und im übrigen enthielt es nur die drei Worte, die vielsagend genug waren: „Vorsicht, nichts mitnehmen." Natürlich wußten wir sofort Bescheid. In Kiel war irgend etwas passiert, was erkennen ließ, daß die Grenze nicht sauber war. Es durfte somit auf keinen Fall das Protokoll und sonstiges Schriftliche vom Kongreß in der Tasche jemandes von uns mit über die Grenze genommen werden. Weiter aber erklärte Bebel, und wir andern stimmten ohne Einwand zu, daß ich nun unter keinen Umständen über Deutschland reisen dürfe, sondern auf dem Umwege über England und Frankreich in die Schweiz zurückkehren müsse. Es war mir das nicht gerade unangenehm, da der Umweg über London mir ermöglicht hätte, dort Friedrich Engels aufzusuchen, der damals eine ziemlich lebhafte Korrespondenz mit mir unterhielt. Indes sollte es anders kommen.

Noch am gleichen Abend fuhr ich wieder nach Kopenhagen zurück und fand dort in einer Abendzeitung die Meldung, daß die Reichstagsabgeordneten Vollmar und Frohme mit einigen

andern Sozialdemokraten auf der Heimreise von einem sozialistischen Kongreß in Kiel verhaftet worden seien. So suchte ich denn am nächsten Morgen sofort meine dänischen Parteigenossen auf, befragte sie über den schnellsten Weg nach England und fuhr auf den Rat eines von ihnen am übernächsten Tag quer durch ganz Dänemark an die Westküste-Jütlands, um von dem neugebildeten Hafenort Esbjerg aus nach Harwich zu gelangen. Mein Ratgeber hatte sich aber in der Liste versehen. Ich fand in Esbjerg kein Schiff vor, das Passagiere für England nahm und hätte fünf Tage warten müssen, um auf dem angegebenen Weg reisen zu können. Dazu konnte ich mich jedoch um so weniger entschließen, als in dem Gasthaus, wo ich abgestiegen war, kein Mensch eine der mir geläufigen Sprachen sprach. So durchquerte ich tags darauf Jütland noch einmal, hielt mich in Friedericia am kleinen Belt zwölf Stunden auf und bin dann doch über Deutschland heimgekehrt, da, wie ich im letzten Augenblick richtig kalkulierte, inzwischen die Grenze für mich wieder passierbar geworden war. Kein Polizist, wohl aber Freund August Bebel hat mich auf dieser Rückfahrt „überrascht". Er klopfte mir, als ich in Hamburg auf den Zug wartete, der mich nach dem Süden bringen sollte, mit den Worten auf die Schulter: „Im Namen des Gesetzes".

In bezug auf „Völker zu Hause" war meine Reise ziemlich unfruchtbar geblieben. Immerhin hatte ich Gelegenheit gehabt, Dänemarks schöne Hauptstadt einigermaßen kennen zu lernen, und habe, wie bemerkt, einen halben Tag in der befestigten Kleinstadt Friedericia zugebracht. Kopenhagen gefiel mir recht gut, doch fehlte mir die seelische Ruhe, seinen schönen Gebäuden und Museen völlig gerecht zu werden. Mein ganzes Sinnen und Trachten ging damals in der politischen Bewegung auf, und es lag mir daran, mit den verschiedenen Gesinnungsgenossen aus Deutschland, die ich sonst nicht zu sehen bekam, in Gesprächen über die heimischen Verhältnisse mich zu ergehen, als mich in das Studium von Werken der bildenden Künste zu vertiefen, die Kopenhagen in so großer Zahl aufweist. Am Tage nach Schluß

des Kongresses führten uns dänische Freunde im Schloß Rosenberg herum, seine Säle und Kostbarkeiten machten aber auf mich mehr den Eindruck von Kuriositäten, als daß sie mich hätten für einen geplanten Besuch des Thorwaldsen-Museums entschädigen können, zu dem ich nun nicht mehr die Zeit fand. Ebenso lernte ich die Bewohner Kopenhagens zu oberflächlich kennen, um über sie mehr als allgemein Bekanntes sagen zu können. An einem der Tage war ich bei dem Mann zu Gast, den meine dänischen Gesinnungsgenossen damals als ihren ersten Führer betrachteten und mir als „unsern Bebel" bezeichneten. Es war dies der sozialistische Schneidermeister P. Holm, ein freundlicher Mann mit intelligentem Gesichtsausdruck, der aber in der Unterhaltung wenig von der Schärfe Bebels merken ließ, mehr klug als überragend begabt zu sein schien. Kaum mittelgroß und von etwas rundlicher Statur hatte er wenig vom Skandinavier an sich. Indes fehlte es unter den dänischen Sozialisten, mit denen wir in Beziehung traten, auch nicht an echten Nordlandsgestalten.

*

Der Prozeß gegen die neun abgefaßten deutschen Teilnehmer am Kopenhagener Kongreß fand am 4. August 1886 vor dem Landgericht Freiburg mit der Verurteilung der Angeklagten zu den schon erwähnten Strafen seinen Abschluß. Nur mit Mühe und unter Mitwirkung des Reichsgerichts war es gelungen, Rechtserklärungen zu konstruieren, auf die sich eine Verurteilung begründen ließ. Daß eine Zusammenkunft im Ausland allein noch nicht das Delikt des strafbaren Geheimbunds bilde, hatte auch das Reichsgericht anerkennen müssen. Es könnten aber, hatte es ausgeführt, konkludente Handlungen, die nicht in der bloßen Zusammenkunft lägen, die Strafbarkeit begründen, und eine konkludente Handlung solcher Art ward darin gefunden, daß ein Vertreter des in Deutschland verbotenen „Sozialdemokrat" über dessen Verbreitung und Finanzen dem Kongreß Bericht erstattet hatte. War aber auf diese Weise eine Verurteilung zustande gebracht worden, so hatte man mit ihrer Be-

gründung zugleich, ohne es zu wissen, der Sozialdemokratie eine Anweisung gegeben, wie sie es in Zukunft anzustellen habe, um einen Kongreß im Auslande abzuhalten, ohne sich damit Strafverfolgungen auszusetzen. Als das verurteilende Erkenntnis rechtskräftig geworden war, wurde zunächst die offizielle Verbindung der Partei mit dem Zürcher „Sozialdemokrat" gelöst, und nachdem die verurteilten Parteiführer ihre Gefängnisstrafe abgebüßt hatten, ward im August 1887 in *deutschen* Blättern ein von der Reichstagsfraktion der Partei unterzeichneter Aufruf veröffentlicht, der ohne Umschweife die Parteigenossen im Lande zur Beschickung eines Kongresses einlud, über dessen genauen Zeitpunkt und Versammlungsort bis zu einem bestimmten Tage — den 15. September — den angemeldeten Delegierten rechtzeitig Mitteilung zugehen werde.

Dieser Kongreß, von dem sogar die Tagesordnung und die Namen der Referenten im Einladungsaufruf bekannt gegeben wurden, fand wiederum in der Schweiz statt. Er trat am 3. Oktober 1887 im Saal der Brauerei Schönenwegen bei St. Gallen zusammen. Obwohl er erheblich stärker beschickt war als die vorhergegangenen zwei Kongresse, erfuhr auch diesmal die deutsche Polizei den Ort des Zusammentritts erst, nachdem der Kongreß schon seine Tagung begonnen hatte. Und auch das zuerst durch die sozialdemokratische Berichterstattung selbst. Denn nun wurden von Kongreß wegen der Presse laufende Berichte über den Gang der Verhandlungen übermittelt. Ferner wohnten Mitglieder der schweizerischen Sozialdemokratie, die angesehene Stellen bekleideten, den Verhandlungen bei, so daß sich eine Anklage, er habe als Geheimbund getagt, nicht hätte begründen lassen. Vom Züricher „Sozialdemokrat" ward auf ihm kein Wort gesprochen. Er beschäftigte sich nur mit allgemeinen Fragen der Politik und Sozialpolitik, dies allerdings unter erneuter Betonung der scharfen, unbeugsamen Kampfstellung gegen Regierung und herrschende Klassen. Insbesondere kündigte eine von Ignaz Auer begründete Resolution der Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck mit ihrer Pflege der indirekten Steuern, sowie aller zu finanziellen Zwecken betrie-

benen Monopolisierung wichtiger Verbrauchsartikel der großen Masse unerbittliche Gegnerschaft an.

Der wohlgelungene Verlauf des Kongresses machte in der Öffentlichkeit großes Aufsehen. Er war ein Schlag ins Gesicht des Polizeisystems Bismarck-Puttkammer; nicht nur in der Arbeiterschaft, auch bei der Jugend der Intellektuellen gewann die Sozialdemokratie zusehends an moralischem Gewicht. Um den Schlag zu erwidern, ließ Bismarck dem Reichstag die Vorlage eines neuen Strafgesetzes zugehen, die alle bisherigen Ausnahmegesetze an Verfolgungswut noch übertraf. Nach ihr sollte die Teilnahme an Kongressen im Auslande, die sozialdemokratischen Bestrebungen dienten, die Teilnahme an geheimen Verbindungen und die „geschäftsmäßige" Verbreitung verbotener Schriften außer mit Gefängnis auch noch mit der mittelalterlichen Maßregel der *Landesächtung* — der Expatriierung — bestraft werden

Und diese ungeheuerliche Vorlage, deren Begründung und Strafbestimmungen allen modernen Rechtsbegriffen zuwiderliefen, hatte anscheinend gute Aussicht, Gesetz zu werden. Im Februar 1887 hatten, nachdem der Reichstag wegen der Frage eines neuen Militärseptennats aufgelöst worden war, Neuwahlen stattgefunden, bei denen die angeblich drohende Franzosengefahr mit Aufgebot einer Flut von beispiellos auftragenden Flugblättern ausgespielt worden war. Ein Kartell von Konservativen, Reichsparteilern und Nationalliberalen hatte die Mehrheit erhalten, und diese Kartellparteien standen Bismarck in den meisten Fällen auch für seine politische Gesetzgebung willig zur Verfügung. Es sah einen Augenblick so aus, als sollte sich wirklich für die Expatriierungs-Vorlage eine Mehrheit finden.

Da half der Sozialdemokratie ein Glücksfall einen Gegenschlag führen, der sie vor diesem Ächtungsgesetz bewahrte. Jemand, der Gelegenheit hatte, in die Akten der Berliner Geheimpolizei hineinzublicken, spielte dem Abgeordneten Singer eine Liste von politischen Agenten in die Hand. Die Liste wanderte nach Zürich, sie wurde zur Überrumpelung einiger der auf ihr bezeichneten Personen benutzt, die Betreffenden bekannten in der Verblüffung mehr, als sie sonst wohl gestanden

hätten, und Paul Singer konnte bei der ersten Lesung der Vorlage dem Reichstag ein Aktenstück überreichen, welches einwandfrei Beweise dafür erbrachte, daß Agenten der Berliner Polizei in Zürich und Genf, von ihren Auftraggebern förmlich dazu gedrängt, das unsaubere Geschäft der Lockspitzelei betrieben hatten. Das heißt, sie hatten selbst zu Gewalttätigkeiten aufgehetzt und Attentate planenden Gewalt-Anarchisten bei ihren Unternehmungen Vorschub geleistet. Bei einem dieser im Solde der Berliner Polizei stehenden Agenten, namens Schröder, hatte die Haussuchung haltende Züricher Polizei eine Kiste Dynamit gefunden, und es war festgestellt worden, daß Schröder einer Konferenz von Anarchisten präsidiert hatte, auf der Attentate beraten worden waren, die tatsächlich zur Ausführung gelangten. Der Eindruck dieser Enthüllungen war so niederschmetternd, sie machten im Publikum so großes Aufsehen, daß der Reichstag sich begnügte, das zu neuer Beratung stehende Sozialistengesetz einfach zu verlängern, indes die Expatriierungsparagraphen gegen eine verschwindende Minderheit abgelehnt wurden. Das geschah im Februar 1888. Der Minister des Ausnahmegesetzes, Puttkammer, der jene Vorlage befürwortet hatte, erlitt also eine böse Niederlage. Aber, wie bei einer früheren Gelegenheit, verschaffte er sich und seinen bloßgestellten Polizeiagenten, um mich des von ihm gebrauchten Ausdrucks zu bedienen, eine „eklatante Genugtuung". Damals war Paul Singer, nachdem er einen in Berlin wirkenden Lockspitzel entlarvt hatte, aus Berlin ausgewiesen und dadurch genötigt worden, aus seiner von ihm begründeten Firma auszutreten. Jetzt verfügte, zwei Monate später, im April 1888 der Bundesrat der Eidgenossenschaft die Ausweisung des Redakteurs (meiner Wenigkeit), des Geschäftsführers und Expedienten (Julius Metteler), des Verlagsleiters (Hermann Schlüter) und des Druckereileiters (Leonhard Tauscher) des Züricher „Sozialdemokrat" aus der Schweiz. Gegenüber der sofort von Schweizer Bürgern erhobenen Beschuldigung, er habe einem von Berlin ausgeübten Druck nachgegeben, legte der Bundesrat feierliche Verwahrung ein und erklärte, nur seiner eigenen,

wohlüberlegten Eingebung gefolgt zu sein, und soweit das offizielle Verfahren in Betracht kommt, wird das wohl stimmen. Es gibt viele Wege, eine gewünschte Handlung zu suggerieren. Der „Sozialdemokrat", der nun wöchentlich in einer Auflage von nahezu 12,000 Exemplaren ins Reich wanderte, hatte sich dem System Bismarck-Puttkammer sehr unbequem gemacht und indirekt wohl auch dem Bundesrat der Schweiz manche Unannehmlichkeit bereitet. Da war es für Mittelspersonen nicht allzuschwer, durch Andeutungen hinsichtlich des Mißvergnügens darüber, daß die Schweiz sich zum „Brutnest reichsfeindlicher Umtriebe" hergebe, in Bundesratskreisen jene Stimmung zu erzeugen, in der es keiner bestimmten Drohung bedurfte, um jene Maßregel herbeizuführen. So plump, wie Bismarck es einige Jahre früher Belgien gegenüber gemacht hatte, als er dieses zur Einführung eines neuen Strafgesetzparagraphen — des sogenannten Kesselflickergesetzes — veranlaßte, war man diesmals jedenfalls nicht vorgegangen. Und so mag es dahingestellt bleiben, welche Erwägungen den damaligen Schweizer Bundesrat leiteten, als er den besten Überlieferungen der Schweiz entgegen uns den Laufpaß erteilte. Verschiedentlich ward davon gesprochen, daß Befürchtungen hinsichtlich etwaiger Schwierigkeiten beim Verhandeln über einen nötig gewordenen neuen deutsch-schweizerischen Handelsvertrag nicht ohne Einfluß auf den Entschluß des Bundesrats gewesen seien.

Wie dem aber auch sei, bemerkenswert ist, daß gerade dasjenige Mitglied des Bundesrates, dem das Dezernat über die eidgenössische Polizei unterstand, der gut demokratische Waadtländer Louis Ruchonnet, aus Anlaß des Ausweisungsbeschlusses ziemlich demonstrativ dies Dezernat abgab. Ebenso legte das Mitglied des Züricher Regierungsrats, das das Dezernat der Polizei des Kantons Zürich innehatte, der feingebildete, als Sozialpolitiker der Schule Friedrich Albert Langes zugehörende Regierungsrat Stößel unmittelbar nach unserer Ausweisung dies Dezernat nieder, und ließ sich dafür das Erziehungswesen überweisen. Und schließlich hatte auch der Chef der Polizei der Stadt Zürich, der Polizeihauptmann Fischer, uns unzweideutige

Beweise geliefert, daß er nicht dem deutschen Spitzelwesen, wohl aber unserm Kampf dagegen seine volle Sympathie schenkte. Wir waren also in der gewiß eigentümlichen Lage, gegen den bestimmten Willen der Polizeihäupter von Bund, Kanton und Stadt aus der Schweiz ausgewiesen zu sein.

Überhaupt empörte sich das demokratische Empfinden des Schweizervolkes stark gegen unsere Ausweisung. Im Nationalrat griff unter anderen Theodor Curti sie in einer trefflichen politischen Rede an, die viel Eindruck machte und dann als Flugschrift veröffentlicht wurde. In einer in Zürich veranstalteten großen Protestversammlung zog neben bekannten Wortführern der schweizerischen Sozialdemokratie der Professor der Naturgeschichte Arnold Dodel-Port in leidenschaftlicher Erregung gegen den Bundesrat zu Felde. Auch an Bezeugungen persönlicher Sympathie fehlte es uns nicht. Selbst der Bundesrat tat das Seinige, uns die Maßregel möglichst erträglich zu machen. Er bewilligte uns aus freien Stücken eine Frist von vier Wochen zur Regelung unserer geschäftlichen Angelegenheiten und ließ durch Zwischenpersonen bei uns anfragen, ob wir für unsere Übersiedelung finanzielle Hilfe brauchten, was wir selbstverständlich dankend ablehnten. Wir veröffentlichten im „Sozialdemokrat" einen längeren Aufruf, worin wir uns dagegen verwahrten, der Schweiz wissentliche Schwierigkeiten bereitet zu haben, und ausführten, daß wir die wahren Urheber unserer Ausweisung nicht in Bern, sondern in Berlin suchten und von der Schweiz, in der wir solange ein Asyl gefunden, ohne Bitterkeit Abschied nähmen.

Gewiß hatten wir uns, von der Herausgabe und Hinüberschmuggelung des „Sozialdemokrat" abgesehen, die ja in das Gebiet der Ausübung freier Presse entfallen, keine Handlung zu schulden kommen lassen, die man als irgendwie kompromittierlich hätte bezeichnen können. Die Sprache des „Sozialdemokrat" war allerdings zuweilen sehr frei gewesen, aber sie ging nicht über das hinaus, was sich die bürgerliche Demokratie seinerzeit im Exil geleistet hatte. Ich wies das, als Vorboten der drohenden Ausweisung an mich gelangt waren, mit mög-

lichst unverfänglicher Einleitung im Feuilleton des „Sozialdemokrat" an der Hand von Auszügen aus der Vor- und Nachachtundvierziger Literatur des bürgerlichen Radikalismus nach, die aber, scheint es, in Bern als Verhöhnung aufgefaßt wurden. Was jedoch ganz besonders gegen uns verschnupft hatte, war ein Kampfblatt, das wir zur Zeit der Wahlen von 1887 als Gegenwaffe gegen die mit dem Franzosenschrecken arbeitende Literatur des Bismarck-Kartells unter dem Titel „Der rote Teufel" herausgaben. Auf tief rotem Papier gedruckt, ließ dieses Blatt, dessen Titel der seinerzeit von den Gegnern des zweiten Kaiserreichs in Frankreich, Edouard Lockroy und Genossen, herausgegebene „Diable à Quatre" angeregt hatte, und zu dem uns dichterisch begabte Genossen im Reim pointierte Beiträge in poetischer Form geliefert hatten, es an bissigen Ausfällen auf die Spitzen der Reichsregierung nicht fehlen, und daß einige davon des Guten — oder Bösen — darin etwas zu viel taten, soll nicht bestritten werden. Nur darf man nicht vergessen, daß der „Sozialdemokrat" und fast alles, was der Verlag sonst noch herausgab, notgedrungen in konzentrierter Form Ausdruck der Entrüstung war, die sich der Anhänger einer unter Ausnahmebestimmungen gehaltenen Partei immer wieder von neuem bemächtigte.

Die Ausweisung stellte uns vor die Frage, ob der „Sozialdemokrat" unter Leitung von Schweizer Bürgern in Zürich weitererscheinen oder mit uns Ausgewiesenen nach London übersiedeln solle, wohin wir uns zunächst wenden wollten. Nach eingehender Beratung ward das letzte beschlossen.

So nahte der Tag der Abreise, der 12. Mai 1888 heran. Die Züricher Arbeiterschaft ließ es sich nicht nehmen, den Ausgewiesenen zum Schluß noch demonstrativ ihre Sympathie zu bekunden. Der weite Bahnhofplatz war zur angegebenen Stunde mit Menschen übersät, ebenso waren die Wege entlang der Bahn und die Übergänge über den Bahnkörper dicht mit Menschen besetzt. Den Ausgewiesenen wurden große Kränze mit roten Schleifen und sinngemäßen Inschriften, sowie geschmackvolle Blumensträuße überreicht, und wo sie erschienen, wurden ihnen

laute Hochs und immer von neuem „Auf Wiedersehen!“ zugerufen. War dies schon geeignet, uns hartgesottene Sünder wehmütig zu stimmen, so tat auch der Himmel das seinige, uns den Abschied von Zürich schwer zu machen. Es war ein wundervoller Maimontag, in herrlichster Beleuchtung erglänzte der mir so vertraut gewordene Zürichsee, die Berge der Umgebung lagen klar mit ihrem vielfach abgetönten Grün und ihren abwechslungsreichen Umrissen vor uns, hinten leuchteten die schneebedeckten Spitzen der Alpen der inneren Schweiz, die üppigen Wiesen prangten in frischen Farben — alles, Menschen wie Natur, zeigte sich uns von der freundlichsten Seite. Und das sollten wir nun — wer wußte, auf wie lange? — verlassen. Mir hat die Natur die Gabe des Weinenkönnens versagt, aber als der Zug aus dem Bahnhof Zürich herausfuhr, standen mir doch Tränen in den Augen. Zürich war mir eine zweite Heimat geworden, meine Vizeheimat, wie ich gern sagte. Alles, was es darbot, seine geistigen Anregungen, sein interessantes, von alten und neuen Zeiten erzählendes Straßenbild, seine vielen Naturreize, die Nähe der Alpen und die Genüsse des Sees hatte ich — ich darf es sagen — immer wieder mit dem Gefühl großer Erkenntlichkeit genossen, ich hatte viel liebe Freunde dort gewonnen und die Eigenart seiner Bevölkerung verstehen und schätzen gelernt. Man schilt die Schweizer als erwerbsüchtig und dem Kultus des Geldes ergeben. Ich habe sie in dieser Hinsicht von nicht wesentlich anderer Gesinnungsart gefunden, als die Menschen in allen Ländern kapitalistischer Entwicklung, sie geben sich nur manchmal darin etwas urwüchsiger oder, wenn man will, ungeschickter. In Karl Marxs „Herr Vogt“ wird irgendwo von einem Schweizer Bauern erzählt, daß er bei der Kunde von dem unglücklichen Ausgang der badisch-pfälzischen Erhebung in die Worte ausgebrochen sei: „Da wollt' ich doch lieber, daß unserm Hergott sein bestes paar Kühe verreckte“, und der Erzähler bemerkt dazu wohlwollend, die eigenen Kühe mochte der gute Landmann nicht gerne opfern, aber es sei doch recht hübsch von ihm gewesen, wenigstens des Hergotts Kühe für die Revolution preiszugeben. Ganz im Geiste dieser Erzählung wollte mein Zürcher Haus-

wirt, ein ehrsamer Handwerkermeister, als ich durch „höhere Gewalt" verhindert wurde, meinen mit ihm abgeschlossenen Mietsvertrag zu Ende abzuwohnen, von der noch nicht abgelaufenen Miete nichts ablassen. Als ich aber dann am Tage der Abreise sein Haus verließ, da schüttelte auch er in der Haustür mir gerührt die Hand und brach in Schluchzen aus. Honni soit qui mal y pense. Man muß nicht viel von den Menschen verlangen, wenn man sie lieben will, sagt Diderot, und ich habe es in diesem Punkt mein Lebenlang mit dem Verfasser von „Rameaus Neffe" gehalten.

Auf der Station Baden im Aargau nahm der Polizeihauptmann Fischer von Zürich in unserm Wagenabteil Platz. Er hatte vom Bundesrat die Weisung erhalten, uns bis an die Schweizer Grenze zu geleiten, und es für taktvoll gehalten, nicht gleich in Zürich, wo ein jeder ihn kannte, sich zu uns zu gesellen. Auch war er in Zivil. Wir erkannten diese Rücksichtnahme gebührend an und gingen mit ihm eine zwangslose Unterhaltung ein. Unsere Fahrt führte, da wir deutsches Gebiet meiden mussten, über Olten, Delémont, Delle nach Frankreich „hinein". Zwei bis drei Tage gedachten wir in Paris zuzubringen, wo wir politische Freunde aufsuchen wollten, und dann sollte es heißen: Auf nach der Themsestadt! Sie war mir nicht völlig unbekannt, aber sie hatte mir bei den drei kurzen Besuchen, die ich ihr 1880, 1884 und 1887 abgestattet hatte, wenig Anheimelndes offenbart, dagegen hatte ich allerhand Ungünstiges über Land und Leute vernommen. So überschlich mich denn jedesmal ein leises Grauen, wenn ich an den bevorstehenden Wechsel vom traulich heiteren Zürich in das unheimlich große, düstere London dachte. Undenkbar vor allem war mir, daß ich mich noch einmal an einem Ort würde wohlfühlen können, der dem Bewohner kein fließendes Wasser bot, sich auf und in ihm zu tummeln. Und trotzdem ist es so gekommen.

Lu Märten:

GEBURT DER MÜTTER

DIE erste wird geschehen um die Zeit der Wandlung aller Dinge.

Es ist die Zeit . . .

Es ist die Zeit, in der die alten Kulturen sonderbar requisite Formeln auf Zweck und Wichtigkeit untersuchen.

Und die besten der Geister nicht tatenlos nur denken — wo über allem Krimskrams der Werkstätten sich sieghaft und erschütternd das Al-fresco-Symbol derer sich hebt, die den sonderbarsten Zukunftstraum ungrüblerisch auf ihren Schultern tragen — den Frauen, den Künstler gestaltet. Jubel und Sein, das noch nicht lebt.

Der neue Glaube der Massen, der im Gehirn des einzelnen zum Universum einer Gesellschaft wurde — war es ungewiß, wohin er führte, so war es gewiß, *daß* er führte.

Und die Welt steht im Zeichen.

Nicht nur die Kunst, die Sprache, der Verkehr bedient sich ihrer, auch die Glauben und Zweifel stehen im Zeichen weniger Siegel — die auf fernen Traditionen ruhend, nun jedem geläufig werden. Signale des Erlebens — hie Freund — dort Feind — und jeder Freie ein Verräter des Leidens.

Noch zu wenig sind aufgerüttelt, zu wenig sind begehrend — noch ist zuviel Sehnsucht, und die Hochzeit der Dinge scheint zeitlos fern — aber Männer und Frauen sind erregt vom Nahen und Blühen einer Zeit, *die mit Fluch kommt, um die Not und Opfer ihrer Geburt.*

Es ist die Zeit des Schaffens, es ist die Zeit der Mütter.

Frauen!

Auferstanden zu erlesenen herrlichen Geistern. Still und stark geworden unterm Haß und Zauber der Jahrhunderte — den sie erregt, gefordert und gelitten.

Große Scharen blicken zur Grenze, wo ihr gefallen — dahin, wo man gemeine Geschicklichkeit noch mit Ehren empfängt und wo man euch verschwieg und liegen ließ — weil ihr Frauen.

Dieser jämmerliche und grausame Instinkt der jahrtausendalten Herrenschaft forderte die Feurigsten und Fröhlichsten.

Die Zagen erschrecken vor solchem Weg und bleiben unterm Zeichen des Geschlechts, mit dem sie die alte Welt beherrscht. Zauberei und Spiel.

Die Starken sehen die Opfer und kehren nicht um. Verächtlich gegen ihre zeitlichen Vorteile bleiben sie die eigentlichen Empörer. Ausharrend über die Zeit, über die Mauern des Jahrhunderts. — Ungewiß der nahen Zukunft — gewiß nur der, die sie in sich fühlen.

Mütter.

Wird einst die Geschichte dieser erzählt, so liegt darin das Schicksal derer, die noch kommen werden.

Sünden ruhen darin, begangen wie an Kindern, begangen wie am Frühen, am Unschuldigsten, was die Zärtlichkeit des Lebens, der Sinn der Geister erbringen konnte.

Menschen, die wie Extrakte sind der Sozialität alles Geschehens. — Geniale Eruptionen. Eigentliche Führer. Wer redet in solchen Zeiten nicht von der Frau. Wer wagt es nicht, das Muttertum, das Schaffende — vor die Fronten der Dinge zu stellen, der Dinge, die euch bisher wichtig waren.

Ich sage davon. Nicht um Einzelwerte zu betonen, sondern um den Menschen gesunder sozialer Kraft zu verraten. Menschen der Kraftfreude, wie sie die erste Frau am ersten Manne haben müßte. Menschen von schneidender leuchtender Geistigkeit — wie sie der letzte Mensch an der letzten Kultur haben müßte.

Daß diese Frauen heißen werden, haben euch die Albernen und Weisen vorausgesagt, als sie sprachen: Das Weib sei eine Mitte zwischen Kind und Mann.

Denn der ferne freie ungrüblerische Mensch muß also sein! — Soll er nicht verzweifeln am Tier in sich — soll er nicht verdorren am Intellekt — muß er den Tanz wissen der Lachenden und Schaffenden. Das sind die Mütter.

Die Frauen erlöst von der Karikatur ihrer Bänder und Schnüre. Die Frauen, erlöst vom Gitter und von der Gosse.

So sprach der soziale Einzelmensch:

Ich will nicht mehr gehen und Klage dichten und Fluch der Einsamen — ich werde ihren Weg, ihr Sein erweisen — ich werde so unzerbrechlich sein, wie Frauen es jemals waren — wie Stahl, und in einem neuen Leben lebendig — einem Leben, dem ich das Siegel aufdrücke.

Ich werde die verwirrten Geistlein berichtigen, die da meinen, ein Weib opfert den Geist um der Freundschaft willen. — Es wird mir gefallen, meine Freundschaft zu verspielen — sie wegzuwerfen, wenn es mir notwendig erscheint. Von neuem, aber um *meinet*willen und als Opfer *meines* Geistes, denn der Geist ist Mutterschaft.

Mutterschaft! nicht sinnlos Gebären, sondern das, danach ihr sehnt und trachtet in jedem Atem — Daseinsbewußtsein, durch das wir nicht untergingen, durch das wir gehemmt wurden — durch das wir Ewigkeit und Befreiung noch einmal glauben.

Alles war und wird wieder sein — aber es gilt, das versteckte Wesen der Dinge lebendig machen. Neue Körper dem Atem des Lebens.

Noch einmal mögen Frauen geraubt werden, wo es an Frauen fehlt — doch alle Waffen der Zeiten, alles, was der Mann als seine Kultur rühmt und zeigt, alle Kraft des einstigen Raubtiers — alle Gewandtheit, Kühnheit und Ehrfurcht dieser Götterdämmerung wird er aufbieten müssen.

*

Ich rede zu den Frauen, die bescheiden sind in der Größe ihres Tuns und die Taten tun wie unsere Mütter. Unsere Mütter haben den Boden in uns bereitet — wir wuchsen unter ihrem

Schutz am neuen Sein. Ihre Zartheit hat uns lichtempfindlich gemacht — vergessen wir das nicht. Die Zeit hat sie gering gelassen von Ansehen — wir aber wollen ihre Arbeit adeln und treu und herrlich nennen, wo sie Wachstum gab; denn wir sind so stolz geworden aus ihrem Schoß und ihrer Würde.

Ich rede zu den Frauen, die früh auf eine Merkwürdigkeit gestimmt sind und die die Meinung der andern in einen feindlichen Alltag zwingen will.

Laßt euch der Natur, beßer: dem Geschwätz davon nicht als Opfer überantwortet werden. Entscheidet den Willen zum Geschlecht nach eurer Kraft und eurer Einsicht. Es ist nicht wahr, daß *ihr der blöden Ordnung des Vergänglichen* untertan sein müßt.

Als Grandseigneurs gegen Vorteil und Freundlichkeit des Lebens — ließen einige ihr Leben berauben und verwüsten — um des Schaffens willen, um des einen sichren, ihnen bestimmten Schaffens willen. Welch eine Klage und Reue müßte ihr Leben sein, wenn es nicht *Sinn* wäre für euch! Einen Spott ohne Gnaden müßten sie erfinden, es zu spiegeln, wenn es nicht Pracht und Macht wäre — für euch — die ihr ihnen die Zeit von den Schultern nehmen sollt.

Frauen, die ihr nach ihnen kommt, ihr werdet fröhlicher sein. Sie mußten ihr Frauentum noch einmal für alle erproben, bezweifeln und mißhandeln lassen und in einem Glanz von neuen Zufriedenheiten wiederfinden. Sie waren die Sehnsucht, die bis an die Schwelle eurer Zeit führte — da das Schaffende sich in euch besann.

Dies Namenlose, was zu euch ruft — es war die Feuersbrunst an alten Dingen. Darum sind wir allem Neuen Neues schuldig. — „Große Aschen brennen auch auf unsern Herzen." — Daraus muß nicht ein Buch werden, nicht ein Bild . . . Daraus wurde der *Sinn* einer neuen *sozialen Art,* die nicht Menschen erzeugt, sondern Welten gestaltet, Wesen wie sie selbst, und nicht nur dichtend.

Schaut auf die frühen Geschwister im Geist — sie waren mehr Programme einer Zeit, denn zuerst Dichter oder Maler einer Kunst . . . .

Erstickt die Eitelkeit des Menschen und Weibchens in euch. Im Zorn des Intellekts. Er will euch reiner und überlegener denn irgendeiner — denn ihr sollt alle Sünden *erproben,* um derwillen Menschen soviel weinten und lärmten.

Unser Leben währet viele dunkle Nächte und einige junge Jahre. Und wenn es köstlich gewesen, so ist aller Irrtum stark und heiß gewesen.

Denkt daran, wenn eure Kinder das Leben vor euch wiederholen und wie einsam jeder wird, der das Leben von sich aus anredet.

Was könntet ihr als Mütter mehr tun, als an manchem Wegende auf das Kind warten und ihm seinen Irrtum aus den Händen nehmen. Andere Erlösungen gibt es nicht und andre wird keine Religion erfinden.

Gründet jegliche neue Heiligkeit auf den wissenden Muttergeist:

„Reif sein, ist alles."

Wo die „Macht" der Frau beginnt, da lächeln die Männer. Wo sie endet, weinen die Kinder.

Eine Macht ist erprobt — es gilt eine andre: denn begreift doch endlich, daß ihr die Zukunft in euch tragt, die euch die Gedankenlosigkeit so vergilt wie die Kraft.

Einen Rausch von Kraft, von Mütter- und Wurzel-Dasein laßt euch vergelten.

Sehntet, träumtet ihr nie von Macht?!

Macht.

Der Herzschlag von Engeln und Teufeln surrt in dem Klang.

Dein Name ein Schild. Dein Wort ein Weg. Überlegenheit und heftig drängendes Sein umsetzen in Tat.

Das Laster der gemeinen Geschicklichkeit bekriegen. Aus der Ruhlosigkeit des Denkens Antwort auf Fragen des Tages machen.

Macht!

Keinen Tyrannen — und wär er der adligste, will deine Zeit — so bleibt dir dein eigner innrer Weg der Macht. Und stille Gassen hat deine Zeit, darin so Mächtige wohnen können.

Es sind so viele neue Fragen über euch geworfen — und es ist so wenig eigentlich, was das Neue will.

Das Dasein des einzelnen vernünftig berechnen und statt dem einzigen ein Denkmal planen, den letzten Schwachen wohlhabend machen.

Duldet kein verschimmelndes Getreide mehr und keine einsam thronenden Götter werden mehr sein.

Danach und zwischen allem — ein wenig rücksichtsloses Gericht — eine sonderliche Klugheit über euch selbst.

Das erste ist *aller* Zeitwerk. Das andre des einzelnen Stundenwerk.

Mit starker Feinheit auf sich achten, das Leben tropfen hören. Das wägt die Kräfte ab, die wir haben, und lehrt den Überfluß vergeben.

Denn nun ist jeder reich und eure Geselligkeit kann Entzücken sein.

Bis an die Zähne bewaffnet mit Güte — aber nicht die, die nicht hart aussehen könnte — den Hochmut reinsten Geistes, den keiner noch richten durfte, sollen wir haben.

Seid brutal ehrlich. Erbt nicht Eitelkeiten, die scheinen wollen, sie sind die Feinde aller tiefen Klugheit. Seid brutal ehrlich.

Es ist die Zeit, daß die *namenlose Genialität* des Daseins verraten werde, denn die neue Zeit braucht sie.

Ich rede zu den Schaffenden, den Müttern — denn nicht die Redenden tragen die Welt, sondern die Schaffenden — daß die Kinder starker Herzen die Klugheit gebären. — Bis dahin nützt es nichts, von leichthin sein und seliger Freiheit zu singen. Die alte Welt liegt in Trümmern — doch wir sind obdachlos und haben zu bauen.

Wir gehen dahin, wo die Frühlinge und Winter gehen — in eine neue unfaßbare Reife, die niemand aussprechen kann und niemand gewollt hat, die gekommen ist, weil wir wandern und wachsen.

Wir wandern und wachsen furchtlos.

Hans Reimann:

SCHERZE

HATTE die Schale durchgepickt, alte, große, dicke Schale, und sich dem Ei entrungen. Ah. Stand da mit bleischwerem Kopfe und schöpfte vor allen Dingen erst einmal tief Atem. Donnerwetter. — Was nun? . . Ah, die Klucke. Feucht, klebrig, benommen torkelt das Küken unter die brutwarmen Fittiche der Alten und dröselt augenblicklich ein. Einszweidrei ist es wieder im Himmel, ist es wieder selig. Küken schläft. Schläft tief und hingebungsvoll. Schläft sich heiß.

Da kommt — oh, gucke — da kommt eine alte, große, dicke Hand, umfaßt das Küken von oben her und verschleppt es. Schleppt es weit weg. Dem Küken ist wie Kindern im Fahrstuhl zumute: Der kleine Magen hebt sich aus und fängt einen Fahrstuhl für sich an. Das winzig-winzige Küken-Herzchen bubbert.

Auf einmal ist es wieder himmlisch, warm und wohlig. Die dunklen, ganz runden, kullerigen Küken-Äuglein schauen weltbegierig und staunend in *lauter* Dunkles. Die große Hand hat nämlich das Küken in einen Topf mit mollig-weichen Tüchern versenkt und das Tierchen bis zur Nasenspitze hineingemummelt. Der Topf steht in der leicht geöffneten, vom Kochen warmen Ofenröhre. Der Topf, das ist die Welt. Das Küken hatte sich die Welt anders vorgestellt. Lichter, heller, freier. Es erfährt seine erste bittere Enttäuschung.

In der Ofenröhre bleibt das Küken, bis es hübsch trocken ist. Das dauert geraume Zeit. Das Körperchen erwärmt sich, und je wärmer es wird, umsomehr schwindet des Kükens Interesse für die Welt. Ob es dunkel ist oder nicht . . . *warm* ist es. *Was*

das Dunkel ist — — belanglos! Hauptsache *warm* ist es. Himmlisch warm ist es! Sänftiglich dusselt Küken hinüber. Im Dunklen schläft sich's herrlich. Die Welt ist zappenduster. Und der unter der Klucke angesponnene, fühlbar stärkende Schlummer wird gehörig fortgesetzt. Küken schlummert. Schlummert aus Leibeskräften, schlummert, was das Zeug hält.

Was ewig ist, weiß Küken nicht. Aber es empfindet unterbewußt, daß es eine Ewigkeit entlang geschlummert hat. Es ist plötzlich hell und fröhlich und lichterloh um das Küken. Ach, und Küken kann nicht kucken. Es ist gar so hell und fröhlich ringsum. Eben erst war die Welt noch pechfinster, und jetzt ist sie plötzlich licht und heiter. Wie geht das zu? Küken wundert sich. Nein, so was! Ja, die Welt!

Die große Hand hat nämlich den Topf mit dem Küken auf den Küchentisch gestellt und nimmt das kleine Dingchen heraus.

Auf dem Tisch, das ist nun erst die eigentliche, die richtige Welt: groß, lang, glatt und gelb. Und da liegen Kullern und etwas Weißes. Das Weiße ist naß. Das weiße Nasse soll Küken trinken. Küken weiß noch nicht, was Trinken ist. Küken kennt nur Schlafen. Es tappelt auf das weiße Nasse los. Milch. Und die Kullern, das sind Hirsekörnchen und Senfkörnchen. Die Senfkörnchen sollen den Appetit und insonderheit das Trinkbedürfnis des kleinen Dingchens wecken. Vorderhand genießt Küken nichts. Es bildet sich ein, der Schnabel ist zum Kucken da. Es kann ja noch nicht einmal stehen. Und stehen, das ist wichtiger fürs Leben als Trinken und Essen. Denkt Küken. Küken hat den Kopf voll. Das Stehen ist eine verflixte Sache. Stehen will gelernt sein. Stehen, das ist: Nicht-Umfallen. Man muß die Beine breit machen und blatschig — und muß rechtschaffen balancieren. Balancieren ist furchtbar schwierig. Das kann der Zehnte nicht. Küken steht da und balanciert.

Ein Finger der großen Hand schnippst dem Küken ein paar Körnchen zu. Küken denkt, die reißen aus, und will hinterher. Aber Hinterherwollen und Hinterherkönnen ist zweierlei. Wieder reißen ein paar Körnchen aus. Küken bleibt vorsichtig

balancierend stehen und überlegt grimmig. Die Körnchen muß es haben. Koste es, was es wolle. „Welt, was machst du mit mir?" denkt es. Und wieder kullern einige Körnchen davon. Küken will sich bücken. Es hebt das eine Bein hoch — und pardauz liegt der ganze Kerl auf dem Bauche — den Kopf weit nach den entkullerten Körnchen gestreckt. Küken hatte sich das Bücken einfacher vorgestellt. Es weiß nicht, daß sein Kopf so schwer ist. Küken liegt da in tausend Ängsten und strampelt. Denkt, es muß liegen bleiben in alle Ewigkeit.

Da kommt die große Hand und hilft dem Küken auf die Beinchen und pflanzt es mitten unter die Körner. Küken weiß nun, daß Bücken eine Kunst ist. Es achtet auf seinen Kopf und macht sich schwer in den Beinen. Mühselig und zaghaft pickt es einige Körnchen auf. Es geht. Es geht immer besser mit dem Picken. Sieh mal einer an, das ist ja gar nicht so unerlernbar! Und aberwitzig unternimmt Küken zwei, drei Schritte nach den nächsten Körnern hin. Es stößt — tappig — die Körner mit seinem Beinchen fort, und die Körner kullern in das weiße Nasse hinein. Ach herrjeh. Küken tappelt den Körnern hinterdrein. Stellt sich unschlüssig vor der Milchpfütze auf. Denkt, es ist werweißwie tief.

Da kommt die große Hand und stippt das Küken erbarmungslos in das weiße Nasse. Küken denkt, nun muß es sterben. Küken glaubt, es geht auf Leben und Tod, und strampelt und patscht und wedelt mit den Flügelstumpen. In den Nasenlöchern hat es Milch, im Schnabel hat es Milch. Küken schüttelt sich und prustet. Ach, Welt, wie bist du schwer. Aus Verzweiflung und in großer Not schluckt Küken hinunter, was es im Schnabel hat. Ah, das schmeckt aber gut. Hätte Küken nicht vermutet. Sieh einer an. Welt, aus dir wird man nicht klug. Küken steht mitten in dem weißen Nassen. Ganz, ganz vorsichtig bückt es sich und titscht den Schnabel in die Milch. Dann hebt es — ohne daß die Hand es gezeigt hat! — das Köpfchen hintenüber und habbelt. Ui, das schmeckt.

Aber die Anstrengung war zu groß. Küken ist erschöpft, halbtot. Im Stehen fallen ihm die Äuglein zu, und von Balan-

zieren ist keine Rede mehr. Der dicke Kopf baumelt trübselig hin und her. Die große Hand greift Küken und steckt es zurück in den warmen Topf. Schwer schläft es und gewichtig. Im Schlafe träumts. Es träumt von vielen, vielen Körnchen und lauter weißem Nassen und von der großen Hand und von der Welt, die so zappenduster und so lichterloh sein kann.

Im Schlafe fühlt Küken etwas Feuchtes. Es knöpft die Augen auf und . . oh . . sieht sich selbst neben sich selbst hocken. Es reißt die Augen ganz weit auf und befühlt sich. Es ist aber gar nicht es selbst, sondern es ist ein zweites Küken, das unterweilen ausgeschlüpft ist. Das Erstausgekrochene piepst leise. Es begrüßt das neue. Das neue kann noch nicht piepsen, hat auch kein Interesse an dem ersten; es will weiter nichts, als in Ruhe gelassen werden, damit es schlafen kann. Das erste läßt das zweite nicht in Ruhe, es ist übervoll von seinen Erlebnissen und muß erzählen. Es erzählt von der Welt und von dem weißen Nassen und von den Körnchen, die ausreißen. Darüber wird es müde und schläft gleichzeitig mit dem Neuling ein. Die beiden schubbern sich dicht aneinander und schlafen gewaltig. Sie schlafen, bis sie fressen müssen. Da rühren sie sich. Die Hand kommt und setzt sie in die glatte, große, weite Welt. Das ältere macht vor, wie man frißt. Es hat gedacht, es kanns, aber es kann es noch nicht und purzelt hin. Das zweite denkt, so wirds gemacht, und purzelt seinerseits eifrig hin. Die Hand schreitet hilfreich ein. Beide stehen wieder aufrecht und blatschig. Das erste — es fühlt sich blamiert und will die Scharte auswetzen — macht es noch einmal vor. Aber es torkelt und glitscht — hoppla — an das zweite dran. Und wiederum purzeln beide Küken hin. Oje, oje, oje! Die Hand läßt auf sich warten. Hinpurzeln, das ist leicht getan — aber in die Höhe kommen! Die beiden Küken kucken sich hilflos an; eines wills dem andern absehen, und keins kann es. Endlich naht die Hand und stellt die beiden Kerlchen an die weiße Pfütze. Das ältere zeigt — sehr behutsam — wie man trinken muß. Das neue versuchts. Es geht. Nun tummeln sich die beiden auf der Welt und trinken und fressen.

Da kommt die große Hand und steckt die Küken in den Topf. Das erste piept und zwitschert. Das neue bemüht sich, mitzuzwitschern. Die Töne bleiben tief unten in der Kehle stecken. Schließlich glückts. Vom Piepsen müde, schlafen beide ein.

Während sie schlafen, steckt die Hand noch zwei und später drei frisch Ausgeschlüpfte in den Topf. Alle sieben huscheln sich innig aneinander und wärmen sich und druseln vor sich hin. So vergeht eine Stunde. Dann rumort es in dem Topfe, und die beiden Ältsten lehren den Neuankömmlingen das Piepen. Alle sieben vollführen einen Heidenlärm.

Es ist eine fröhliche, muntere Gesellschaft.

Aber es dauert nicht lange, da kommen sie alle sieben unter die Klucke, und da fängt der Ernst des Lebens an: die Erziehung.

*

Auf der Wiese steht ein Greis und will eine Kneipp-Kur machen.

Er ist barfuß und barhaupt.

Über ihm hängt ein wunderschöner, blauer, wolkenloser Himmel.

Der Greis hält Ausschau nach einer Kuh, die fern am Waldrande Bedürfnis über Bedürfnis verrichtet.

Da tropft dem Greis etwas aufs Haupt.

Ein dicker Tropfen.

Der Greis greift mit der Hand auf seinen Schädel und wischt den Tropfen ab.

Dann lugt er auf zum Himmel.

Der Himmel glänzt in seidiger Bläue.

„Wie?" denkt der Greis, „ein Tropfen aus heiterm Himmel?"

Und er begibt sich von dem Flecke, auf dem er gestanden, weg und pflanzt sich anderswo auf.

Daselbst hält er wiederum Ausschau nach jener bedürfnisstrotzenden Kuh.

Er steht nicht lange — der Greis —, so kleckt ihm ein zweiter Tropfen aufs Haupt.

Aufschauend zum Himmel, wundert er sich ins Fäustchen und wischt sodann den nassen Tropfen sich vom Schädel.

Der Himmel lacht. Mit Recht.

„Wenn das so weiter geht", denkt unser Greis bei sich, „das kann ja gut werden!"

Und er bleibt stehen, wo er steht.

Er will herauskriegen, wo die Tropfen herkommen; auch will er wissen, ob ihrer noch mehr herunterklecken.

Abermals wendet er sein Augenmerk nach jener fladenden Kuh und vergißt über sie das Tropfen.

Es währt nur kurze Zeit, so tropft dem Greis ein dritter Tropfen auf den Kopf.

Der Greis runzelt die Stirn und betrachtet den Himmel. Der thront unschuldig und engelisch-rein über der Szenerie.

Der Greis legt sich ins grüne Gras und läßt den Himmel nicht aus dem Auge.

Es kleckt kein Tropfen mehr vom Himmel.

„Aha", denkt sich der Greis, dies geschieht, weil ich Obacht gebe."

Und er paßt auf. Er wendet keinen Blick vom Himmel. — —

Auf der Wiese liegt ein Greis. Er hat eine Kneippkur machen wollen, aber er muß aufpassen, ob es tropft. Er ist überzeugt, daß in *dem* Augenblicke, wo er den Himmel außer acht läßt, ein Tropfen ihm aufs Haupt kleckt.

Der Greis schläft darüber ein.

Er träumt, daß ihm ein Tropfen auf den Kopf kleckt. Er stellt sich anderswohin, und ein zweiter Tropfen kleckt. Er bleibt stehen, und ein dritter Tropfen kleckt. Da legt er sich ins grüne Gras und spannt auf den Himmel. Dies träumt der Greis.

Die Kuh möhkt plötzlich dicht bei ihm.

Davon erwacht der Greis, erhebt sich ächzend und begibt sich an die Kneippkur.

Ihm ist, als seien drei Tropfen auf seinen Kopf gekleckt.

Dies ist jedoch völlig unmöglich. Denn der Himmel ist blau, heiter und wolkenlos.

Hat der Greis geträumt?

GLOSSEN

Über eine unveröffentlichte Schrift.

Ernst Markus hat in einem konzentrierten Werke über die optischen Taten des Geistes berichtet und mit einer zwingenden Vorstellungskraft dargetan, daß unser eigentliches Sehvermögen eine Eigenschaft des Organes sei, das als Sitz des Geistes sich auch sinnlich orientiert. Ich messe dieser Schrift einen Wert bei, der die noch immer schwankende Einstellung unseres Sinnen-Apparates auf die Dispositionen einer von ihm unabhängigen Geisteskraft endgültig festlegt. Die Durchdringung einer von Kant entdeckten Gesamtwahrheit, immer in nächster Fühlung mit ihrem unausgesetzten Ringkampf inmitten niederprasselnder, blinder und unsichtbarer Kräfte, wird zu einem grandiosen, dramatischen Erleben.

Wie sehr diese Schrift Klarheit bringen würde in unsere Deutung der Natur, die ja nur *für* das Geschaute und *durch* das Geschaute Natur ist, möchte wohl jedem offenbar werden, der das Manuskript gelesen hat. Doch wie ungern bin ich mir bewußt, hier einen persönlichen Vorzug zu genießen, fühle ich doch in dieser seit vielen Jahren im Pulte verwahrten Handschrift den Beruf höchster Belehrung. Gerade jenen, von ganz anderer Richtung Kommenden, die sich schon als heilsame Zertrümmerer vieler Pappbäume und -waldungen gezeigt haben, wird durch Markus bewiesen, wie recht sie hatten.

Es sind Gebilde und Vorstellungen, zu denen Euch Ernst Markus führt, die werden können, so groß Ihr wollt; denn er erschließt nicht nur ein Geheimnis, er tut viel mehr: er löst eine Kraft. Stellen wir uns vor, daß alles Lichte, Dunkle, die gradweisen Vermengungen beider, alles Farbige und Geformterlebte uns schön erscheint als Zeichen unserer eigenen inneren Schönheit, die den Vorzug hat vor der ethischen Schönheit durch ihre ungeteilte Richtung, durch ihre Unfähigkeit, böse zu sein, da ihr spezifisches Wesen Schönheit ist, Schönheit als lichtvolles Tun: dann verstehen wir Markus' Schrift als eine Tugendlehre und haben etwas von einer ungeheuren Belastung verloren bei dem Innehaben dieser Machtgewähr weltbildenden Sehens.

Man muß annehmen, daß die schöpferischen Handlungen unseres Lichtdenkens abgeschlossen sind, abgeschlossen wie das Erleben des Naturfaktums, also scheint es eine sachliche Grenze für die geistige Erzeugung unserer Anschauung zu geben. Aber die gesamte Anschauung ist geistig: Wir stehen vor *gewohnten* Grenzen! Und

wenn wir sagen das Helle, das Dunkle, die Farben und die Formen, die wir sehend handeln, gleichen einem Ursein unseres Geistes, das schon ist, was es erschaut, dann sollten wir uns fragen: Ist denn schon alles getan, ist unsere Anschauungskraft nicht künstlich abgegrenzt und sie der Sklave eigener Gebilde geworden? Die Antwort war mir schon lange für die Befreiung der Kunst gegeben, aber Markus gibt sie als kosmisches Phänomen, und er macht dadurch den Menschen selbst zum kosmisch wirkenden Phänomen. Also *annähernd* beherrschen wir das Unendliche in räumlicher und zeitlicher Differenzierung. Diese ungeheure *Annäherung* aber macht noch gerade das Leben möglich, gibt ihm aber schwindelerregende Horizonte. Und die allgekannte Natur: ist ein Rettungsversuch, eine hemmende Distanzierung von weiteren und immer weiteren Möglichkeiten, ist eine Festlegung nach Übereinkunft solcher, die ein Interesse daran hatten, sich selbst in ihren Grenzen zu *sehen,* die unmerklich seit langem und von Jugend an den Geist zwangen, *ihre* Grenzen als die *absoluten* Grenzen anzuerkennen, die den Umfang dessen, was gesehen werden *sollte,* als Dogma festlegten und dieses Dogma als Tradition weitergaben: es ist jetzt das Merkmal der Menschheit geworden, wonach jeder sich unter Natur dasselbe *vorstellt.*

Aber die optische Wahrheit lautet: Der Ort, den du erblickst, an dem *bist* du auch. Exzentrische Empfindungen! Bin ich nicht bei der Blume, die ich pflücke? Ist die Entfernung nicht überbrückt, wenn ich etwas mit Händen fasse! Wie hoch gedacht wird wieder der menschliche Körper sein, wenn er uns für das *genaue* Abbild unserer eingeborenen Geistigkeit gilt; wenn wir von Armen und Fingern wissen: unser *Geist* ist armhaft und fingerhaft, darum sind *sie;* von Beinen und Füßen: unser *Geist* ist schreitend von sich aus, darum sind *sie;* von den Augen und Ohren: unser *Geist* ist schauend und vernehmend seiner unkörperlichen Natur nach: darum sind *sie.* Alles aber ist er außerdem zugleich: Sein Schauen ist ein Ausstrecken von Armen und Greifen von Fingern, ein Hinwandern auf Füßen in weiteste Fernen, ein Vernehmen mit Ohren aus entlegensten Gebieten. Was kommt denn zu uns, wenn wir doch überall hingehen müssen? Was ist denn außer uns, da wir doch alles zuerst *in* uns sein müssen? Was sind denn Sonne, Mond und Sterne und die gesamte farbige geformte Außenwelt — doch davon spricht Markus: eine Phantasmagorie innigsten Gestaltens, lauter Tun des Geistes. Was ich sehe, ist bei mir, und ich bin bei ihm. Es ist, als wenn der Unterschied zwischen Leben und Tod wegfiele, der Unterschied zwischen Himmel und Erde, als wenn das Ich und das Du sich erweiterten zum weltumspannenden Gleichheitsbewußtsein. Wirklich, die Grenzwerte sind andere geworden: heute sind *wir* verantwortlich für die Enge des Außenlebens, denn wir wissen, daß es von *uns* abhängt. Aber Taten der Erweiterung können nicht von beschaulichen Menschen geleistet werden, von wachen, tätigen, von keinen ehrfurchts*losen,* aber von solchen, die geistige *Meister* sind und als solche Rechte haben, die Dilettanten niemals haben können.

Meister sein heißt aber göttlich sein über seiner Materie: und wie deren Formen auch waren, die Wahrheit ist nicht grausam, aber sie kennt kein Privatleben.

Es ist ein physiologischer Bindungsweg über die Grenzen des Körpers hinaus vorhanden zu ihm, das also ohne diese Physis Ding an sich wäre. Oder wird von dem Augenblick an, wo die Körpermaterie versagt, wo die meilenweit reichenden Organe lichthafter Gestaltung sich über die fleischliche Peripherie hinausstrecken, wird von diesem Augenblick an das Physische zum Geistigen? Wohnt also dem Geistigen eine transfigurierte Physis inne, ist also was wir schauen unsere erweiterte Leiblichkeit, tragen wir in fast unendlicher Sphäre unsere Erlösung mit uns, die mit uns wandelt, an uns haftet und darauf wartet, daß wir uns zu ihr bekennen? Markus' Schrift lesen und sie verstanden haben, heißt dies bejahen. So ist die Optik unser höchstes Organ, unser kosmisches Organ, durch das wir am Kosmos mitwirken können. Aber wie Erdenmensch sein bedeutet: Feind sein der geistigen Wirksamkeit, so scheint diese Verschwörung schon in unkontrollierbar früher Zeit unseren eminentesten geistigen Sinn getroffen zu haben, die Schaukraft; ihr vor allen anderen Fähigkeiten geistiger Expansion: denn groß sehen heißt groß sein. Die Menschheit hat den Widerstand der Erde gegen ihre zentrifugalen Erinnerungen geerbt, aber wer das Maß hat, braucht keine Ausdehnung zu fürchten. In diesem winzigen Punkte kann die Haltekraft für das Entfernteste liegen, und tatsächlich balancieren wir die gesamte Welt der Anschauung. Vor allem fragen wir nicht was wird, fürchtend, Abschied nehmen zu müssen von dem was ist; sondern seien wir das Gegenwärtigste auf der *ganzen* Basis unseres Selbst; diese aber ist *sehr* groß — kennten und wollten wir nur ihre Größe.

Es ist mir bei dem einmaligen, wenn auch intensiven Lesen der Markusschen Schrift die Erklärung zweier Probleme nur noch in ihrer Konzeption vorstellbar; ihre Originalität und folgenschwere Bewertung ragt besonders hervor und muß den in der Anschauung Schaffend-denkenden leidenschaftlich ergreifen: Was ist der Spiegel — was die Perspektive! Der Anschauliches zeugende Geist ist Vater zweier Naturen, der im Spiegel und außer dem Spiegel geschauten. Und beide Naturen sind qualitativ dieselben, qualitativ gleichwertig vor unserer die Anschauung bildenden Geistigkeit. Aus der Starrheit des Spiegels springt plötzlich ein vitales, geistiges Urgebilde, ist ihm vorgelagert und haftet nur lose an ihm, und nimmt dem Toten, Glatten, Spröden sogar die Macht der Reproduktion! Welche eminente Sensibilität wohnt uns inne, daß wir auf jede Krümmung, auf jede glatte oder rauhe Fläche uns anders handelnd verhalten und unsere Weltanschauung variieren. Die zeugende Tat, die Objektvorstellungen schafft, vermag das Gesetz, unter welchem Angeschautes möglich ist, mit einer chemisch präzisen Gewalt zu organisieren und tut dies nach dem Ethos dieses Gesetzes? Es sind Dinge, die uns von dem ungeheuren dramatischen Anteil unseres Geistigen an dem Entstehen des Weltgebildes, so wie wir es sehen, ein helles Bewußtsein geben.

Es ist erstaunlich, in welche physisch-aktive Nähe Markus diese geistigen Probleme zu rücken vermag, wie ihm dadurch das Allerschwerste gelingt, das ist, ein ethisch Erlebtes ästhetisch zu steigern und so mächtig zu machen, daß der Sieg über den eingefleischten Anschauungs-Schematismus mit Gewißheit vorauszusagen ist. Er bringt Kant, der wie ein ferner stiller Merker am Anfang dieses Weges steht, zu einer gegenwärtigen und modernen Teilnehmerschaft; eine große, gewaltige Welle hebt sich heute; zwischen ihr und dem Gipfel einer früheren, die die kantische Windsbraut erzeugte, liegt ein tiefes Tal: aber sie allein hat die Kraft, ein neues Land, einen neuen Strand zu erreichen.

Wie frisch geboren, welchen Alters wir auch sind, werden wir dereinst vor der Natur stehen: das ist Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserm Bein, blutsbrüderlich ist es uns zugesellt. Aber wir werden andere geworden sein müssen, ehe wir so großer Verwandtschaft teilhaftig werden dürfen. Uns selbst reicher und immer reicher zu entziffern, ist die Voraussetzung des großen Könnens, und dann werden wir nicht mehr Papageien unserer selbst sein. — Man verkennt die Künstler unserer Tage völlig, wenn man ihnen ihre Befreiungsversuche von einem Kopistendasein zum Vorwurf macht: — sei es von der erstarrten Naturvorstellung oder den nicht minder erstarrten geistigen Direktiven — einen sehr *späten* ästhetischen Befreiungsversuch, der als Initiative unbedingt auf die Befreiungstat Kants von der Empirie zurückzuleiten ist.

Diesen Künstlern ist nur dann ein Vorwurf zu machen, wenn sie *sich* nicht auf die ganze breite Basis des Möglichen stellen und sich nicht bewußt sind, einer Natur*totalität* eine zulängliche Geistes*totalität* gegenüberstellen zu müssen. Um dies zu erreichen, haben sie als Feldherrn zu handeln, ihren gewaltigen Gegner nicht zu unterschätzen, aber doch im Vollbewußtsein zu Werke zu gehen, daß ihre Mittel überlegene, aber nur mit vollendeter Organisation erfolgreich zu verwendende seien. Darum dürfen und *müssen* sie sogar *alles* attackieren, und wo sie noch nicht attackieren können, müssen sie wissen, daß dies eines Tages zu geschehen hat, und sich vorbereiten. Hierzu bedarf es einer reifen Kultur, die im Besitze differenzierter Gesetze ist und diese mit wissenschaftlicher Präzision anwendet. Die Kunst also, meine Herren, bedarf ein paar Augen, die quasi chemisch-aktiv sind. Denn dieser Stoff da draußen erfreut sich schon zu lange einer lethargischen Ruhe: diese aber ist die Ursache alles Übels. In der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten hat Kant der Menschheit alle Mittel in die Hand gegeben, den Weltzustand nach höchster Norm zu regeln; warum geschieht dies nicht? Ja, da draußen wird alles gewußt, gebucht, gezählt. Es ist erstaunlich, was man seit hundert Jahren alles weiß; aber irgendwo steht ein Satz, der heißt etwa: „Die Entmannung des optischen Sinns, seine Einengung auf rezeptive, physiologische Tätigkeit, seine grobe Vermaterialisierung." Und als pars pro toto gilt er für das gesamte geistige Weltverhältnis des Menschen.

Otto Freundlich.

Notizen.

In Berlin erscheint eine Zeitschrift *Wieland*, die neben harmlosen Novelletten und Gedichten blutrünstige Zeichnungen und gehässige Glossen veröffentlicht, genau wie alle ähnlichen Zeitschriften in den kriegführenden Ländern. So enthält die Augustnummer eine ganzseitige Zeichnung von Schilling (der für dieses Geschäft nicht gerade prädestiniert schien): August 1916. Über der Erdkugel, in den Himmel ragend, hoch bis zu blutigen Schäferwölkchen, ragt ein blutrotes Skelett, der Schnitter Tod. Von der blutigen Sense fallen große Blutstropfen auf eine Gruppe zitternder Soldaten: einen Franzosen und einen Italiener, die sich beide die Ohren zuhalten — womit vermutlich an den Kanonendonner vor Verdun und hinter Görz erinnert werden soll — einen in Gottergebenheit glotzenden Russen und einen Engländer, der sich ganz schmal macht vor Angst. Von Mitleidens wegen dürfte auf dem Bild der Deutsche nicht fehlen. Denn die Zeitschrift ist „herausgegeben im Einverständnis mit dem Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz". Sie enthält eine Rubrik: „Mitteilungen des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz". Die Vignette hierzu zeigt einen Amor, der nur mit einer Soldatenmütze bekleidet ist und ein schwarzes Kreuz hält. Man bemerkt mit Staunen, daß die „Mitteilungen des Zentralkomitees der deutschen Vereine vom Roten Kreuz" einzig und allein aus Inseraten bestehen. Das erste, das der Amor mit der Soldatenmütze und dem schwarzen Kreuz überflügelt, lautet:

„Eine illustrierte Geschichte
des Hauses Hohenzollern.

Zugunsten des Roten Kreuzes ist unter dem Titel ‚500 Jahre Hohenzollern' ein Prachtwerk erschienen, das sich in der Reihe ähnlicher Veröffentlichungen in doppelter Hinsicht auszeichnet. Der Text stammt aus der sachkundigen Feder des *Geh. Archivrates Dr. Georg Schuster* vom Königlichen Hausarchiv, der unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse eine recht lebendige Geschichte der Hohenzollern abgefaßt hat; außerdem enthält das Werk *zahlreiche Abbildungen*, die weiteren Kreisen bisher unbekannt waren.

Das Buch hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, die besten und geschichtlich beglaubigten *Bilder aller Hohenzollernfürsten und ihrer Gemahlinnen* zu veröffentlichen und überhaupt möglichst zahlreiche Abbildungen zu bringen, durch die das Leben und die Taten der Hohenzollern veranschaulicht werden. So finden wir ihre Wappen, Siegel, Schwerter, Krönungsinsignien, ihre täglichen Gebrauchsgegenstände ebenso abgebildet wie ihre Schlösser und die Darstellung ihrer Taten von Künstlerhand."

*

Über den schrecklichsten Krieg, den die Weltgeschichte kennt, denkt der russische General A. P. Skugorewsky sehr skeptisch. „Ich erinnere mich an Sebastopol", schreibt er in *Rußkoje Slovo*, ‚Das war ein Krieg, wie es noch keinen gegeben hatte. Er währte

fast vier Jahre. Die Kugeln fielen wie Hagel aus einer Entfernung von .. tausend Metern. Früher hatten die Kugeln nur dreihundert Meter weit getragen, und da war noch ein großes Spotten gewesen über die Anmaßung, auf diese Entfernung ein dreistöckiges Haus treffen zu wollen. Im Jahre 1866, als der Krieg zwischen Preußen und Österreich tobte, war ich Offizier. Man sprach schon von der fabelhaften Wirkung der Feuerwaffen, die bestimmt seien, in der Schlacht das entscheidende Wort zu sprechen, und Suwarows Lieblingswort: ‚Die Kugel ist eine Törin, das Bajonett ist ein ganzer Kerl' schien plötzlich eine Ketzerei. In diesem Krieg gaben die Preußen täglich 2 Millionen Taler aus. ‚Jeden Tag 2 Millionen!' sagte man. ‚Ein unerhörter Krieg!' Der Krieg 1870/71 war ebenfalls ‚unglaublich'. Die Deutschen hatten fast eine Million Soldaten nach Frankreich gebracht. Dieser Krieg hatte eine solche Anspannung aller kriegerischen Kräfte bewirkt, daß es unmöglich schien, darin noch weiter zu gehen. Doch war der Krieg kaum beendet, da machten sich alle Völker, Deutschland an der Spitze, daran, von Jahr zu Jahr ihre Rüstungen zu steigern. Das Heer wurde zum Volk in Waffen, und man begann, vom nächsten Krieg zu sprechen, der ebenfalls alle Voraussicht übertreffen sollte."

Jetzt aber, meint General Skugorewsky, jetzt endlich wüßten die Völker, was es heiße, den nächsten Krieg vorbereiten. Jetzt ließen sie sich nicht mehr überraschen. Und er rechnet aus, daß in zehn Jahren die Bevölkerungszahl Rußlands 200 Millionen überschreiten und die Deutschlands etwa 100 Millionen erreicht haben werde. Also würde im Kriegsfall Rußland mehr als 40 Millionen Männer, Deutschland deren an die 20 Millionen unter die Fahne rufen. Darauf erörtert der russische General eingehend die militärische Organisation von 40 Millionen Kriegern. Eine Armee von 40 Millionen Männern braucht mindestens 300,000 Offiziere. Man wird also die Dienstpflicht für Offiziere einführen: alle jungen Leute, die eine, wenn auch unvollständige Mittelschulbildung erhalten haben, werden als Offiziere dienen müssen. Dazu kommt, in sämtlichen Schulen des Reichs, die militärische Vorbereitung, die natürlich obligatorisch sein wird. Für die Etappen und die weiteren rückwärtigen Verbindungen bedarf es eines ungeheuren Personals. Es wird an Männern fehlen. Die Frauen müssen einspringen überall, wo eine Frau in der Not einen Mann ersetzen kann. Also Einführung der Dienstpflicht für die Frauen. Ein 40 Millionenheer braucht mindestens 100,000 Kanonen, eine Million Maschinengewehre, Hunderttausende von Automobilen; bei Kriegsausbruch müßten mindestens 50 Millionen Granaten und 5 Milliarden Patronen bereit liegen. Diesem Aufgebot müßte die Zahl der vorhandenen Luftschiffe (in jeder Art) entsprechen. Was die Artillerie anbelangt, so dürfte man bald Kanonen gebaut haben, die von Calais nach Dover schießen. In der Friedenszeit wird man die Pläne für Befestigungen entwerfen, die sich über Hunderte von Kilometern hinziehen, und alles Material, alle erforderlichen Maschinen bereitstellen. Wenige Tage nach dem Mobilmachungsbefehl wer-

den die Befestigungen gebaut sein. Der militärischen Vorbereitung muß die politische entsprechen. Die Anspannung der wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte wird derart sein, daß sie die Leistungsfähigkeit eines einzigen Ministeriums bei weitem übersteigen: man wird ein selbständiges Ministerium der Kriegsvorbereitung bilden. Vermutlich wird man bei der Kriegserklärung sofort alle Erfindungen, die Fabriken, Industrien und selbst die Heimarbeiter mobilisieren; auch der Plan dieser Mobilmachung muß im Frieden bis ins einzelne ausgearbeitet werden. Das innere Land wird überzogen sein von ungeheuren Getreidelagern, Schuppen, Viehplätzen, über die ein Heer von Agenten, Inspektoren und Kontrolleuren wachen. „Jedoch", schließt der General (der vom nächsten Krieg weniger weit entfernt scheint, als es Jules Verne von uns ist), „dies alles sind Einzelheiten; über jeden Zweifel steht, daß der nächste Krieg unvergleichlich schrecklicher sein wird als alle vorangegangenen Kriege. Deren Zerstörungsmaschinen werden wie Kinderspielzeug erscheinen neben den neuen. Es wird Millionen Tote, Zehntausende Millionen Verwundete geben, und wenn der nächste Krieg länger als ein Jahr dauerte, dann gäbe es kein Mittel, die kriegführenden Länder vor der Entvölkerung und dem Ruin zu bewahren." —

*

Der Leipziger Inselverlag veröffentlicht in seiner kleinen Bücherei das gewaltige Kapitel „Der Großinquisitor" aus Dostojewskys „Brüdern Karamasow". Man sollte es, in Ermanglung des zweibändigen dicken Romans, lesen, verbreiten, ins Feld schicken. Der lange Monolog des spanischen Kardinals ist die erschütterndste Anklage gegen jeden Imperialismus, weil er die klügste Verteidigung eines jeden Imperialismus ist. Mehr: hier erscheinen Politik und einfache Liebe, Staat und Mensch geschieden wie Feuer und Wasser. Nie hob Wahrheit sich heller von Lüge ab, wie in dieser wahrhaften Rechtfertigung der Lüge. Dostojewsky fällt kein Urteil über das seltsame Gespräch der beiden, die einander im Gefängnis von Sevilla gegenüberstehen, und wo nur der eine spricht, der Kardinal, vor den stillen Augen des andern, des leibhaftigen Jesus, der wiedergekommen ist, und den die Häscher der Inquisition in den Kerker geworfen haben. Der Kardinal spricht das große Plaidoyer der *Macht*, Weltgedanken, wie sie nur aus einem großen Herzen kommen, und die nur ein starker Geist in so endgültigen Worten auszuprägen vermag.

„Da der Inquisitor seine Rede beendet hat, wartet er, daß der Gefangene ihm antworte, denn daß dieser schweigt, bedrückt ihn. Er sieht, wie der Gefangene ihm die ganze Zeit über aufmerksam zuhört und ihm dabei gerade ins Auge sieht, ohne daß er auch nur im geringsten den Wunsch verriete, ihm zu erwidern. Der Greis möchte, daß er ihm ein Wort nur sagte, ein stolzes meinetwegen, ein furchtbares. Doch er steht plötzlich auf, tritt an den Greis heran und küßt ihn sanft auf dessen blutlose Lippen. Das war seine Antwort. Der Greis erbebt. Seine Mundwinkel bewegen sich. Er geht zur Tür, öffnet sie und spricht zu ihm:

Gehe hinaus und kehre nicht wieder — kehre nie wieder — nie, nie!' Er läßt ihn hinaus auf die ‚dunklen schweigenden Plätze' der Stadt. Der Gefangene geht hinaus."

Hier schließt das Büchlein des Inselverlags, so wie Rudolf Kaßner das Kapitel in gekürzter Form übersetzt hat. Im Roman heißt es aber weiter:

„Und der Alte?"

„Der Kuß brennt in seinem Herzen, doch er bleibt bei seiner Auffassung."

Wie ist das möglich?

Es wird kurz vorher gesagt:

„Dein Inquisitor glaubt nicht an Gott, sieh, das ist sein ganzes Geheimnis."

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

DRITTER JAHRGANG 1916
QUARTAL OKTOBER-DEZEMBER

VERLAG RASCHER & CIE., ZÜRICH UND LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

I.
AUFSÄTZE

	HEFT	SEITE
Theodor Däubler, Georg Groß	XI	167
Fr. W. Foerster, Der Weg	X	1
Alfred H. Fried, Die Cholera	X	55
Fritz Hoeber, Das Erlebnis der Zeit und die Willensfreiheit	XII	185
René Schickele, Die Pflicht zur Demokratie	XI	89
André Suarès, Über Charles Péguy	X	49

II.
GEDICHTE

Kleine Anthologie: Gedichte von Ludwig Bäumer, Ottokar Brezina, Rudolf Fuchs, Max Herrmann, Gerhart Husserl	XII	212
Johannes R. Becher, Bruchstücke aus dem Gedicht „Der Sozialist"	XII	251
Albert Ehrenstein, Dialog	X	34
Willy Küsters, Melancholie des Soldaten	X	65
René Schickele, Gebete	X	42
S. D. Steinberg, Gesicht	X	66

III.
DRAMATISCHES

Franz Blei, Der Geizige. Komödie in 4 Akten nach Molière	XI	96
Bernhard Guttmann, Huber und Cox. Ein zeitgenössisches Gespräch	XII	220

IV.

EPISCHES

	HEFT	SEITE
Gottfried Benn, Die Insel	XII	241
Leonhard Frank, Der Kellner	XI	149
Hans Gathmann, Die Niederlage	X	35
Hermann Hesse, Eine Traumfolge	XII	199

V.

GLOSSEN

Civis diplomaticus, Ein Reichstagsausschuß für auswärtige Angelegenheiten	X	67
Civis diplomaticus, Kontrolle der auswärtigen Politik im Auslande	XI	171
Civis diplomaticus, Diplomatie und Volksideale	XII	255
Kasimir Edschmid, Die Nacht des Angeschossenen	XII	277
S. Friedländer, Vom Schaltwerk der Gedanken	XI	178
Max Herrmann-Neiße, Nimm dein Kreuz	X	72
Lu Märten, Der Knabe Herbst	XII	276
Walter L. Müller-Wulkow, Vom Zukünftigen	XI	176
H. R., Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst	XII	267
Ludwig Rubiner, Aktualismus	X	70
R. S., Notizen	X	79
R. S., Notizen	XI	182
R. S., Notizen	XII	278
Fráňa Šrámek, Soldat im Feld (Deutsch von Otto Pick)	X	78
Robert Walser, Poetenleben	X	73
Morgenröte?	XII	259
„Noch ist Polen ...“	XII	261
Intellektuelle Apologeten	XII	270

VI.

ZEICHNUNGEN

Georg Grosz, Sieben Zeichnungen	XI	160

Fr. W. Foerster:

DER WEG

Die Julinummer der Weißen Blätter brachte die Zuschrift des Dr Fr. W. Foerster, Professors an der Universität München, an das Berliner Tageblatt als „eines der erhebendsten Zeitdokumente". In dieser Zuschrift gab Professor Foerster eine Darstellung seines Konflikts mit der philosophischen Fakultät der Universität München. Hier folgt, unter Weglassung der genannten Zuschrift, eine ausführliche und weit über den persönlichen Zwischenfall hinausreichende Begründung einer Kulturpolitik, die den doppelten Vorzug hat, nicht erst von heute oder gestern zu sein — hat doch Professor Foerster diesen Weg von den ersten Anfängen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an beschritten — und die schwankenden materiellen Grundlagen aller „Realpolitik" durch geistige Werte zu ersetzen, die ein christlicher Europäer sehr wohl als eine konstante Größe in die Rechnung politischer Zukunftsgestaltung einsetzen kann. Das Material zum „Fall Foerster", der für einen Teil des deutschen Volkes, zumal der deutschen Jugend, zum Ausgangspunkt einer programmatischen Auseinandersetzung von größter Tragweite geworden ist, findet sich, noch umfangreicher, von noch mehr Gesichtspunkten aus beleuchtet, in Foersters neuem Buch „Die deutsche Jugend und der Weltkrieg", das soeben im Leipziger Verlag „Naturwissenschaften" erschienen ist.

Im März 1913 hielt ich in der Aula der Universität Wien eine Abschiedsrede an die Wiener Studentenschaft, worin ich der deutschen Jugend in Österreich empfahl, in all ihren politischen Gedanken und politischen Sitten treu und konsequent zu Österreich zu halten und die große Kulturaufgabe der österreichischen Deutschen, nämlich die germanisch-slawische Verständigung, fest ins Auge zu fassen. Dabei gab ich auch folgenden Rat:

„Ich möchte hier ein offenes Wort sagen, auf die Gefahr hin, Ihre Sympathie gründlich zu verlieren. Ich sage es als deutscher Mann zur deutschen Jugend: Ich hoffe, daß die Zeit kommen werde, wo Sie trotz tiefster Treue

gegenüber Ihrem deutschen Stammesgefühl doch hier in Österreich aufhören, die Wacht am Rhein zu singen, ein Lied aus einer ganz anderen historischen und kulturellen Konstellation, das Ihre Loyalität gegenüber der schwarzgelben Kulturgemeinschaft und Kulturmission nicht klar zum Ausdruck bringt. Wählen Sie ein anderes Lied, meinetwegen „Brüder, reicht die Hand zum Bunde" — jedenfalls ein Lied, das die Bruderhand ausstreckt zu den Rassen, die Ihnen durch die Vorsehung zur Verwirklichung höherer kultureller Gemeinschaftsformen gegeben sind!"

Die hier ausgesprochene Anregung habe ich dann gegenüber vielfacher Kritik in meiner Schrift „Das Österreichische Problem" (Wien, H. Hellers Verlag) in folgender Weise verteidigt:

„Man hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß die „Wacht am Rhein" in Österreich als ein deutsches Nationalsymbol gemeint sei, losgetrennt von dem besonderen Sinne, den es für die Reichsdeutschen habe. Pardon, meine Herren, es kommt aber hier doch gar nicht *darauf* an, wie es *gemeint* ist, sondern wie es auf die anderen *wirkt,* mit denen man in staatlicher Gemeinschaft zusammenleben soll. Nehmen wir einmal an, Österreich bestehe zu einem Drittel aus Russen, und diese sängen mit Vorliebe die russische Nationalhymne — was würden die Deutschen dazu sagen? Wennschon die Deutschen in Österreich sich als Erzieher und Führer der kulturell jüngeren Rassen betrachten, dann müssen sie doch auch „pädagogisch" auftreten — und pädagogisch kann die an der Donau gesungene „Wacht am Rhein" nun doch wahrlich auf die anderen Rassen Österreichs nicht wirken. Vielmehr nimmt sie den Deutschen die Autorität einer österreichischen Staatsrasse, läßt sie wie Ausländer erscheinen, die durch ein leidiges Geschick zwischen die schwarzgelben Grenzpfähle eingeklemmt sind, macht sie verdächtig, sich mit dem Herzen mehr zu Deutschland als zu Österreich gehörig zu fühlen — und das schadet ihrer ganzen politischen Stellung in der Donaumonarchie weit mehr, als die Sänger ahnen. Man muß auch den bösen Schein meiden — das ist doch wohl ein erstes Gebot politischer Weisheit.

Wenn die großen gemeinsamen Erregungen des Krieges vorüber sein werden, so werden zweifellos auch die alten nationalen Gegensätze wieder erwachen, und gerade dann wird alles darauf ankommen, daß die alte führende Nationalität der österreichischen Monarchie, die deutsche, durch ihr eigenes Beispiel verhütet, daß diese Gegensätze wieder in der alten Weise, ohne jedes Gedenken an das gemeinsame österreichische Vaterland, aufeinanderplatzen. Dazu gehört, daß man auch bei allen erhebenden Gelegenheiten (öffentlichen Feiern usw.), soweit sie nicht speziell nationale Tagungen oder Gedenkfeste sind, der österreichischen Hymne den Vorzug gibt. Daß die ewige „Wacht am Rhein" für die übrigen Völker Österreichs eine unnötige Irritation, ein schlechtes Beispiel und für die Deutschen eine politische Unklugheit ersten Ranges war, wegen des bösen irredentistischen Scheines, der dadurch (in Ver-

bindung mit den an Hochverrat grenzenden Extravaganzen der Schönerianer) auf die Deutschen Österreichs fiel — *das kann doch nur jemand leugnen, der im Rausch des eigenen Empfindens sich um fremde Mißgefühle und um fatale Rückwirkungen seines Tuns überhaupt nicht kümmern will.* Darin weiß ich zahlreiche gute Deutsche Österreichs, besonders der jungen Generation, von Grund aus auf meiner Seite. Was wohl die Alldeutschen gesagt hätten, wenn die Serbokroaten immer die serbische Nationalhymne gesungen hätten? In einer hochkomplizierten politischen Situation, wie es die österreichische ist, wo alles davon abhängt, daß man über den Völkerzwistigkeiten an ein gemeinsames Staats- und Vaterlandsgefühl appellieren kann, da muß auch der politische Gesang (und besonders bei denen, die sich als führende Nation fühlen und als Hauptträger des Staatswesens gelten wollen!) in den Dienst des politischen Taktes und der staatsbildenden Weisheit treten, statt ein Ärgernis und ein Mißton für jeden zu sein, dem am Wachstum des österreichischen Staatsgedankens gelegen ist."

Das, was ich hier der österreichischen Jugend gesagt habe, das ist genau der gleiche Rat, den Bismarck zu wiederholten Malen warnend den Deutsch-Österreichern ausgesprochen hat. Aber jene meine Ansprache in der Universität Wien und noch mehr der Umstand, daß mein Appell von der versammelten Jugend mit einmütiger Zustimmung aufgenommen wurde, hat die österreichischen Alldeutschen in eine so außerordentliche Erbitterung gegen mich gebracht, daß sie mir seit jener Rede unablässig auf den Fersen sind; einer ihrer Parlamentarier hat sogar in einer bei Diederichs (Jena) erschienenen Broschüre „Österreich nach dem Kriege" die Unterstellung ausgesprochen (natürlich anonym!), ich sei wohl von oben „bestochen" worden. Diese Kreise haben denn auch meinen Artikel „Bismarcks Werk im Lichte der großdeutschen Kritik" im Januarheft (1916) der Friedenswarte zuerst aufgegriffen und angegriffen, und zwar in der Form eines „Offenen Briefes" in der Wiener Deutschen Hochschulzeitung (Heft 9/10 1916), worin einzelne Sätze meines Artikels nicht nur aus dem Zusammenhang gerissen, sondern durch geschickte Zusammenfügung einzelner Wendungen ihres wirklichen Sinnes in höchst illoyaler Weise beraubt worden sind. Von hier aus ging der Text in ein Flugblatt des mit den alldeutschen Wodansanbetern in Österreich durch die Los-von Rom-Bewegung eng alliierten Evangelischen Bundes über; es wurden

in dieser „Deutsch-Evangelischen Correspondenz" (Nr. 19) einige weitere Hetzereien sowie der Wunsch hinzugefügt, ich möge von „anderer Stelle" aus an der Fortsetzung meines schädlichen Wirkens gehindert werden. Dieses Flugblatt wurde von Berlin aus an alle Mitglieder der Universität sowie an sämtliche protestantische Geistliche versandt . . .

Für die Preßmoral dieser alldeutschen Korrespondenzen und der von ihnen gespeisten Tageszeitungen ist die mit hohem Geschick arbeitende Zitierungsmethode charakteristisch. Im folgenden will ich diejenigen Hauptabsätze des angegriffenen Artikels zusammenstellen, aus denen dann die in jenen Hetz-Korrespondenzen zitierten oder willkürlich neu kombinierten Sätze herausgerissen worden sind. Auch die folgenden Absätze erhalten natürlich erst im Zusammenhang des Ganzen ihren vollen Sinn, doch genügt schon ihr Abdruck, um zu zeigen, wieviel unnötige Erregung und Erbitterung durch das Herausreißen einzelner Wendungen entstehen mußte:

„. . . . Die rein individualistische Großmachtstheorie ist nur eine kurze Phase, eine Verirrung, sie konnte nur in jenem Interregnum aufkommen, in dem die mittelalterliche Vorstellung der „civitas humana" zerfallen war, ohne daß neue große weltorganisatorische Ideen an ihre Stelle getreten wären. Diesem Interregnum des bloßen National- und Territorial-Egoismus entsprach ein wahrhaft armseliger Zustand der politischen Wissenschaft. Man kannte nur noch den einzelnen Staat; das zwischenstaatliche Leben mit seinen Realitäten, Bedürfnissen und Bedingungen wurde völlig übersehen. Statt daß die Staatswissenschaft den allgemeinen Völkerverkehr als eine zu dem inneren Leben der Staaten selbst gehörige Angelegenheit ansah und behandelte, wurde ein gänzlich überspannter Begriff von einzelstaatlicher Souveränität, Selbstbehauptung und Selbstgenügsamkeit ausgebildet, der mit dem Wachstum internationaler Abhängigkeiten und Aufgaben absolut nicht mehr zusammenstimmte.*)

*) v. Mohl sagt: „. . . . So wie schon das Völkerrecht das Recht des Krieges und des blutigen Zwanges unendlich vollständiger ausgebildet hat als das Recht

Die neuere deutsche Geschichtschreibung, vor allem in Ranke und Sybel, hat sich leider ganz in den Dienst der Verherrlichung des nationalen Prinzips gestellt. Der edle und feinsinnige, aber merkwürdig kindliche Ranke war tief im Machtkultus befangen, er lebte ganz in den Ideen des europäischen Großmachtsystems, er registrierte die bloßen öden Kraftverschiebungen innerhalb dieses Systems mit höchstem Interesse; daß an Stelle der französischen Präponderanz die deutsch-preußische trat, war für ihn von unermeßlicher Wichtigkeit; was die Welt dabei gewonnen und ob Deutschland in diesem Wettstreit und in dieser Nachahmung der ausländischen Entwicklungen seine allerwichtigste Präponderanz aufs Spiel gesetzt habe, danach fragt er nirgends, es kommt ihm überhaupt nicht in den Sinn, daß die wahre Politik künftig wohl andere und höhere Aufgaben in Angriff nehmen müsse, als um „Präponderanz" zu streiten. Es gehört zu dieser Art von Geschichtschreibung, daß sie die große übernationale Mission des alten deutschen Kaisertums völlig übergeht. Dem Leser wird der Eindruck beigebracht, als sei jenes alte Kaisertum auch nur deutsche Großmachtpolitik gewesen, die nun nach langer Stagnation wieder aufgenommen worden sei. Der gewaltige Unterschied des alten universalistischen, übernationalen und darum weltführenden deutschen Reiches von dem neuen preußisch verengten Nationalstaat wird dabei ganz und gar verwischt. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation entsprang nicht nur aus der Nachwirkung des römischen Imperiums, sondern auch unmittelbar aus dem sozialorganisatorischen Geiste des Christentums; der Föderalismus war sozusagen die der Welt zugewandte Seite der christlichen Entwicklung, er vereinigte Freiheit und Einheit, er war Gemeinschaft ohne Unterdrückung, er verkörperte die Wahrheit und Notwendigkeit übernationaler Menschheitsinteressen, — das neue Reich hingegen ist ganz dem heidnischen Geiste entsprungen,

---

des friedlichen Verkehrs, so hat sich auch die wissenschaftliche Politik nur der gewalttätigen und listigen Seite des Staatenverkehrs zugewendet. Hier hat unleugbar die Wissenschaft noch eine schwere Schuld zu bezahlen." Encyclopäd. d. Staatsw. 859.

nämlich dem rein *national-egoistischen Individualismus,* der seit der Renaissance von dem *politischen Denken der Menschheit* Besitz ergriffen hat, der in Bismarck seinen genialen und konsequentesten Praktiker gefunden hat, und der unaufhaltsam zu einer Katastrophe treiben mußte, — wie alles in der Welt, was gegen den Geist der christlichen Wahrheit zu wirken und zu organisieren sucht.

Daß gerade Deutschland jahrhundertelang der Träger föderalistischer Organisation war, hing aufs engste mit dem deutschen Wesen zusammen, in dem ein leidenschaftlicher Unabhängigkeitssinn mit einem ebenso starken Drange nach freier Assoziation zusammen besteht. Nur auf Grund dieser beiden Grundkräfte vermochte das alte Deutschtum die eigenartige Lebensform hervorzubringen, die ihm die politische Symbiose mit ganz andern nationalen Gruppen möglich und seine Verfassung überhaupt zu einem Symbol kommender Kulturgemeinschaft der Völker machte. Im Auslande hat man diese universalistische Bedeutung Deutschlands früher erkannt, als in Deutschland selbst. Schon der Franzose *St. Pierre* berief sich in seinem „Projet pour rendre la paix perpétuelle en Europe" auf das Vorbild des Deutschen Reiches, in dem so viele Staaten zu einem Ganzen verbunden seien. Überhaupt mußten von jeher alle Schriftsteller, die ernstlich über die Bedingungen eines Friedenssystems nachdachten, unausweichlich auf die Idee einer großen Föderation kommen. Denn der bloße Friedensschluß ist ja keine Garantie für den Frieden. Die Unzulänglichkeit des Haager Tribunals liegt ja auch darin, daß der föderative Unterbau und damit die eigentlichen völkerrechtlichen Grundlagen fehlen: Eine *soziale* Institution ist auf ein Ganzes von lauter durchaus individualistisch gerichteten Einheiten aufgepfropft. Schon Kant behauptete in seinem „Traktat zum ewigen Frieden": „Die Zusammenstimmung der Politik mit der Moral ist nur in einem föderativen Verein möglich." Und er war überzeugt, daß das Völkerrecht auf einen „Föderalismus freier Staaten" begründet sein müsse. Und hängt es nicht auch mit dem föderativen Charakter des alten Deutschlands zusammen,

daß die moderne Völkerrechtswissenschaft von Deutschland ausging?

Die Theorien und praktischen Vorschläge von Frantz sind gewiß nicht alle annehmbar. Manche seiner Auffassungen über konfessionelle Fragen werden berechtigtem Widerspruch begegnen, auch wenn man seiner Ansicht beipflichtet, daß Deutschland für das friedliche Nebeneinander der Konfessionen die gleiche Vorarbeit und Weltarbeit zu leisten habe, die ihm auf völkerpolitischem Gebiete durch seine besonderen Gaben und durch den Geist seiner Geschichte auferlegt sind. Von hoher Bedeutung für die politische Bildung des neuen Deutschlands ist es jedenfalls, daß man gründlich von Frantz' deutscher Geschichtsphilosophie und von seinen Gedanken über Nationalstaat, Zentralismus und Föderalismus lernt. Was er als die Grundfehler der Jahre 1866 und 1871 bezeichnet, das kann allerdings heute nicht mehr in dem Sinne rückgängig gemacht werden, wie er es vor dreißig Jahren noch für möglich hielt. Wohl aber werden die schwierigen Aufgaben unserer neuen Weltstellung uns ganz von selbst in die Richtung treiben, von der wir durch die starke nationale Konzentration abgedrängt worden sind. Die Welt verlangt heute ebenso leidenschaftlich nach Differenzierung und Freiheit, wie nach Einordnung und Organisation. Man ist reifer geworden für Einheit und Disziplin, aber explosiver als je gegen alles reglementierende Machtwesen. Ein Staatswesen, das damit nicht rechnen wollte, wäre dem Untergang geweiht . . . — Auf den weltorganisatorischen, wahrhaft sozialen Geist kommt es an, von dem wir abgefallen sind und den wir wiedergewinnen müssen. Ähnlich wie die Kunst der Glasmalerei verloren ging und hinterher erst wieder entdeckt werden mußte, so muß die deutsche Wissenschaft sich erst wieder zur wahren Reichsidee erheben und mit ihr das allgemeine Bewußtsein durchdringen. Es muß klargemacht werden, daß der neuere Nationalkrampf, von dem wir seit den großen Erfolgen besessen sind, eine französische Infektion ist, die uns gar nicht ansteht, ja die infolge unserer Schwere und Gründlichkeit noch häßlicher wirkt als drüben; wir sind dadurch gerade

in dem gelähmt worden, was unsere Nationalisten so leidenschaftlich erstreben, nämlich in der Expansion deutschen Einflusses über unsere Stammesgenossen hinaus; die einseitig nationale Konzentration und Zentralisation hat in unserem Volksleben und in unseren Beziehungen nach außen eben jenes föderative Prinzip verdrängt, das dem Prinzip der Zentralisation in allen komplizierteren Aufgaben so unendlich überlegen ist, — weil es eine Synthese zwischen zwei gleich starken Lebensmächten, zwischen Organisation und Selbständigkeit ist.

Von all diesen Gesichtspunkten und Perspektiven aus erkennt man auch deutlich den Kern von Recht und zugleich den phantastischen Nonsens in der alldeutschen Propaganda. Hinter den besten Vertretern dieser Sache steckte die richtige Ahnung, daß Deutschland weit über seine jetzigen Grenzen hinaus weltorganisatorisch wirken müsse. In dieser Beziehung standen sie dem alten germanischen Geiste näher, als die bloß national-gesinnten Kleindeutschen. Sie entfernten sich aber wiederum weit von diesem Geiste und gerieten in völlig lebensfremde Utopien dadurch, daß sie diese Weltaufgabe durch nationale Expansion und Aufsaugung angrenzender Kulturen und Nationalitäten erfüllen zu können glaubten. Sie sahen nicht, daß auch hier nur derjenige wahrhaft herrscht, der zu dienen entschlossen ist. Sie verkannten, daß in einer Zeit, in welcher der Respekt vor der Individualität so sehr im Mittelpunkt der ganzen Kultur steht und so sehr alle Lebensordnungen durchdringt, wie es in der Gegenwart der Fall ist, die Völker sich nicht mehr durch bloße Unterwerfung organisieren lassen. Eine dauerhafte Weltwirksamkeit kann heute nicht mehr durch Imperium, sondern nur durch weltorganisatorische Zusammenfassung autonomer Völkerindividualitäten begründet werden. So gilt auch für das Völkerleben in geheimnisvollem Sinne das Wort Christi: „Wer von euch den anderen dient, der wird der Größte unter euch sein!"

Wird die deutsche Nation einmal in diesem Sinne wieder die eigentliche Trägerin internationaler Kultur, die Basis für die Entwicklung des Völkerrechtes, so wird das auch für alle ihre inneren Lebensordnungen von unberechenbarem Segen werden.

Es gibt gar keine fruchtbarere Expansion, als die Expansion des Rechtsgedankens über die nationalen Schranken hinaus. Das Völkerrecht erst ist die wahre Sanktion und Befestigung der Rechtsidee überhaupt, so wie anderseits die Anarchie in den internationalen Beziehungen auch die Kraft und Sicherheit des innerstaatlichen Rechtslebens unablässig lähmt und in Frage stellt. Frantz nennt in diesem Sinne das Völkerrecht „die Krone alles Rechtes, woraus alles andere Recht erst sein volles Licht erhält". Und er will nur diejenige Politik als wahrhaft groß gelten lassen, die solche übernationalen Horizonte im Auge hat. „Das macht eine Nation noch nicht groß, daß sie eine große Armee schafft und ihre Nachbarn niederschlägt, sondern wahrhaft groß macht sie erst, daß sie sich hohe Ziele setzt, und nur was aus dem Streben danach entspringt, das sind die wahrhaft großen Taten."

Von diesen Gesichtspunkten aus ist es wahrhaft erstaunlich, wie das deutsche Volk, das auf so großen Traditionen der Weltarbeit steht, es vier Jahrzehnte hat ertragen können, in bezug auf die Größe seiner Gesamtziele derartig auf Hungerration gesetzt zu sein. Viel deutsche Unruhe und Mißstimmung mag ihre eigentliche Ursache in dieser Erbärmlichkeit der nationalen Horizonte gehabt haben, viel alldeutsches Sehnen ist sicherlich aus dieser deutschen Entbehrung entsprungen, und viele Deutsche haben den Krieg zweifellos auch als endliche Befreiung aus dieser Enge begrüßt, haben darauf gehofft — so paradox es scheint —, daß gerade auf den Schlachtfeldern ein größeres Programm internationaler Völkerkultur beschlossen werden würde. Die gähnende Langeweile der bloßen Nationalinteressen und ewigen gegenseitigen Bedrohung dieser beschränkten Interessen war jedenfalls nicht mehr zu ertragen . . .

Es ist unglaublich, was man in dieser Beziehung der deutschen Schuljugend an manchen Zentren des Nationalismus zugemutet hat. Als ob das unablässige lärmende Karussellfahren um die Würde und Herrlichkeit der eigenen Nation irgendeinen bildenden Wert habe und nicht vielmehr die Seele veröden müsse, trotz aller Romantik, mit der man die Kahlheit dieses nationalen Ich-

kultus verhüllt hat. Wer die deutsche Jugend der jüngsten Generation beobachtet hat, der weiß, wie sehr sie innerlich diesen Dingen fremd geworden war und wie sehr sie nach größeren Horizonten für ihren Enthusiasmus dürstete. Man kann sagen: diese Jugend war aus innerster Revolte gegen das Nationaltreiben wieder mehr wahrhaft deutsch geworden und weniger patriotisch-national. Für große Opfer und wahres Heldentum im Leben ist das die allein gesunde Basis. So, wie „Persönlichkeit" nicht durch ewiges Reden vom Ich und Sichbesinnen auf das Ich, sondern durch das Gegenteil davon erzeugt wird, so kann auch wahre Volksliebe nicht durch unablässige nationale Selbstbewunderung gesichert werden, vielmehr lernt man sein Deutschland lieben dadurch, daß man ganz schlicht angeleitet wird, im ältesten, besten Sinne deutsch zu sein, — dazu gehört eben vor allem eine Einführung in den tiefgegründeten internationalen Beruf des deutschen Volkes, der doch das unzweideutige Vermächtnis seiner ganzen Kulturgeschichte ist. Für die höhere staatsbürgerliche Erziehung der reiferen Jugend, für die Erweckung jener völkerverbindenden Tradition wäre kein Autor so geeignet, wie gerade Frantz. Bei ihm könnte unsere Jugend lernen, in politischen Dingen wahrhaft deutsch zu denken. Wie wenig hingegen kann sie dies aus der abstrakten Staatsphilosophie Fichtes und Hegels lernen. Da ist überall nur vom isolierten Staat und nirgends von Weltkultur und Völkergemeinschaft die Rede. Wir, das Volk der Denker, leiden geradezu schweren Mangel an hohen und zugleich konkreten Gedanken über den nationalen Beruf des deutschen Volkes in der Weltpolitik. Da werden unsern jungen Leuten immer wieder Fichtes Reden an die deutsche Nation empfohlen. Und jeder redet sich aufs neue ein — nicht selten, ohne diese Reden wirklich durchgelesen zu haben —, daß sie wirklich herrlich und begeisternd seien. Hat denn aber niemand den Mut, einmal offen zu sagen, daß die Größe Fichtes als Denker und Persönlichkeit gänzlich außerhalb dieser Reden liegt, und daß sie ein ganz erstaunlich leeres, breites und phrasenhaftes Gerede sind, ohne alle klaren und leuchtenden Direktiven für den persönlichen und nationalen Willen?

Die Vertiefung in die internationale Weltaufgabe Deutschlands, in ihre geschichtlichen Wurzeln und Voraussetzungen, in ihre geistigen und sittlichen Erfordernisse wird die ganze politische und soziale Bildung unserer Jugend auf eine höhere Stufe heben und alle dem Ideal zugewandten jungen Seelen mächtig ergreifen. Und nur ein durch diese Gedanken geläutertes und erzogenes Deutschland wird wirksam an der Läuterung der Welt arbeiten können. In den Kriegsmonaten hat man bis zum Überdruß lesen und hören können, daß „am deutschen Wesen" noch einmal „die Welt genesen" solle. Wie gar wenige von denen, die ihre Reden und Aufsätze mit dieser Verheißung geschlossen haben, können von sich sagen, daß sie wirklich in der alten deutschen Tonart geredet haben, auf die sich jenes Dichterwort allein bezieht und durch die es allein Sinn erhält, wie viele haben vielmehr gerade die Tonart gewählt, an der die Welt krank geworden ist, die Tonart der herrischen Selbstsicherheit, der nationalen Einbildung, des einseitigen Glaubens an Blut und Eisen! Möge die neue Jugend hier gründlich Wandel schaffen!"

Man vergleiche nun mit den hier zitierten Absätzen (ein deutscher Hauptmann schreibt in der Allg. Rundschau Nr. 27, der ganze Artikel sei aus „einwandfreiester deutscher Gesinnung" hervorgegangen) die herausgerissenen Sätze und Worte der im Mai d. J. durch die nationalistische Presse verbreiteten Hetzartikel.

Am meisten ist die Publikation meines Aufsatzes in der in der Schweiz erscheinenden Friedenswarte beanstandet worden — auch von guten Freunden. Ich glaube sagen zu dürfen, daß hier nur der Schein gegen mich spricht. Die Friedenswarte erscheint zwar in Zürich, hat aber die weitaus größte Zahl ihrer Abonnenten in Deutschland und Österreich, wurde auch in besonders großem Maßstabe an die deutschen Universitäten verschickt. Hätte ich meinen Artikel in einer größeren reichsdeutschen Zeitschrift veröffentlicht, so wäre er im Ausland weit mehr beachtet worden als in der Friedenswarte. Man kann geradezu sagen: Wer seinen Landsleuten etwas sagen will, das vom Ausland möglichst wenig bemerkt werden soll, der tut am besten, in die

Friedenswarte zu schreiben. Da mir daran lag, die pazifistische Bewegung durch Hinweis auf Konstantin Frantz vertiefen zu helfen, so war es natürlich schon darum angebracht, in das Hauptorgan dieser Bewegung zu schreiben. Daß mein Artikel, der sich ja nicht im geringsten mit Kriegszielen, Friedenspropaganda und militärischen Angelegenheiten befaßt, nicht gegen die Zensurbestimmungen verstößt, ist ja durch den Abdruck in einer norddeutschen Tageszeitung klargestellt.

Zur Rechtfertigung gegen die übrigen Bedenken betreffend die Zeit der Publikation stelle ich im folgenden die Hauptabsätze meiner darauf bezüglichen öffentlichen Erklärungen zusammen, aus denen ich alle diejenigen Sätze fortgelassen habe, die sich auf die Aktion der Fakultät gegen mich beziehen:

AUS EINER ERKLÄRUNG IN DER VOSSISCHEN ZEITUNG Nr. 300

Ich soll „die deutschen Stämme gegeneinander aufgehetzt haben". Meine ganze Lehrtätigkeit und meine schriftstellerische Tätigkeit ist stets auf das Gegenteil gerichtet gewesen. In meinen Vorlesungen über politische Pädagogik habe ich nachdrücklich gerade vor einem süddeutschen Publikum die großen Seiten der preußischen Staatspädagogik hervorgehoben — das betreffende Kapitel meiner „staatsbürgerlichen Erziehung" wurde seinerzeit von der freikonservativen „Post" als Leitartikel abgedruckt, dürfte also nicht preußenfeindlich gewesen sein. Wir stehen aber jetzt vor der dringenden Aufgabe, die uns durch die kommenden weltorganisatorischen Probleme nahegebracht wird, die großen Einseitigkeiten des großen preußischen Geistes durch Vertiefung in alte ethische und weltorganisatorische Vermächtnisse der deutschen Tradition zu ergänzen. Nur in diesem universelleren Rahmen sind die preußischen Gaben der ungeheuren Kompliziertheit der kommenden Völkerfragen gewachsen und können sich segensreich entfalten.

Der klassische Mahner und Philosoph für diese Aufgabe ist aber Konstantin Frantz, den Richard Wagner als wahrhaft deut-

schen politischen Denker gefeiert hat, und dessen Hauptwerk die „Deutsche Weltpolitik" und die „Grenzen der preußischen Intelligenz" sind, in denen er die großen föderativen Traditionen des alten Deutschtums als regulatives Prinzip deutscher Weltpolitik nach innen und außen wieder zu beleben sucht, ohne Vergangenes einfach wiederherstellen zu wollen. Ich bin selber Preuße und stolz auf die große männliche Seite des Preußentums, die große Motorkraft des geordneten Willens, die durch das preußische Wesen in die Kulturarbeit eingesetzt wird. Aber nur der vermag seine ganze Stärke zu fühlen und weise zu benutzen, der auch seine Schwäche von Grund aus erkennt und sich gegen deren Gefahren sichert. Durch Selbsterkenntnis allein schützt man die eigene Stärke vor zerstörenden Gegenwirkungen. Wir Preußen sollten den männlichen Mut haben, uns zu sagen, daß ein Grund für die explosive Abneigung der übrigen Kulturwelt gegen uns wohl auch in gewissen abstoßenden Härten unseres Auftretens und in mangelnder Kunst der Menschenbehandlung liegt ... Man erkannte nicht, daß der Mensch sich viel Imperium gefallen läßt, wenn man ihn nicht im kleinen schikaniert. Die Mahnung, daß wir hier von Grund aus umlernen müssen (gerade auch unsere jungen Beamten), darf nicht erst nach dem Kriege ausgesprochen werden, nein, gerade jetzt muß sie laut erhoben werden, denn eben jetzt müssen wir uns in die ganz neuen mitteleuropäischen Aufgaben hineindenken. Darauf zielte mein so stark angegriffener Artikel in der Friedenswarte (deren weitaus meisten Abonnenten in Deutschland leben), worin ich eben ein Referat und einen Kommentar zu Frantz' Hinweisen auf die ethischen Vermächtnisse des alten deutschen politischen Geistes gegeben habe. Man mag meine dort ausgesprochenen Ansichten stark bekämpfen. Ich lasse mir aber das patriotische Recht zu solchen Mahnungen nicht absprechen; es ist wahrlich die Stunde gekommen für jedes der kriegführenden Völker, nicht immer bloß nach außen hin zu schelten, sondern die Ursachen für die furchtbare Not der Gegenwart auch einmal bei sich selbst zu suchen.

ANSPRACHE AN DIE UNIVERSITÄTSHÖRER

„Meine Damen und Herren! Sie werden mir gewiß glauben, daß es nicht gerade ein Vergnügen ist, in großen Krisen des nationalen Schicksals ganz isoliert dazustehen, auch von vielen hochgeachteten Kollegen scharf getrennt zu sein. Es ist zweifellos, daß unter den Bismarck-Gläubigen viele der Allerbesten unseres Volkes sind, und es ist mir ein aufrichtiger Schmerz, daß ich diese Volksgenossen in dem, was ihnen heilig ist, durch meine Kritik schwer verletzen muß. Das ist aber nun einmal ein geistiges Schicksal, dem ich nicht entrinnen kann, denn seit Beginn meiner Universitätslaufbahn habe ich mich mit keinem Problem intensiver beschäftigt, als mit dem Problem: Politik und Moral; dabei bin ich eben durch Studium und Weltbeobachtung im Ausland und Inland zum radikalen Gegner der Tradition Bismarck-Treitschke geworden, bei aller Würdigung der persönlichen Größe und Tragik in dieser Tradition. Ich glaube fest, daß wir unseren kommenden mitteleuropäischen Aufgaben und unseren Weltaufgaben nur in dem Maße gewachsen sein werden, als wir weit über diese Tradition hinausschreiten, genau so, wie auch die anderen Völker sich von ihren machtpolitischen Traditionen lösen müssen, wenn Europa nicht in Wut und Blut untergehen soll. Daß nun andere durch solche Absichten verletzt werden, das darf wohl an einer Stätte, die der Wahrheitserkenntnis gewidmet sein soll, kein Grund des Schweigens sein. Auch im Kriege, denn wir müssen durchaus heute schon mit der Vorbereitung auf das Kommende beginnen, mit dem Durchdenken all der neuen politischen Probleme, die uns dann gestellt werden; genau so, wie ja auch die Diskussion über Mitteleuropa schon jetzt entbrennen mußte; wir können das alles nicht bis nach dem Kriege vertagen. Aus dieser Erwägung heraus stammen meine gewiß sehr radikalen Beiträge zur Frage unserer politischen Neuorientierung, zur Revision gewisser Dogmen unseres politischen Credo. Gerade in dieser unserer Zeit scheint es mir dringend, daß ein Element in der deutschen Seele, das in den Jahrzehnten des großen äußeren Erfolges in den Hintergrund gedrängt ist,

jetzt wieder in die Oberwelt der Seelen emporsteigt; nur an diesem Element kann die Welt genesen. Wenn Sie den betreffenden Artikel in der Friedenswarte lesen, so mag er noch so sehr den Vorstellungen widersprechen, in denen Sie aufgewachsen sind, Sie werden doch fühlen, daß er aus deutscher Seele stammt, aus Liebe zum deutschen Wesen und seiner Weltmission; und niemand hat das Recht, mir Mangel an Vaterlandsliebe vorzuwerfen, weil ich eine andere Ansicht vom Heil des Vaterlandes habe, als er. Man redet von der Liebe, die den Tod überwindet, größer noch ist wohl die Liebe, die es auf sich nimmt, von dem, den sie liebt, als Feind betrachtet zu werden, weil sie ihm schwere Schmerzen und harten Widerspruch zufügen muß. So gibt es auch eine Vaterlandsliebe, bei der man es ruhig auf sich nimmt, als vaterlandslos zu erscheinen, weil man der Tagesstimmung schmerzlich und unbegreiflich widersprechen muß, da man zu einer anderen Ansicht gekommen ist von dem, was dem eigenen Volke not tut. Wenn es heute scheinen mag, als wollten die Universitäten aufhören, ein Asyl auch für solche Art von kritischem Denken zu sein, so mag an die Zeit erinnert werden, wo das schwarz-rot-goldene Denken dem Partikularismus als Landesverrat erschien. Genau so erscheint es heute dem nationalen Denken der alten Schule als unpatriotisch, wenn man laut darauf hinweist, daß doch der ganze Weltkrieg es dröhnend der Kulturwelt verkündigt, daß wir alle aus dem bloßen Nationalegoismus heraus müssen, daß die nationale Gemeinschaft, bei all ihrer unersetzlichen sittlichen und sozialpädagogischen Bedeutung, doch auch nur ein Partikulares ist gegenüber der kommenden europäischen Kulturordnung, an deren Herausgestaltung wir jetzt mit jedem Gedanken und jedem Worte arbeiten müssen. Und diejenigen, die jetzt mit überlegenen Mienen und mit Denunziationen diesem neuen deutschen Streben entgegentreten, das zugleich das älteste und beste deutsche Streben ist, das allerdeutscheste Streben, sie werden von den künftigen Geschlechtern genau so beurteilt werden wie diejenigen, die damals die neuen schwarz-rot-goldenen Horizonte verspottet und ihre Verkündiger verfolgt haben.

Den traurigsten Eindruck in dieser Angelegenheit hat mir die Technik der Entstellung und Verfälschung gemacht, die man in einem großen Teil der nationalistischen Presse für erlaubt hält. Wenn z. B. von München aus ein Drahtbericht an die ganze deutsche Presse ging, ich hätte ein Flugblatt zur „Verhetzung der deutschen Stämme" verfaßt und in der Universität verbreitet, so ist man solchem Großbetrieb an Verleumdung gegenüber einfach wehrlos. Ich erwähne dieses nur, weil es für die publizistische Moral gewisser national krankhaft erhitzter Kreise charakteristisch ist. Im übrigen ist es für jeden in der Öffentlichkeit wirkenden Menschen, der nach außen hin doch immer besser erscheint als er wirklich ist, zweifellos nur höchst wohltätig, ab und zu einmal gründlich mit Mißachtung und Beschimpfung übergossen zu werden.

Psychologisch interessant ist es wohl, daß die allerlebhaftesten Zustimmungen gerade in Feldpostbriefen kommen. Heute schreibt mir ein deutscher Offizier: „Ja, überall sollen sich Männer erheben, die es in die Welt hinausrufen, daß Europa aus diesem verrannten Wahnsinn sich nicht herausfindet, wenn es nicht lernt, ganz neu zu denken, wenn es sich nicht aufrafft zu der nüchternen Kritik: Was ist falsch gemacht worden im Leben Europas, daß dieser ungeheure Schaden für die Menschheit entstehen konnte?" Und ein Oberlehrer, der als Offizier seit Beginn des Krieges im Felde steht, schreibt mir: „Ich habe in Flandern das Eiserne Kreuz I. Klasse erhalten, das freut mich ganz besonders deshalb, weil ich nun, ohne daß mich jemand des mangelnden Patriotismus zeihen kann, meinem Willen zur Erneuerung der internationalen Kulturideale nach dem Kriege Ausdruck geben kann." Daß solche Kundgebungen gerade von der Front kommen, das ist ja nur zu begreiflich, denn welchen vernünftigen Sinn hätte all dies Grauen und Leiden, wenn man sich nicht sagen und geloben dürfte, daß daraus eine geläuterte Welt, ein neues Europa hervorgehen soll, in dem die Wiederkehr solcher Dinge von Grund aus ausgeschlossen ist. Diese Neuordnung der Dinge aber fällt uns nicht vom Himmel, wir müssen ihre Atmosphäre durch eigene innere Reinigung und Erhebung

schon heute vorbereiten. Es müssen großmütige und aufbauende Worte allmählich wie Tauben mit dem Ölblatt von einem Lande zum anderen fliegen. Diese Veredelung der Tonart, diese Bereitschaft zur Selbstkritik, statt der bloßen leidenschaftlichen Anklage nach außen — das ist noch weit wichtiger als alle Friedensvorschläge. Für diese fehlt zurzeit noch die moralische Atmosphäre. Alle diejenigen, die zwar den Frieden herbeiwünschen, aber keinen Anfang mit einer Änderung der internationalen Tonart machen wollen, sie scheinen wirklich anzunehmen, der Krieg dauere bis 7 Uhr 10, und der Frieden fange 7 Uhr 11 an; man sagt sich bis 7 Uhr 10 alle denkbaren Beschimpfungen und Mißachtung ins Gesicht; 7 Uhr 11 ist dann plötzlich Friede. Diese Wundergläubigen vergessen, das der Friede verdient werden muß, nicht nur durch Waffentaten, sondern auch durch jene stillen Taten der Selbstüberwindung, in denen ein Volk sich auf seine eigenen Sünden, Fehler, Irrungen besinnt und dadurch eine Atmosphäre schafft, in der die starre Selbstbehauptung sich lösen und die Idee eines neuen Europas praktische Kraft in den Seelen gewinnen kann. Kein einziger großer Streit auf Erden kann beigelegt werden, ohne daß jeder der streitenden Teile sich fragt: Inwiefern bist auch du mitschuldig geworden und hast dich gegen Grundgesetze menschlicher Lebensgemeinschaft versündigt? Erst in solcher Selbstprüfung erhebt man sich über den Streit, über den Starrkrampf der Rechthaberei, löst auch im anderen die gleichen Empfindungen aus und befreit sich vom Fluch der eigenen Vergangenheit . . ."

*

In den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 330) hat Prof. Dr. E. Marcks unter der Überschrift: „Deutsche Geschichte und deutsche Zukunft" einen längeren Artikel erscheinen lassen, der sich mit meinem Aufsatze über „Bismarcks Werk im Lichte der großdeutschen Kritik" auseinandersetzt. Eine eingehende Beantwortung der Marcksschen Argumentation muß auf die Zeit nach Aufhebung der Zensur verschoben werden: Die entschei-

denden Gründe gegen die Haltbarkeit jener ganzen Betrachtungsweise können zurzeit nicht dargelegt werden. Im übrigen: Was auch die gründlichsten Beweisführungen nicht vermögen, das wird inzwischen der Weltkrieg selber besorgen — er wird auch den hartnäckigsten Anhängern des machtpolitischen Nationalismus in allen Nationen von Grund aus die Augen darüber öffnen, daß die Fundamente dieser gefeierten politischen Anschauungsweise längst nicht mehr den Tatsachen und Bedürfnissen des modernen Völkerlebens entsprechen und daß sie alles andere eher verdienen als den Namen „Realpolitik . . ."

Ich glaube nicht, daß diejenigen, denen mein Aufsatz zu Gesicht gekommen ist, durch die Argumente befriedigt sein werden, mit denen Herr Professor Marcks mich zu widerlegen sucht. Der Hinweis auf das Elend des Deutschen Bundes kann die Tendenz meiner Darlegungen nicht treffen, denn auch mir kommt es nicht auf eine einfache Wiederbelebung der Vergangenheit an; ich entnehme der alten föderativen und übernationalen Vergangenheit Deutschlands nur gleichsam ein „regulatives Prinzip" für das Kommende, ich glaube keineswegs, daß wir im alten deutschen Bundeselend hätten steckenbleiben sollen, wohl aber, daß es besser gewesen wäre für uns und für Europa, daß jene deutsche Vergangenheit nicht so jäh abgebrochen, sondern organisch weiterentwickelt worden wäre; das wäre gewiß schwieriger gewesen, als die einfachen, blutigen Lösungen der Bismarckschen Ära — aber wir hätten dann die ethische Führung Europas behalten, wir wären das Zentrum europäischer Organisation geworden, so wie wir es einst waren und wie wir es als Zentralland sein müssen. Das hätte uns auch eine gesichertere Stellung gegeben, als es alle äußere Macht der Welt vermag. Vergangenes läßt sich nicht rückgängig machen, wohl aber kann und soll man aus den Irrtümern der Vergangenheit lernen, der einzelne soll es und die Nation soll es; jetzt ist die Stunde für dieses Umlernen gekommen, für uns und für die anderen Völker; wehe dem, der die Stunde verpaßt! Ich weiß bestimmt, daß Tausende in Deutschland ähnlich denken und daß die kommenden Dinge uns recht geben werden.

Herr Professor Marcks hat den schweren Vorwurf gegen mich erhoben, daß ich unseren Kämpfern in den Rücken falle. Nun — ich weiß aus zahlreichen Briefen von der Front, daß gerade unsere Besten dort durchaus für ein ganz neues Deutschland und für ein ganz neues Europa kämpfen und nicht für ein Weiterbestehen des alten europäischen Elends, und daß sie darum durchaus auch eine ernste nationale Selbstkritik zu würdigen wissen. Ich kann auf jenen Vorwurf am besten antworten, indem ich aus den Feldpostbriefen, die mir anläßlich der ganzen Angelegenheit zugegangen sind, folgende charakteristische Stellen wiedergebe*):

*

Vor Verdun.

„... Ihre Erklärung im Berliner Tageblatt hat auf mich wie eine Erlösung gewirkt, daß endlich einmal ausgesprochen ist, wodurch allein ein dauernder, keine der kriegführenden Mächte verletzender Friede geschlossen werden kann. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ihre Worte in allen Ländern Europas Widerhall finden mögen und die Parole „Umlernen" alle wahren Patrioten sich zu Herzen nehmen, bis die Atmosphäre geschaffen ist, in der allein ein versöhnender dauernder Friede gedeihen kann. Das ist ein Ziel, für das mir die vielen, vielen Kameraden nicht umsonst gestorben zu sein scheinen und für das wir gerne weiterkämpfen und, wenn es nötig ist, auch freudig den Tod erleiden wollen.

(gez.) H., Leutnant.

Vogesen.

... Ich glaube nun aus den Zeitungsnotizen so viel entnehmen zu können, daß ich Ihnen geeigneterweise die Gedanken anvertrauen kann, die wir (es denkt mancher Kamerad wie ich) uns hier im Feld zusammengedacht haben. Mehr intuitiv, als rechtlich erkannt. Nicht gemacht, um aktive Politik zu treiben, wohl aber vielleicht wert, einem führenden Manne anvertraut zu werden. Daß sie nur aus vaterländischer Gesinnung erwachsen sind, brauchen wir unter Gleichgesinnten ja nicht zu sagen.

Ich denke nicht von Grund auf gegen den Krieg, gegen jeden Krieg. Ich denke nicht gegen die Gewalt, gegen die militärische Gewalt. Sie wird wohl noch auf lange Zeit die „ultima ratio" der Völker sein. Ich denke so: Neben der militärischen Gewalt muß sich eine geistige Kraft formen aus dem Inner-

*) Die Originale stehen zur Verfügung, natürlich nur mit Unkenntlichmachung der Unterschriften.

sten des Volkes heraus; eine hohe, sittliche Kraft, mit weitem, freiem Blick. Baut die erste Gewalt auf auf der brutalen Überlegenheit, so müßte die zweite fundamentiert sein auf dem geistlich-sittlichen Boden, der das Heil unseres Volkes und aller Völker in Frieden und Gesittung erstrebt. Der die Liebe predigt für den Haß, der die Vorzüge zeigt, statt die Fehler zu vergrößern. Und diese Kraft muß sich fest formen nach außen hin im gemeinsamen Wirken unserer besten Männer, sie muß sich durchsetzen in der Öffentlichkeit und aktiv an den Staatsgeschäften teilnehmen, zum mindesten gleichberechtigt neben der bisher alleinberechtigten militärischen Macht. Und das nicht nur bei uns, vielmehr gerade so oder noch mehr bei unsern Gegnern von heute. Was diese geistige Kraft äußerlich binden soll, ein hohes ethisches Prinzip oder ein Kultur-Ideal, das weiß ich nicht. Jedenfalls etwas Tiefergehendes als internationale oder pazifistische Föderationen, die zur Kriegsstunde wie Schaum zerstoben. Das sind die unmaßgeblichen Gedanken eines nicht-politischen Soldaten; nur so bitte ich sie aufzunehmen.

Wir hier glauben nun, daß solche oder grundähnliche Gedanken auch in einem großen Teil unseres Volkes daheim leben (wir wissen es ja nicht, weil wir nichts davon hören). Ja wir glauben, daß auch bei unsern Gegnern eine solche Kraft lebendig ist. Daß sie aber niedergehalten und niedergeknebelt wird, weil die herrschenden Klassen ihre Macht nicht aus der Hand geben, ihren falschen Gedankengang nicht einsehen, ihr Unrecht nicht zugeben wollen. Aber wir müssen umlernen, wir müssen über diese „Gewaltigen" hinauswachsen. Und wir müssen da anfangen, heute noch. Und daß Sie, verehrter Herr Professor, als erster so zu sprechen wagten, dafür nehmen Sie den Dank einiger Soldaten. Sie sind die erste sichtbare Form der neuen Kraft, und so müssen Sie nun ertragen, daß viele zu Ihnen kommen. Weil sie einen Weg suchen, aber noch keinen anderen Richtpunkt sehen. Wir wollen heraußen treulich und einfach unsere Soldatenpflicht weiter tun. Wir haben sie immer getan für unsere deutsche Sache, weil wir immer den heiligen Glauben hatten, daß an ihr einmal die Welt genesen solle. Und nun soll sie erst recht stark, innerlich stark werden neben der äußern Kraft. Und wir bitten Sie nun, verehrter Herr Professor, und alle die daheim sind, in dem Sinne weiterzuarbeiten im Geiste des Friedens, eines höheren Friedens, wurzelnd in einer neuen Kraft . . .

(gez.) F. J. E., Vizewachtmeister.

Argonnen.

. . . Begeistert von den Gedanken, die Sie kürzlich ausgesprochen haben, und entrüstet über die Beschimpfungen, die Ihnen zuteil geworden, freue ich mich als Deutscher, daß gerade ein Deutscher der Welt den Weg gewiesen hat, auf dem sie allein vorwärts kommen kann . . .

(gez.) Ltn. H., Feldflieger.

Vor Verdun.

... So viel darf ich von mir und meinen Leuten bekennen: Wenn wir nicht den unerschütterlichen Glauben hätten, daß es einstens möglich sein wird, daß die Menschheit sich ohne diese kulturwidrigen Greuel weiter entwickelt, so hätten wir kaum die Kraft, all das Schwere, das uns und die Unsern schon betroffen hat oder das uns noch bevorsteht, in Ruhe und mit Gleichmut auszuhalten ... Wer vom sichern Schreibstuhl aus, fern von den Greueln des Krieges, Loblieder auf den Krieg als etwas für immer Unentbehrliches singt, dem wünsche ich nur eine der Nächte, die wir hier durchleben.

(gez.) H., Amtsrichter und Lt. d. L.

Im Westen.

... Ich habe oft mit Dr. G. über die Affäre F. gesprochen und wir sind da ganz gleicher Ansicht: nämlich, daß wir jede seiner Äußerungen ohne Bedenken unterschreiben würden. Oft haben wir ähnliche Gedanken schon entwickelt ... Eine große Befriedigung war es uns daher, längst gehegte und empfundene Gedanken aus dem Munde eines F. in konkreter Form zu hören. Das Umlernen in der Politik ist das wichtigste. Alles vom Standpunkt des 20. Jhd. aus betrachten, sich bewußt sein der uralten Kultur und offen die vielen Fehler anerkennen, die in der Vergangenheit gemacht wurden, und diese durch Werke des Friedens gutzumachen, das wäre Aufgabe jedes einzelnen Staates. Wenn das jeder Staat befolgen würde, dann wäre „der ewige Friede" im Zeichen unseres Jahrhunderts noch möglich, was für Kant vom Standpunkt seiner Zeit und seiner Menschen eine Utopie war ...

... Möchte nur das Umlernen und das langsame Hineindenken in das neue zukünftige Europa recht rasch erfolgen, das wäre hier draußen unser allersehnlichster Wunsch, besonders gerade jetzt, wo wir das ununterbrochene Trommelfeuer von der Front her hören, da passen diese Betrachtungen am besten.

Im Feld, Anfang Juli 16.

(gez.) Dr. H.

Osten.

... Aufrichtig danke ich Ihnen für Ihr Eintreten dafür, daß auch im öffentlichen und politischen Leben Recht und Moral als oberste Richtschnur und Grundlage angesehen werden müssen. Wenn diese Anschauung Gemeingut unseres lieben deutschen Volkes würde, so wäre dies der schönste Erfolg dieses blutigen Völkerringens. Dazu beizutragen, ist besonders Aufgabe der Daheimgebliebenen ...

(gez.) F. D.

Feuerstellung, Batterie im Westen.

... Es ist mir eine Freude und größte Genugtuung, Ihnen die Zustimmung weiter Kreise auch bei uns aussprechen zu können. Es ist ja wohl kaum nötig, daß ich meine Bitte ausspreche, auf dem von Ihnen eingeschlagenen Wege unentwegt weiterzugehen. Gerade wir hier draußen, die mit offenen Augen zu sehen gezwungen sind, wissen es zu schätzen, daß daheim G. s. D. doch noch Männer sind, die sich einen klaren Blick bewahrten und die über die Engherzigkeit der Stunde erhaben sind. Darum gerade hierin durchhalten gegen alle Anfechtungen, woher sie auch kommen mögen.

Das Interesse für Ihre Ausführungen ist hier nicht nur bei Gebildeten, sondern auch in gleichem Maße — noch mehr beim einfachen Mann sehr groß. Der einfache Soldat, der frei ist von den anerzogenen und angelehrten und gelehrten Vorurteilen unsrer bisherigen Geschichtsauffassung und Politik, weiß den Wert Ihrer Gedankengänge besser zu würdigen, als man anzunehmen versucht ist.

Wenn man, wie ich, beinahe 19 Monate die Wut und Wucht des Krieges aus der Nähe kennen gelernt hat, freut man sich, wenn man sieht, daß man daheim doch noch nicht vergessen hat, daß es auch noch bessere Siege zu erkämpfen gibt, als die mit Blut und Eisen errungenen.

Seien Sie unserer regen Anteilnahme und unserer, leider vorläufig ja nur mehr passiven Unterstützung Ihrer Pläne und Ideen versichert.

Lassen Sie nicht nach! Die Leute, die Ihnen entgegenarbeiten, haben ja auch nicht die geringste Ahnung, wie man hier draußen allgemein denkt. Woher auch? Der Offizier und Reserveoffizier kann ja schon aus dem Grunde sich kein richtiges Urteil bilden, weil ihm der einzelne Mann als Untergebener ja nie oder höchst selten Einblick in sein Denken ermöglicht.

Ich habe als Kriegsfreiwilliger jetzt nahezu zwei Jahre, davon 18 Monate im Felde, als Kamerad mit Leuten aus allen Volksschichten zusammengelebt und glaube darum, mir wohl ein Urteil erlauben zu dürfen.

Darum bitte ich Sie, sehr geehrter Herr Prof., lassen Sie sich durch nichts irre machen in der Vertretung Ihrer in der letzten Zeit bekannt gewordenen Anschauungen; rari nantes in gurgite vasto, dazu gehören Sie einstweilen noch, aber Ihren Ideen gehört die Zukunft.

(gez.)

Vor Verdun.

... Wenn die Menschheit weiter organisiert werden soll, so müssen die Nationalindividuen auch opfern können, um eine höhere Lebensform zu bilden, wie es stets Gesetz gewesen ist in der Geschichte der organischen Natur, daß die Individuen einen Teil ihres Selbst opferten (nicht ihre ganze Existenz), um ein höheres Leben zu gewinnen. Da erscheinen uns in ihrer ganzen Kraft und Wahrheit die Worte Christi: „Ich bin der Weg, die Wahr-

heit und das Leben" und „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?"

Wer sich nicht einfügt in den Bau um den Eckstein Christi, wird keinen Teil haben am höheren Leben und zugrunde gehen.

Es ist ganz falsch, Ihre Stellungnahme zum Krieg und zur europäischen Politik als antinational zu bezeichnen; diejenigen, die das tun, lassen nur erkennen, daß ihnen Ihre Anschauungen gänzlich unbekannt sind. Einem jeden Menschen dräng' sich jetzt wohl angesichts der Greuel der Gedanke auf: In welcher Beziehung steht das alles zum Christentum? Und da ist es wahrlich kein Verbrechen, wenn einmal dieser Gedanke von berufener Stelle in seine Konsequenzen verfolgt wird. Wenn ich mit jemand Streit habe, so muß ich um zum Frieden zu kommen, mit der Kritik bei mir selbst beginnen (wobei der andere sehr wohl in viel größerem Unrecht stecken kann als ich). Aber beide können sich aus der Befangenheit in ihrem Ich nur erlösen um eines gemeinsamen Höheren willen. Es ist so kein Verrat an mir selbst und meiner Sache, wenn ich zunächst sorgfältig mein Gewissen erforsche. Und daß sich in unserem Vaterland dieses Gewissen zuerst meldet, wie es jetzt durch Sie geschieht, trotz so großer Schwierigkeiten, das rechnen wir uns zur nationalen Ehre an.

Mit vorzüglicher Hochachtung
(gez. Dr. S., Stabsarzt.

Westen.

... Ihre Auffassung von Deutschlands Mission, von Bismarckscher Politik, das ist ja so meine seit Jahrzehnten selbst geschöpfte Überzeugung, daß ich nur Gott bitte, er wolle mich den Krieg überleben lassen, damit ich einmal das Glück habe, mit Ihnen über diese Punkte zu sprechen ...

...Oberst und Regimentskommandeur.

*

Das ganz Eigenartige und Ergreifende in all diesen Briefen liegt zweifellos darin, daß aus ihnen keinerlei persönliche Kriegsmüdigkeit und Schwäche spricht, im Gegenteil, die Verfasser gehören mit ganzer Seele der Pflicht an, die ihnen innerhalb dieser Welttragödie auferlegt ist, sie sprechen auch keineswegs die Sprache des sogenannten „Pazifismus"; die Kriegseindrücke haben wohl allzu bittere Zweifel an der Menschennatur in ihrer Seele erregt — jedenfalls kommen ihre Worte aus einer ganz anderen Welt, als es diejenige hinter der Front ist: Es ist, als wenn sie uns sagten: „Wir stehen jetzt im Dienste der militäri-

schen Kraft und Ehre Deutschlands und werden unerschütterlich ausharren — in Euch aber muß nun eine ganz neue Art von Kraft entstehen, ein Aufschwung über die Tierheit des Völkeregoismus, ein Hinauswachsen des Opfergedankens über den bloßen Nationalhorizont. Denn weder mit der Macht der Waffen noch mit der Technik des Verhandelns allein sind die ungeheuren Probleme des Tages wirklich zu lösen; bringt Ihr jene neue Kraft nicht auf, nun, so zerbricht eben unsere „christliche" Kultur an ihrer innersten Unchristlichkeit in tausend Stücke und wird ein Steinhaufen werden wie Babel und Ninive!" Wer einen solchen beschwörenden Appell an unsere Aufgabe nicht aus jenen Briefen heraushört, wer ihn nicht überhaupt aus der immer ratloseren Völkernot heraushört, für den gelten wahrlich die Worte im Faust: „Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!"

Leider gibt es zurzeit noch weite Kreise unseres Volkes, die sich mit beängstigender Verstocktheit gegen alle solche Erwägungen zur Wehr setzen. Das sind eben die alldeutschen und nationalistischen Kreise im weitesten Sinne, die durch ihre Machtromantik völlig unfähig geworden zu sein scheinen, die allein realpolitischen Schlußfolgerungen aus dem schon seit Monaten zum Stehen gekommenen Völkerschlachten zu ziehen, das seinem Wesen nach, nämlich wegen der Ebenbürtigkeit der streitenden Kräfte, zum Stehen kommen mußte und — wenn keine neue sittliche Kraft in den Völkern durchbricht — auch weiter stehenbleiben wird, bis alle Beteiligten Bankerott gemacht haben werden und als Sieger dann der gelten kann, der vier Wochen später Bankerott macht, als die anderen . . .

Jene nationalistischen Kreise sind auch völlig außerstande, zu begreifen, daß die ingrimmige, jeden Frieden ablehnende Entschlossenheit gerade unserer westlichen Gegner zu einem sehr großen Teil eben aus der Befürchtung entspringt, daß jene nationalistischen Elemente den einflußreichsten Teil Deutschlands repräsentieren, daß der Kanzler ihnen nur mühsam standhält und nur mit großen Zugeständnissen an ihre Ansprüche den Frieden abschließen und die künftige deutsche Weltpolitik werde durchführen können. Da aber nach Meinung jener unserer west-

lichen Gegner ein auf solchem Boden mit Deutschland etwa geschlossener Friede nur ein Waffenstillstand sein werde, innerhalb dessen das unerträgliche, alle Kulturarbeit lähmende Wettrüsten in verstärktem Maße weitergehen werde, so ist dort die unausrottbare Meinung: Jene nationalistisch-alldeutsche Sippe müsse erst durch die radikale Niederzwingung oder Mattsetzung Deutschlands endgültig auch in den Augen des deutschen Volkes diskreditiert und als weltpolitischer Faktor ausgeschaltet werden. An dieser Entschlossenheit nehmen heute auch alle diejenigen Kreise des englischen Volkes teil, die sonst für einen vernünftigen, wahrhaft europäischen Frieden durchaus zu haben waren und auch jetzt noch zu haben sind. Nun kommen natürlich unsere nationalistischen Blätter und weisen auf jene starre Entschlossenheit unseres englischen Gegners hin, die wir doch zweifellos mit noch unversöhnlicherer und schonungsloserer Entschlossenheit beantworten müßten — sie wollen nicht sehen, daß es eben ihre eigene national-individualistische Verstocktheit ist, ihr trotziges Bekenntnis zur Weiterführung des alten europäischen Elends, zur bloß machtpolitischen Behandlung der Menschheitsprobleme, was drüben die gleichen Elemente am Ruder hält und auch die vernünftiger denkenden Kreise zu absoluter Solidarität mit dem „Zerstörertyp" treibt. Das beste Zeugnis dafür, daß diese meine Deutung der völkerpsychologischen Wechselwirkung der Tatsachen entspricht, ist wohl in folgenden Sätzen zu finden, mit denen der „Temps" in einem Leitartikel die neuesten machtpolitischen Bekenntnisse des ebenso wohlmeinenden wie kurzsichtigen Staatsmannes Bülow bespricht, dessen schwere Mißgriffe und Unterlassungen soviel zu der gegenwärtigen Weltnot beigetragen haben. Es heißt dort:

„Nach 24 Monaten ohnmächtiger Bemühungen gesteht Deutschland ein, was es nehmen will. Wie viel wäre das wohl erst gewesen, wenn Deutschland, nach seinem Plan, binnen sechs Wochen gesiegt hätte? . . . Nichts konnte uns gelegener kommen, als dieses politische Geständnis eben in der Stunde, in der unsere Verbündeten und wir unsere wirtschaftlichen und militärischen Anstrengungen verdoppeln müssen, um Deutschland mit denselben Waffen zu schlagen, mit denen es uns zu schlagen hofft."

Ahnte überhaupt das friedliebende deutsche Volk, was seit vielen Jahren alle die alldeutschen und nationalistischen Artikel und Reden unserem Volke im Ausland geschadet, wie sie die anderen Nationen gegen uns mobil gemacht, die Neutralen mit Mißtrauen und Ärger erfüllt haben und wie sie auch gegenwärtig wieder die Möglichkeit des Friedens immer weiter in die Ferne rücken — es würde ein wahrer Sturm gegen diese Art von „Weltpolitikern" durchs Land gehen. Mit diesen alldeutschen Herren wird es nach dem Kriege eine gründliche Abrechnung geben, da wird man mit unwiderleglichen und frappierenden Beweisen an den Tag bringen, wieviel schwere Mitschuld und Blutschuld an diesem Weltkriege jener ganzen alldeutsch-nationalistischen Schriftstellerei und Rederei zugeschrieben werden muß.*) Es war gewiß sehr zu begrüßen, daß die „Alldeutschen Blätter" selber (20. Mai 1916) auf einen Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 1. Mai d. J. aufmerksam gemacht haben, in dem wir folgende Charakterisierung jener alldeutschen Schuld finden:

Während in England doch immerhin eine ganze Reihe von Publikationen erschienen ist, in denen die Mitschuld Englands sehr freimütig zugegeben wurde (vgl. u. a. Carpenters Buch „The healing of nations"), hat man sich in Deutschland leider in eine schier undurchdringliche nationale Selbstgerechtigkeit hineingeredet, als könne von keiner, wenn auch noch so geringer Mitschuld Deutschlands am Weltkriege irgendeine Rede sein. Gegenüber dieser falschen Selbstbeurteilung des deutschen Volkes, die es den leitenden Männern in Deutschland schwer genug machen wird, ein vernünftiges Friedensangebot durchzusetzen, muß denn doch festgestellt werden, daß in Deutschland während der letzten drei Jahrzehnte so viel laute Weltmachtspropaganda getrieben worden ist, daß das Vertrauen des Auslandes auf die friedlichen Absichten des deutschen Volkes dadurch schwer erschüttert werden mußte.

Hierher gehört vor allem das unverantwortliche Machtgerede der Alldeutschen, deren unerträgliche Tonart dem deutschen Volke, gerade auch im neutralen Ausland, eine Unsumme von Haß und Abneigung zugezogen hat und die man als die eigentlichen Träger der deutschen Mitschuld am Welt-

*) Die Alldeutschen rühmen sich gern, daß sie diesen Krieg stets vorausgesagt hätten. Ja, sie konnten das, denn sie und ihresgleichen in den andern Ländern haben ihn auch herbeigezogen, ja herbeigesehnt, wie das so schön ausgesprochen war in der ersten Kriegsnummer der Alldeutschen Blätter. „Die Stunde haben wir ersehnt . . . nun ist sie da. Die heilige Stunde . . ."

krieg bezeichnen kann. Im April 1913 hielt der Admiral von Breusing einen Vortrag in Basel, in dem er bemerkte: „Wir sind noch nicht so weit, um englische Kolonien nehmen zu können." Und General v. Bernhardi gab in seinem Buche „Deutschland und der nächste Krieg" seinem Volke den Rat, auf kolonialem Gebiete irgendeinen Streit mit England oder Frankreich von Zaune zu brechen, um dadurch den unvermeidlichen Krieg in Gang zu bringen. Ein Rezensent der englischen „Fortnightly-Review", der selber Mitglied der deutsch-englischen Verständigungsgesellschaft war, suchte Bernhardis Ansicht von der Unvermeidlichkeit eines Krieges zwischen den beiden Ländern zu widerlegen, bemerkte aber, daß man doch nicht außer acht lassen dürfe, daß in jenem Buche „ein Mann, dessen Meinung von Gewicht ist, uns offen erzählt, daß Deutschland uns in dem Augenblick angreifen wird, in dem sich eine günstige Gelegenheit dafür bietet. Wir wären „mad", wenn wir uns diese Warnung nicht zu Herzen nähmen."

Die „Kreuzzeitung", der diese Rezension zu Gesicht kam, bekam damals eine Ahnung davon, was im Ausland durch solche Schreibereien angerichtet werde: sie bemerkte: „Jener Autor, der über ein Nachbarvolk schreibt, sollte sich bewußt sein, daß er für beide Völker schreibt und daß er zu prüfen hat, ob der Nutzen seines Werkes dem Schaden, den er auf der andern Seite seinem Volke zufügt, entspricht." Hier ist der Kernpunkt getroffen. Die Kriegshetzer in allen Ländern haben sich nie darum gekümmert, wie ihre Kundgebungen im Auslande wirken mußten. Kam dann aber das feindliche Echo, so hieß es: „Man sieht, die dort drüben wollen den Krieg, lasset uns ihnen zuvorkommen!" Drüben aber berief man sich wieder auf die Hetzereien der Gegenseite und sagte: „Ein Präventivkrieg ist die einzige Defensive, die uns rechtzeitig retten kann!"

Was hier gesagt wird, das ist die einstimmige Ansicht des neutralen Auslandes über die alldeutsche Propaganda.*) Diese Missionare des ödesten und kulturlosesten Machttreibens, in

*) Die obige Zusammenstellung der N. Z. Z. kann ich durch folgende Exzerpte aus einer eigenen Sammlung ergänzen:

Grenzboten Nr. 48, 1895: „Wir lehren, daß das deutsche Volk lediglich für sich zu sorgen habe, ohne Rücksicht auf das Wohl anderer Völker, wir lehren, daß wenn das Wohl unseres Volkes einen Eroberungskrieg, die Unterjochung, Verdrängung, Vertilgung anderer Völker fordern sollte, wir uns davon durch christliche und Humanitätsbedenken nicht dürften zurückschrecken lassen — wir haben daher auch gegen die äußerste Anspannung der Wehrkraft unseres Volkes nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß sie in absehbarer Zeit einmal zu dem Zwecke verwendet wird, für den sie da ist."

Preuß. Jahrbücher 1896: „Mehr Lohn und mehr Geschütze" (Verfasser R. Martin, aus dem Naumannschen Kreise). „Die Gesamtheit aller Verhält-

deren Seele die besten und ruhmreichsten Traditionen des deutschen Geistes überhaupt keine Wurzel gefaßt haben, sie schalten auch jetzt wieder in ihren utopischen Annexionsforderungen mit dem teuren Blute des deutschen Volkes, als ob es Kanalwasser wäre — wahrlich, es wird dringend Zeit, daß sich bei uns eine öffentliche Meinung organisiert, die das andersdenkende Deutschland wuchtig zu Worte bringt und dadurch nicht nur unserem Reichskanzler, dem echt deutschen Manne, eine größere Stütze gegenüber jenem ganzen Treiben gewährt, sondern auch den vernünftigen Elementen im Ausland das Vertrauen auf ein neues „europäisch" denkendes Deutschland gibt.

In ihrer Juli-Nummer schreiben die „Süddeutschen Monatshefte": „Es ist ein Gebot der Ehrlichkeit, daß wir einmal mit aller Deutlichkeit erklären: Wir sind für Tirpitz und gegen Kulturpolitik." Und der neue Rektor der Technischen Hochschule zu Berlin hält eine feierliche Rede, worin er erklärt, die Frage unseres Verhältnisses zu England sei „eine reine Machtfrage", alle politischen Beziehungen zwischen den Völkern kämen letzten Endes auf „Machtfragen" hinaus. Zum Schluß wird die nationale Bedeutung des Alldeutschen Verbandes gefeiert. Was verlangt man eigentlich vom Auslande, wenn es immer wieder solche Stimmen und leider so gut wie gar keine autoritativen Gegenstimmen hört? Was nützen alle feierlichen Proteste gegen den Vorwurf, die deutsche Kultur sei dem Militarismus verknechtet, wenn repräsentative Zeitschriften und Akademiker derartige Bekenntnisse zum nackten Machtprinzip in die Welt schleudern? Kann man sich noch wundern, wenn

---

nisse weist das deutsche Volk auf den Krieg, den großen Vater alles Guten ... Den höchsten Gewinn der Eroberung von Elsaß-Lothringen erblicke ich darin, daß Frankreich sich mit dieser Abtretung nie aussöhnen kann, Deutschland also noch in Jahrhunderten auf das äußerste gewappnet sein muß. Und ein kriegerisches Volk verfällt nicht ... In die Verwirrung auf dieser Kugel kann nur durch mehr Geschütze die wünschenswerte Klarheit gebracht werden."

Diese Programme haben im Ausland die weiteste Beachtung gefunden. Man hat auch die durchaus begreiflichen Konsequenzen daraus gezogen. Über diese Dinge soll das deutsche Volk nach Friedensschluß gründlich aufgeklärt werden.

durch solches Gerede von unserer Seite nun auch drüben der Partei der Vernünftigen jeder Kredit genommen und den Vernichtungspolitikern das beste Argument geliefert wird? Und endlich: Wie denken sich denn nur jene reinen Machtpolitiker den Ausgang in ihrem Sinne? Meinen alle jene Professoren und Journalisten, die niemals einen konkreten Eindruck von den Mitteln des englischen Weltreiches und von der Bedeutung dieses Weltreiches für unsere eigene industrielle Entwicklung bekommen haben, meinen sie wirklich, England könne so einfach „niedergerungen" werden? England kann in Wirklichkeit so wenig niedergerungen werden, wie Deutschland, das weiß jeder, der über diese Dinge nicht vom Schreibtische aus urteilt — ein wirklich konsequenter Machtkampf müßte viele Jahre dauern und könnte dann nur mit beiderseitigem Zusammenbruch endigen. Es gehört ein geradezu gemeingefährlicher Mangel an wirklicher weltwirtschaftlicher und realpolitischer Sachkenntnis dazu, um das nicht zu sehen . . .

Wer, wie der Verfasser dieser Darlegungen, Gelegenheit hatte, im neutralen Ausland die neuere englische periodische Literatur in bezug auf die Frage eines künftigen Handelskrieges zu verfolgen, der weiß, daß eine sehr große Anzahl von einflußreichen Soziologen und Politikern in England durchaus gegen einen weiteren Wirtschaftskrieg nach dem Frieden arbeitet — wie sich nun die englische öffentliche Meinung entscheiden wird, das wird in hohem Grade davon abhängen, ob in diesen Fragen bei uns ein wahrhaft weltpolitisches Denken oder nur der kurzsichtigste mitteleuropäische Defensivkrampf zum Ausdruck gelangen wird. Die Entwicklung unserer öffentlichen Meinung innerhalb der nächsten Wochen wird da den Ausschlag geben. In einem Brief, den der Abgeordnete für Carlysle, der Hon. R. D. Denman, im Mai von der Front in Flandern, wo er heute als Hauptmann der Artillerie dient, an seine Wähler richtete, heißt es:

„Soll der Krieg zu einer militärischen Entscheidung gebracht werden, dann müssen wir auf weitere 18 Monate Krieg und vielleicht noch mehr gefaßt sein. Ein Versuch, das Tempo zu forcieren, könnte für uns leicht eine Kata-

strophe bedeuten. Persönlich hoffe ich, daß Europa vorher zur Vernunft kommen und durch weise Staatsmannskunst einen dauernderen Frieden erringen möge, als ihn irgendein militärischer Erfolg je bringen könnte . . ."

Wer nicht durch den Machtrausch um jede Fähigkeit zu objektiver Würdigung der Sachlage gebracht ist, der muß sich doch sagen, daß dieser Krieg überhaupt gar nicht durch militärische Machtmittel wirklich entschieden werden kann — es sei denn durch Verbluten auf allen Seiten. Das Selbstgefühl aller an dieser Schlächterei Beteiligten ist so leidenschaftlich erregt, daß jeder Teil buchstäblich „bis zum letzten Hauche" kämpfen wird, ehe er sich als „besiegt" erklären und sich die Friedensbedingungen „diktieren" lassen wird. Aber auch rein diplomatisch ist dieser Streit nicht zu lösen, solange die Kämpfenden im Ernst bei dem Vorsatz bleiben, sich durch Beraubung oder Demütigung des Gegners reale „Garantien" zu sichern, statt diese „Garantien" in ganz neuen europäischen Abmachungen und Ausgleichen zu suchen, die durch das Grauen vor einer Wiederholung solcher Dinge und durch jenen ganz neuen Geist des gegenseitigen Entgegenkommens geweiht sind, der allein den Realitäten der Weltwirtschaft und den Kulturtraditionen Europas entspricht. Unsere Regierung würde gegenüber den nationalistischen Treibereien erst dann wirklich stark werden, wenn sie den von dorther kommenden utopischen Forderungen nicht bloß mit ruhiger Abweisung, sondern mit festem Bekenntnis zu einem konstruktiven europäischen Programm entgegentreten würde. In einem solchen Programm müßte ganz offen die Überzeugung vertreten werden, daß der ungeheure europäische Schaden mit all seinen wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Folgen nur einigermaßen geheilt werden könne, wenn nicht jeder nur für sich selbst „Garantien" und Entschädigungen fordere, sondern den guten Willen kundgebe, auch den anderen in diese gemeinsame Schuld und Not Verwickelten nach besten Kräften die Wiederaufrichtung möglich zu machen. Da heute jedes Volk zugleich Lieferant und Kunde des anderen ist, so wäre eine solche Stellungnahme auch das allein Realpolitische. Ein solcher Vorschlag zu solidarischer Reparation alles angerichteten

Schadens (statt eines endlosen Streites um die Entschädigungen, die jeder dem andern auferlegen möchte) scheint etwas Utopisches zu sein und würde doch allein imstande sein, den gegenseitigen guten Willen, ja überhaupt die europäische Gesinnung zu erzeugen, ohne die eine dauerhafte Beendigung dieser furchtbaren Entzweiung ganz aussichtslos ist.

In der „Neuen Zürcher Zeitung" haben neben dem schon zitierten Aufsatze in den letzten Wochen eine ganze Reihe von Autoren übereinstimmend die Überzeugung ausgesprochen, daß man bei der Debatte über die Technik des Friedensschlusses die psychologischen und moralischen Vorbedingungen viel zu sehr außer acht lasse. So sagt ein ehemaliger Diplomat dort (8. Mai 1916):

„... Wer heute ernstlich den Frieden wünscht, der muß sich daher unbedingt dem Rufe anschließen, daß zunächst einmal der moralische Kampf zwischen den Regierungen und den Völkern eingestellt werde. Erst wenn dieser Kampf aufgehört hat, wird allmählich dasjenige Mindestmaß von Vertrauen wiederkehren können, das die wahre „psychologische Vorbedingung des Weltfriedens" bildet. Denn man darf sich keinerlei Illusionen hingeben: So wie der Krieg seine Entstehung dem gegenseitigen Mißtrauen verdankt, so kann der wahre Friede nur auf gegenseitigem Vertrauen beruhen. Solange man also das Mißtrauen stets wieder von neuem schürt, ist auch kein Friede möglich. Man muß Achtung auch vor dem Gegner und seinen Beweggründen bekunden, wenn man wieder mit ihm in Verkehr treten soll. Dieses Vertrauen, diese Achtung aber wird man niemals gewinnen, wenn man den eigenen Anteil an der Weltschuld immer wieder zu vertuschen und den Gegner immer wieder schlecht zu machen sucht. Vertrauen erwirbt sich auf der Welt nur der, der auch bereit ist, Selbsterkenntnis zu üben und der diese moralische Bereitschaft auch praktisch betätigt."

Auf die Herstellung einer solchen moralischen Atmosphäre, ohne die es bei einer derartigen Verwicklung der Ansprüche und Interessen überhaupt keinen Frieden geben kann, sind alle meine in diesem Kapitel zitierten oder abgedruckten Äußerungen gerichtet gewesen — vor allem auch die Anregung, die Ursachen der Völkerkatastrophe nicht immer nur bei den andern, sondern auch einmal in der eigenen Vergangenheit und im eigenen Wesen und Auftreten zu suchen. Das unerwartete Echo, das jene Betrachtungen gefunden haben, läßt mich hoffen, daß ich nicht

allein stehe, sondern einer bereits weit im deutschen Volke verbreiteten Auffassung Ausdruck verliehen habe. Es wird aber Zeit, daß es nicht bei brieflichen Zustimmungen bleibt, wir brauchen dringend offene Bekenntnisse! Vor einigen Monaten ist unter dem Titel „Deutsche Kultur" von acht Edinburger Professoren ein Sammelband herausgegeben worden, worin zur Bekämpfung tendenziöser Verunglimpfungen die große Kulturleistung Deutschlands (und gerade auch des modernsten Deutschlands!) ans Licht gerückt wird. Leider hat man nichts von einer deutschen Gegengabe gehört. Sollte es wirklich immer noch nicht Zeit sein, daß die Träger der geistigen und religiösen Kultur in allen kriegführenden Ländern endlich mit einer ruhigeren und nobleren Schätzung des Gegners und mit ernster nationaler Selbstkritik öffentlich und nachdrücklich den Anfang machen? Das würde auch für die Bewahrung und Vertiefung der moralischen Kultur innerhalb des eigenen Volkes von segensreichster Bedeutung werden. Dasjenige Volk, das in diesem Riesenkampf bis zuletzt verblendet an der Machtidee festhalten und nur von ihr erfüllt bleiben wird, das wird damit auch in alle seine inneren Interessenkämpfe die groben und kurzsichtigen Instinkte eines gewalttätigen und unverträglichen Egoismus hineintragen und daran schließlich zugrunde gehen. Dasjenige Volk aber, das durch die erschütternden Erfahrungen des Krieges dazu geführt werden wird, in der Idee des Rechtes, des Verständigungswillens, die einzig gesunde Weltpolitik zu erkennen — dieses Volk wird aus solcher sittlichen Erhebung auch die segensreichsten Folgen für alle seine sozialen und wirtschaftlichen Konflikte und Probleme gewinnen und dadurch die Wunden des Krieges tausendfach an sich selbst und an den anderen wieder gutmachen.

Zweifellos wird durch das Weltgericht dieses Krieges der bloße Egoismus als „Staatsraison" gerade dort am furchtbarsten ad absurdum geführt, wo man sein Recht bisher am zaghaftesten bestritten hat — nämlich in den Beziehungen der Völker. Und diesem Bankerott gegenüber bedeutet die Botschaft des „föderativen Prinzips" im tiefsten Sinne: daß jede einzelne Nation sich

nicht bloß von ihren eigenen Interessen und Rechten erfüllen läßt — das ist Anarchie mit unberechenbarem Ausgang —, sondern vor allem von dem Streben nach sittlicher und vernünftiger Zusammenordnung der streitenden Ansprüche, nach dem Imperium der Rechtsidee: Weil jeder dieser gewaltigen und voneinander so vielfältig abhängigen Interessenkreise nur noch im Reiche der justitia und der aequitas zu seiner gesicherten Entfaltung kommen kann. Wie dies praktisch ins Leben treten soll, das erfährt man nicht bei den Juristen, sondern in der Heiligen Schrift. Abrahams Worte zu Lot: „Gehst du zur Rechten, so will ich zur Linken gehen", sind die erhabene Ouvertüre aller Kultur und aller „menschlichen" Weltpolitik. Heute heißt es: Gehst du zur Linken, so gehe auch ich zur Linken, und dann schlagen wir so lange aufeinander los, bis zum Schlusse nur noch zwei große Blutlachen da sind! Dies ist die Quintessenz der politischen Weisheit des Alldeutschen Verbandes — und das Gegenteil von allen deutschen Gaben und Traditionen. Die neue deutsche Jugend wird nicht zweifeln, welchen Weg sie nach diesem Kriege zu wählen hat!

Albert Ehrenstein:

DIALOG

DICHTER

Mein Herz, du bist zu weltenwarm,
zu zitternd jedem Wind,
der irgend einem armen Menschenarm
Erstarren, Lähmung sinnt.
Ich bin nicht Gott, ein Dichter,
und schüttle mein Haupt.
Alt bist du, o Königin.
So hat Schönheit keinen Sinn?

KÖNIGIN

Wohl, ich war das Weib: der Zukunft Gasse.
Körper dorren, Verse sterben,
schwinden hin zu neuen Erben.
Was ist Form und was ist Masse?

BEIDE

Blutsäulen, Heersäulen unverdrossen vorwärtseilen,
rasch zu verrinnen unterm Gewölbe der Nacht.
Blutumflossen geboren,
als Leichen in Sümpfe gefroren,
mit erhobenen Händen im Winde schwankend wie Schilf,
wo kein „Hilf!" hilft,
schallt keiner Frage Antwort.
Sinnlos Erstandene, sinnloser Zerriebene!
O Blut auf dem Kreuzholz der Wiege und Bahre,
wem gehört die vorbeigetriebene,
wozu die geschlachtete Herde der Jahre?

Hans Gathmann:

DIE NIEDERLAGE

EINE ERZÄHLUNG

Es war die Zeit, wo die Gasflammen in den Restaurants aufstrahlen und Licht aus Spiegeln und Kristall bricht. Wo der Schritt der heimkehrenden Mütter eiliger wird. Wo das junge verlangende Leben kühner ausschreitet und der Himmel dunkel über aufzuckende Bogenlampen und breite Häuser stürzt. Wo die Augen der Hunde anfangen zu funkeln, und Elend im Glanz der Strassen ertrinkt.

Da ging ein zwanzigjähriger Junge gedrückt und scheu an den Mauern der strahlenden Häuser entlang. Sein Herz suchte nach den kleinen Freuden der Vergangenheit, und die Heimat strich mit Aehrenfeldern und ragenden Wäldern wie ein Violinenlied, von seiner zarten Schwester gespielt, durch seinen Sinn.

Doch lärmend, gewalttätig, ungeheuer brach die Gegenwart über seine Sanftmut. Vorgesetzte schrien ihm täglich die Lüge ihres Wesens ins Gesicht. Kameraden überwältigten ihn mit ihrer zudringlichen Gemeinheit. Die Musik, die schmetternd vor ihnen herzog und über so viel Herzensnöte den Himmel ihrer frohen Klänge hängte, zermürbte ihn. Und immer, immer wieder krampfte sich sein Herz: Was ist das Ziel? Was ist das Ende—? Und reckte er sich auf, durchglüht von inniger Liebe, und frohlockte es in ihm: Das Ziel ist Sieg! ist Sieg! — er wusste schmerzlich, im nächsten Augenblick würde ihn ein Wort, ein Wort, das eine Schlechtigkeit wäre, wie ein Keulenschlag niederstrecken, daß er sich hätte hinwerfen mögen, das Gesicht auf die Erde, nichts mehr sehen, nichts mehr hören und tun, nur sich verzweifeln lassen. War so sein Versuch, Fuss zu fassen in der harten Ge-

genwart, gescheitert, so begann in ihm, ohne seinen Willen, lokkend und süß, schwellend und überwältigend, die Musik der Vergangenheit und hieß ihn, weiter das Leben zu tragen. Zwischen schönem Vergangenen und der Pflicht des Tages lebend, die ihn unerbittlich zum Dienst, zum Gehorsam, zur Kameradschaftlichkeit zwang, fühlte er immer deutlicher, wie er sich verlor.

Es war nichts Wirkliches mehr in ihm. Alles schien ihm Traum. Sein Willen war gebeugt, seine Liebe, die er in allen lebendig glaubte und gleich groß und heilig, ward beschmutzt. Sein Wesen, das fühlte er, sollte ausgelöscht, sollte in eine Form gepreßt werden, er sollte zu einer Lüge gemacht werden, die vor anderen Menschen prächtig glänzte.

„Ich liebe mein Vaterland" sagte er zu sich, „ich bin bereit, für mein Vaterland zu sterben. So muß ich das alles wohl ertragen". Aber es ließ und litt ihn nicht in dieser stillen Ergebung. „Dieses Leben", grübelte er, „ist darauf berechnet, uns selbst aus dem Bewußtsein zu bringen. Und ich will mit Bewußtsein lieben, mit Bewußtsein sterben, im Bewußtsein alles dessen, was in der Vergangenheit schön war, und weshalb ich das Leben liebte. Und ich will mich rein halten, rein wie ich war, und will wissen von meiner Schuld, wissend unter ihr leiden, aber stark sie tragen und . . sühnen." Wille brach in ihm auf, wahrhaft zu sein, fern allem Taumel, aller Massenbegeisterung.

„Die Pflicht drückt mir einen Säbel in die Hand. Gut. Ich schwinge ihn. Aber . . ich liebe . . Feuerschlünde schleudern Eisenhagel auf Menschenbrüder . . . Mein Finger wird den Hahn eines Gewehres lösen, und ein pochendes Menschenherz wird stocken und stille werden . . aber ich liebe . . Ich töte Leben . . ich töte meinen Bruder . . aber ich liebe? . . Ja! Und ich weiß, daß diese Liebe nicht sterben darf, daß ich mir, daß du dir, Kamerad, *diese Liebe bewahren* mußt, daß du weinen mußt mit mir über den gewollten Tod des feindlichen Bruders, wenn die Zukunft milder werden soll für die Menschen und Völker, und sich der Dom der Liebe mit der himmlischen Kuppel des Brudertums herrlich über die zerrissenen Lande wölben soll . . Ich liebe.

Ich bin ein Kind der Zeit. . ich liebe die Vergangenheit. . baue ich an der Zukunft, indem ich töte, vernichte, was ich liebe. . ? Ich weine über den getroffenen Bruder und über mich, daß ich ihn treffen mußte. . Und, aus diesen Tränen, Kamerad, begreifst du es nicht, aus diesen Tränen bricht die Saat der Zukunft: ich liebe. . und ich töte nicht mehr. . Ihr entweiht meine Liebe durch die Blutgier eurer entfesselten Herzen! Die knallende Musik, zu der eure Tritte wuchten, macht euch erstarken. .

Aber ich höre das Lied meiner Schwester durch den Abend gehen und sehe die Mütter alle, die vor den Kreuzen knien und sanft überschwemmt sind von Glaube und Hoffnung. .

Ihr Schwerter der Gegenwart. . schaffet die Zukunft milde!

Die Zerrissenheit seiner Seele trübte das Schauen seiner Augen. Er ging versunken, bis in den Kreis seines Blickes etwas trat, was ihn den kämpfenden Gedanken entriß.

Hart blieb er vor einem Laden stehen, in dem, lichtüberstrahlt, weißes, appetitliches Backwerk lag. Er trat über die Schwelle, er wußte selbst nicht warum, und kaufte sich — die junge Verkäuferin lächelte in seine Schwermut — zwei Lebkuchenmänner, von denen jeder ein großes, papiernes Herz auf seinem braunen Leibe trug. Während das blonde Fräulein das Geld wechselte, fiel ihm ein, warum er überhaupt hier eingetreten war.

Daheim war Kirchmeß. Auf einem freien Platze drehte sich hurtig ein Karussel, Kinder schwirrten bunt durcheinander, Buden zum Würfeln, Schießen, Buden mit Eßbarem und Leckereien waren aufgestellt. Und in diesen gab es genau solche Lebkuchenmänner mit bunten Papierherzen. Er erinnerte sich der alten Frau, die sie feil hielt und mit zitternden Händen den Kindern reichte. Wie oft waren seine begehrlichen Blicke über ihren beladenen Tisch gestrichen!

Und er sah auch wieder den alten Schimmel, der den ganzen langen Tag im Kreise ging und das Karussel drehte und mit den grossen guten Augen blinzelte. Die Freudigkeit lauter Kinder fuhr neben ihm auf hölzernen Pferdchen, in weichen Schlitten. . glitzernde Ketten, Flitterglanz und Lampions schwebten heiter über der Freude. Oft griff eine Mädchenhand zage nach des

Schimmels Kopf, oder ein blonder Junge streichelte ihn während des Fahrens.

Er wußte wieder: wie abends die Lampions, die bunten lieblichen Wunder für die Kinder, rot und grün aufglühten, der Flitter glimmerte und gleißte, und die Orgel mutiger brauste. Mütter standen und sahen zu. Väter drohten Übermütigen. Der weiße Schimmel ging im Kreise, und sein Fell war wie Seide unter dem Glanz. Der Schimmel wurde nicht müde, die Freude wurde nicht müde, die Freude flammte auf wie die Lampions und strahlte rot und grün. — Und dann das Feuerwerk: Raketen stiegen, Leuchtkugeln schwirrten in den sternblauen Himmel.

Doch wie er sich den Platz vorstellte, im Hintergrunde den dunklen Wald, der oft unter den fallenden Kugeln in weiße Helle getaucht war, sah er — wieder stieg eine Leuchtkugel und blendete fallend —: den Feind.. Dichte Kolonnen.. Offiziere sprangen von erschöpften Pferden.. Gewehrfeuer durchschlug die Stille.. Wieder wuchtete Dunkel weit und angstvoll.. Wieder ein greller Flammenblitz.. Fern grollten Kanonen.. Fern liefen Bataillone Sturm.. Fern war Bajonettangriff und Nahmord.. maß sich Manneskraft mit Manneskraft.. umschlangen sich Leiber, ringend, und fielen.. Wieder stiegen Leuchtkugeln.. Näher kam die Wut der Geschütze..

Da schreckte ihn die Stimme des Fräuleins auf. „Stimmt's?" fragte sie leise, auf das schon längst abgezählte Geld deutend. Er zwang seine abwesenden Blicke, zurückzukehren und auf dem blanken, flachen Teller vor ihm zu ruhen.

Dann ging er, die beiden sorgsam eingepackten Lebkuchenmänner in der Hand, auf die tosende Strasse zurück.

Die Menschen schwammen vor seinem Blick wie in einem Nebel. Signale der Fahrzeuge trafen ihn hart. Er riß sich plötzlich zusammen. Schleuderte seine Hand an die Mütze. Ein Offizier. Sein Körper zuckte in einem Ruck aus seiner schlaffen Haltung straff auf.. und trieb weiter in dem Strom der Passanten.

Mechanisch zog er die Uhr. Wahrscheinlich kam jetzt da-

heim der Vater aus dem Geschäft. Die Schwester fiel ihm um den Hals und er brummte etwas Zärtliches. Dann saßen sie am Tisch. Er spürte, wie sie am Essen würgten. Dann spielte die Schwester.

Sie spielte, daß alle engen Räume versanken und in schimmernden Weiten sich die beglückte Seele erging.. daß Feiertag wurde.. daß alles Trübe tief versank.. Wiesen, von bunten Schmetterlingen suchend überflattert, dehnten sich an den ruhigen Weiden eines Flußes. In den Büschen lag Sonnengold. Friedliche Ruhe stieg aus den kleinen Hütten. Kinder spielten im Sand und Kühe trabten gemächlich zur saftigen Weide.

Wie konnte sie jubeln! Freudig sprangen blaue Hügel aus fallendem Nebel. Das Leben sanfter Dörfer an stillen Hängen ward wach. Ein Säer schritt hinter rastlosen Stieren. Eine Lerche, eine Lerche flog jauchzende Bahnen und ein Kinderherz träumte ihr wunderbar nach.. Knospen brachen auf an stämmigen Rosenstöcken, Fenster öffneten sich und helle Gesichter tauchten sich in die Wonne des Tages..

Ja, die Schwester! Wie er sie liebte. Oft trieb es ihn, wenn sie spielte, aufzustehen und sanft über ihre weichen Haare zu streichen. Innig, dankbar.. Und sie jubelte ihre tiefste Freude aus, daß alle mit tieferem Glanz in den Augen sich ansahen und ein unerklärliches Wohlgefühl, das bereit ist zu weinen, bereit ist zu frohlocken und nicht weiß warum, ihre Herzen umschlang.. Die Schwester..

Plötzlich stieg ein feiner Geruch in seine Nase, deren Flügel sich dehnten. Behende trat vor sein Auge das Bild wirren, lieblichen Kraushaares über einer zarten Mädchenstirn.

„Nahe an mir sind weiche Mädchenhaare vorbeigestrichen", dachte er und kehrte um, um unter den eilenden Menschen das Geschöpf zu finden, dessen Haargeruch ihn beunruhigte. Während er spähte und schneller schritt, jagten sich Vorstellungen in seinem Hirn und, umschwebt noch von dem lieblichen Geruch der Haare, presste er seine Gedanken in halblaute Worte und murmelte:

„Wie plötzlich wacht längst Vergessenes auf, Kindheitstage sind wieder da. Das Spiel in einem Garten. Die Jagd hinter der gelenkigen Katze.

Sonne bricht durch bunte Flurfenster und tanzt auf gescheuerten Fliesen mit den gepeitschten Kreiseln. Und tanzte auf deinem Haar, Schwester, in dem ich oft mein Gesicht vergrub.. dessen feinen Duft ich jetzt wieder roch.."

Da erspähte er sie.

In schwebender Anmut schritt sie vor ihm durch die Flut des Lichtes. Sie musste es sein. Zart floß Seide um ihre zarten Schultern. Der Gang ihrer Füße wurde zum Tanz vor seinen brennenden Augen. Mit einem Schritt war er ihr nahe.

„Müde vom Spiel, ach wie oft faßten wir uns an den Händen. Setzten uns auf die Treppe nahe den unersteiglichen Fenstern, die auf die Geheimnisse dunkler Höfe niederblickten. Du konntest Märchen erzählen, Schwester, Märchen, so bunt wie dein Herz."

Er roch ihre Haare, so nahe war er ihr. Ihr Gesicht, das sie einmal kurz umwandte, erweckte in ihm jenen süßen, bänglichen Schauer, wie er ihn als Kind beim Eintritt in hohe Kirchen gespürt. Seine Brust wogte, in seinen Ohren brauste ungestüm das Meer seines Blutes. Er bückte sich einmal im Gedränge, sein Gesicht rührte schauernd die kühle Seide, die eng die Zartheit ihrer Hüften umspannte. Dann schritt er unentwegt neben ihr, seltsam beglückt.

„Nun habe ich dich wieder", dachte er, „Sinn meines Wesens, du tiefe, tiefe Friedlichkeit, nun bist du wieder da. Wie ruhig bin ich geworden im Gleichmaß deiner Schritte, Mädchen, wie ruhig schreite ich neben der geruhigen Gesammeltheit deines sicheren Wesens. Wie fern ist mir die Angst des weiten Kasernenhofes. Was ich entbehrte, köstlich besitzt es dein träumendes Dasein. Du blickst nicht rechts, nicht links. Du gehst.. und groß ist dein Ziel vor meinen Augen. Wie schreite ich neben dir, von dir getragen fast, wie wachse ich in dir.. und welche Gemeinschaft birgt der Schlag unserer gleichen Herzen.."

Hitze überflog seinen Körper. Er fühlte sich müde, da er einen Ruheplatz auf seiner Flucht gefunden. Der Atem der Heimatstube umschwebte ihn. Und, ihr ganz nahe, legte er während des Schreitens seinen Arm leise um ihre Schulter. Flüsterte, oder wollte flüstern — aber es erstarb auf seinen trockenen Lippen —: Schwester..

Ein Augenblick währte die Seligkeit. — Der nächste tat ihm weh.

Fremde wurden aufmerksam. Das Mädchen riß sich in der Sekunde, in der es berührt wurde, mit einem leisen Aufschrei von ihm los. Ihre Augen redeten Verachtung, ihr glattes Gesicht zog sich in weinerliche Falten. Über den jungen Soldaten kam plötzlich das Gefühl einer bitteren Ausgestoßenheit und Fremdheit. Er hörte Worte.. wie von fern.. aufgeregte Worte über sich.. über sein Tun.. das niemand verstand..

Ein Schutzmann faßte derb seinen Arm, als es aussah, als wollte er nochmals auf das Mädchen eindringen. Er ließ sich führen, die Augen seines rückwärts gewandten Gesichts hingen hell über dem Mädchen.

Fortgerissen sah er plötzlich gestaute Menschen sich mählich verlaufen; nur ein dicker Herr redete merkwürdig eifrig auf das betroffene Mädchen ein.

Hart wandte er sich ab. Schloß die Augen. Dann, wie erwacht, unbefangen um sich blickend, ging er aufrecht durch den lauten Abend, ein ungewöhnliches, tiefes Lächeln um seinen Mund.

René Schickele:

GEBETE

In den Jahrtausenden haben
die Menſchen gebetet: ſei ſtill, Gewalt,
all die Herzen und die Hände, die ſich gaben,
ſie begruben die Gewalt.
Iſt der Kampf um Güte zwiſchen
dir und mir
vor den Betten, vor den Tiſchen,
Menſchentier,
nicht urſchwer und voller Grauen
und der Zorn des Stolzen vor dem Lauen
und die Schmach des Schwachen und die Not
armer Armen, Tod im Feuchten,
Tod im Heißen, und das Weiß und Rot
einer Liebe noch im Kronenleuchten
ſpiegelnder Salone, iſt nicht jeder Schlag
unſrer Herzen aller: Kämpfe, Siege,
Märſche, Wunden, Auf- und Niederſtiege,
Qualen, Fieber, Jubel, hell und dunkler Tag?

Heilge Tiere, wie erſcheint ihr groß und gut
traumhaft wandelnd durch den Nebel Menſchenblut!

HYMNE AN MITRA UND VARONNA, BESCHÜTZER DER HEILIGEN DICHTER

(NACH DER ATHARVA-VEDA)

Lächelnde Meister der heiligen Regeln,
Alle meine Sinne
Beten euch an.
Kluge Götter,
Die ihr die Ungeweihten
Weit von euch entfernt,
Ihr, die ihr Satyavan beschütztet
In den Schlachten.
Erlöset uns von allem Übel.

Kluge Götter,
Die ihr die Ungeweihten
Weit von euch entfernt
Und Satyavan beschütztet
In den Schlachten,
Die ihr die Menschen anführt
So wie Indra seine Rosse
Zu dem Flammenopfer,
Das er selber sich bereitet,
Erlöset uns von allem Übel.

Götter, deren Wagen
Über die sichere Straße fliegt
Und mit immer straffen Zügeln,
Die ihr die traurigen Kämpfer
Doch zum letzten Ziel entführt,
Hört, euch ruf ich,
Mitra und Varonna,
Euch werf ich mich zu Füßen:
Erlöset uns von allem Übel!

DER UNBEFLECKTE

(EURIPIDES, HIPPOLYTOS)

Schönste unter allen Jungfrauen,
die den Olymp bewohnen,
Geliebte, Artemis!
hier diesen Kranz
hab ich gepflückt
auf einer unberührten Wiese,
kein Huf hat sie gestreift,
es wagte nie ein Hirt,
die Herde herzutreiben,
allein die Frühlingsbiene
kommt hierher,
und die Scham befruchtet sie
mit ihrem Tau.
Der allein,
der von der Natur
alle Dinge gleicherweise lernte,
darf diese Blumen pflücken,
den Schlechten ist es nicht erlaubt.
Süße Geliebte,
empfang von meiner frommen Hand
die Krone auf dein goldnes Haar!
Ich, ja ich
darf sie dir reichen:
ich begleite dich, ich spreche mit dir,
ich höre deine Stimme,
obwohl ich deine Züge nicht erkenne,
und ich werde mein Leben beenden,
so einfach, wie ich es begann.

GELOBT!

(HEIL. AUGUSTIN)

Gelobt sei Gott, unser Herr
mit aller Kreatur,
vor allem mit unserm Bruder Sonne:
schön ist er und überfließt von Glanz,
er ist dein Zeichen, Herr.

Gelobt sei der Herr
für unsere Schwester Mond und die Sterne.
Du hast sie hell und schön gemacht.

Gelobt sei der Herr
für unsern Bruder Wind,
für die Luft voll Wolken und Licht
und alle Jahreszeiten,
in denen die Kreatur gedeiht.

Gelobt sei der Herr
für unsre Schwester Wasser:
nützlich ist sie und bescheiden,
kostbar und rein.

Gelobt sei der Herr
für unsern Bruder Feuer.
Er ist schön und angenehm, voll Kraft,
rasch, und er leuchtet in den Finsternissen.

Gelobt sei der Herr
für unsre Mutter Erde,
die uns nährt und trägt.
Sie schenkt uns die Früchte, die Gräser
und die farbigen Blumen.

Gelobt sei der Herr
für unsere Schwester Tod,
in deren Umarmung
der irdische Leib vergeht.
Ihre Augen führen in den Himmel.

GLORIOSA

(XIII. Jahrh.)

Gegrüßt, ruhmvolle Jungfrau,
du himmlischer Stern
und Tau der Erde,
gegrüßt deine perlenreine,
sonnenüberstrahlende
fröhliche Jungfrauschaft!
O ewiger Frieden.

O Hoffnung aller Schuldigen,
O Ruhm der Erlösten,
O Ende des Todes und Lebensweg,
das dreifach getürmte
Königreich der Engel
endet nie das Lied von deinem Lob.

O Zweig voll Blüten,
Gottes Hand entsprossen,
O Strahl vom wirklichen Licht,
O Lebensbaum voll Früchte
an der schimmernden Küste,
wegweisender Blick
im abendlichen Wald.

O Blumengarten, dessen Duft
so süß zu atmen allen Kranken,
O Brunnen der Reinheit,
aus dem Magdalena

mädchenhafte Glieder streckt,
Du bist der wilde Rosenbusch,
den Mose in den Flammen grünen sah,
das wollene Fließ,
das der Tau nicht trocknen ließ,
und das in Gideon gedieh.

O kluge Jungfrau,
die der König des Ruhms
mit den schönsten Dingen
des Himmels behing,
süße Mädchenmutter, Heil der Welt,
Geliebte und Herrin aller Engel,
schenk uns den ewigen Frieden
der heimgekehrten Liebe!

Warum ſchwebt der Papſt nicht auf
groß auf Felsenzehn,
ruft und fleht:

„Man ſah den Pelikan
in ſeinem Blute untergehn.
Man ſah den Schwan
ein trübes Licht im Sturm verwehn.
Man ſah das Lamm ſich ganz verlieren.
Man ſah die Märtyrer vor wilden Tieren.
Doch der Pelikan iſt auferſtanden,
man ſah den Schwan im Blauen landen,
es fand das Lamm zu Gottes Füßen hin,
die Märtyrer, ſie jubilieren!

Ich, der ich alles kann
in unſers Herren Chriſti Sinn
und das Schwert des Himmels hüte:
Seht, Geknechtete! ich werf es in der Zeiten
Rieſenſchalen, ſeht! Seht! meine Arme breiten
Armeen von Engeln über euch,
die ſollen euern Herrn und ihren Hunden wehren,
O Liebe, Liebe: wüte!
Der Papſt ſtand auf, und ſo iſt Gott mit euch.
Sein Wort iſt mehr als hunderttauſend Reiter Hieb,
Er, der das tolle Pack der Wechsler aus dem Tempel trieb,
Er litt an euerm Haß, Er muß euch ſiegen lehren.“

Der Papst bleibt stumm. — Und Gott?
Vor dem hohen Kreuz verſucht
Satan ihn umſonſt mit einem Wunder.

André Suarès:

ÜBER CHARLES PÉGUY

André Suarès hat eine Reihe von Pamphleten gegen Deutschland geschrieben; wozu ich bemerken möchte: Ein Pamphlet ist eine literarische Gattung wie das Idyll, der Roman, die Lyrik. Eine literarische Gattung, nicht ein kritischer Begriff. Suarès war von je ein gläubiger Romane. Es ließ sich erwarten, daß er die Gelegenheit nicht versäumen werde, das Romanentum zur wichtigsten Angelegenheit der Menschheit zu machen; seine Argumente überraschen ebenso wenig wie seine Lyrismen. Er verteidigt ein System, das er mit großem Talent in zwei Jahrzehnten aufgebaut hat. Dabei geschieht es, daß er auch Renan verteidigt, und nicht nur, weil Renan ein Dichter war, und weil er ihn nicht ganz an die Deutschen ausliefern will. Er verteidigt den späten Wagner, den Wagner des „Tristan" und des „Parzival", die er für das Romanentum in Anspruch nimmt. Systeme zwingen zu solchen Vergewaltigungen. Daneben läßt er es sich nicht nehmen, Menschen zu schildern. In der Reihe seiner Streitschriften ist ein Buch über Charles Péguy erschienen, worin er den Toten leben läßt, wie er war. Hugo Ball hat Stellen daraus ins Deutsche übertragen. Da Péguy eine ganze Generation geformt hat, ist es nicht unwichtig zu wissen, was er war. Hier die — nicht tendenziösen, sondern wesentlichen Auszüge, die Hugo Ball aus dem Buch gemacht hat.

I.

Er hatte Bauernblut in den Adern. Seine Väter waren Winzer in der Beauce: er selbst konnte recht artig reden vom Wein; aber er konnte keinen trinken. Seine Mutter kam vom Bourbonnais; durch sie war er der letzte einer ganzen Generation von Holzfällern. Er hat viel zugehauen und viel Breschen geschlagen, aber nicht mit der Axt, und er hat mehr Lügen zersplittert, als Gehölz.

II.

Er war immer im Kriege. Er war ein Soldat. Krieg machte er der Sorbonne, die ihm als erstem faul erschien. Krieg machte

er den Politikern jeder Ordnung. Krieg den Teutonikern der verschiedensten Schulen und Parteien; einer falschen Justiz und einer verkehrten Gleichheit; Krieg gleicherweise einer üblen Finanz und einem üblen Proletariat; einer tödlichen Geldwirtschaft und einer bekenntnislosen Arbeit; Krieg den Übergriffen eines Materialismus, der sich rühmte, das Glück der Armen im Geiste zu sein und die Sanktionierung eines Lebens ohne Herz und Opfersinn. Er war der geborene Feldprediger der Republik, sozusagen ihr stetes Gewissen.

Menschen seines Schlages: immer tippelnd und in Eile, unterwegs von früh bis spät, finden keine Zeit, mit selbstgefälliger Miene, aber desto geheimnisvoller ihren Schnurrbart zu zwirbeln. Sie sind die unentwegbaren Soldaten der Tat. Man trübe uns das Bild Péguys nicht! Man lasse die überschwenglichen Hymnen und den berühmten Weihrauch, der weder aufrichtige Trauer über den Verlust, noch Blütenwedel aus Smyrna ist. Péguy war nicht der erste Schriftsteller der Nation, er war nicht der beste Poet seiner Zeit. Aber er war Péguy, groß durch seine Nachdrücklichkeit, groß durch sein Gewissen und groß durch seinen Charakter. Er war der erste unter den Soldaten, die schreiben, und unter den Handwerkern, die denken. Es gibt nicht viele Menschen, die mehr Konsequenz zogen aus ihrer Zeit, als er. Er hatte Schüler und Anhänger. Sie standen zu ihm wie Pfarrkinder zu ihrem Geistlichen. Er legte ihnen den Text der Ereignisse aus und zeigte ihnen, wohin die Dinge trieben. Er war Führer, Haupt einer Schule und sein eigener Kanzlist. Nicht zuletzt: Er hat Genie bewiesen, und zwar mehr als einmal.

III.

Péguy war Zeit seines Lebens religiös. Glaubte er? Oder wie hat er geglaubt? Und an was? Ungläubigkeit war ihm unerträglich. Zum Leben brauchte er einen Glauben. In seinen Augen war der Glaube das Fundament der Gerechtigkeit. Sein Begriff von Religion und Kirche hatte nichts mit schmarotzenden und noch weniger mit eingefleischten Priestern zu tun. Er stand sich in Glaubensdingen besser mit Analphabeten als mit

Pharisäern und Duckmäusern. Der größte und geistigste Katholik, den ich unter den heutigen kenne, sagte mir eines Tags: „Was ist das also mit Péguy? Was will er? Seine Kinder sind nicht einmal getauft, und er empfiehlt sie dem Schutze der heiligen Jungfrau. Das ist mir unverständlich." Péguy war nicht so sehr aus Rom, als aus Orléans und aus Paris. Er hatte etwas von jenen alten Franzosen, die sich, vor der Reformation und dem tridentinischen Konzil, den direkten Kontakt mit Gott und Jesus Christus wahrten. Nirgends zeigt sich dieses Wesen deutlicher als im Fall der Jeanne d'Arc. Sie verweigert den Gehorsam. Hätte sie gehorcht, so hätte sie nichts vollbracht. Den einzigen Tag, wo sie ihren Gehorsam beweisen sollte, verweigerte sie ihn. Und sie starb den Feuertod, indem sie sich selbst die Strafe ihrer Ketzerei erteilte, dieses sehr sublime junge Mädchen.

Man bilde sich nicht ein, Jeanne d'Arc sei für Péguy ein literarisches Sujet. Jeanne d'Arc ist sein Lebenswerk, seine Aufgabe, seine Mission. Er betrachtete sich gesandt und geboren für Jeanne d'Arc, wie Joinville für den heiligen Ludwig. Sein erstes Buch, mit 25 Jahren, ist eine Jeanne d'Arc. Er gestand mir, daß er sein ganzes Leben über Jeanne d'Arc zu schreiben gedenke, sollte er hundert Jahre alt werden. Zwanzig und selbst dreißig andere Bände schreckten ihn nicht. Er widmete alles insgeheim Jeanne d'Arc. Er übersetzte alles in Jeanne d'Arc, steigerte es in eine höhere Realität. Jeanne d'Arc war für Péguy zuletzt das passionierte Frankreich in seiner höchsten Gegenwart. Der wahre Christ lebt unaufhörlich in der Passion Jesu-Christi. Péguy ward nicht müde zu leben in der Passion unserer lieben streitbaren Frau von Orléans.

All seine anderen Werke, seine Pamphlete, Abhandlungen, seine Reden an sich selbst und über sich selbst, sind nur die Kämpfe und Scharmützel der heiligen Jeanne im 20. Jahrhundert.

Tief religiös, war er der geborene Häretiker. Die Häresie ist das Leben der Religion. Der Glaube ist es, der die Ketzer macht. In einer toten Religion gibt es keine Häretiker mehr. In Wahrheit, Péguy war der Ketzer aller seiner Religionen, nur einer nicht: Ketzer der sozialistischen Doktrin; Ketzer der Sorbonne; Ketzer

der Bücherdruckerei, wo ihm soviel Liebe für schöne Bücher und Lettern in zwei, drei Fällen durch sorglose Parteinahme beschmutzt worden war; sogar Ketzer der Kirche, da er schließlich ja nach eigener Façon Christ sein konnte, und man streitet sich noch, ob dieser große Katholik wirklich Katholik war oder nicht.

Er ist Freund und Patron tüchtiger Arbeit.

Geboren unter Leuten des Handwerks, bei denen er viel Zeit verbracht hat, kennt und liebt er über alles den guten Handwerker. Verachtet er den schlechten, der Material und Werk verdirbt. Wer ohne Überzeugung ist, ist für ihn der schlechte Arbeiter.

Péguy gebrauchte gerne das Wort: „Wer kein Gewissen hat bei seinem Handwerk, ist nur ein Bürger. Während der Bürger, der gut macht, was er anfängt, und der es immer besser machen will, gelten mag als tüchtiger Mann." Da hat man den Inbegriff der Moral Frankreichs und des französischen Ideals der Égalité: sie besteht im Gewissen und im Talent: vollendete Handwerker oder große Künstler, vollendete Soldaten oder große Feldherrn: hier sind alle sich gleich in der Noblesse, mit der sie leben und mit der sie sterben: sie wissen, was sie tun, und sie wollen gerade das tun: sie verstehen einander, beurteilen einander und nehmen Urteil an, in vollkommener Freiheit, vollkommener Geltung, alle gleich vor dem Gebäude, das sie bauen, sei es eine Kathedrale, die Prosa oder das Vaterland. Anders gibt es keine Republik.

IV.

Er hatte die Idee, daß seine Prosa, so gut sie auch sei, seine Verse nicht erreiche. Er wagte nicht den alten Glauben an die Gattungen und an eine Hierarchie innerhalb der Werke aufzugeben. Ein Roman konnte sich seiner Auffassung nach nicht messen mit einer Epopöe, die Komödie nicht mit den tragischen Meisterwerken. Daß ein Prosabuch das gelungenste Drama sein könnte, hätte er niemals zugestanden. Es ist wohl wahr, daß mancher gelungene Vers bei ihm besser ist, als seine Prosa: aber er hat sehr viel gute Prosa und wenig gute Verse.

Um auf den Grund zu gehen, möchte ich von Péguy wie von uns heutigen allen sagen, seine Leistung liege in der Form, die

die Form unserer Zeit ist und unsere eigenste Schöpfung: nämlich weder Prosa noch Vers, sondern beides zugleich.

Diese neue Form, die sich mit jedem neuen Poeten verändert und die sich deshalb so glühend dem Genius anvermählt, ist die stärkste Schöpfung der französischen Kunst seit der Prosa des siebzehnten Jahrhunderts. In Rousseau und Chateaubriand wird sie geboren. Mit Baudelaire wird sie sich bewußt. In Flaubert ist sie schon ein wundersames Ausdrucksmittel. Rimbaud hat aus ihr das bisher unerhörte Instrument gebaut, jene große klingende Bratsche, auf der er jene Fragmente spielte: heiliger Fieberwahn, tappend und blind das Genie erstickend.

Péguy ist der Soldat im Kriege, und jedes seiner Bücher ist seine Schlacht. Seinem Genie in der Aufdröselung und im Selbstgespräch, seiner moralischen Zähigkeit und der Glut seines Gewissens bot sich als freiester Tummelplatz das Pamphlet. Hier ist er sehr am Platze: seine Bonhomie, seine altmeisterliche Art zu denken, sein priesterlicher Schwung, selbst in der ausfälligsten Invektive, geben seinen Satiren einen seltenen Geschmack. Auch kennzeichnet ihn, daß er Menschen nicht von Ideen trennt. In der Politik sind ohne weiteres Ideen ohne Vertreter nicht denkbar. Viele Lügen verschwinden, wenn man deren Urheber mit diesem Prinzip einschwefelt. Péguy kann sehr hart sein, wenn er anklagt und sich empört. Er hat den großen Zug. Er führt starke Beweggründe und mächtige Ideen ins Feld gegen kleine Leute. Er scheint in keinem Verhältnis zu stehen zu seinen mittelmäßigen Gegnern. Es ist ein Zug von Größe, der den Sinn und das Merkmal hat, daß hier jemand den Knirpsen große Maße anlegt. — Man ist nicht Franzose, wenn man keinen Geist hat. Das mächtigste Genie, wenn es nicht spirituell ist, ist weniger französisch als irgendwer. Dies Geschenk kommt von Athen und Paris. Shakespeare, wenn er soviel Witz hat, hat ihn nur, weil er ganz lebhaft Kelte ist. Eine Seite Montaigne oder Pascal enthält mehr Geist, als alle deutschen Bücher zusammengenommen. Conti hat so viel Geist, daß man gar nicht mehr auf sein Genie achtet. Péguy hatte Geist: er war voll einer dörflichen Malice.

Für Leute, die Überzeugungen haben, ist zuviel Geist eine Gefahr. Sehr viel Geist haben, heißt über den Ideen stehen, und auch mit ihnen nur spielen. Schließlich spielt man auch mit sich selbst nur. Solcher Art heißt Geist haben: in souveräner Weise frei sein. Wer Souverän ist, hat immer Verdacht um sich. Bis dahin konnte Péguy nicht gehen: er hatte einen Plan, innerhalb des Geistes sogar.

V.

Péguy hat gelebt: tapfer und frei. Er ist nie ausgewichen vor den Parteien, nicht einmal vor seiner eigenen. Er hat sich nie verpflichtet gefühlt, auch seinen Anhängern nicht. Die „Cahiers" hatten immer Hunger, und er suchte allseits ein Linsengericht für sie: aber er ist nie, auch nur einen Finger breit, vom Recht der Erstgeburt abgewichen, vom Rechte, frei zu sein. Je mehr man Franzose ist, desto weniger gehört man zu einer Partei. Je freier man wird, desto weniger kann man Theologe bleiben. Und in dem Maße, wie man französischer wird, wird man menschlicher. Man gilt dann für undankbar.

Indem Péguy sich von der Partei befreite, hat er sich wohl auch von der Moral befreit, die ebenfalls eine Partei ist. Man hat keine Moral nötig, wenn man ganz Gewissen ist. Man hat damit Fesseln genug.

Die Moral ist ein Aberglaube wie irgend ein anderer. Die Deutschen rühmen sich, die moralischsten Leute zu sein. Aber nichts ist wichtig, als die Freiheit. Nichts ist rein, als die innere Freiheit. Nichts ist fruchtbar, wie das Wagnis, zu dem die Freiheit führt. Sich frei machen ist die einzige Moral. Frei sein auf eigene Rechnung und Gefahr, voilà un homme. Man ist nicht frei, wenn man es nur auf Schaden und Kosten eines andern ist. Weil man nämlich ein Gewissen hat. Die Deutschen, die moralisch sind und kein Gewissen haben, können die wahre Freiheit nicht einmal verstehen. Die höchste Freiheit besteht darin, daß man sich opfert, und zwar einer wahrhaft großen Sache, die man jedem Interesse vorzieht. Es gibt keine Freiheit, die höher steht, als die Freiheit der Heroen und der Heiligen, es sei denn die Freiheit des Künstlers.

Alfred H. Fried:

DIE CHOLERA

Der folgende imaginäre Vortrag ist der im Glossenteil angezeigten Broschüre Alfred H. Frieds entnommen: „Vom Weltkrieg zum Weltfrieden". Er mag als Epilog zu einer gewissen Kriegsliteratur gelten, die zum Glück fast schon der Vergangenheit angehört.

Die Volksseuchen, die die Menschen von Zeit zu Zeit heimsuchen und sie in großen Massen hinraffen, werden noch immer kurzsichtig als ein Übel beklagt. Von einem höheren Gesichtspunkte aus wird man jedoch leicht erkennen, daß dieses Übel auch seine Vorteile hat, ja, daß die Vorteile dabei überwiegen. Wer nicht nur das Schicksal des einzelnen, sondern auch das der Gesamtheit im Auge behält, wird nicht im Zweifel darüber sein, daß sich auch dieses scheinbare Übel, so wie manches andere dafür gehaltene, in das Ganze der Weltordnung einfügt, in ihr regelnd und förderlich wirkt.

Die Menschheit, die die Neigung zur Entartung besitzt, bedarf der Zuchtruten, die die Ausschreitungen des ichsüchtigen Einzelwesens zum Vorteile der Gesamtheit wieder ausgleichen. Die wirksamsten jener Zuchtruten und Regelmittel sind gerade die großen Volksseuchen, weil sie mehr als jedes andere Mittel dieser Art die große Masse der Menschen erfassen und daher am umfassendsten ihre regelnde und erneuernde Wirkung ausüben können.

Unter diesen Volksseuchen nimmt die Cholera deshalb eine ganz besondere Stellung ein, weil sie so ziemlich die einzige Volksseuche ist, deren wir uns in dem verderbten alten Europa noch erfreuen dürfen. Pest und Aussatz, die im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein bei uns eine so hervorragende Rolle

spielten und so befruchtend auf die Kultur jener Tage eingewirkt haben, kommen als Massenseuchen nicht mehr in Betracht. Ebensowenig wie das gelbe Fieber, das unseren Breiten überhaupt vorenthalten blieb. Aus diesem Grunde will ich mich hier besonders mit der Cholera befassen.

Gewiß, die Cholera ist, an sich betrachtet, ein Übel, eine Himmelsplage. Aber schon unser großer Dichter bezeichnet die Wirkung dieser Himmelsplagen als „furchtbar", aber „gut". Und es gehört in der Tat ein hoher Grad von Kurzsichtigkeit dazu, bei einem Übel nur immer die eine Seite zu betrachten und nicht auch die andere, immer nur das Mittel in seiner Schreckhaftigkeit ins Auge zu fassen und nicht auch dessen heilsame Wirkung. Von jenem falschen Gesichtspunkt gehen die Bestrebungen von Leuten aus, die in der Cholera nur das Schreckliche, das Grauenhafte sehen, den großen Endzweck aber nicht zu erkennen vermögen und deshalb in unsinniger Weise diese letzte Zuchtrute, die uns noch geblieben, ganz auszurotten versuchen wollen. Dieses Treiben ist äußerst gefährlich. Denn würde ihnen ihre Vornahme gelingen, dann würden wir den letzten Regeler verlieren, der unsere Volkskraft erhält, und das große Kulturleben Europas wäre bald für immer erloschen unter den ungezähmten Trieben einer genußsüchtigen und eitlen Gesellschaft. Glücklicherweise setzen sich jene Personen mit der Vernunft des Weltgeschehens in Widerspruch, und ihre Bemühungen werden daher Utopie bleiben. Es sind Ideologen, die sich von dem Boden der Tatsachen entfernen, wenn sie meinen, daß sie den Menschen „ewiges Leben" bereiten könnten, sobald sie sie von der Cholera befreit haben. In dieser Welt, wo alles sterben muß, gibt es kein ewiges Leben. Der Kampf gegen die Cholera ist daher ein Traum, und nicht einmal ein schöner. Wir danken jedenfalls für eine Welt, wo die Triebe zum Wohlleben uneingeschränkt herrschen, und die Menschheit notwendigerweise zur Tierheit herabsinken müßte. „Etwas hoffen, fürchten und sorgen muß der Mensch stets für den kommenden Morgen", können wir auch hier mit dem Dichter sagen. Er wollte damit andeuten, daß eine Menschheit, der die Cholera, die letzte

Kulturseuche, noch genommen werden würde, die also ohne Hoffnungen, Furcht und Sorgen von einem Tage zum andern hindämmern sollte, keine Menschheit mehr wäre.

Stellen Sie sich eine solche Welt nur einmal vor, meine Damen und Herren. Würde die Furchtlosigkeit nicht alle Triebe ausschalten, die das Werk unseres Kulturlebens geschaffen haben? Würde sie nicht alle Bande der Ordnung lösen und alles zerstören, was uns heute wert und teuer ist? In einer Welt, wo die Menschen für den kommenden Morgen nichts zu fürchten hätten, würde die Familie nicht mehr bestehen können, denn sie beruht auf dem Wunsche der Eltern, den Kindern die Furcht und Sorge der Zukunft zu ersparen. Mit der Lockerung oder gar dem völligen Versagen der Familienbande würde aber der Staat zerfallen, dessen feste Grundlage die Familie bildet. Und mit dem Staate würde die Menschheit von hinnen gehen. Sie erkennen schon hieraus, daß die Cholera den Grundstein der sozialen Ordnung bildet, und daß jene, die die Cholera überwinden wollen, in frevelhafter Weise an dieser Ordnung rütteln, daher im höchsten Grade gefährlich wirken. Sie wollen das Familienleben untergraben, die Stütze des Staates erschüttern und damit jene grauenhaften Zustände des Urmenschentums zurückrufen, die keine Kultur kannten. Sie werden zugeben, daß es etwas Gemeingefährlicheres als jene Bestrebungen gar nicht geben kann. Nein, rufen wir, die wir es mit der Menschheit gut meinen, die Cholera muß dem Volke erhalten bleiben, und wenn wir sie nicht schon hätten, müßte sie erfunden werden!

Gewiß mag es schrecklich sein, seine Liebsten unter den qualvollen Erscheinungen dieser Krankheit hinsinken zu sehen, mit einer Plötzlichkeit, die das Schreckhafte noch vermehrt, die Kinder der Eltern, die Frau des Gatten, die Eltern der Kinder beraubt zu sehen, dabei zu wissen, daß die noch Lebenden jede Minute dasselbe Schicksal treffen könne. Es wird niemandem einfallen, die Entsetzen einer solchen Seuche schön zu finden. Aber hier ist auch der menschlichen Betätigung ein wichtiges Feld eingeräumt. Der Mensch kann den Tod nicht aus der Welt schaffen; doch kann er ihn mildern. Er kann dem unter quälen-

den Schrecken Sterbenden das Leid abkürzen, es ihm durch Betäubungsmittel erträglich machen. Hier kann der Mensch seine Menschlichkeit zeigen, sein edles Herz bekunden, das ihn von der Tierwelt unterscheidet. Vermenschlichen wir die Cholera, und wir werden ein großes, unserer Zeit würdiges Kulturwerk vollbringen. Aber seien wir stets eingedenk, daß der Mensch doch nicht nur zum Vergnügen auf der Welt ist. Eine gütige Natur hat ihm Schmerz und Qual mit auf den Lebensweg gegeben, damit er aus dem Widerpart der Empfindungen erst recht die Wonnen des Lebens genieße. Er wird das gütige Walten der Natur auch daran erkennen, daß der Choleratod ein rascher ist. Nur Unverstand vermochte die Natur als grausam hinzustellen. Sie übt in Wirklichkeit Barmherzigkeit. Ewig kann der Mensch nicht leben, in der Regel ist ihm langes Siechtum beschieden. Nun kommt die Cholera, die ihm den Tod, dem er ohnehin nicht entgangen wäre, in abgekürzter Form bringt. Es ist doch Unsinn, immer nur das Leid und die Qual sehen zu wollen und nicht zu erkennen, welcher Gewinn dabei trotz alledem auch für das Einzelwesen herauskommt, ganz abgesehen von den Vorteilen, die der Gesamtheit zuteil werden. Erkennt man aber diesen Gewinn, so wird man zugeben müssen, daß es keinen schöneren Tod geben kann, als den Choleratod während einer das Volk erneuernden Seuche. Es ist ein Tod für die Gesamtheit, die opfervolle Hingabe des einzelnen für die Menschheit, wie die Dichter aller Zeiten und Länder ihn preisen. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht!"

Bei allen Vorteilen, die uns die Cholera bietet und bei aller Einsicht ihrer Wichtigkeit für die Entwicklung der Menschheit können wir natürlich nicht wünschen, daß die Seuchen ununterbrochen andauern. Wir brauchen Zwischenzeiten, während welchen wir uns all der durch die Seuchen errungenen Vorteile erfreuen können. Wir erstreben ja die Cholera nicht um ihrer Schrecken willen, sondern um der heilsamen Folgen, die diese Schrecken mit sich bringen. So ist uns auch die Seuche nur ein Übergang zur seuchenfreien Zeit. Wir sehnen die Seuche herbei, um sie los zu werden. In diesem ewigen Wechsel liegt ihre Be-

deutung. Auch in der Zwischenzeit wird die Cholera befreiend und erneuernd wirken, denn die drohende Gefahr ihrer Wiederkehr wird die Menschen aufrütteln. Deshalb geht es nicht an, die ewige Seuchenfreiheit herbeizusehnen. Indem wir der Gefahr der Seuche bewußt sind und uns auf sie vorbereiten, zügeln wir die Wucherungen des Lasters, hemmen wir die Entwicklung des Materialismus, genießen wir schon die wohltuende Macht der Zuchtrute, ohne die Zuchtrute selbst zu fühlen.

In dieser Zeit der Erwartung genießen wir schon die Vorteile der Einrichtung. Die Erwartung ist es, die die Furcht wachhält und den Kampf gegen die Cholera ermutigt. Das heißt, nicht den Kampf zu ihrer Ausrottung, sondern den zur möglichst langen Erstreckung der Zwischenräume. Dieser Kampf befruchtet das geistige Leben, regt die Ideen an und setzt die Hände in Bewegung zur Erzeugung all der vorbeugenden und lindernden Mittel. Tausende finden Arbeit durch diesen Kampf gegen die drohende Seuche. Es kommt daher Geld in ungeheuren Massen unter die Leute, Millionen und aber Millionen werden ausgegeben, die die Volkswirtschaft befruchten, da sie im Lande bleiben. Wir bauen Spitäler, errichten Baracken, führen Wasserleitungen aus entfernten Gebirgen bis in unsere Städte, errichten wohlausgeklügelte umfangreiche Kanalisationsnetze, stellen teure Filteranlagen her, erzeugen in großen Mengen die bewährten Entkeimungsmittel; wir errichten Lehrstühle für Bakteriologie und Gesundheitslehre an unseren Universitäten, bilden Ärzte, Krankenpfleger und Entkeimungstechniker aus, kurz, es kommt ein Streben und Ringen zum Durchbruch, das die Gesamtheit erhält, und angesichts der Drohungen des Todes schaffen, stärken und erhöhen wir das Leben. Immer eindringlicher und verständlicher wird die Lehre: „Wenn du das Leben willst, bereite den Tod vor".

Betrachten wir nun die heilsamen Einflüsse der Cholera auf das Leben der Gesellschaft. Da ist vor allen Dingen das große und wichtige Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege. Wir wissen heute, welche Rolle die Reinlichkeit im Leben des Menschen spielt und berechnen den Kulturgrad eines Volkes nach

dessen Verbrauch an Seife. Gewiß freuen wir uns, wenn wir uns dabei sagen können, daß gerade unser Volk in diesem Konsum an der Spitze steht. Aber da müssen wir uns auch befriedigend sagen, daß die volkstümliche Körperpflege, das öffentliche Badewesen noch sehr im Argen liegen würde, daß nur wenige sich waschen würden, das Reinlichkeitsbedürfnis in keinem Falle so ausgebildet wäre, wenn nicht die dauernde Gefahr der großen Seuche drohend über unseren Häuptern schwebte.

Bekannt ist ferner, daß diejenigen am leichtesten das Opfer der Seuche werden, die nicht die geeignete körperliche Widerstandskraft besitzen. Diejenigen, die unterernährt sind, deren Körperhaushalt durch Mangel oder Ausschweifungen in Unordnung geraten ist, sind die vorherbestimmten Opfer. Was ist die Folge davon? Die stets drohende Gefahr der Cholera treibt die Menschen an, ihren Körper widerstandsfähig zu machen, ihm die richtige Ernährung zuzuführen. Um dies durchführen zu können, müssen sie Fleiß und Tatkraft an den Tag legen, um im Kampfe ums Dasein sich die Möglichkeit einer ausgiebigen Ernährung und durch sie die nötige Widerstandskraft zu erringen. So sehen wir hier die Seuche nicht nur als einen wirtschaftlichen Beweger höchster Bedeutung, denn der Fleiß des einzelnen Menschen hebt die gesamte Wirtschaft, sondern auch als einen unentbehrlichen Hauptpunkt der Gesundheit. Die Cholera ist es gerade, der wir unseren erhöhten Gesundheitszustand verdanken. Diejenigen Völker, die häufiger an der Cholera zu leiden haben, sind nicht nur die gesündesten, sie sind es auch, die wirtschaftlich und kulturell am höchsten stehen; während jene, die sie sich vom Leibe zu halten suchen, sich im Verfall befinden und zum Untergang bestimmt sind.

Und nun die sittlichen Werte, wie werden diese durch die Cholera gesteigert? Sehen wir doch hin, wie in Zeiten der Seuche alle Eitelkeiten und Kleinlichkeiten verschwinden, wie alle Unterschiede des Glaubens, des Volkstums, der Geburt, des Ranges, des Besitzes, des Geschlechtes und des Alters aufhören, und jeder, nur als Mensch unter Menschen sich fühlend, lediglich darauf bedacht ist, an den Werken zur Bekämpfung der

Seuche und zu ihrer Linderung mitzuwirken. Nur in solcher Zeit sieht man den Sinn für Gemeinsamkeit, die Opferfreudigkeit, die Hingebungsfähigkeit, die wahre Religiosität der Menschen sich entfalten und reiche Blüten tragen. Man hat diese Eigenschaften auch dem Kriege zugeschrieben. Diejenigen, die das tun, haben nur zum Teil recht. Der Krieg ist nicht mehr imstande, im gleichen Maße wohltuend zu wirken wie die Cholera. Schon weil er viel zu selten geworden ist. Dann aber, weil er einen großen Teil der Menschheit von den Wohltaten, die er erzeugt, von vornherein ausschließt. So kommen für die Auslese und Förderung im Kriege nur die Männer in Betracht, und auch da nur die im wehrfähigen Alter stehenden. Die Cholera geht auf die Gesamtheit der Menschen, sie macht keinen Unterschied zwischen Mann und Frau, zwischen Säugling, Jüngling und Greis, zwischen Hochgestellten und Niedrigen. Sie erfaßt sie alle. Sie ist das Allheilmittel der Menschheit. Und während es im Kriege auch bei den Teilnehmern noch immer einen großen Bruchteil gibt, der nicht unmittelbar an den Kämpfen beteiligt ist, sondern hinter der Front wirkt, gibt es bei der Cholera diese Unterschiede nicht. Da stehen alle an der Front. Beim Kriege kommen die durch ihn gezeitigten Vorteile auch noch dem gegen uns kämpfenden Feinde zugute. Diese Unzuträglichkeit fällt bei der Cholera weg. Es ist möglich, sie allein im eigenen Lande wüten zu lassen und so den Nachbar ihrer Vorteile zu berauben. Sie ist daher nicht nur das größte, allgemeinste, sondern auch das nationalste Zuchtmittel der Menschheit.

Aber trotzdem wirkt sie auch, innerhalb vernünftiger Grenzen, völkerverbindend, fördert sie — weit entfernt, zu Träumereien Anlaß zu geben — auch die Verständigung von Volk zu Volk, von Staat zu Staat. Wir wissen nämlich, daß sich die Seuche allmählich von Land zu Land fortzupflanzen pflegt. So ist man auf den Gedanken gekommen, die Beobachtung ihrer Entwicklung, die Vorbereitungen zu ihrer Bekämpfung durch zwischenstaatliche Einrichtungen und Maßnahmen zu erleichtern. Wir wissen, daß der Beste nicht seuchenfrei leben kann, wenn es dem bösen

Nachbar nicht gefällt. Das hat uns aber gelehrt, den bösen Nachbar zu überwinden und aus ihm einen guten zu machen. So führt die Cholera die Menschen auf einen Weg der brüderlichen Zusammenarbeit.

Wir haben schon angedeutet, welche Förderung die Cholera der Wissenschaft zuteil werden läßt, als wir von der Entwicklung der Gesundheitslehre sprachen. Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß sie es ist, der wir den großen Aufschwung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert verdanken. Auf der Suche nach ihren Ursachen sind unsere Gelehrten immer tiefer in die Geheimnisse des Alls eingedrungen. Die Drohungen und Nöte der Seuche waren es, die zu einem immer vollkommeneren Ausbau der Mikroskopie geführt und uns so die jahrtausendelang verborgene Welt des unendlich Kleinen erschlossen haben. Die Cholera führte so die Wissenschaft zur Entdeckung zahlreicher anderer Krankheitserreger und damit die Heilkunde zu einer früher ungeahnten Blüte, die Biologie zur Lüftung der geheimsten Vorgänge des Lebens.

Aber nicht nur die Naturwissenschaften und die Heilkunde hat die Cholera belebt und gefördert. In der steten Sorge um die uns durch sie bedrängende Gefahr verfolgen wir die Spuren der Seuche durch die ganze Welt. Der einfachste Mann, dessen Kenntnis von der Welt sonst über die engen Grenzen seiner Heimat nicht hinausreichen würde, lernt auf diese Weise, sich auf dem Erdball auskennen. So fördert die Cholera auch unser Wissen von der Erde, die Wissenschaft der Geographie. Und „wenn Wissen Macht ist, so ist das Wissen von der Welt Weltmacht", wie ein Verleger von Atlanten und Landkarten weise behauptet.*)

Ich sehe eine Frage auf den Lippen meiner verehrten Hörer und Hörerinnen. Wie steht es mit dem Einfluß der Cholera auf die Kunst? Hier können wir allerdings nicht so befriedigend die Antwort geben. Doch läßt uns die Allbewegerin auch hier nicht

*) Daß auch der Krieg das geographische Wissen fördert, hat Ludwig Bauer (Wien) in der „Frankfurter Zeitung" (15. Dez. 1914) überzeugend dargelegt. Dies sei neidlos zugegeben. Der Verf.

ganz im Stich. Gewiß, so befruchtend wie die großen Seuchen des Mittelalters auf die Kunst gewirkt haben, wirkt die Cholera nicht. Zu den Zeiten, als die Pest noch unsere Länder heimsuchte, blühte das Zeitalter der Wiedergeburt, schufen die großen Meister des Quattrocento und des Cinquecento. Wer steht nicht bewundernd vor den Pestgemälden eines Rubens und anderer, vor den herrlichen Pestsäulen in unseren Städten, die aus Dankbarkeit für das Verschwinden der Seuche von frommen Künstlern errichtet wurden? Während einer Pestzeit in Neapel hat das Meisterwerk der Weltliteratur, Boccaccios Dekameron, seinen Ausgang genommen. Die Cholera kann nicht mehr in solchem Umfange auf die Kunst belebend einwirken, in einer Zeit, die mehr der Entwicklung der Wissenschaft und Technik zustrebt als der künstlerischen Entfaltung. Aber der in der jüngsten Gegenwart sich so sehr entwickelnde Zweig der Gräberkunst findet in der Cholera, indem sie die Todesfälle mehrt, einen Ansporn. Auch die Baukunst findet in ihr eine Förderin, wenn das Beispiel der Dankkapellen für erloschene Epidemien, wie wir ein solches in der Cholerakapelle bei Baden nächst Wien besitzen, Nachahmung fände. In Bertha von Suttners Weltroman „Die Waffen nieder!" finden wir in dem Kapitel „Die Cholerawoche von Grumitz" in ergreifender Weise das Wüten der Seuche geschildert. Im allgemeinen hat sich die heutige Literatur noch wenig dieses dankbaren Themas angenommen. Es ist jedoch zu hoffen, daß nach dem Ende des Weltkrieges namentlich unsere Lyriker in ihr einen dankbaren Stoff finden werden. Das längst erwartete „Lied von der Cholera" wird auch noch seinen Sänger finden.

So sehen wir denn, meine verehrten Hörer und Hörerinnen, dieses sogenannte Übel auf allen Gebieten menschlicher Betätigung befruchtend und befreiend wirken, sehen wir, wie die Kultur durch sie Anregung empfängt, die Wirtschaft und der gesellschaftliche Fortschritt Förderung finden und wie, nicht zuletzt, die sittlichen Triebe der Menschheit durch sie zur Entfaltung gebracht werden. Technik, Wissenschaft, Kunst, Handel, Gewerbe, Gesundheit, das innere Ich des Menschen, alles dies wird

höher entwickelt durch ihren segensreichen Einfluß! Wie schal wäre das Leben ohne Cholera! Wie wenig lebenswert wäre es, wenn jene Erfolg hätten, die sich unterfangen, der gütigen Natur in ihr Walten zu pfuschen, und uns gänzlich von dieser Seuche befreien wollen.

Ohne Cholera würde die Menschheit in Marasmus verfallen. Hätten wir die Cholera nicht, die Menschheit befände sich noch auf der Tierstufe; sie würde mit ihrem Erlöschen wieder zur Tierheit herabsinken. Nein, in einer solchen Welt möchte man nicht leben. Der Cholera verdanken wir unseren Aufstieg, ihr werden wir unsere weiteren Fortschritte verdanken. Sie ist das große Schicksal, von dem der Dichter sagt, daß es den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt.

Willy Küsters:

MELANCHOLIE DES SOLDATEN

Verblichner Abend Schwermut schlingt sich grau
Um meine frühgefurchten Schläfenflächen;
Erbebend seh ich meine Hände feucht vom Tau
Der Seelennöte aus des Fleisches Schwächen.

Mein weher Kopf! Das Denken ist zerbrochen.
Es weitet wilde Ebene trostlos sich und leer.
Ein grauer Vogel zieht die Seele übers Meer
Zu Schädelstätten und gebleichten Knochen.

O daß kein Trost in dieser Wirrnis blieb!
Mit bösem Wahn, getrieben, ohne Trieb
Bin ich verdammt, der Jugend Lust zu tauschen.
Will denn der Quell der Not sich nie erschöpfen?
Ich hör des Todesengels schwarze Schwingen rauschen.
Er spiegelt sich in meinen blankgeputzten Knöpfen.

S. D. Steinberg:

GESICHT

In einer Wiese stehst du, ganz im Schmerz ertrunken.
Die Sonnenkugel liegt gesunken
Am Rand der Welt.
Du stehst hineingestellt
In ihre rote Scheibe;
Auf deinem demutsvollen Leibe,
Auf deine Hände, über dein Gesicht
Rinnt wie erglühter Fluß ihr blutig Licht.

Mir ist, als ständest du entkleidet in dieser Glut;
Und durch dein Fleisch hindurch seh ich dein Blut
Als wie in unsichtbaren Röhren — steigen — sinken.
Dein unruhvolles Herz wächst auf im Trinken,
Erfüllt den Körper, wächst aus ihm heraus
Und schwillt und rundet sich und dehnt sich aus.

Verdrängt die Sonne, lodert rot in Flammen,
Verzuckt, erlischt — und fällt in Nichts zusammen.
Und auch die Sonne steht nicht mehr am Grat.
— Tut es so weh, was ich dir tat?
Hab ich dein Tiefstes aufgerührt?
Schwer ist der Weg, der Mensch zum Menschen führt.

GLOSSEN

Ein Reichstagsausschuß für auswärtige Angelegenheiten.

Stürmisch pocht das deutsche Volk an die heilige Pforte des Tempels, worin die Diplomaten die Geschicke der Nation weben. Es begehrt nicht nur Einlaß zum Schauen, sondern auch tätige Mitarbeit am diplomatischen Werk, Mitarbeit und Aufsicht. Eine Instanz soll geschaffen werden, welche diese Betätigung des Volkes an den auswärtigen Angelegenheiten übernehmen kann. Man spricht von einem ständigen parlamentarischen Ausschuß.

Nun, dieser Ausschuß müßte jedenfalls etwas anderes sein, als der heute bereits bestehende Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten, wo Bayern zwar den Vorsitz führt, der aber nur da zu sein scheint, um der Reichsregierung bei den seltenen Gelegenheiten, wo er zusammentritt, eine gute Zensur zu erteilen.

Versuchen wir, uns ein praktisches Bild von einem solchen parlamentarischen Ausschuß zu machen. Bisher wurden bekanntlich im Reichstage die auswärtigen Angelegenheiten, schon mit Rücksicht auf das Ausland, meist sehr oberflächlich behandelt. Die eigentliche Stelle dafür ist heute die große, aus 28 Mitgliedern bestehende Budgetkommission. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und sein Stab geben hier gewünschte und nichtgewünschte, meist vertrauliche Aufklärungen bei der Beratung über den Etat des auswärtigen Amtes. Auch werden manchmal den beglückten Abgeordneten einzelne Berichte oder vielmehr Teile aus den Berichten unserer auswärtigen Vertreter zur Kenntnis gebracht. Ein Recht der Kommission auf Vorlage von Akten und Zeugnissen, auf Anstellung einer Enquête oder ähnliches gibt es nicht. Wohl entspinnen sich ab und zu eingehendere Diskussionen zwischen den Vertretern des Amtes und des Volkes. Zu praktischen Ergebnissen führen sie selten. Irgendeinen Einfluß auf die Führung der grossen auswärtigen Politik haben diese Erörterungen aber auf keinen Fall. Sie können dies schon deswegen nicht, weil sie stets *post festum* kommen und gewöhnlich nur einmal im Jahre stattfinden. Auch fehlt den Abgeordneten jedes Material, um die auswärtigen Vorgänge ernsthaft beurteilen zu können. Denn das, was sie aus der Presse erfahren, entspricht auch nur selten der Wirklichkeit oder ist von amtlicher Stelle in dem Sinne beeinflußt, wie es dem Leiter der auswärtigen Politik im Augenblick gerade passend erscheint.

Hier muß zuerst der Hebel angesetzt werden. Um Mitglieder eines auswärtigen Ausschusses eingehend auf dem Laufenden zu erhalten, muß dieser

dguernd tagen. Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß er durch seinen Vorstand die tägliche Berührung mit dem Auswärtigen Amte aufrecht erhält. Er selbst sollte aber mindestens einmal im Monat in Berlin zusammenkommen.

Zu Mitgliedern dieses Ausschusses müßten die einzelnen Parteien des Reichstages besonders solche Abgeordnete wählen, welche infolge ihres Aufenthaltes, ihrer Studien oder Beziehungen Auslandserfahrungen gesammelt und daher in der Lage sind, die politische und soziale Struktur, Geschichte, Denkweise und Stimmung fremder Völker richtig zu würdigen. Solchen Abgeordneten wird es viel leichter fallen, das vom Auswärtigen Amte dargebotene Material kritisch zu beurteilen und unseren oft in Kastengeist und Standesdünkel befangenen Diplomaten die Augen zu öffnen. Falls der heutige Reichstag derartig qualifizierte Persönlichkeiten in genügender Anzahl noch nicht besitzen sollte, so wird gerade die Mitarbeit im Ausschuß und die dabei erworbenen Kenntnisse diesem Mangel schnell abhelfen. Nachdem das Volk die Wichtigkeit der auswärtigen Politik für das ganze Staatsleben durch diesen Krieg erkannt hat, wird es hoffentlich bei der Wahl seiner Vertreter in Zukunft mehr darauf achten, solche Männer in den Reichstag zu senden, welche zur Lösung ausländischer Probleme besonders geeignet sind.

Die Zahl der Mitglieder sollte weder zu groß, noch zu klein sein, damit einerseits ernsthaft gearbeitet werden kann, anderseits genügend Kräfte zur Bildung von Unterkommissionen zur Verfügung stehen. 20 Mitglieder sollten genügen.

Um einen nützlichen Einfluß auf die Führung der auswärtigen Politik auszuüben, darf der Ausschuß keinen nur informatorischen Charakter tragen, wenn er auch umgekehrt nicht die Befugnis haben soll, Anordnungen oder Befehle zu erteilen. Die Art seiner Tätigkeit ist am besten als eine beratschlagende zu bezeichnen, indem der auswärtige Staatssekretär und der Ausschuß in voller Kenntnis der Sachlage wichtigen ausländischen Fragen gegenüber gemeinsam Stellung zu nehmen versuchen. Die letzte Entscheidung und Verantwortlichkeit muß auf jeden Fall der Minister tragen.

Allerdings darf man sich dabei nicht verhehlen, daß bei unseren heutigen politischen Verhältnissen diese Verantwortlichkeit rein auf dem Papiere steht und ein leeres Wort bedeutet. Um dies zu ändern, müßten wir im Reich den Boden des Scheinkonstitutionalismus verlassen und in demokratischere Bahnen einlenken mit verantwortlichen Reichsministern.

Bei den Beratschlagungen kann es sich natürlich nicht darum handeln, daß die Volksvertreter sich in den Gang jeder einzelnen diplomatischen Verhandlung oder Besprechnung einmischen. Was aber verlangt werden muß, ist, daß der auswärtige Lenker *vor* Eintritt in Verhandlungen mit fremden Regierungen dem Ausschuß die Richtlinien genau darlegt, denen er zu folgen gedenkt, damit dieser Stellung dazu nehmen kann. Auch wäre dem Ausschuß von jeder Veränderung in den Beziehungen zu fremden Staaten Kenntnis zu geben, schon damit er in der Lage ist, festzustellen, ob dieser Umschwung der eigenen oder der

fremden Regierung zur Last zu legen ist.

Über vertrauliche Mitteilungen hätten die Mitglieder des Ausschusses selbstverständlich Stillschweigen zu beobachten. In dieser Beziehung kennt die Regierung z. B. von den militärischen Kommissionsverhandlungen her die Verschwiegenheit unserer Volksvertreter. Es wird aber darauf zu achten sein, daß nicht etwa nach heutiger Diplomatensitte jedes eingegangene chiffrierte Telegramm als großes Staatsgeheimnis behandelt werde. Wirkliche Geheimnisse gibt es in der heutigen Zeit nur noch recht wenige. Die Diplomatengeheimnisse sind meistens „secrets de Polichinelle".

Ein Hauptpostulat wäre ferner, daß der Ausschuß das Recht bekommt, nicht nur die Vorlage von Akten und anderen Zeugnissen zu verlangen, sondern daß er auch befugt ist, von unsern auswärtigen Vertretern Berichte über besondere Fragen einzuholen. Er müßte auch das Recht haben, unsere Auslandsvertreter in seine Mitte zu rufen und anzuhören. Dies wäre auch aus einem andern Grunde sehr nutzbringend. Die Volksvertreter hätten dadurch Gelegenheit, in persönliche Beziehungen mit unsern Auslandsbeamten zu kommen und sich ein eigenes Urteil über deren Fähigkeiten zu bilden. Sie könnten auf Grund dieser Personalkenntnisse ihren Einfluß bei Besetzung der Auslandsposten zum Ausdruck bringen. Heute erfolgen diese Ernennungen oft weniger nach rein sachlichen Gesichtspunkten, als vielmehr nach Familien-, Korps- und Regimentsbeziehungen. Im Interesse der Allgemeinheit ist es daher dringend erforderlich, daß der Ausschuß gerade bei der Wahl unserer auswärtigen Vertreter ein Wort mitzureden hat. Schon heute bekanntlich wird jede Ernennung eines Konsuls vor den Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten gebracht. Warum soll nicht auch die Volksvertretung ein ähnliches Recht erhalten, von dem sie aber hoffentlich bessern Gebrauch zu machen verstehen wird als heute der Bundesrat? Gerade davon, daß im Ausschuß der richtige Mann auf dem richtigen Posten steht, hängt, wie wir alle heute wissen, das Wohl und Wehe Tausender ab.

Wenn man dagegen einwenden wollte, daß dies eine Einmischung in die Rechte der Exekutive sei, so ist darauf zu erwidern, daß es sich nur um eine Abwehr der Legislative handeln würde gegen unberechtigte Einmischung unverantwortlicher Faktoren in die Geschäfte eben dieser Exekutive. Im Grunde wird es sicher der Regierung nur angenehm sein können, wenn ihr hierdurch ein Teil ihrer Verantwortlichkeit dem Lande gegenüber abgenommen wird.

Die Kenntnisse, welche unsere Volksvertreter sich über die tatsächliche diplomatische Lage und über die im auswärtigen Dienste wirkenden Persönlichkeiten erwerben, werden dem Reichstagsausschuß erst die Möglichkeit geben, mit Autorität der Regierung und dem Lande gegenüber seine Stimme geltend zu machen. Denn Kenntnisse sind Macht, ohne Kenntnisse sänke der Ausschuß zu einem bloßen Schatten herab, wie die heutige Budgetkommission in auswärtigen Fragen.

Auch der Geist der diplomatischen Berichterstattung würde sich von Grund auf ändern, wenn unsere Auslandsvertreter wüßten, daß ihre Berichte vor die Kontrolle kenntnisreicher Volksvertreter kommen. Heute wird diese Berichterstattung häufig stark beeinflußt durch persönliche Motive. Man kennt die Ansichten der Zentrale und höherer Stellen. Man will vorwärts kommen. Da heißt es oft vorsichtig sein, um nach oben nicht anzustoßen. Kommt es doch leider sogar vor, daß der Beamte im Auslande von der Berliner Zentrale einen Wink bekommt, lieber in dieser oder jener Richtung zu berichten. So werden vielfach mehr bureaukratische oder dynastische Interessen gefördert; das Volkswohl tritt zurück.

Über die auswärtige Politik des Reiches hätte der Ausschuß in bestimmten Zeiträumen, mindestens jedoch zweimal im Jahre, dem Reichstag einen ausführlichen Bericht vorzulegen. Die Kenntnisse der Volksvertreter in auswärtigen Fragen würden dadurch erheblich erweitert. Auch dies könnte der Regierung nur angenehm sein, da ein unterrichteter Reichstag ihr weniger fruchtlose Kritik entgegensetzen wird. Und schließlich könnte auch die Presse aus diesen Berichten wertvolle Informationen schöpfen und mit mehr Sachkunde als bisher die öffentliche Meinung unterrichten, was zur Zerstreuung von Mißtrauen und zur Aufklärung von Mißverständnissen im In- und Auslande viel beitragen würde. *Civis diplomaticus.*

Aktualismus

Alle künftige Rede, Aussprache, Literatur, Mitteilung fürs Leben wird nicht mehr psychologisch sein, sie wird metaphysisch sein. Übersetzt ins Vokabular unserer Realität, der Realität von Wesen der großen Menschengemeinschaft, heißt das: sie wird ethisch sein. Unsere Ohren, die trotz der Mordjahre in eine neue Zeit hinein horchen, werden anderes nicht mehr zulassen.

Der Weg, den wir in die Ewigkeit nehmen, muß durch die Jetzigkeit gehen. Der Leib des Menschen ist nur einmalig, aber diese Einmaligkeit ist sein höchster Wert. Je tiefer und vollkommener wir einmalig sind, um so gemeinsamer sind wir allen. Je eindeutiger wir uns entscheiden, um so unendlicher ist unser Handlungsbereich. Nur wenn wir unser Leben, das eines menschlichen Wesens, ganz auf der Erde durchsetzen, werden wir auch geistiges Wesen sein. Der Eremit und der (sogenannte) Asket sind Spezialitäten. Sie betrachten das Geistige als Sonderexistenz, wie Kinder das Licht durch ein Kaleidoskop anschauen; sie sind Verwirrer, denn sie lenken das menschliche Denken vom Geist ab, und der Betrachtung eines Betrachters zu; zuletzt, sie verwirklichen nicht, sondern träumen nur die Verwirklichung. Jede Lehre, die allein auf die bloße „Vermeidung des Sündhaften" ausgeht — kann sehr groß sein, sie ist aber nur eine Lehre der schönen Haltung, des Symbolischen und des Niveaus. Nichts ist ruchloser

als Exklusivität, und nichts grausamer als Isolation. Nur *die* Lehre, und einzig sie, hat Sinn für den Menschen, deren Wort uns ein Zeichen auf den Weg setzt gegen unsere Frage: Was sollen wir tun?

Was wir nicht tun sollen, wissen wir heute mehr als je.

Aber nie kann eine Antwort auf diese Frage heißen: Abwarten! — Sie muß, im Gegenteil, auf bestimmteste Einzelheit gebracht, heißen: Handeln! Und: Selbst handeln! Und: Gemeinsam handeln! Zu fordern ist noch mehr; die Bestimmung: Wann handeln, wie handeln, wohin handeln.

Wenn wir handeln, begehen wir oft Unrecht. Es ist falsch, darum vom Handeln abzulassen. Unsere Vereinzelung, die des Nichthandelnden, begeht viel größeres Unrecht. Jeder weiß das aus seinem praktischen Leben. Nur das Schlimmste sei erwähnt: der Vereinzelte will nicht „gestört" werden. Es ist uns aber gegeben, oft Unrecht zu begehen, wenn es aus Güte geschieht und für die Gerechtigkeit. Ohne Güte und ohne das Ziel der Gerechtigkeit gibt es kein Handeln; was man, fälschlich, so nennt, ist nur die automatische, wieder in sich zurückschnappende Bewegung eines angestoßenen Uhrwerkes. Wirkliches Handeln ist aber stets: Handeln für den Geist. Und was ist „Vermeiden des Sündhaften" anderes als Schmuck; Dekoration des Ethischen; Kunstgewerblichkeit des Gemeinschaftslebens! Es ist weder seelische noch geistige Gesinnung, das Böse aus dem Leben (— um einen für die Besitzidee bezeichnenden Malerausdruck zu gebrauchen —) „auszusparen". Es ist nur bequem. Es ist — erbärmlich schauerlichster aller Zustände — zufriedenstellend! Kennen wir nicht jene hohen, hellen und jammerhaft öden Laboratorien, Bierhäuser, Kaufpaläste, in denen das Störende, Unangenehme und sogenannte Unkünstlerische ausgespart und vermieden wurde? Sie sind die Kronzeugen der Monumentalität aus Menschenangst. So führt auch die Vermeidung des Sündhaften zu einer leerhallenden Architektonik des Lebens. Und es bleibt im erhabensten Falle, daß der Betrachter, welcher menschenflüchtend im chaotisch echowerfenden Mittelsaal seines sündlosen Monumentalhauses sitzt, sich von Sünde frei glaubt. Während draußen rings um die Unschuldsburg das Böse an die Mauern schäumt.

Nicht Vermeidung des Bösen gilt es, sondern Widerstand gegen das Böse.

Aber der Widerstand gegen das Böse ist nur ein geringer Kreisausschnitt des Lebens, und schon längst einbegriffen im großen Umkreis des Handelns. Wer handelt, für den Geist handelt, der lebt auch zugleich stets im Widerstand gegen das Böse.

Entrückte und Ekstatiker preisen die Zeitlosigkeit. Mißtraut ihnen! Denn der Zeitlose weiß nur vom Ich, nicht mehr vom Anderen. Er weiß nicht von Gut und Böse, nicht von Recht und Unrecht. Er weiß nicht von Werten. Aber die Werte sind göttliche Stundenzeiger für den Menschen. Der Zeitlose will uns glauben machen, er sei in Gott eingegangen. Aber das kann man nicht. Und er belügt sich und uns um einer Aus-

flucht willen. Man kann nur, in der größten Stunde des Lebens, zum eigenen Bewußtsein von der Existenz Gottes kommen. Aber diese Stunde gibt unverlierbar die göttlichen Wegweiser, die Werte, in die Hand des Menschen. Dagegen die Zeitlosigkeit der Mystiker ist nur eine Entschuldigung für die Beschäftigung mit der rein psychologischen Verfassung des Menschen, seiner elementenmäßigen. Die eitle, unausgefüllte, alles gleichsetzende — entwertende — Widerstandslosigkeit des Psychologischen gegenüber der metaphysischen Existenz des Menschen wird immer in Zeiten der Krise sichtbar. Vielmehr diese Sichtbarkeit *ist* die Krise.

Heilig sei uns die Zeit. Die erhabenste Forderung vor uns selbst heißt: Jetzt! Entzeitlichung heißt Aufschub. Aller Aufschub entmenscht uns. Nicht Vertröstung tut heute Not, sondern Tröstung. Nur wenn wir geben, aktiv lieben aus dem Geiste, wenn wir handeln: können wir trösten. Nichts bleibt uns übrig, als in die Welt einzugreifen.

Der Aufschub, die leeren Versprechungen, brennen der Menschheit die tiefsten Wunden. Nur die ewige und stets von neuem wundertragende Entscheidung des Augenblicks, der Mut zum unbedingten „Gleich Jetzt!" kann uns heilen. Nicht einmal begreifen werden wir die Ewigkeit, noch weniger in ihr leben, ohne das Gegenmaß des Jetzt. Aber gerade das äußerste, beschränkteste, unmittelbarste und glühendste Jetzt ist das Sprungbrett, das uns im Sturmschwung in die Ewigkeit trägt, und selbst, unter dem Anprall unserer Füße, in Trümmer fliegt.

Ludwig Rubiner.

Nimm dein Kreuz.

Ein Mensch, zermartert vom Wüsten der Tage, in Notwehr feindselig gegen alles um sich und gegen das eigene Herz, flüchtete ins Gebirge, flüchtete vor dem Gebirge zurück in vertraute Umklammerung des kleinlich Prompten, erlebte dieses Buch, konnte wieder weinen, schlug an seine Brust und kniete: — „Gott, sei mir Sünder gnädig!"

Franz Jungs Dichtung „Opferung" (im Verlag der Wochenschrift *„Die Aktion"*, Berlin-Wilmersdorf) hat jenes Leuchten von innen, mit dem sich jede wertvolle Schöpfung beweist, jenes kristallisch eindringliche Leuchten, das die Seelen sich erschüttert auf sich selbst besinnen läßt. Weil sie ein Bekenntnis ist, rein wie der Schild, in dem der Unerbittliche sich spiegelt, noch glühend von der köstlichen Mühsal ums letzte, eigene Hier-stehe-ich, mit keinem voreiligen Stigma besternt, mündend in den großen goldenen Ozean, wo Menschenwelle zu Menschenwelle in ewiger Umarmung hält. Dabei nicht blind oder hart vor eitel Askese, sondern gleitend in einer fast schon überirdischen Freude, von manchem Außenwege und manchem abseitigen Rasten einen zartbunten Kranz und ein allgütiges Lächeln mit hinüber nehmend in den weiten, noch kaum

übersehbaren Plan, in dem das endgültige, entscheidende Werk der Verheißung sich leisten will. Eine vorbildliche Dichtung — vorbildlich nicht für das Was des Lebens: man kann eine ganz entgegengesetzte Skala der Leiden und Glücklichkeiten, der Motivierungen und Endurteile aufbauen, aber im höchsten Grade vorbildlich für das Wie: für das Eine, das not tut, den Grund, ohne den alles Schmutz wird und Lüge und Verlust, vorbildlich für die Frömmigkeit, mit der das Dasein gesichtet werden muß. Das Wort Frömmigkeit bekommt von solcher Dichtung seine schwere Verantwortung und Bedeutsamkeit wieder und eine neue, zum reifsten bereite Jugend. Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach! Aber mit *Deinem* Kreuze — Du Bruder mein! — Ich möchte noch verkünden, daß ich „Opferung" als das vollkommenste, schlichteste, wahrhaftigste von den Büchern des Franz Jung fühle (die alle schlicht und wahrhaftig sind). Daß eine Musik darin ist, die im Blute bleibt ... im Blute Blüten aufers'ehen, im Blute Glöckchen schwingen läßt... Als ob der Dichter in einer gläsernen Kugel nächtlich über aller Welt schwebend einmal so nahe seines Herzens unbeirrtesten Ton erhascht hätte, wie man ihn nur in der Stunde hören darf, die man mit dem ganzen Leben zu zahlen entschlossen ist. Nichts wird abgetuscht, nichts nachgestickt — der ganze Passions - und Heils - Weg noch einmal von Anbeginn zu Anbeginn durchschritten, erhobenen ... fast erhobenen, nicht stolzen, glückselig halb geneigten Hauptes... wie lauschend auf eine bestärkende, innere Harmonie... mit einem beinah tänzerischen, priesterlich tänzerischen, sicheren Schritt..., der im Allerheiligsten mit den großen Schwingen einer Bachschen Orgel sich gürtend jetzt schon den rechten Fuß auf die Stiege stellt, die eines Mondstrahls äußerster Schnee uns grüßt ... Eine große Beichte vor Gott.

Eine große Himmelfahrt ... mit Dir Du Bruder mein — wenn Du *Dein* Kreuz sehen willst und lieben und behalten!... Eine Stufe zur Erlösung.

Max Herrmann-Neiße.

Poetenleben.

Auf Grund der Ermittlungen, die wir geglaubt haben veranstalten zu sollen, können wir sagen, daß dieser Poet eine verhältnismäßig mangelhafte, d. h. dürftige Erziehung genoß, und wir glauben uns daher berechtigt, Fragen aufzuwerfen, wie folgende: Woher schöpfte er das unerläßliche bißchen Bildung, welches nach unserem Dafürhalten ein Poet notwendigerweise besitzen muß? Die Antwort lautet: Es gibt ja Lesesäle, voll Lesestoff, in der Welt. Zum Teil liegen diese Lesezimmer ja sogar im Grünen, derart, daß der emsige Leser, wenn er am offenen Fenster sitzt, noch eine Augen- und Ohrenfreude mithat, wofür er Gott dankt. Außerdem haben wir gefälligst Stadtbibliotheken, die jedem jungen und unbescholtenen Menschen zugänglich sind und zum Vorteil gereichen. Der Poet, den wir hier im Auge haben,

scheint früh schon einen gewissen Bildungsdurst heftig bewiesen und freundlich an den Tag gelegt zu haben, was selbstverständlich durchaus anerkennenswert ist. Wir schenken einem Gerücht, das uns zu Ohren gekommen ist und das besagte, daß unser Gegenstand hier eine Zeitlang Straßen gefegt und gereinigt haben soll, deshalb keinerlei Glauben, weil wir wissen, daß da eher Dichtung und Phantasie als Wahrheit und Wirklichkeit mitspielen. Besprochener war vielmehr zu seinem absolut nicht geringen Nutzen zeitweilig in der Abteilung für Inseratenwesen einer bedeutenden Verlagsanstalt tätig, womit wir deutlich dartun, daß es sich in diesem Poetenleben mehr um sorgsame und saubere Schreib- als um Arbeit mit dem Straßenbesen handelte. Die feinsinnige, spitzige, zarte Schreibfeder, welche über das Blatt Papier graziös und behend hinschweift, um allerlei niedliche, zierliche Zahlen und Sätze zu zeichnen, spielte in dem Dasein, das uns interessiert, von jeher eine ausschlaggebende Rolle. Hammerschläge und Axthiebe sind und waren hier so gut wie gänzlich ausgeschlossen. Mit Nägeln hat Reflektant oder Mittelpunkt dieser Zeilen nur immer insoweit irgend etwas zu tun gehabt, als er etwa ein Bild an die Wand seines Zimmers nagelte und heftete, woraus der Schluß gezogen werden darf, daß er weder jemals schlosserte noch jemals schreinerte, was übrigens durchaus weiter nicht übel gewesen wäre. Wir und solche, die ähnlich denken wie wir, stehen auf dem Standpunkt, daß jegliche fleißig begonnene und mit festem Willen weitergetragene Arbeit den adelt, der sie verrichtet. Ob nun eine Speditionsfirma oder eine Bankanstalt allerersten Ranges oder eine stille, verborgene Rechtsanwaltei (Advokatur) hier in Betracht und ins Gewicht fällt, mehr oder weniger bedeutsam am Dichterleben mitwirkte oder nicht: dieses zu prüfen muß doch wohl zunächst völlig nebensächlich sein, und es können uns diese Dinge vorläufig merklich kühl lassen. Wir haben uns hier mehr um innere als um äußere Beziehungen zu kümmern und mehr mit Merkwürdigkeiten als mit Oberflächlichkeiten zu beschäftigen. Inneres weist zwar unserer Meinung nach immer auch auf Äußeres hin, wie denn z. B. eine Regierung innere so gut wie äußere Angelegenheiten zu behandeln hat und umgekehrt.

Uns genügt einstweilen die Tatsache sehr, daß wir in der angenehmen Lage sind, mit nicht wieder umzustürzender und wegzufegender Bestimmtheit feststellen zu können, daß Gegenstandant oder Zielscheibe Handelsbeflissener war und daß er als solcher stets bemüht war, feinste Zeugnisse sowohl wie beste Empfehlungen einzuheimsen. Nebenbei scheint er schon sehr früh angefangen zu haben, auf kleine Streifen Papier Gedichte zu schreiben. Er saß in allerlei geheizten oder ungeheizten Zimmern, Gelassen und Gemächern, bei jederlei Wetter, zu jeder Tages- und Jahreszeit, um sich seinen Phantasien mit mehr oder weniger Genugtuung in der denkbar äußersten Weltentlegenheit, zeitweise wenigstens, zu überlassen. Zu bemerken ist hiebei, daß wir uns jedes Urteiles über den Poeten entschlossen sind zu enthalten. Wir teilen einfach hübsch mit, was uns gelungen ist in Erfahrung zu bringen.

Fest steht immerhin, daß es dem Poeten beliebte, überaus eigensinnig zu verfahren. Warum tat er das? Hm!

Wenn sich bewahrheiten sollte, was einige Leute behauptet haben und noch immer behaupten, nämlich, daß unser Held und jugendlicher Liebhaber zu einer Zeit, wo er als flotter und pflichteifriger Hilfsbuchhalter auf einem Transport-Versicherungsinstitut beschäftigt war, auf Fließ- oder Löschpapier, wie man es für dicke Foliantenbücher und Hauptbücher verwendet, die Köpfe seiner Herren Bureaukollegen beziehungsweise Herren Vorgesetzten abzeichnete, gleichsam eine hochinteressante Bildergalerie produzierend, so mag das ja an sich gewiß ganz nett und spaßhaft sein. Für kennzeichnend können wir indessen derartige Übungen kaum halten. Höchstens kann das beweisen, daß der junge Mann hin und wieder nicht besonders stark durch seine Obliegenheiten beansprucht war, was man ja geneigt sein kann zu bedauern. Es wird mitgeteilt, daß einer der Herren, deren Bildnisse der Poet anfertigte, demselben bei Gelegenheit gesagt haben soll: „Ei ei, Sie haben Talent. Gehen Sie doch zwecks weiterer Ausbildung nach München. Hier im Bureau sind derlei Kunstleistungen unpassend. Zeichnerische Begabung muß hier ja verkümmern und die Taten eines zukünftigen Genies sind hier nicht am Platz." Auf diese satirische und spöttische Bemerkung soll laut Aussage der hier Beschriebene erwidert haben: „Ich kann unmöglich glauben, daß ich der geborene Maler bin, wie Sie meinen. Es scheint mir eher, daß ich starke Anlagen und eine ganz gehörige Ader zum Schriftsteller habe. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren so aufrichtig und ehrlich empfundenen und gemeinten Wink, nach München zu gehen. Ehe ich jedoch nach München ginge, spazierte und ginge ich weit lieber in den Kaukasus, wo ich Abenteuer anzutreffen hoffen könnte, wie doch wohl sonst nirgends."

Im Zeugnis, welches ihm anläßlich seines Austrittes aus dem Hilfsbuchhalterposten ausgehändigt, wurde, stehen unseres Wissens die beziehungsreichen und anspielungsgesättigten Worte: „Er hat sich als höchst brauchbar, ehrlich, fleißig, pflichttreu und talentvoll erwiesen, und er begibt sich auf durchaus eigenen Wunsch in angemessene Entfernung. Sein Wirken auf Löschpapier wird uns immer unvergeßlich bleiben. Seine künstlerischen Leistungen haben uns entzückt, und wir bedauern daher seinen schleunigen Austritt. Wir fühlten uns genötigt, ihn flehentlich zu ersuchen, uns zu verlassen, damit er seine feine, zarte Begabung nicht gänzlich ruiniere. Indem wir ihn baten, spazieren zu gehen, wünschten wir ihm auf seine zukünftige beschwerliche Laufbahn alles erdenkliche Glück, und indem er sich entschließt, Abschied von uns zu nehmen, sind wir mit ihm so zufrieden, wie wir es gar nicht sagen können. Die Buchhaltung hat er jederzeit so geführt, wie wir vermuten mußten, daß er sie führen werde. Sein Betragen gab im allgemeinen zu weiter keinen als nur zu einigen winzig kleinen Bedenken Anlaß."

Uns scheint, daß in diesem Poetenleben ein ungewöhnlich häufiger Stellen- sowohl wie Ortswechsel stattge-

funden hat, und wir wollen gerne bekennen, daß wir das einigermaßen begreifen, weil wir notwendigerweise einsehen und zugeben müssen, daß eine junge Seele, welche sich berufen fühlt, zu dichten, der Freiheit und der Beweglichkeit bedarf. Es erscheint uns ganz klar, daß sich ein Poet unter allen Umständen zu befreien, zu entfalten suchen muß; denn ohne Freiheit gibt es sicherlich auch keine Entfaltung; und eine menschliche Entwicklung läuft nicht ohne Situationen ab, die den Bildner derselben mitunter in ein schlechtes Licht stellen. Wir behaupten, daß wir dies ohne weitere Umschweife anerkennen, wiewohl uns manches eigentlich noch unklar sein muß.

Auf dem Zentralstellenvermittlungsbureau war Traktant, wie wir zu wissen glauben dürfen, eine nachgerade sattsam bekannte Bewerberfigur. Seine Erscheinung und seine Persönlichkeit lockten daselbst regelmäßig eine Art ironisches Lächeln hervor.

„Ist es wahr, daß Sie Gedichte schreiben?" fragte man ihn.

„Ja, ich glaube es fast," gab er sanft und gutmütig und demutvoll zur Antwort. Es ist klar, daß eine solche zarte Antwort allgemein belächelt werden mußte, was denn auch tatsächlich stattfand. Der Poet scheint da und dort auch als Vorleser bei hohen Damen stark in Betracht gefallen und beliebt gewesen zu sein. Er las Selbstgedichtetes so gut wie anderes mit einem Anstand und mit einer Zungenfertigkeit vor, die, wenn nicht Staunen und Bewunderung, so doch wenigstens Zufriedenheit und Vergnügen erregten. Das Essen, das er aß, war dagegen mehr schmal und dünn als üppig und reichlich, und eher ungenügend als befriedigend. Auf diese Tatsache ist jedoch unseres Ermessens nach kein allzu hohes Gewicht zu legen. Es ist ziemlich gleichgültig, ob ein Poet nur eine Suppe mit Wurst oder ob er ganze Speisekarten voll wegißt; Hauptsache ist, wenn ihm gute Gedichte entstehen, und die entstehen und entschlüpfen ihm bei zarter und magerer Kost besser als bei irgendwelcher andern, davon sind wir fest überzeugt. Einem Poeten steht es wohl an, schlank zu sein, er soll einen durchgeistigten Anblick gewähren; man soll ihm aus beträchtlicher Entfernung schon ansehen können, daß er sich verhältnismäßig mehr mit tagelangem Denken als mit stundenlangem materiellen Schwelgen abgibt. Dickleibige Dichter sind etwas wie ein Ding der Unmöglichkeit. Dichten heißt nicht dick werden, sondern heißt fasten und entbehren. Von dieser Auffassung auch nur einen Schuh oder eine Hand breit abzuweichen, soll für uns ausgeschlossen sein, und es soll niemandem gelingen, uns irgend welche andere Denkart aufzuzwingen oder abzunötigen.

Übrigens dürften den Poeten von Zeit zu Zeit wohlhabende und freigebige Leute zum Essen eingeladen haben, was wir aber allerdings höchstens nur vermuten können. Diesbezügliche Beweise herbeizuschaffen, war uns leider nicht möglich, so sehr wir uns darum Mühe gegeben haben.

Soviel uns gelungen ist auszukundschaften, und soweit wir glücklicherweise haben zu Kenntnis gelangen können, war er äußerst sparsam, haushälterisch, ja in mancher Hinsicht sogar ein

wenig geizig. Auslagen, Kosten und Spesen hatte er erstaunlich wenig. Schneidern und Ärzten gab er jahraus jahrein fast so viel zu verdienen wie nichts. Da er ein ausgesprochener Freund von Wanderungen war, so sah man ihn vielfach mit Schuhmachern verkehren, denen er die Aufgabe übertrug, das zerrissene und zerlöcherte Schuhwerk auszubessern. Was die Kleider betrifft, so trug er meistens geschenkte Anzüge, und zu Medizinern zu springen hatte er keine zwingende Ursache, weil es ihm an Gesundheit nicht fehlte und er nicht das geringste Übelbefinden aufzuweisen hatte, was für ihn natürlich von großem Vorteil war. Er ersparte damit ebensogut Geld wie Zeit. Der Arzt freilich vermochte ihn nicht zu loben, aber wir erinnern hier an den alten Spruch, welcher lautet: Man kann es mit dem besten Willen nicht jedermann recht machen. Irgendwie und -wo stößt der vorzüglichste Mensch an.

Wie er zur Politik stand, wollen wir ununtersucht lassen; ebenso wenig sollen wir ausmitteln oder nur anfragen wollen, ob er fleißig zur Kirche ging oder nicht. Das Alltägliche, Natürliche, Nützliche, Dienliche und Praktische war es, das ihm nahe lag. Er scheint das von seinem Vater geerbt zu haben. Vom Vater ging jedenfalls unter anderem auch eine Spur und Portion Ironie auf ihn über, die ihm nachlief und ihm treulich anhing wie dem Herrn oder der Herrin das folgsame Hündchen, das nicht aufhört, folgsam und anhänglich zu sein, obschon es vielleicht manchmal Schläge kriegt.

Wenn wir uns nicht irren, so arbeitete er einmal acht Tage lang im Kontor eines Elektrizitätswerkes. Nach Verlauf dieser kurzen Zeit beschied ihn der Herr Direktor auf das Direktionszimmer und setzte ihm mit kurzen Worten auseinander, daß in hohen und vornehmen Industriebetrieben, welche auf nur allerfeinsten Voraussetzungen beruhen, Menschen unmöglich geduldet werden können, von denen es erstens heißt, daß sie dichten und von denen es zweitens verlautet, daß sie Umgang mit Leuten pflegen, die nicht zur bessern und besten Klasse zählen.

Der Poet hatte nämlich hin und wieder Umgang mit nicht sonderlich sauberen Elementen. Er war in dieser Hinsicht nicht immer sehr klug, aber er war menschlich.

An Etablissementen und Handelshäusern, in denen er zu seinem mehr oder weniger starken und großen Nutzen tätig war, sind ferner zu nennen: eine an der schäumenden und blauen Aare gelegene Bierbrauerei, eine Hilfs- oder Spar- und Leihkasse, ebenfalls umgeben von reizender Architektur und Landschaft, eine Nähmaschinenfabrik, wo er sich ganz prächtig bewährte, eine Strumpfbandweberei, wo er den Schatz seiner Kenntnisse nicht ganz unwesentlich vermehrte.

Es handelt sich also demnach in diesem fast kleinlichen und, wie wir sagen möchten, proletarischen Poetenleben hauptsächlich um Arbeit in allerhand Schreibstuben und Bureaus, um mancherlei Stellenwechsel, also um etwas durchaus Alltägliches und Gewöhnliches, sozusagen um Zweierlei: um Bureauarbeit und um Landschaft, um ein Stellenbekleiden und ein Stellenpreisgeben, um ein Herumwandern in der freien Natur und um ein Sitzen,

Schreiben und Festkleben an kaufmännischen Schreibtischen, die man Pulte nennt, um eine Freiheit sowohl wie um eine Gefangenschaft, um eine Ungebundenheit sowohl wie um eine Fessel, um Not, Bedürfnis, Sparsamkeit sowohl wie um üppiges Verschwenden und köstliche Genüsse, um Arbeit sowohl wie um Vergnügen, um saure Pflichterfüllung sowohl wie um vergnügliches Schlendern, Vagabundieren und Spazieren. Aus diesen und ähnlichen Dingen empfing der Poet seinen poetischen Grund und Boden. Die Jahreszeiten, die Liebe, die Musik, die Phantasie, Stadt und Land und die Malerei, die Gefühle, die Gedanken, das Leben und die wachsende Bildung gaben seiner Poesie die Nahrung, deren sie zu ihrem Gedeihen bedurfte. So lebte er hin. Was aus ihm wurde, wie es ihm später erging, entzieht sich unserer Kenntnis. Weitere Spuren vermochten wir einstweilen nicht zu entdecken. Vielleicht gelingt uns das ein anderes Mal. Wir wollen sehen, und sobald wir irgend etwas Neues ausfindig gemacht haben, soll es mit Vergnügen mitgeteilt sein. Natürlich müssen wir dabei in erster Linie ein Interesse voraussetzen dürfen.

Robert Walser.

Soldat im Feld.

So ich einst nach Haus komm — gehe ich durch unsre Gasse,
geh durch unsre Gasse hin, langsam und stille,
werde wiedersehn den Gehsteig, alle Fenster, alle,
wird jemand reden, bleibe ich stumm.

Dann aber erblick ich, dann aber erblick ich
ein seltsam Ding. Trockne vor Sehnsucht ein,
bis ich sie wiederseh, bis ich sie wiederseh,
und zu ihr sage: Häuschen mein, Herd mein, Nestchen . . . !

Auf jedem Stüfchen, ach wie ich schrumpfe,
das wird eine Schlacht! Und wacker entgegen!
Kommt mir die herrliche Fraue entgegen,
stürz ich dahin ins Gras, ins tiefe Gras hin.

Dahin ins tiefe Gras — wenn ich nach Haus komm,
setz ich mich zur Frau, laß von ihr den Blick nicht durch drei Tage.
Nachts werd ich still bei ihr schlafen. Morgens
herrlich, ach, herrlich werden ihre Hände auf der Decke sein.

Sag ihnen alles. Und werde rein sein. Steh auf dann,
begieße die Fensterblumen. Finde unter ihren Blättchen
grünes, gesegnetes Leben. Werde sein wie ein Bauer und Hirte.

Fráňa Šrámek

(Deutsch von *Otto Pick*).

Notizen.

Jakob Hegner in Hellerau verschickt wieder ein Buch von *Theodor Däubler:* „Der neue Standpunkt". Elf Essais über junge Kunst, überschrieben: Simultanität, Unser Erbteil, Munch, Barlach, Matisse, Henri Rousseau, Chagall, Marc, Picasso, Futuristen, Expressionismus. Einige davon haben in den „Weissen Blättern" gestanden.

Däublers Art, Kunst zu schauen: die immer gleiche Landschaft im wechselnden Licht, darin Künstler wie eine grosse farbige Blume, die wandert, oder breit ausladend, in dichter Fülle verzweigt, fest und rund, wie ein Baum. Nie hat es — auch nicht in den „Salons" der Dichter wie Gautier und Baudelaire — eine weniger „kritische" Betrachtung von Kunst und Künstlern gegeben. Manchmal, wenn er etwa von Rousseau spricht oder von Chagall, erzählt er die schönsten Märchen. Jedoch ganz und gar nicht nur „bei Gelegenheit von Rousseau, von Chagall", so wie André Gide früher „bei Gelegenheit" dieses oder jenes Buches Visionen skizzierte, denen er die Bezeichnung „Vorwände" gab. Rousseau und Chagall sind für Däubler nicht Vorwand, sie sind eine Ecke seiner eigenen verschleiert üppigen Natur, die sie, Rousseau und Chagall, ihm enthüllen. Da geschieht die schöne Verwandlung des Ich nnd Du in die höhere Einheit Bild, das nun von dieses Betrachters Gnaden, doch ganz in der eigenen ungeteilten Pracht besteht. Die Romantiker haben ähnliches versucht. Aber ihnen fehlten fast alle Voraussetzungen zum Gelingen solcher Kommunion: die Vertrautheit mit dem Handwerk, das brüderliche Zusammen- und Mitleben in langen Jahren, Wachen und Schlafen in Ateliers, gemeinsame Fahrten, Arbeiten zu zweit im selbem Geist, und vielleicht, vielleicht auch die adäquate Kunst. Sie waren um vieles älter oder jünger, als die bildende Kunst, die sie vorfanden. Sie logen, wo sie ein Bildwerk mit Worten entzaubern wollten, sie mußten vergewaltigen, um zu lieben.

In Däubler,
einem Balzac des Verses,
voll überströmenden Reichtums, unbändigen Fleisses,
ungleich,
vulkanisch und mondsüchtig, weitschweifig und präzis, rund und eckig, zart und hart,
Seite auf Seite häufend, Buch auf Buch,
wie die Tage kommen,
lebt, fern und nah, unsere ganze Zeit.

*

Alfred H. Fried hat in einer Broschüre, die bei Orell Füssli (Zürich) erschienen ist und 2 Franken kostet, zwanzig Kriegsaufsätze zusammengestellt: „Vom Weltkrieg zum Weltfrieden". Hier eine Reihe von Zitaten aus den verschiedenen Aufsätzen.

Aus dem ersten: „Operieren oder behandeln?", der zwei Monate vor Kriegsausbruch erschien:

„Es ist vielleicht einer der gefährlichsten Augenblicke in der geschichtlichen Entwicklung unseres Erdteils, den wir durchleben. Gefährlich, weil die Verzweiflung die Entscheidung bringen kann, und die Stimme der Vernunft in solchen Augenblicken an

Macht verliert. Das durch einen Krieg aus seiner unhaltbaren Lage befreite Europa könnte den Gewaltwahnsinn überwunden, aber selbst aufgehört haben zu bestehen und das wohlvorbereitete Opfer werden der vom Osten anrückenden jungen Kulturen und der Vasall der verjüngten alten Kultur des jenseitsseeischen Westens. Wir wollen aber Europa so retten, daß es erhalten bleibt, und deshalb müssen wir in dieser gefährlichen Stunde unsere Kräfte einsetzen, um die Verzweifelnden vor Verzweiflungsschritten zurückzuhalten. Nicht operieren, behandeln müssen wir das Übel. Wo früher der einzelne Staat mit seinem Gegner einen Streit auskämpfen konnte, sieht er sich jetzt der Verantwortung gegenüber, einen Weltbrand zu entzünden. Die schönen Zeiten sind für immer vorbei, wo man seine eigenen Kriege geführt hat. Ein jeder, der heute das Machtwort ausspricht, das die Gewaltmittel in Bewegung setzt, verpflichtet die gesamte Staatenfamilie zu diesem Kampf."

Der zweite Aufsatz ist der erste nach Kriegsausbruch veröffentlichte. Er heißt: „Der Krieg" und beginnt tapfer mit den Worten: „Die Friedensarbeit wird fortgesetzt!" Dann heißt es weiter: „Auch dieser Krieg wird zum Frieden führen. Aber daß es kein Friede der alten Art werde, mit Länderverteilung bloß und Kriegsentschädigung, sondern ein wirklicher Friede, der das Verhältnis der Staaten zueinander auf eine neue, gesicherte Grundlage stellt, dafür müssen wir uns rechtzeitig einsetzen. Es wäre Wahnsinn, wenn all dieses Blut vergossen werden würde, um einen Zustand neu zu besiegeln, der in erneutem Wettrüsten, in erneuter Mißgunst und Anarchie der Weisheit letzten Schluß sähe wie bisher. Nein! Eine neue Welt muß erstehen aus diesem Kriege, die mit der alten nichts mehr gemein hat. Dieser erste Weltkrieg muß zu dem notwendigen Weltfrieden führen.

Eine Probe auf die Richtigkeit unserer Lehre bildet dieser Krieg heute schon. Er weist die Formen und Zeichen auf, die wir vorher verkündet haben. Er beweist in seiner Art die engen Zusammenhänge der Menschheit, auf denen wir unsere Lehre aufbauten. Dieser Weltkrieg ist an sich der Beweis eines vorhandenen, aber noch nicht erkannten Weltzusammenhanges. Es ist eine eigentümlich anmutende Erscheinung zu sehen, daß alle die Völker, die sich heute blutig zerfleischen, dies um des gleichen Zieles wegen tun. Es ist die Einigkeit mitten in der Zwietracht. Alle führen den Krieg um ihre Sicherheit. Da die fortwährenden gegenseitigen Bedrohungen, die bisher herrschende Unsicherheit, das Ergebnis der zwischenstaatlichen Anarchie waren, unter der Europa litt, da die Sicherheit nur das Ergebnis einer zwisehenstaatlichen Ordnung sein kann, so tobt dieser Weltkrieg um kein anderes Ziel als jenes, das die Grundlage der pazifistischen Bewegung bildet."

Nach einem halben Jahr Krieg richtet Fried einen *Aufruf an die geistigen Führer aller Nationen,* der im Satze gipfelt,: „Seid die Brückenköpfe, die intakt erhalten bleiben müssen, damit die Brücken, die heute allerorten gesprengt wurden, wieder hergestellt werden können."

Am ersten Jahrestag des Krieges wird an einige Vorgänge erinnert, die sich in dem Vierteljahr vor den verhängnisvollen Julitagen von 1914 zugetragen haben. Die Leporelloliste von aufrichtigen Taten und Heucheleien enthält unter andern ähnlichen folgende Daten:

22. April. Über 2000 sozialistische Frauen verschiedener Länder veranstalteten eine Massenkundgebung in Berlin für den Weltfrieden.

26. April. Der mexikanisch-amerikanische Konflikt, der zum Krieg auszuarten drohte (Bombardement von Tampico, Einnahme von Veracruz), wird durch Annahme der von den A-B-C-Staaten angebotenen Vermittlung seitens der Union friedlich beigelegt.

26. April. Das Exekutiv-Komitee der Interparlamentarischen Union läßt durch einen Sonderausschuß die Frage behandeln, wie dem Wettrüsten der Großmächte ein Ende bereitet werden soll.

29. April. Im Haushaltsausschuß des deutschen Reichstags erklärt Ministerialdirektor Dr. Kriege, daß Deutschland dem Schiedsgerichtsgedanken durchaus nicht feindlich gegenüberstehe.

7. Mai. Sir Edward Grey entwirft im englischen Unterhause die Bedingungen, unter welchen die britische Regierung bereit sei, Vorschläge bezüglich der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See in Erwägung zu ziehen.

8. Mai. Jahresversammlung der britischen Abteilung des kirchlichen Komitees zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland in London. Anwesend: Erzbischof von Canterbury, Kardinal Bourne, Fürst Lichnowsky, Bischof von Hereford und andere. Erzbischof von Canterbury: „König Georg und Kaiser Wilhelm haben großes Interesse für die Bewegung". D. Lahusen freut sich, „daß die Mißverständnisse zwischen England und Deutschland nicht mehr bestehen. Beide Länder verstehen sich jetzt besser als je zuvor".

15. Mai. Abg. Wendel ruft im deutschen Reichstag am Schluß seiner Rede: „Vive la France!"

16. Mai. Vorlesung des französischen Gelehrten Boutroux an der Berliner Universität.

17. Mai. Englische Kriegsschiffe festlich empfangen in Triest und Fiume.

19. Mai. Gegenbesuch des österreichischen Geschwaders in Malta.

20. Mai. Auf dem Bankett zu Ehren der auswärtigen Presse in London, dem auch die Botschafter von Frankreich, Rußland, Deutschland, Österreich-Ungarn beiwohnen, sagt Sir Edward Grey: „Für den europäischen Frieden wäre es notwendig, daß die Nationen einander Kredit für guten Willen und gute Absichten geben."

20. Mai. Hundert englische Arbeiter in Berlin. Begrüßungsreden durch Staatssekretär a. D. Dr. Dernburg und Geh. Reg.-Rat Dr. von Böttiger. „. . . Wir wollen die Wohlfahrt unseres Vaterlandes, und Wohlfahrt kann nur im Frieden gedeihen. Undenkbar erscheint uns der Gedanke an einen Krieg zwischen England und Deutschland. . ."

24. Mai. Exposé des russischen Ministers des Äußern Sasanow: „Die Tripleentente . . . sei immer bereit,

mit dem Dreibund zur Erhaltung des Friedens zusammenzuarbeiten." — „ . . . Die unnütze Polemik der deutschen und russischen Blätter möge aufhören. . ."

26. Mai. Ansprache des Papstes in einem geheimen Konsistorium. „. . .Die Zeit verlange jetzt mehr als je nach Frieden. . . . Es seien ernste, angesehene Männer an der Arbeit, die die Sache der Nationen und der menschlichen Gesellschaft im Auge hätten und die . . . daran arbeiten, die Kriegsgreuel zu vermeiden."

Ende Mai. Das Endergebnis der unter der Parole der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit ausgeschriebenen französischen Wahlen ergibt eine überwiegende Mehrheit für die deutsch-französische Verständigung.

30. Mai. Zweite Konferenz deutsch-französischer Parlamentarier in Basel. Annahme eines Beschlusses, in einer deutschen und einer französischen Stadt am gleichen Tage Konferenzen für die franco-deutsche Verständigung zu veranstalten.

1. Juni. In Paris erscheint eine neue Monatsschrift „Amitié franco-étrangère" mit der Aufgabe, die guten Beziehungen Frankreichs mit dem Auslande, namentlich mit Deutschland, zu fördern. Mitarbeiter u. a. Anatole France, Boutroux, Sembat.

3. Juni. Die Universität Oxford ernennt den deutschen Botschafter Lichnowsky zum Ehrendoktor.

8. Juni. VI. Internationaler Handelskammerkongreß zu Paris.

9. Juni. Der österreichische Völkerrechtsgelehrte Hofrat Prof. Lammasch wird in Oxford zum Ehrendoktor promoviert.

21. Juni. Besuch der englischen Flotte in Kiel.

22. Juni. Der deutsche Verein Berliner Kaufleute und Industrieller Gast der Londoner Handelskammer.

22. Juni. Eröffnung der deutschen Abteilung auf der Lyoner Städte-Ausstellung. Anwesend der Militärgouverneur und der Präfekt von Lyon, mehrere französische Generäle, Vertreter der deutschen und französischen Presse.

30. Juni. Unter dem Vorsitz von Lloyd George findet im Londoner Savoy-Hotel ein Festmahl zu Ehren der Entente cordiale statt. Baron d'Estournelles hält eine Rede über die Aufgaben der Entente. Sie hätte viele als „unvermeidlich" angesehene Kriege verhindert. Ein beispielloses Erziehungswerk wird sie für die ganze Welt. Die Milliardenlast der Rüstungen vermochte sie noch nicht zu erleichtern. Warum? Weil angeblich noch ein unvermeidbarer Krieg vor uns liegt, der deutsch-französische Krieg oder der englisch-deutsche Krieg oder der russisch-deutsche Krieg oder gar alle drei auf einmal. Wir müssen mit dieser neuesten Gefahr, die sich würdig ihren Vorgängern anschließt, ebenfalls ein Ende machen. Die Entente cordiale war ein Anfang, sie war die Inangriffnahme einer neuen Politik. Nunmehr müssen die wiederversöhnten Staaten Frankreich und England mit Rußland, mit den Vereinigten Staaten, mit der großen Mehrheit der wirklich friedliebenden Staaten der alten und der neuen Welt handeln, Deutschland den Beweis zu erbringen, daß es auch in seinem Interesse liegt, mit dem Märchen vom unvermeidlichen Krieg durch gegen-

seitig zu gewährendes Entgegenkommen Schluß zu machen. Die Politik der Entente cordiale wäre uns ein verfehltes Beginnen, eine Enttäuschung, wenn sie nicht zur Politik der ganzen zivilisierten Welt wird."

Reichhaltig war das Programm der organisierten Friedensarbeit für die nächsten Wochen. Die großen Internationalen hatten Kongresse in Aussicht genommen, um sich gegen den Krieg zu organisieren. In Lüttich sollte der internationale katholische Friedenskongreß, in Wien der internationale Sozialistenkongreß, in Frankfurt der internationale Freimaurer-Friedenskongreß stattfinden. Die evangelischen Kirchen-Pazifisten gaben sich ein Stelldichein in Konstanz. Die XIX. Konferenz der Interparlamentarischen Union sollte in Stockholm, der XXI. Weltfriedenskongreß in Wien stattfinden. Graf Berchtold hatte bereits das Ehrenpräsidium dafür übernommen.

— — — — — — — —

Gleichzeitig mit dieser Sammlung bringt der Verlag Orell Füßli eine Neuauflage von Frieds bekannter Schrift über den „revolutionären Pazifismus" heraus. Sie trägt den Titel: „Die Grundlagen des ursächlichen Pazifismus".

*

Die Einrichtung der internationalen Agentur für die Kriegsgefangenen *) in Genf war im August 1914 bescheiden; zwölf Personen arbeiteten in drei kleinen Räumen. „Jedermann legte selbst Hand an, schrieb einen Brief, schickte ein Telegramm ab oder empfing einen Besucher.

Die ersten Listen trafen am 7. September 1914 aus Deutschland ein. Wenige Tage später kam ein ähnliches Dokument aus einem Spital der Stadt Lyon. Von da ab wurden die Gefangenenlisten, diese von den offiziellen Auskunftsstellen hergestellten unentbehrlichen Dokumente, durch die nationalen Gesellschaften des Roten Kreuzes der Gefangenenagentur in Genf regelmäßig zugesandt. Dieser dienen sie als Grundlage für ihre ganze Arbeit.

Am 12. Oktober 1914 installierte sich die «Agence des prisonniers» in dem geräumigen Museum Rath, das ihr von der Stadt Genf zur Verfügung gestellt wurde. Dort verteilte man die Arbeit unter verschiedene Departements.

Während des ersten Kriegswinters waren über tausend Mitarbeiter auf der Agence tätig: Männer, Frauen, junge und alte Leute, Genfer und Schweizer aus andern Kantonen, endlich sogar Fremde — jeder trug durch seine mitunter recht schwierige Arbeit zum Erfolg eines Unternehmens bei, das beträchtliche Dimensionen angenommen hatte. An der Spitze dieser ganzen Organisation steht Herr Gustave Ador, der ein großes administratives Talent an den Tag gelegt hat. Diesem Manne ist es auch gelungen, die delikatesten Unterhandlungen mit zahlreichen Behörden zu einem günstigen Abschluß zu bringen.

Das System des „Zettelkatalogs" wurde für alle gegebenen oder verlangten Auskünfte von Anfang an an-

*) Diese Angaben finden sich in einem Aufsatz von Guillaume Fatio: „Die philanthropischen Werke der Schweiz während des Krieges", den das Septemberheft der schönen Monatschrift „Schweizerland" veröffentlicht.

gewendet; kein anderes hätte sich für eine derartige Arbeit besser geeignet.

Im Erdgeschoß des Gebäudes befinden sich die Zettel der Alliierten (weisse für die Anfragen, grüne für die Auskünfte), im ersten Stockwerke diejenigen der Zentralmächte (weiß und rosa für die Deutschen, lila für die andern Nationalitäten).

Die nachstehenden Zahlen geben Aufschluß über die Tätigkeit des Bureaus:

Französische, englische, belgische Zettel	2 000 000 Stück
Deutsche Zettel	1 000 000 „
Zettel betreffend Zivilpersonen im besetzten Gebiet	300 000 „
Tägliche Post:	
Einlaufende Briefe und Karten	1500 bis 1800 Stück
Versandte Briefe und Karten	3000 „ 4000 „
Den Gefangenen übermittelte Beträge	Fr. 1 994 000
Pakete in Transit für die Kriegsgefangenen	30 665 331 Stück
Von Genf abgehende Pakete	776 505 „
Bis zum 30. Juni 1916 gebrauchte Drucksachen der Agentur	6 750 000 „
Den Familien erteilte Auskünfte	470 399
Beim Empfangsdienst erhaltene Besuche	78 713

Gegenwärtig wird die Arbeit, die nicht mehr den Umfang der ersten Monate aufweist, von 350 bis 400 Personen besorgt, von denen ungefähr 100 bezahlt sind.

Auf Wunsch des Genfer Komitees hat das dänische Rote Kreuz von Anfang an eine Filiale der Agentur errichtet für den östlichen Kriegsschauplatz, das ist für Deutschland und Rußland. Das Rote Kreuz von Österreich-Ungarn und das von Serbien und Rußland haben sich direkt verständigt wegen Übermittlung der Auskünfte und Aufstellung der Listen. Das gleiche geschah beim Eintritt Italiens in den Krieg: das Rote Kreuz von Wien und das von Rom korrespondieren direkt miteinander. Die Tätigkeit der Genfer Agentur, die sich anfänglich auf den westlichen Kriegsschauplatz, das heißt Frankreich, Belgien, England und Deutschland beschränkte, erstreckt sich jetzt auch auf die Türkei und Bulgarien, sowie alle andern entfernteren Kriegsschauplätze.

Trotzdem die Agentur keine Taxenfreiheit für Telegramme genoß, hat sie eine sehr große Anzahl von Depeschen abgesandt: an die Lagerkommandanten, Chefärzte der Lazarette, um Nachrichten von Verwundeten oder Gefangenen zu erhalten, um Mannschaften zu befragen, die den gleichen Regimentern angehörten wie die Vermißten, deren Familien ohne Nachrichten waren.

Zu diesen naturgemäß summarischen und unvollständigen Auskünften gesellte sich nach und nach ein ganzes System brieflicher Spezialuntersuchungen.

Das Komitee hat oft protestieren müssen gegen die Nichtbeachtung der Vorschriften der Genfer Konvention in bezug auf das ärztliche und Sanitätspersonal, das ungerechterweise in Konzentrationslagern gefangen gehalten wurde; es hat erreicht, daß einige

tausend Sanitätspersonen wieder in ihre Heimat zurückkehren durften. Wir erwähnen nur nebenbei seine Schritte zugunsten jeweiliger kurzer Waffenstillstände (wenn die Notwendigkeiten des Kampfes dies zulassen), um die Verwundeten aufzuheben und die Toten, nach ihrer Identifizierung, zu beerdigen. Ferner erinnern wir an die Proteste gegen die Behandlung der armenischen Bevölkerung und die Repressalienlager in Deutschland; an die unablässigen Schritte des Komitees, um für die Zivilbevölkerung der Norddepartemente Frankreichs die Möglichkeit der Korrespondenz mit ihren außerhalb jener Gebiete befindlichen Verwandten zu erwirken.

Die Schwerverwundeten.

Nach langen Verhandlungen, die zwischen Frankreich und Deutschland durch Vermittlung des Internationalen Komitees stattfanden, wurde das schweizerische Rote Kreuz beauftragt, den Transport der Schwerverwundeten von einer Grenze zur andern vermittels schweizerischer Sanitätszüge zu organisieren.

Am 2. März 1915, um 9 Uhr abends, traf in Genf, von Lyon kommend, der erste Zug deutscher Schwerverwundeter ein, während der erste Zug französischer Schwerverwundeter am folgenden Morgen um 4 Uhr von Konstanz ankam. Auf diese Weise wurden anfangs März 2650 Schwerverwundete heimgeschafft. Vier Monate später wiederholte sich der Austausch; vom 10. bis zum 29. Juli fuhren 18 französische und 11 deutsche Züge durch das schweizerische Gebiet; sie brachten 8906 Schwerverletzte ihrer Heimat wieder.

Internierung von Verwundeten und Kranken in der Schweiz.

Dank der Initiative des Herrn Gustav Ador, dem der Heilige Stuhl seine wertvolle Unterstützung lieh, kam endlich die Internierung der Verwundeten und Kranken in der Schweiz zustande. Trotzdem dieses Projekt vom ersten Tage an die beste Aufnahme beim französischen Kriegsminister gefunden hatte und sogleich von der schweizerischen Regierung angenommen wurde, vergingen zehn Monate, ehe das endgültige Abkommen zum Abschluß kam, auf Grund dessen heute diese Kranken in unserm Lande beherbergt sind.

Die Internierung der kranken Gefangenen, die sich anfänglich auf Franzosen und Deutsche beschränkte, dehnte sich im Lauf der letzten Monate auch auf Engländer und Belgier aus, die in eine große Anzahl von schweizerischen Ortschaften verteilt wurden.

Heimschaffung der Zivilinternierten.

Die Zivilinternierten nehmen unter den Kriegsopfern eine besondere Stellung ein; es gibt für sie keinerlei internationale Konvention.

„Die Zivilpersonen", schreibt Dr. Ferrière, „die arme Herde von Frauen, Kindern, Greisen, Unfähigen, Kranken, aus allen Klassen der Gesellschaft hervorgegangen und alle ins gleiche Unglück gebracht, Arbeiter, Kaufleute, Bauern, armselige Gestalten, Leute ohne Ausweis, sowie auch Rentner,

Beamte usw. — alle, wer sie auch seien, jeglicher Verteidigung unfähig gegen das Mißgeschick, das sie ohne Unterschied erreichte, sie werden alle von heute auf morgen dem eindringenden Feinde ausgeliefert, — herrenlose Wesen, oder sie fliehen auf den Landstraßen einer dunklen Zukunft entgegen."

Einem Genfer, Herrn Edouard Audéoud, gelang es, unter dem Eindruck all dieses Jammers den Bundespräsidenten von der Notwendigkeit zu überzeugen, diesen Unglücklichen Hilfe zu leisten. Die Schweiz bot ihre Dienste Deutschland, Frankreich und Österreich an, um diesen unschuldigen Opfern des Krieges ihre Heimat wiederzugeben. Die Einigung betreffs der Frauen und Kinder kam bald zustande, dagegen bedurfte es langer Unterhandlungen wegen der dienstfähigen Männer. Man gab schließlich zu, daß Männer unter 17 Jahren und solche über 60 Jahren in ihre Heimat zurückkehren dürften. Später ließ man auch einige kampfunfähige Kranke zurückkehren und strebte im allgemeinen darnach, die Internierungsbedingungen der Zivilpersonen zu verbessern.

Mit einem Erlaß vom 22. September 1914 beschloß der Bundesrat die Errichtung eines Bureaus für die Heimschaffung von Zivilinternierten, unter der Direktion des Herrn Professor Röthlisberger in Bern. Über 100 000 internierte Franzosen, Deutsche und Österreicher wurden dank diesem Bureau durch die Schweiz heimgeschafft. In dieser Zahl waren nicht nur die eigentlichen Internierten inbegriffen, sondern auch die Evakuierten der Departemente Nordfrankreichs, die aus ihren Wohnorten entfernt worden sind.

Dieser Heimbeförderungsdienst hatte eine außerordentliche Arbeit zu bewältigen: Organisation der Transporte, Aufstellung der Namenlisten, Ernährung und Verpflegung während der Reise, Identifizierung der Nationalität und Herstellung des Kontaktes mit den Familien der Evakuierten.

Es war ein Riesenwerk. Man kann sogar sagen, daß der Durchgang der Internierten eines der bittersten Ereignisse war in dieser Schreckensperiode! Während einigen Monaten kamen 1000 Evakuierte pro Tag nach Genf; während zwei Tagen gab es deren bis zu 1300.

Endlich mußte man auch für Bekleidung sorgen, denn die Evakuierten und Internierten waren oft des Notwendigsten entblößt, und was sie besaßen, taugte nicht viel. Viele Kleidungsstücke wurden durch Privatpersonen beschafft; es liefen ungefähr 125 Pakete täglich ein. Mit diesen Bekleidungsstücken konnte man der schlimmsten Not steuern, den Ärmsten helfen.

Die Ernährung und Bekleidung der Gefangenen.

Schon zu Beginn des Krieges war Herr Max Dollfus, einer der Mitarbeiter an der «Agence des prisonniers», überrascht über die bittere Situation, in der sich, nach den Briefen zu schließen, viele Kriegsgefangene befinden mußten. Er beschloß, eine Hilfsaktion zu organisieren, und schon im November 1914 überließen ihm die schweizerische Postverwaltung und

die Zolldirektion fortab alle unbestellbaren Pakete. Unter diesen sind zu verstehen alle diejenigen Sendungen, die aus irgend einem Grunde (ungenügende Adresse usw.) weder ihre Bestimmung erreichen, noch dem Absender zurückgesandt werden können. Bis dahin wurden solche Pakete verkauft und der Erlös fiel der Zollverwaltung zu. Sie verzichtete nun auf diese Einnahme und wetteiferte so mit der schweizerischen Postverwaltung, ein neues Liebeswerk zu ermöglichen.

Sendungen von 50, 100 oder 150 Paketen treffen nun in der Agence ein; dort wird ihr Inhalt sortiert und in großen Schränken aufgestapelt, Strümpfe, Leibchen, Hemden, Tabak, Schokolade usw. Dann werden Originalpakete hergestellt mit Dingen, die den Kriegsgefangenen am unentbehrlichsten sind. Erfolgt ein Hilferuf, so geht auch schon ein Paket für den Bedrängten ab. 900 Pakete wurden während des ersten Monates abgeliefert.

Herr Dollfus hatte sich anfänglich mit einer Genfer Firma über die Herstellung von Lebensmittelpaketen verständigt. Als er dann im November 1915 vom Hilfsbureau für Kriegsgefangene nach Bern berufen wurde, um dort die Verabreichung des Brotes zu organisieren, hatte er bemerkt, daß Brot von guter Qualität das notwendigste Nahrungsmittel ist, so daß er von da an seine Unterstützung vorzugsweise in Form von Brotabonnements à 2 Kilogramm per Woche absandte.

Auch andere Institutionen beschäftigten sich mit der Ernährung der Gefangenen. Die „Brotversorgung der Kriegsgefangenen der Konferenzen von Saint-Vincent de Paul" versendet für Fr. 5.50 per Monat einem Gefangenen 2 Kilogramm doppelt gebackenes Spezialbrot jede Woche. Die Zahl der Abonnenten betrug 85 im ersten Monat, stieg auf 250 im folgenden Monat und auf 400 im dritten; heute übersteigt sie 3800. Gewisse Familien abonnieren sich für doppelte und dreifache Rationen zu Fr. 11 und 16.50 per Monat. Es gibt vermögliche Abonnenten, die ihr Brot unter den weniger begünstigten Kameraden verteilen; für Unbemittelte besteht die unentgeltliche Verteilung.

Frau Julia Medwed gründete schon im Jahre 1914 ein ähnliches Liebeswerk; sie richtete auf Veranlassung eines französischen, in Ingolstadt internierten Arztes einen Aufruf an das Publikum und erhielt Unterstützungen, die es der Unternehmung erlaubten, 20 Kilogramm Brot per Tag zu versenden. Nach und nach stiegen die Sendungen auf 8000 Kilogramm monatlich. Was die Sendungen an die einzelnen Gefangenen anbetrifft, so ist es unmöglich, eine genaue Zählung vorzunehmen, aber man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man feststellt, daß bis heute von der Schweiz aus nahezu drei Millionen Pakete durch die Post versandt worden sind, mit ungefähr 5 Millionen Kilogramm Brot, welche für die kriegsgefangenen Franzosen, Engländer und Russen in Deutschland bestimmt waren. Dabei sind die sehr großen Eilfrachtsendungen gar nicht mitgezählt. Es muß beigefügt werden, das viele Ausländerkolonien in der Schweiz für den Unterhalt ihrer gefangenen Landsleute gesorgt haben.

Die schweizerische Post.

Die Haager Konvention von 1907 und diejenige des Weltpostvereins, welche die Portofreiheit für Kriegsgefangene bestimmten, haben denselben ausdrücklich das Recht zuerkannt, Nachrichten mit ihren Familien kostenlos auszutauschen. Da die direkten Beziehungen zwischen den Kriegführenden aufgehört haben, anerbot sich die Schweiz als Vermittlerin zwischen einigen dieser Staaten. So wurden kurz nach Ausbruch des Krieges Vereinbarungen getroffen mit Deutschland und Frankreich und später mit Österreich-Ungarn, der Türkei und Italien. Gleichzeitig sicherte die holländische Post den Dienst zwischen England und Deutschland, die schwedische Post zwischen Deutschland und Rußland, die rumänische Post zwischen Österreich, Rußland und Serbien. Die Schweiz hat ohne Zweifel die weitaus grösste Arbeit übernommen.

Wir geben einige Daten, die den Umfang dieses Dienstes beweisen. Durch die Schweiz gingen etwa 140 Millionen Briefe und Karten an die Adresse der Gefangenen (60 Millionen an die Gefangenen in Deutschland, 59 Millionen an die Gefangenen in Frankreich und seinen Kolonien). Die schweizerischen Postanstalten erhielten und versandten 8 Millionen kleine, nicht eingeschriebene Pakete von einem Kilogramm Maximalgewicht. Die schweizerische Postverwaltung hat ferner 4,5 Millionen Mandate von zusammen 65 Millionen Franken gewechselt und befördert. Im verflossenen Monat Juli betrug der Durchschnitt täglich 355 748 Briefe und Karten, 25 439 kleine Pakete, 46 827 größere Kolis, 5639 Mandate im Betrage von 76 419 Franken. Diese Riesenarbeit wurde vom Personal der schweizerischen Post bewältigt, unterstützt durch Freiwillige, die unermüdlich mitwirkten.

Hilfeleistung an die Serben, Belgier, Polen, Armenier usw.

Das Schweizervolk hat die Aufrufe zugunsten der vom Kriege schwer heimgesuchten kleinen Länder, wie Belgien, Polen, Serbien und Armenien, teilnahmsvoll entgegengenommen. Das Mitleid und die Nächstenliebe unseres Volkes, das so sehr an seinem heimatlichen Boden hängt, wandte sich gerade diesen Heimatlosen aufopfernd zu. In allen Kantonen bildeten sich Komitees, die sich bemühen, Getreide, Reis, kondensierte Milch, Konserven und Kleidungsstücke nach Serbien gelangen zu lassen für die zwei oder drei Millionen Einwohner, die noch in jenem Lande geblieben sind.

Das tragische Schicksal Belgiens wurde in der Schweiz tief empfunden. Seit Oktober 1914 hat man in allen Kreisen der Bevölkerung den Wunsch und den Willen geäußert, den Familien, die ihrer Heimat entrissen, oft ganz ohne Existenzmittel waren, tatkräftige Sympathie zu bezeigen. In vielen Kantonen bildeten sich Komitees; Lausanne wurde der Zentralsitz. Über 2000 Belgier sind untergebracht worden, besonders in der sprachverwandten Westschweiz."

René Schickele:

DIE PFLICHT ZUR DEMOKRATIE

„Menschliche Betrachtungen zur Politik". Verfasser: Franz Blei. Verleger: Georg Müller in München. 366 Seiten, von denen nicht alles gesagt wäre, wenn man sie gescheit nennte. Mag auch der erste Eindruck der der Gescheitheit sein. Sache des Tempos, des geraden und raschen Wegs vom Einfall zur Formulierung. Aber selbst wenn der Einfall nur gescheit war, die Formulierung ist bereits klug, soll heißen: nachdenklich; nach einem Rundblick für einen bestimmten, nicht willkürlich gewählten Punkt entschlossen, von wo das behandelte Objekt in den Angeln zu bewegen ist. Mich interessiert am meisten das Kapitel über Demokratie.

Blei und ich, wir sind uns einig: „Demokratie ist keine Regierungsform. Weder Partei, noch Politik, noch Staatsverfassung. Sie ist menschliches Verhalten, das sich einmal politisch in drei Worten ausdrückte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit."

Blei schlägt vor, die umgekehrte Reihenfolge anzunehmen. Die Gründe, die er dafür nennt, sind moralischer Art, wie er fast zu gern aus der politischen und historischen Betrachtung in eine moralkasuistische Bewertung umschlägt — welche Eigentümlichkeit ihm mit den gottlosen Enzyklopädisten der vorrevolutionären Zeit gemein ist. Zur Historie übergehend, stellt er am Schluss des Aufsatzes fest:

„Ein ganzes Jahrhundert nach der Revolution glaubte, die Gleichheit und Freiheit zu realisieren, und daß die Brüderlichkeit sich dann als Effekt von selbst einstellen würde. Ein Jahrhundert und mehr schuf bürgerliche Freiheiten und gesetzliche

Gleichheiten, indem es das bürgerlich-politische Vertragsverhältnis der Menschen änderte: freier Arbeitsvertrag, freie Zügigkeit, freier Wettbewerb, freie Forschung, freie Berufswahl, freie Liebe, freie Presse, — daß Freiheiten nicht die Freiheit bedeuten, bewies diese „freie" Zeit an sich selber, ja sie bewies sogar, daß Freiheiten nicht einmal Freiheiten sind, sondern nur polizierte Interessen. Denn jede dieser Freiheiten braucht den Zwang von ein paar Dutzend Gesetzen und Polizisten, die sie garantieren. Es sind Freiheiten, die gewissermaßen befolgt werden müssen. Aus diesen die Menschen isolierenden Freiheiten ergab sich die Brüderlichkeit nicht nur nicht, sondern sie verkümmerte in den Vereinsbruder, den Kegelbruder, den Parteibruder oder das Genossentum wirtschaftlicher Interessengruppen. Die Brüderlichkeit wurde unmenschlich, indem sie sich partikularisierte in Zirkeln, Verbänden, Parteien, Klassen, denen Interessen, Wünsche und Absichten ein Gemeinsames gaben, in dem sich die Vereinigten als „Brüder" gegen andere fanden, die ihnen nicht einmal feindliche Brüder waren, sondern Gegner. In den Bruderschaften hat sich jeder Sinn der menschlichen Brüderlichkeit aufgehoben. Es gibt heute Freiheiten, Gleichheiten und Brüderlichkeiten — alles in der Mehrzahl, die aber aufhebt, was nur in der Einzahl existiert oder überhaupt nicht ist. Die Demokratie ist die Brüderlichkeit der nur in Gott gleichen und der Freiheit sich bewußten Menschen."

Wenn wir, Blei und ich, einig waren, daß die Demokratie beileibe nicht eine Regierungsform sei, so hätte ich, im weitern Verlauf der Auseinandersetzung mit der Historie — wenn diese schon herhalten muß — daraus eine wenn nicht entgegengesetzte, so doch in einer ganz andern Kurve laufende Gedankenfolge entwickelt, die nicht bei dem politischen Nihilismus angelangt wäre, mit dem Blei sich zufrieden zu geben scheint. Die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, nach Bleis Definierung, besaßen zum Beispiel die russischen Bauern auch schon vor der Aufhebung der Leibeigenschaft im höchsten Maße. Das wäre aber, denke ich, kein Grund gewesen, sie in der Leibeigenschaft zu erhalten. Obwohl es Ideologen gibt, die auch diesen Schluß ge-

zogen haben. Wohingegen der moralisch folgernde Tolstoi ausführte:

„Etwa vor dreißig Jahren hatte Henry George ein nicht nur verständiges, sondern auch durchaus durchführbares Projekt der Aufhebung des Grundeigentums vorgeschlagen ... Wenn aber in Amerika und in England dieses Projekt nicht angenommen wird, so ist noch viel weniger Hoffnung vorhanden, daß es in monarchischen Staaten wie Deutschland, Österreich und Rußland akzeptiert werden sollte. Bei uns in Rußland befinden sich kolossale Länderstrecken im Besitze von Privatpersonen, als auch des Kaisers und der kaiserlichen Familie, und daher ist keine Hoffnung vorhanden, daß diese Menschen, die sich ohne das Recht am Boden so hilflos fühlen wie junge Vögel außerhalb ihres Nestes, diesem ihrem Recht entsagen oder auch nur daran rütteln ließen; *sie werden für dieses Recht bis zu ihren letzten Kräften kämpfen.*

Und daher wird, *solange sich die Gewalt* auf seiten einer aus Grundbesitzern bestehenden Regierung befindet, eine Aufhebung des Grundeigentums nicht stattfinden können."

Hier ist bereits vom Grundeigentum die Rede, nicht mehr von Leibeigenschaft. Es wird festgestellt, daß es zur Änderung der Gewalt bedarf, also einer politischen Handlung, die allein die Menschheit von der moralischen Tatsache ihrer Freiheit entbinden kann.

Die Vorschläge Tolstois, so weit zu gelangen, sind bekannt. Er ging bis zum Äußersten. In einer andern Flugschrift — „Patriotismus und Regierung" — erklärte er:

„Wenn das Fehlen der Regierung nun wirklich der Anarchie im negativen, die Unordnung bedeutenden Sinne des Wortes (welches das übrigens gar nicht bedeutet) gleichkäme, so könnte auch dann keine Ordnungslosigkeit der Anarchie schlimmer als die Lage sein, in welche die Regierungen ihre Völker schon gebracht haben, oder zu welcher sie dieselben führen."

Schlimmstenfalls, sage ich zu Blei, werden radikale politische Maßnahmen, wie er sie aufzählt, und auf deren Unzulänglichkeit er hinweist, wenn nicht zu einer wahrhaften Neuordnung, will

sagen: zur Ordnung hinführen, dann gewiß zu einer immer größeren Unordnung, aus der die Menschheit sich schließlich nur noch durch einen Gewaltakt retten kann und retten wird, da sie zu allem bereit ist, nur nicht dazu unterzugehn.

Jede große gemeinsame Anstrengung, die, mit oder ohne Wissen derer, die sie tun, durch die politische und wirtschaftliche Befreiung von Volksteilen, durch Entrechtung der Herrschenden das *Problem des Glücks* zuspitzt, nenne ich einen Fortschritt. Denn so gewiß das Glück *nicht* in materiellen Gütern liegt, so gewiß ist die Sklaverei in jeder Form das große Hindernis, womit der Teufel der Masse der Menschen den Weg zum innern Licht, zur wahren Freiheit verrammelt.

Und der Teufel weiß, warum er sich an die Masse hält und die „Auserwählten" nebenbei laufen läßt, wie er es nicht hindern kann.

Er weiß, daß die Auserwählten, weil sie gute Menschen sind, niemals glücklich sein können, weil sie die Ausnahme bilden, und daß sie sich deshalb lieber kreuzigen lassen, als sich mit dieser unmenschlichen Einsamkeit abzufinden.

„Christus als Politiker": ein Buch, das zu schreiben wäre. Es hätte mit der Bergpredigt zu beginnen und zu schließen mit der Bergpredigt. Dazwischen wäre aufzuzeigen das Hin und Her der politischen Aktion: von der Disputation mit den Schriftgelehrten bis zur Weigerung, das Wunder zu tun, das ihm am Kreuz von einem aus der Masse zugemutet wurde: „Wenn du Gottes Sohn bist, so steige herab". Hätte Christus das Wunder getan, wäre er vor seinen Henkern vom Kreuz gestiegen, so hätte er mit dem freien Willen des Menschen den Sinn der Welt vernichtet. Er hätte die ewige Sklaverei über die Menschheit verhängt. Er hätte sich, er hätte Gott vertiert. Was ist das, dieses unheimlich pathetische: „des Menschen Sohn", der sich doch Gottes Sohn nennt zugleich — was, wenn nicht die Vergöttlichung des Menschen durch die Berührung des sich menschlich zu ihm niederneigenden Erlösers? Die „Auserwählten" kannten Gott von je. Deshalb nimmt auch das Neue Testament die Gerechten der alten Zeit von

der allgemeinen Verderbnis aus. Der Masse, der Mehrheit ward der Erlöser geboren. Für die Auserwählten konnte er nur die *Bestätigung* sein, die sie, die Starken in der Erkenntnis, entbehren können, wie sie sie Jahrhunderte lang entbehrt haben, ohne darum schwach geworden zu sein.

Es ist eine zweifelhafte Sache um den Einzelnen, Auserwählten. Als ich in Benares an den bekränzten Scheiterhaufen vorbeifuhr, auf denen die festlichen Toten in den unendlich blauen Himmel rauchten, sagte, angesichts der Tempel und Fratzen, der Ruderer: „Die Masse betet zu den Götzen. Aber der Bramahne trägt Gott im Herzen." Damit mag der Bramahne sich begnügen, der ein Dämagoge ist, der Christ muß die Masse befreien wollen, denn er glaubt an die Freiheit des Willens im Menschen, in jedem, und das heißt überhaupt *glauben.* Und *glauben* heißt *wollen.* Wollen, daß der Mensch glaube. Die Inquisition *strafte* den Menschen dafür, daß er nicht glaubte. Es ist kein Zufall, daß diese lächerlichen Versuche, durch leibliche Vernichtung zu überzeugen, von Spanien ausgingen, das eine christlich geschminkte Provinz Nordafrikas war.

Wünschen, wollen, daß der Mensch glaube, heißt: wünschen, wollen, daß er glauben könne, selbst, wenn er nicht ein Auserwählter, das heißt ein — sehr selten nur aus eigner Kraft — Emporgehobener ist. Aber die meisten Menschen läßt die leibliche, die geistige Not gar nicht zur Besinnung kommen. Sie fronen. Und vertrauen ihr Seelenheil irgend einer Form der Gebetmühle an. Aus Mangel an Zeit. Aus Ermüdung. Aus Angst und Aberglaube. Aus Not, aus Not.

Der Mensch wird mit der Pflicht zur Demokratie geboren. Er lebt als Verräter an seinen Brüdern oder als Mitkämpfer für das Glück der Menschen. Es gibt keine andere Wahl für ihn. Wir alle erreichen mit Sicherheit nur eins, den Tod — ob Durchgang oder Ende, wer weiß es? Aber wir müssen, wenn unser Glaube nicht stärker ist, so doch an dieser geringsten Vorstellung der Ewigkeit hängen: der Ewigkeit unserer Werke, alles dessen, was im geringsten von uns auf andere gewirkt hat.

Und die Gemeinschaft der Menschen ist so eng, daß jede eines jeden auf alle wirkt.

Wir glauben zuversichtlich an den Sieg der *guten* Werke im langen Kampf, den die Geschlechter leben. Nur der gute Mensch ist glücklich. Die Menschheit aber will das Glück. Sie wird es erkämpfen, koste es, was es wolle, dauere es noch so lang. Daß sie in der Welt glücklich werde, ist der Sinn der Menschheit. Anders wäre sie nicht eine Schöpfung Gottes, sondern des Teufels. Dies aber behaupten in der Christenheit nicht einmal die Asketen.

Der Mensch wird mit der Pflicht zur Demokratie geboren. Sie heißt: Restlose Parteinahme, unablässiger Kampf für die Befreiung von Armen und Köpfen zur glückhaften Anschauung der Welt und zur Betätigung der Güte, gebend und nehmend, in der herrlichen Gemeinschaft der Menschen.

Zwar kann der beste Zweck ein schlechtes Mittel nicht gut machen. Aber es ist nicht gesagt, daß ein schlechtes Mittel dem guten Zweck nicht zugute komme.

In diesem Sinn könnte ein Krieg, diese aufgeblühte Teufelssaat, sich am schrecklichsten Abend mit dem Regenbogen der Botschaft überziehen, die eine neue, bessere Zeit verbürgt, kann die Revolution, dieser böse Ausbruch der gerechten Ungeduld, eines der Tore zerschlagen, hinter denen das Böse mit großer Wissenschaft verwaltet wird.

Nein, Demokratie ist gewiss keine Regierungsform. Aber, frage ich, ist es unsere Aufgabe, den Darius zu belehren, daß sein Volk „in Gott frei" sein und er trotzdem ein Tyrann bleiben könne? Das versichern die unzähligen Wegelagerer unter den Pädagogen, die alles in ihre Taschen stopfen, was auf dem Weg zwischen ihrer proletarischen Herkunft und dem vergötterten Herrenhaus sie an sich bringen können. Auch der Tyrann wurde mit der Pflicht zur Demokratie geboren. Er ist einzig darnach zu beurteilen und zu behandeln, wie er dieser Pflicht genügte, hinter der unerbittlich das Kreuz steht, woran Gottes Sohn in den Nägeln verblutet.

Ich glaube an die Vergeltung aller Leiden, und nenne sie die Rache. Ich glaube an die Kraft, die solches Werk bereitet, das ist der Haß. Ich kenne den Preis dieser Kämpfe: die Liebe. Solche Rache, solchen Haß, solche Liebe teile ich weder mit dem Militär, noch mit dem Kaufmann, noch mit dem „Nichts-als-Klassenkämpfer". Aber mit Ihnen, Blei. Wir vertreten keine „Interessen", sondern den freien Menschen, den ewigen Menschen von morgen. Auch Sie, Blei. Trotzdem Sie nach der Tiara mit einem Wohlbehagen schielen, das mir ein wenig zu unverbindlich scheint, während es Unschuldige zu Träumereien und den philosophischen Applikationen verführen könnte, die zu den verstaubten Geduldspielen des dekorativen Symbolismus gehören. Ich will nicht, daß wir eine Bande libertiner Chorknaben und Sakristane bilden und in die Röcke ebenso gearteter, wenn auch noch nicht immer getaufter Damen beichten, die für ihre so begreifliche Unruhe metaphysische Gründe suchen. Ich will nicht, daß wir uns mit der Geste der Bescheidenheit und Mord und Totschlag zum Trotz in ein Flötenkonzert vergraben, worin wir unsre anmutigeren Gefühle zu Schaum schlagen. Ich will aber auch nicht, dass wir uns hysterisch auf das Postament Zwinglis hinauf schwingen, der, die Heilige Schrift auf ein Henkerschwert stützend, gebieterisch den Sonnenquai hinunterblickt. Und ich will auch nicht, daß wir zu einer Heilsarmee von kleinen Rentnern werden. Das alles wollen auch Sie nicht. Deshalb haben Sie Ihre „Menschlichen Betrachtungen zur Politik" geschrieben. Nur erkenne ich manchmal bei Ihnen die gefährliche Tendenz, aus Ekel an der Unzulänglichkeit des Gestern und Heute in das Vorgestern zu flüchten und aus diesem Hintergrund die „innere" Civitas Dei zu dekretieren. Ich will sie nicht nur innen, die Civitas Dei, ich will sie auch außen. Ich will sie sichtbar für alle, für alle bewohnbar. Wenn möglich gleich. Und wenn nicht gleich, dann morgen, aber so, als ob wir schon heute, in unserm Heute sie beziehen sollten. Sie stimmen zu, Blei. Dann schreiben Sie schnell ein zweites, noch viel nützlicheres Buch: „Politische Betrachtungen zur Menschlichkeit."

Franz Blei:

DER GEIZIGE

KOMÖDIE NACH MOLIÈRE IN VIER AKTEN

PERSONEN:

Der Geizige
Joachim, sein Sohn
Luise, seine Tochter
Heinrich, Sekretär beim Geizigen
Marianne, des Joachim Geliebte
Simon, ein Geldverleiher
Die Schuwitsch, eine Gelegenheitsmacherin
Jakob, Diener beim Geizigen
Laurenz, Koch und Gärtner beim Geizigen
Ein Regierungskommissarius
Babette, Amme der Luise

Spielt zu Breslau kurz vor Ausbruch des dritten schlesischen Krieges. In einem Gartenzimmer im Hause des Geizigen, vom Morgen bis zum Abend eines Tages.

ERSTER AKT.

ERSTE SZENE.

Luise. Babette.

Babette: Kind, du hast ordentlich frische Backen bekommen in den vier Wochen zu Potsdam! Halt preußische Luft.

Luise: Ist die gute Muhme auch arm, geht's doch froh zu in ihrem Haus.

Babette: Bei uns ist's umgekehrt. Gott helf es!

Luise: Wie steht's?

Babette: Und wird schlimmer um jeden Tag.

Luise: Schlimmer? Kann's denn noch?

Babette: Jetzt hat Euer Vater noch einen Helfer, einen Sekretarius wie er sich nennt, — der wahre Teufel, sag ich Euch! Das ist ein Tanz! War, weiß Gott, an dem Alten schon mehr als zuviel.

Luise: Der König soll wieder Krieg bereiten, sagt man, gegen die Kaiserin in Wien.

Babette: Krieg wieder? Noch nicht genug? Die arme Frau.

Luise: Da renvoyiert man was nicht hingehört, schickt alles Fremde, wo es herkam. Wär gern noch blieben bei der Muhme. Und mußt' so heim. Ah, was ein Heim.

Babette: Ich hab dir keinen Trost, mein Kind.

Luise: Ich weiß, Amme, du meinst es gut. Und wüßtest du, wie von anderm voll mir das Herz noch ist, du hülfest.

Babette: Das Herz voll, sagst? Dann bist verliebt, Luischen! Nicht?

Luise: Verliebt — gar kein Wort dafür, Amme! Verstorben in Liebe! Ganz.

Babette: Kam auf einmal über dich. Und darf man's wissen, wer meinem Luischen das angetan hat?

Luise: Laß mich allein damit, Babette.

Babette: So schlimm ist's? Mein Luischen! (Ab.)

*

ZWEITE SZENE.

Luise (allein).

Luise (packt aus einer Reiseschachtel eine Haube): Trug ich beim Abschied. Wie lang her, mein Gott! Zwei Wochen und ist mir eine Ewigkeit. Die Zittenadel bog er schief beim letzten Kuß. So blieb es. Kein Zeichen von ihm seither. Nichts. Und wie verschwunden. Sind so die Männer? Ah, Heinrich! Warum kamst in mein Leben und bliebst nicht? Warum gingst?

*

DRITTE SZENE.

Luise. Heinrich.

Luise: Heinrich!

Heinrich: Faßt Euch, Luise, und verratet mich nicht. Ich mußte fort vor zwei Wochen aus Potsdam und hierher zu Eurem Vater. Bin sein Sekretär. Es gab kein ander Mittel, Euch nah zu sein, Luise. Kein anderes, das uns zu unserm Glücke bringt. Seufzer? Bereut Ihr schon, jetzt schon, daß Ihr mir Eure Liebe gestanden habt?

Luise: Heinrich! Wie sollt ich, wozu so süße Macht mich zwingt, bereuen? Lieb ich Euch nicht mehr als ich sollte?

Heinrich: Und Seufzer, Luise?

Luise: Muß ich nicht fürchten? Den Vater, die Leute? Und mehr als alles das, daß Ihr mein allzustarkes Lieben mit weniger Liebe vergeltet?

Heinrich: Nur mit meinem Leben wird sie enden.

Luise: Worte aller Männer, nicht?

Heinrich: Dann wart die Taten, Mädchen!

Luise: Ich glaube deinem Herzen, Geliebter!

Heinrich: Meine Luise.

Luise: Du mußt mich vor mir selber schützen, Heinrich. Gott! Du immer nah und ein Fremder doch — Seligkeit und Qual — es stürzt aus mir, Heinrich — du, schone mich!

Heinrich: Meine Braut. Auf rechtem Weg sollst du mein Weib werden, ich schwör es dir, Luise.

Luise: Und der Vater?

Heinrich: So wie er ist, und dir, dem Bruder und allen das Leben zur Qual macht, zwingt er mich zur Maske, die ich vor ihm trage, und in der ich ihm gleichen muß, soll ich seine Gunst behalten und wissen um seine Pläne. Erschrick darüber nicht, Luise, wie ich mich verstelle, — du weißt, wofür ich es tue. Er ist ein Teufel —

Luise: Heinrich!

Heinrich: Verzeih. Ein Narr, ein böser Narr und ich der Narrheit Sekretär, verstellter Teufel wie er der echte.

Grausen der Menschheit. Doch mir durch wichtigen Dienst verpflichtet.

Luise: Weiß Joachim um dich — um uns?

Heinrich: Mit beiden kann ich's nicht halten. Beider Vertrauen kann ich nicht zugleich haben. Joachim ist ein gutes Kind, der Vater — da kommt der Bruder durch den Garten. Vielleicht sprichst du mit ihm, Luise. (Ab.)

*

VIERTE SZENE.

Luise. Joachim.

Joachim: Daß du nur wieder da bist, Schwester! Ich allein in dieses Hauses Hölle, kaum ertrag ich's, ertrüg ich's, wäre nicht — kannst du ein Geheimnis wahren, Schwester?

Luise: Was ist's denn?

Joachim: Ganz ungeheuer vieles, Luise, eingewickelt in ein einziges Wort: ich liebe.

Luise: Liebst?

Joachim: Du wirst sie Schwester nennen, siehst du sie zum erstenmal. Gottes schönstes Geschöpf. Holdestes! Aber da ist einer, der mich mit dem Namen Sohn, den er mir gibt, zu seinem Sklaven machen will und mich wie einen Sklaven hält. Der Vater — Wort, das, süß sonst, meine Lippen bitter macht als wär's ein Gift! — Bin ich ein Hund, daß er mich an der Kette seines Geizes hält? Ich sag dir alles, Schwester. Marianne ist ein armes Ding, ganz arm, bei ihrer Mutter. Nie wird dazu der Vater sein Ja sagen.

Luise: Das wird er nie.

Joachim: Schwesterchen, du liebst nicht, du kennst diese Gewalt nicht, die Liebe über unsere Herzen ausübt — sprich nicht verständig, Schwester, wenn du mich nicht töten willst!

Luise: Ah, meine Verständigkeit — Sähest du in mein Herz —

Joachim: Gute, hast Mitleid —

Luise: Arm ist sie, sagst du?

Joachim: Schön! Schön! Ein Engel des Himmels, Luise!

Luise: Liebst sie?

Joachim: Ich liebe sie! Und kann ihrer Armut nicht helfen. Weiß, wie kümmerlich zu leben Not sie und die Mutter zwingt — und kann nicht helfen, ich, des Reichsten dieser Stadt Sohn, und des Ärmsten zugleich. Wie leben wir, Schwester! Wie leben wir! Es ist eine Schmach.

Luise: Wär Mutter noch am Leben!

Joachim: Kannst du helfen, Schwester? Mit dem Vater sprechen? Ihn ausholen? Ich seh deinem Gesicht die Antwort an, die du von ihm erwartest. Dann bleibt nichts als — Krieg gibt's wieder, Mädchen, ich geh zu den Soldaten und such den Tod.

(Man hört den Geizigen schelten.)

Luise: Der Vater! Komm, nicht jetzt ihn sehen. (Ab mit Joachim.)

*

FÜNFTE SZENE.

Der Geizige. Jakob.

Geiziger: Aus meinem Haus und auf der Stelle! Halunke! Galgenvogel! Erzspitzbube!

Jakob: Der Leibhaftige, bei der Mutter Gottes!

Geiziger: Was redst du da? Du Hundsfott?

Jakob: Warum jagen mich der Herr weg, frag ich, warum?

Geiziger: Den Stock zur Antwort, Galgenstrick! Zu Schanden schlag ich dich!

Jakob: Was hab' ich denn getan?

Geiziger; Daß du noch da bist, das hast du getan!

Jakob: Hier soll ich warten, ist Befehl Eures Herrn Sohns.

Geiziger: Wart auf der Straße, nicht im Haus! Schildwache, was? Gucken und spitzen und aufpassen, was vorgeht, wo man steht, was man denkt, ha? Ich will keinen Spion um mich haben! Augen, die mir alle Winkel abstöbern, ob's was zu stehlen gibt! Diebsvolk!

Jakob: Euch was stehlen! Das Gott erbarm! Das könnte nicht einmal der Teufel selber! Ihr sperrt ja harte Brotrinde ein!

Geiziger: Ich sperr ein was mir paßt, versteht Er! Alles sperr ich ein! Das bißchen Habe, der bittern Not zu steuern, muß man beisammen halten. Er bringt wohl noch gar unter die Leute, bei mir sei Geld versteckt, was?

Jakob: Geld versteckt?

Geiziger: Nein, Schuft! Ich hab kein Geld und so auch keins zum Verstecken! Ich frag dich nur, ob du's nicht schon herum erzählt hast, ich hätte welches?

Jakob; Und hättet Ihr auch Geld — uns hülf es doch nichts.

Geiziger: Halt dein Maul! Und fort!

Jakob: Ich geh ja schon!

Geiziger: Nimmst nichts mit? Fort! Zeig deine Hände, beide!

Jakob: Da!

Geiziger: Und in denTaschen? (Durchsucht ihn.) Nur gemacht in solcher Menge, um Gestohlnes drin zu verstecken, Bedientenpack! Spitzbubenpack. (Zieht einen Knochen aus der Tasche Jakobs.) Ha! Sag ich's nicht? Wem stahlst du den Knochen?

Jakob: Wenn Ihr es schon wissen wollt, — vielleicht dem Tyras.

Geiziger: Du schamloser Dieb! Mir den Hund bestehlen!

Jakob: Der Teufel hol ihn!

Geiziger: Meinen Hund?

Jakob: Den Geiz! (Läuft ab.)

Geiziger: Schuft! Schurke! Ich will dir! — Ah, sollst es auf dem Gewissen schwer haben, wenn du mir noch mehr gestohlen hast! — Diebsvolk alle zusammen! Und zwischen ihm, ich, der gute wehrlose Mensch, Herr seiner sauer erworbenen Habe, Herr? Gelächter! Herr! In die Erde muß man sein Gut vergraben, sich drauflegen wie ein heiliger Leichenstein, der es vor Schändung bewahrt, und bewahrt's doch nicht. Stiehlt der anfallende Straßenräuber, der nächtlich einschleichende Dieb nicht, der Diener im Hause nicht, so tut es einer, der sich den Diener des Staates nennt, und nimmt dir weg

was dein ist, und sagt es sei sein Recht! Gestern war es die Kaiserin, heut ist es der König. Das kommt und geht, und weg ist weg. Aber ich, ich bleibe, und will mit dem was mein ist bleiben, verstanden? „Her mit deinem Gold!" sagt der große Räuber, „ich geb dir Papier dafür." Ha! Das Papier! Ich kenn das Papier! Ich hab es selber fabriziert! Weiß was es wert ist. Ich hab damit die Finanzen ihrer apostolischen Majestät in Wien ruiniert und denen meines neuen Herrn in Potsdam geholfen. Und den meinen. — Aber was mein ist, soll es auch bleiben! Lieber ins Stockhaus, wenn ich es behalte, als es hergeben und frei sein! Frei! Arm und frei — Gelächter! — Daß mir Heinrich, bevor es alle wußten, vom kommenden Kriege sagte, das dank ich ihm. Meine achtzehntausend goldenen Dukaten wanderten in die Erde. Das dank ich ihm. Ohne zu danken verpflichtet. Denn er weiß nichts, weiß nichts von den achtzehntausend.

*

SECHSTE SZENE.

Der Geizige. Joachim.

Geiziger (erblickt Joachim, der aus der Türe trat): Was gibt es? Schleichst herum, mich auszuhorchen? Lang schon so?

Joachim: Eben trat ich ein. Such die Schwester. Sie ist zurück aus Potsdam.

Geiziger: Hast gehört?

Joachim: Was, Vater?

Geiziger: Was es Mühe macht, heut Geld aufzutreiben, sprach ich so zu mir selber. Und daß einer gut daran ist, der ein paar tausend Taler im Hause hat. Daß du mich nur nicht mißverstehst und dir gar einbildest, ich hätte sie im Hause. Nichts ist da, nichts!

Joachim: Kümmerte ich mich je um Eure Angelegenheiten, Vater?

Geiziger: Wollte Gott, ich hätte ein paar Taler im Hause!

Joachim: Man weiß doch, Vater, daß Ihr nicht über schlechte Zeiten zu klagen braucht. Man weiß doch, Ihr seid reich.

Geiziger: Reich? Ich reich? Welcher Narr redet so dummes Zeug? Sieh mich an, sieh das Haus an, — ist das eines Reichen Haus? Lumpen und Gauner streuen Gerüchte! Und meine eigenen Kinder verbreiten sie, verbünden sich gegen mich, den Vater!

Joachim: Deshalb schon Euer Feind — ?

Geiziger: Den Hals wird man mir eines Tages durchschneiden, weil man meint, bei mir stecke es voll Geld. Raubgesindel lockt dein einfältiges Gerede von meinem Reichtum mir an den Leib! Ich reich! Man könnt es wohl glauben, wenn man euch sieht, dich und deine Schwester. Das schreit zum Himmel. Ein Vermögen trägst du auf deinem nichtsnutzigen Leibe. Seidene Strümpfe hat der Herr an! Silberschnallen an den Schuhen! Und aus Sammet den Rock. Und Spitzen! Spitzen! Als ob er der Graf Kaunitz wäre! Und ist nichts als dieses armen Vaters leichtsinniger Sohn! Zu Grunde richtest du mich! Plünderst mich aus!

Joachim: Ich Euch?

Geiziger: Woher nimmst du das Geld, so sinnlosen Aufwand zu treiben?

Joachim: Wenn Ihr es wissen wollt: ich spiele. Und spiele mit Glück. Von Euch, Vater, ist an all dem was Ihr Aufwand zu nennen liebt, nicht für einen Groschen, den der Puder im Haar kostet.

Geiziger: Wenn du Glück im Spiel hast, verleih den Gewinst auf Zinsen, damit du eines Tages was hast. Puder im Haar! Geld für Perücken ausgeben, wenn man selbstgewachsenes Haar hat, das nichts kostet. Mein dünner Scheitel brauchte eher solchen Schutz und ich entbehre ihn, weil ich — nicht mit Glück spiele wie Er, der junge Herr Graf! Ich sage dir, du endest auf dem Galgen! Bleib! Ich hab mit dir zu reden. Setz dich. Nicht hier. Willst du mir meine Börse ziehn, weil du so nah kommst?

Joachim: Ihr wünscht, Vater?

Geiziger: Ich hab mit dir vom Heiraten zu sprechen.

Joachim: Vater!

Geiziger: Macht dir das Wort angst? Sag, kennst du ein Mädchen, das Marianne heißt? Ich meine nur, weil sie mit ihrer Mutter in der Nachbarschaft wohnt, und du von ihr gehört haben könntest.

Joachim: Ich kenne das Mädchen, Vater.

Geiziger: Und wie findest du sie?

Joachim: Bei Gott, ein entzückendes Geschöpf.

Geiziger: Und ihre Sitten? Benehmen?

Joachim: Holde Sanftmut.

Geiziger: Du meinst also, daß ein solches Mädchen es wohl verdiene, daß man es ins Auge faßt?

Joachim: Glücklich der Mann, der Marianne zum Weibe nimmt!

Geiziger: Und daß sie eine gute Hausfrau abgeben wird?

Joachim: Die Sonne im Hause!

Geiziger: Hat nur eine Schwierigkeit. Sie wird, fürcht ich, nicht viel Vermögen haben, wie man es wohl verlangen kann.

Joachim: Was kommt es hier auf Geld an, bei diesem Himmelsgeschöpf!

Geiziger: Redensarten! Auch die Himmelsgeschöpfe stellen irdische Ansprüche von allerlei Art und kosten Geld. Man müsste sehen, das Fehlende auf irgendeine andere Weise hereinzubekommen.

Joachim: Die geringste Sorge wäre mir's.

Geiziger: Dass du so denkst, freut mich. Freut mich durchaus. Denn der Friede im Hause geht mir über alles. Dich gegen diese Heirat zu wissen, hätte mich verdrossen. Und dieses liebliche Geschöpf hat mein Herz gewonnen.

Joachim (freudig): Vater, Ihr wollt —

Geiziger: Ja. Ich will Marianne heiraten.

Joachim: Ihr sagt?

Geiziger: Daß ich Marianne heiraten werde.

Joachim (springt auf, schwankt, lehnt sich an die Wand): O Gott...

Geiziger: Was ist denn?
Joachim: Mir ist nicht wohl.
Geiziger: Trink in der Küche ein Glas frisches Wasser.
Joachim (geht rasch ab).

*

SIEBENTE SZENE.

Der Geizige (allein).

Geiziger: Ja. Das ist das einzige Bedenken. Das Mädchen hat nichts. Und hat nie was gehabt, daß sie hätte halten und haben lernen können. So was lebt leicht in den Tag und hat kein Morgen. Denkt nicht. Sorgt nicht. Hat ein niedliches Lärvchen, Wohl. Wohl. Sind's Narrenpossen, die mich an das Mädchen denken machen? Nicht so. Nicht so. Aber eine im Hause haben, ein Weib im Hause, mein Weib, meines, sich sorgend um Gleiches wie ich, helfend meiner Sorge mit der ihren, teilend, mitteilend — es wäre schön. Eine haben, die mit gleichen Augen wie ich in den Gartenwinkel schaut, wo es liegt . . . wo der Schatz liegt . . . (Ruft in den Garten:) Was machst du dir da zu schaffen, Luise? Hab zu reden mit dir! — Den Buben unter die Soldaten und das Mädchen unter die Haube. Ich allein mit meinem Weibe, so wär es das Rechte, wär Marianne die Rechte. (Luise tritt ein:) Ich hab mit dir zu reden.

*

ACHTE SZENE.

Der Geizige. Luise.

Luise: Ihr wünscht, Vater?
Geiziger: Wo du in Potsdam warst, hab ich es überlegt und beschlossen. Es ist Zeit, dass du heiratest. Kurz und gut, ich habe einen Mann für dich ausgesucht.
Luise: Ihr habt —
Geiziger: Keinen Dank dafür — Braucht es nicht. Ist meine Pflicht als Vater, das Wohl meiner Kinder zu bedenken. Du bekommst einen reifen, klugen und gesetzten Mann. Nicht

älter als fünfzig. Witwer ohne Kinder. Und reich. Du wirst das beste Leben bei ihm haben.

Luise: Ich will mich noch gar nicht verheiraten, Vater, mit Eurer Erlaubnis.

Geiziger: Aber ich will es, mit ohne Ihrer Erlaubnis. Hab nicht Zeit und Lust, ein Mädchen auszuhüten. Und die Männer sind rar geworden, die was sind und taugen. Wir gehen schlimmen Zeiten entgegen. Da werden die wenigen noch rarer werden.

Luise (steht auf): Ich bitte Euch, mich zu entschuldigen, Vater. Ich werde den Herrn nicht heiraten.

Geiziger: Und wirst ihn noch heut abend heiraten, mein Fräulein Zieraffe.

Luise: Nie werdet Ihr mich dazu bringen!

Geiziger: Ist alles bestellt und abgemacht.

Luise: Lieber mich töten als dies.

Geiziger: Hat man je eine Tochter mit ihrem Vater so sprechen hören. Gott wird dich strafen für deine Sünde. Ich suche den allervortrefflichsten Mann, der dich nimmt, ohne Rücksicht darauf, daß ich armer Mann dir nichts mitgeben kann, als eine vortreffliche Erziehung, die mich weiß Gott Geld genug gekostet hat, und sie kommt da und, lieber sterben — Da frag ich die Welt — Da ist Heinrich. Ihn frag ich. Er soll Schiedsrichter in der Sache sein.

Luise: Gut. Er soll Schiedsrichter sein.

Geiziger: Und wirst dich seinem Spruch unterwerfen?

Luise: Tue was er sagt. Völlig.

*

NEUNTE SZENE.

Die Vorigen. Heinrich.

Geiziger: Wer hat recht, Sekretarius, ich oder meine Tochter?

Heinrich: Wer anders sonst als Ihr?

Geiziger: Wißt Ihr, wovon wir sprachen?

Heinrich: Wovon auch immer, Ihr könnt gar nicht unrecht haben, Herr.

Geiziger (zu Luise): Hörst? Es ist das: Ich will ihr heut abend einen ebenso klugen wie reichen Mann, einen alten Geschäftsfreund von mir, zum Gemahl geben. Sagt mir der Fratz ins Gesicht, sie stürbe lieber! Was sagt Ihr dazu?

Heinrich: Ich?

Geiziger: Sagt Ihr dazu!

Heinrich: Daß ich ganz Eurer Meinung bin. Ihr habt recht, nur hat auch Demoiselle Luise —

Geiziger: Mein Freund Simon ist die allerbeste Partie. Aus seiner ersten Ehe ohne Kinder. Keine Verwandte, die sich lästig machen können. Vermögen in sichersten Werten. Könnte sie es besser treffen, sprecht?

Heinrich: Ihr habt recht durchaus. Fräulein Luise meint wohl nur, die Sache dränge nicht so, und daß sie wohl auf ihre Neigung mit der Zeit kommen werde —

Geiziger: Die Gelegenheit fahren lassen? Beim Schopf muß man sie greifen! Gibt's solche Männer denn viele? Und er, bedenkt! Er nimmt sie ohne roten Heller Mitgift!

Heinrich: Ohne Mitgift?

Geiziger: Ohne Mitgift!

Heinrich: Da sag ich nichts mehr. Das überzeugt.

Geiziger: Was ich dabei erspare, Mensch!

Heinrich: Da bleibt nichts andres. Man muß sich ergeben. Eure Tochter könnte ja sagen, heiraten sei eine ernste Sache, wobei es sich um ein ganzes Leben handle.

Geiziger: Ohne Mitgift!

Heinrich: Ganz recht. Das entscheidet alles. Natürlich gibt es Leute, die sagen, auf die Neigung der Tochter müsse Rücksicht genommen werden, und Ungleichheit des Alters, Temperamentes und Geschmackes könnte fatale Folgen in der Ehe haben. —

Geiziger: Ohne Mitgift!

Heinrich: Dagegen gibt's kein Argument, ich weiß. Allerdings gibt es seltsame Väter, die auf das Glück ihrer Töchter

höheren Wert legen, als auf das Geld, das sie bezahlen müßten, und die ihr Kind nicht in eigenen Interessen opfern möchten, da das Glück der Ehe ihnen wichtiger —

Geiziger: Ohne Mitgift!

Heinrich: Das schlägt jeden Einwand nieder.

Geiziger: Wer ist da draußen? Was bellt der Hund im Garten? Bin im Augenblick wieder da. (Ab in den Garten.)

*

ZEHNTE SZENE.

Heinrich. Luise.

Luise: Was tun, Heinrich?

Heinrich: Wir müssen eine List finden, Geliebte.

Luise: Bis heut abend?

Heinrich: Du mußt Aufschub verlangen. Dich krank stellen. Oder —

Luise: Oder?

Heinrich: Das Äußerste. Wir fliehen. (Der Geizige kommt zurück.)

*

ELFTE SZENE.

Die Vorigen. Der Geizige.

Geiziger: Soldaten zogen am Gartenzaun vorüber. Bellt das Vieh und schreckt mich auf den Tod.

Heinrich (zu Luise): Eine Tochter muß gehorchen. Hat nicht zu fragen, wie der Bräutigam aussieht, wenn Klugheit der Eltern gewählt hat. Ohne Mitgift — bedenkt!

Geiziger: Ihr seid außer mir der einzige vernünftige Mensch, den ich kenne, Sekretarius.

Heinrich: Ah, verzeiht, daß ich mich hinreißen ließ, so mit Ihrer Tochter, der Demoiselle Luise zu sprechen.

Geiziger: Was denn? Was denn? Sagt ihr es nur ordentlich. Ich geb Euch unbeschränkte Gewalt über sie. Setzt ihr

den Kopf zurecht. Hörst du? Heinrich hat alle Autorität, die der Himmel mir über dich verliehen hat. du gehorchst ihm, als ob er dein Vater wäre.

Heinrich: Hörst Du es, Demoiselle Luise? (Luise ab.)

*

ZWÖLFTE SZENE.

Der Geizige. Heinrich.

Geiziger: Ihr tut mir einen großen Dienst, Heinrich, geht Ihr dem störrigen Ding nach und redet ihm ins Gewissen. Es liegt mir viel daran, mein lieber Sekretarius.

Heinrich: Ich glaube, man wird ihr die Zügel stramm ziehen müssen.

Geiziger: Tut das, tut das. Ihr findet das rechte Wort besser als der Vater, den Liebe zu seinem Kinde noch schwach machen könnte. Und Ihr wisst auch, daß Geschäfte mich drängen. Keine viele Zeit lassen, diesem einen nachzugehen. Ich muß auf die Börse. Der König mag den Krieg gewinnen. Ich muß ihn verdienen. Als Ihr mir vor zweien Wochen die Nachricht brachtet, daß es wieder losginge, war mir die Botschaft so neu nicht, wie ich Euch aus Gründen wichtiger Geschäfte sagte. Wußte es längst. Längst. Mein Weizen war schon lang in Blüten sozusagen. Ich brachte ihn ein. Ich kann meinem König dienen, wie zuvor dem. Ich bin gerüstet. Habt mir auf das Haus acht. Ich schenk Euch viel Vertrauen. Und stramm die Zügel bei der da drinnen. Wie Ihr sagtet. (Ab).

Heinrich (allein): Fürwahr, ein vaterländisch Herz wie ein väterliches trägst du im Busen, böses Tier!

Vorhang.

ZWEITER AKT.

ERSTE SZENE.

Joachim. Jakob.

Joachim (rasch von links): Find dich nirgends. Hier hieß ich dich warten.

Jakob: Und stand auch hier. Und hier hat mich Euer Herr Vater verprügelt und mich dann aus dem Hause hinausgeschmissen

Joachim: Wie steht die Sache? Es drängt mehr als je. Mein Vater — es ist nicht zu sagen vor Scham und Wut — er ist mein Nebenbuhler bei Marianne. Will sie heiraten!

Jakob: Er ist ganz toll geworden?

Joachim: Gottes Strafe für meine Sünden muß es sein, daß er ihm den Gedanken einblies.

Jakob: Und Ihr sagtet ihm nichts von Eurer Liebe, gnädiger Herr?

Joachim: Das noch! Das noch! Er darf keinen Verdacht auf mich haben, sonst geht alles unglücklich. Der eigene Vater — es ist grauenvoll und unerhört! — Was für Antwort?

Jakob: Das voraus, Herr, damit Ihr auf alles gefaßt seid; wer borgen will, Herr, ist übel dran, und doppelt so, wenn er sich Halsabschneidern in die Hände geben muß wie Ihr, Herr.

Joachim: Kein Geld also? Dann ist's aus!

Jakob: Noch nicht, gnädiger Herr. Dem guten Simon hat Euer Gesicht, das ich ihm von weitem zeigte, gefallen. Er sagt, er wolle tun, was er kann.

Joachim: Schafft mir die fünftausend Taler?

Jakob: Mit Bedingungen! Mit Bedingungen!

Joachim: Hat er dich mit seinem Geldgeber reden lassen?

Jakob: So einfach ist das nicht, wie Ihr es denkt. Der Geldgeber gibt sich noch mehr Mühe, im Verborgenen zu blühen als Ihr selber, gnädiger Herr. Seinen Namen will mir der Simon nicht nennen. Aber heute treffe er mit ihm zu-

sammen, sagte Simon, und käm die Auskunft gut aus dem Munde des dunklen Ehrenmannes, dann wär das Geld bereit für Euch.

Joachim: Wär's so!

Jakob: Da sind die Bedingungen, die mir der Herr Simon diktiert hat auf dem Papier. Ich les es Euch: „Vorausgesetzt, daß der Geldgeber genügende Sicherheit findet, der Entnehmer großjährig und aus guter Familie ist, deren Vermögen solide, groß, gesichert, schuldenfrei, wird ein genauer Vertrag —"

Joachim: Selbstverständliches! Formalien! Was weiter!

Jakob: „Der Geldgeber wünscht sein Geld nur mit fünf Prozent zu verzinsen, um sein Gewissen mit keinerlei Vorwurf zu belasten."

Joachim: Nur fünf Prozent? Was ein weißer Rabe von Simon!

Jakob: Es kommt noch. „Aber da besagter Geldgeber die Summe nicht selber besitzt und da er, um dem Entlehner gefällig zu sein, sie selber von einem Dritten zu fünfundzwanzig Prozent ausleihen muß, so ist es selbstverständlich, daß besagter Entlehner auch diese Zinsen bezahlt, unbeschadet der übrigen fünf."

Joachim: Was Teufel ein Jude! Ein Armenier! Das macht ja dreißig vom Hundert!

Jakob: 's ist zu überlegen, Herr.

Joachim: Kann Not überlegen? Ich muß das Geld haben. Muß ja zu allem Ja sagen, und schnitte mir der Kerl ein Ohr ab.

Jakob: Das sagte ich auch.

Joachim: Was weiter?

Jakob: Ein kleiner Artikel noch, das Ohr betreffend: „Von den verlangten fünftausend wird der Geldgeber nur dreitausend in barem Gelde zahlen können. Für den Rest gibt er Effekten, die das Doppelte von zweitausend Talern wert sind. Nämlich: einen Posten gesteppter Decken, hundert Stück. Einen Posten Haarwickler, zweitausend Stück in vier Kisten wohlverpackt."

Joachim: Was Teufel tu ich —

Jakob: „Ein echtes Bologneser Hündchen, als Präsent für eine Dame geeignet. Ein Schachbrett zum Zeitvertreib aus Bein. Ein Krokodil, mit Heu ausgestopft, an die Zimmerdecke zu hängen. Zehn Stück auseinandergenommene Kachelöfen. Tausend Stück Kochtöpfe in allen Größen."

Joachim: Das er stückweis darin siede!

Jakob: „Vier alte Flinten aus dem letzten Kriege. Ein Betthimmel aus rosafarbenem —

Joachim: Kann der Schurke denn nicht mit den wahnwitzigen Zinsen zufrieden sein? Muß er mir auch noch statt Geld den alten Trödel aufhängen? Keine fünfzig Taler kriegen wir für den ganzen Schwindel.

Jakob: Und müssen ihn für zweitausend nehmen und mit dreißig vom Hundert verzinsen. Ihr kauft teuer ein und verkauft billig. Das ist ein schlechter Handel, den Ihr bei Eurem Vater nicht gelernt habt, gnädiger Herr.

Joachim: Kann ich anders? Ist der Vater nicht schuld? Ich unterschreib. Gib her den Wisch! (Links ab, Jakob ihm nach.)

*

ZWEITE SZENE.

Der Geizige (mit) Simon (aus dem Garten).

Geiziger: Ihr irrt, irrt durchaus, wenn Ihr Reichtum bei mir vermutet, Simon. Mitgift! Mitgift! Mehr als sie wiegen Schönheit, Tugend, Erziehung — alles das hat meine Tochter mehr als eine. Und bedenkt, Ihr seid nicht der Jüngste mehr, lieber Simon, und der Schönste, wie sich ihn ein junges Ding vermeint, wohl auch nicht. So plagt mich nicht mit Mitgift.

Simon: Ihr gabt den Gedanken an diese Ehe mit Eurer Luise mehr als er mir kam. Doch gefiel er mir. Aber ich überleg's noch. Kann warten. Männer werden rar, und gar die ein Mädchen ohne Mitgift nehmen.

Geiziger: Ihr wißt: nach meinem — Ich leb nicht ewig.

Simon: Hundert Jahre. Also habt Ihr noch gut vierzig vor Euch. Das ist mir zu lang zu warten. Wer weiß, erleb ich's. Und Ihr wollt doch nicht, daß ich Euch einen frühen —

Geiziger: Sagt bitte das Wort nicht. Gut. Gut. Überlegt's. Ich dräng nicht. Luise hätte ich gern als eines guten Mannes Weib gesehen, wie sie es verdient. Ihr kommt noch darauf zurück. Sie liebt Euch.

Simon: Sagt Ihr? — Wer liebt uns? Alles flucht uns. Warum? Wir nehmen die Sorgen aller auf uns, und man flucht uns.

Geiziger: Weiß Gott, Ihr sprecht wahr! So ist die Welt!

Simon: Wer von seinen Schulden lebt, lebt glücklich. Und wir? Uns beschimpft man. Das bekommt uns schlecht. Wir armen guten Menschen, die helfen, wir sind in keiner guten Gesundheit.

Geiziger: Kann nicht klagen.

Simon: Wir haben's in der Leber. Im Magen. In der Galle.

Geiziger: Ein Geschäft hättet Ihr mit mir, sagtet Ihr? Und ist?

Simon: Und schlechten Schlaf. So denkt man, es wär gut, ein Weib zu nehmen.

Geiziger: Luise liebt Euch, wie ich schon sagte. Überdenkt's.

Simon: Überdenkt die Mitgift.

Geiziger: Was für ein Geschäft —

Simon: Eine Kleinigkeit. Für Euch eine Bagatelle. Fünftausend Taler. Der Schuldner zahlt Euch, gebt Ihr sie, fünfzehn vom Hundert. Auch zwanzig.

Geiziger: Und Euer Profit?

Simon: Was wird er schon sein? Man sieht, daß man lebt. Zehn.

Geiziger: Und gebt ihm von meinen fünftausend in bar die Hälfte.

Simon: Eine Kleinigkeit in Waren. Soll der Leichtsinn lernen, wie schwer der Handel ist.

Geiziger (ist aufgestanden und in die Gartentür getreten, schaut in den Garten).

*

DRITTE SZENE.

Die Vorigen. Joachim.

Joachim (kommt von links, ohne daß ihn der Geizige sieht, wohl aber erblickt ihn Simon).

Simon: Sieh, sieh! Hat's der junge Herr aber eilig. Und wer hat Euch denn gesagt, daß es hier ist, wo ich das Geld für Euch hole?

Geiziger (tritt zurück, zu Simon): Wie?

Simon: Das ist der Junker, der die bewußten Fünftausend borgen möchte.

Geiziger: Was? Mein Sohn geht zu Wucherern?

Simon: Wucherer? Der Sohn? Ah sooo! (Zum Geizigen.) Ich überlasse Euch das Geschäft. (Ab.)

*

VIERTE SZENE.

Der Geizige. Joachim.

Joachim: Solche Geschäfte macht Ihr, Vater?

Geiziger: Durch solche Anleihen willst du dich also zugrunde richten?

Joachim: Mit solchen Einkünften mehrt Ihr Euren Reichtum, Vater.

Geiziger: Und wagst es, mir nach dem Vorgefallenen noch ins Gesicht zu sehen?

Joachim: Und denke meiner armen Mutter —

Geiziger: Schämst dich gar nicht, zu solchen ehrlosen Mitteln zu greifen, dich in solche wucherische Schulden zu stürzen und das Geld deiner armen Eltern zu vergeuden, das sie im Schweiße ihrer ehrlichen Arbeit sich verdient haben?

Joachim: Ehrliche Arbeit! Taler auf Taler häufen durch Wuchergeschäfte und nennen's ehrliche Arbeit! Schmach und Schande!

Geiziger: Mir aus den Augen! Lump! Mir aus den Augen!

Joachim: Ihr stehlt das Geld, das Ihr nicht gebraucht, schmäht den einen Lump, der es zu leihen nimmt, weil er es nötig hat und weil Ihr ihn in Armut verkommen laßt.

Geiziger: Hat man das erhört! Straft Gott solche Rede nicht mit seinem Blitz? Du sollst Vater und Mutter — Mir aus den Augen!

Joachim: Das Grauen stößt mich weg von Euch, Vater! (Ab.)

*

FÜNFTE SZENE.

Der Geizige (allein).

Geiziger: Lüderlich, lüderlich. Mein Gott, wofür hab ich das verdient? — Lüderlich. Ich muß ein Auge auf ihn haben. — Es ist schwül hier innen. (Er stößt ein Fenster auf.)

*

SECHSTE SZENE.

Der Geizige. Babette (von links).

Geiziger (fährt herum): Was ist? Was das Geschleiche und Gehorche?

Babette: Die Madame Schuwitsch wäre da und hätte den gnädigen Herrn zu sprechen. Sei herbestellt.

Geiziger: Warum sagst das nicht gleich? Warum stehst erst und horchst? Soll eintreten. Und bring mir ein Glas Wasser.

Babette (ab).

*

SIEBENTE SZENE.

Der Geizige (allein).

Geiziger (schaut in den Garten): Fiele es nicht auf, ließ ich mein Bett in der Hundehütte aufschlagen. Die Nächte sind zu erbärmlich mit ihrer Angst und dem ans Fenster springen. Aber Tyras ist ein guter Wächter. Weniger Fressen, damit er schärfer wird.

*

ACHTE SZENE.

Der Geizige. Madame Schuwitsch (tritt ein).

Geiziger (fährt herum): Steht Ihr schon lange da?

Schuwitsch: Wie? Ihr müßt lauter reden, mein Gehör ist etwas klein. Wie sagtet Ihr?

Geiziger: Gott sei Dank. Alle um einen müßten stocktaub sein. Und blind. Dann hätte man Ruhe.

Schuwitsch: Wie gut Ihr ausseht! Wie die Gesundheit selber.

Geiziger: Kann nicht klagen.

Schuwitsch: Frisch wie ein Jüngling.

Geiziger: Wirklich?

Schuwitsch: In Eurem Leben wart Ihr nicht so jung, Herr Baron, ich kenne Leute von fünfundzwanzig, die älter sind als Ihr.

Geiziger: Meine Sechzig machen mir allerdings nicht das geringste zu schaffen.

Schuwitsch: Was ist auch Sechzig! Das beste Mannesalter beginnt da.

Geiziger: Wahr, wahr. Aber zwanzig weniger wäre mir lieber, glaub ich.

Schuwitsch: Was will das sagen! (Hascht nach seiner Hand.)

Geiziger: Holla! An meine Börse?

Schuwitsch: Eure Lebenslinie. Seht, die Linie da. Gott, Gott, was hat der junge Mann eine Lebenslinie. Man wird Euch totschlagen müssen, sag ich Euch, Ihr werdet noch Kinder und Kindeskinder begraben.

Geiziger: Ausnehmend zu hören.

Babette (von rechts, bringt eine Karaffe mit Wasser, stellt sie vor den Geizigen. Ab).

Geiziger (schenkt sich Wasser ein, holt ein kleines Stück Brot aus der Tasche, taucht es in das Wasser und ißt): Sie gestatten, daß ich mein Vesperbrot zu mir nehme. — Wie steht es mit unserer gewissen Angelegenheit?

Schuwitsch: Welche Frage! Fange ich je was an, das ich nicht zum guten Ende schaffe? Es gibt keine Partie, die ich nicht in kurzer Zeit zustande bringe. Und wenn es sein müßte, den Papst mit dem Großtürken zu verheiraten. Ich hab es also der Mutter Mariannes auseinandergesetzt, welches Glück ihrer Tochter bevorsteht.

Geiziger: Und was hat sie geantwortet?

Schuwitsch: Welche Frage! Mit Freuden war sie einverstanden. Mit Freuden! Heut abend, sagte sie, soll ich die Tochter abholen und zu Euch bringen, damit der Ehevertrag unterzeichnet wird.

Geiziger: Schön. Schön. Habt Ihr auch über die Mitgift mit der Mutter gesprochen? Sie muß, und das habt Ihr der Alten hoffentlich klar gemacht, sie muß sich etwas abzwacken, etwas Übriges tun bei solcher Gelegenheit. Schließlich heiratet man doch kein Mädchen, das nichts mitbringt.

Schuwitsch: Ich versteh immer, daß sie nichts mitbringt. Aber sie bringt doch mit. Achttausend Taler Rente jährlich bringt sie mit!

Geiziger: Was? Achttausend Rente? Zapperlot.

Schuwitsch: Aber freilich. Erstens ist sie in bezug auf das Essen höchst einfach und sparsam erzogen. Das Kind lebt von Milch und Brot, Salat und Obst. Auf einen reichgedeckten Tisch, wie ihn andere Frauen verlangen, wird sie nie Anspruch machen. Das macht im Jahr tausend Taler aus.

Geiziger: Wieso, erlaubt —

Schuwitsch: Ferner hält Marianne nur auf einfache, saubere, bescheidene Kleidung. Nach Putz und großartigen Toiletten, Schmuck und luxuriösen Möbeln steht ihr der Sinn gar nicht. Das macht mindestens 3000 Taler im Jahr.

Geiziger: Dreitausend —

Schuwitsch: Und dann: Sie geht leidenschaftlich gern zu Fuß, nichts da mit Reiten und Fahren. Macht zweitausend im Jahr. Und ferner: Sie haßt das Spiel, ganz im Gegensatz zu allen unsern Damen. Ich kenne manche, die im Trente et Quarante jährlich an die zehntausend Taler verloren hat. Rech-

nen wir davon nur den fünften Teil, so erspart sie Euch damit zweitausend Taler, macht zusammen mit dem in Essen, Kleidern, Zufußgehen, ersparten sechstausend Talern im Jahr sage und schreibe achttausend, die sie Euch als hübsche jährliche Rente mit in die Ehe bringt. Keine Mitgift, ich bitt Euch!

Geiziger: Alles nicht übel. Sehr zufrieden. Aber das ist, erlaubt, doch kein reeller barer Wert, diese achttausend.

Schuwitsch: Nichts Reelles? Kein Wert? Nüchternheit, Bescheidenheit, Haß gegen das Spiel, — nichts Reelles?

Geiziger: Ich gebe keine Quittung über etwas, das ich nicht bar in die Hand bekommen habe. Eure achttausend Taler Mitgift sind ein Scherz, meine liebe Madame Schuwitsch.

Schuwitsch: Ja ja, es gibt ja außer den achttausend wohl sonst noch einiges. Ich habe mir sagen lassen, es sollen da so gewisse Aussichten auf bestimmte Liegenschaften bestehen, welche die Mutter irgendwo hat.

Geiziger: Muß ich erst sehen. Vielleicht sind sie auf dem Mond.

Schuwitsch: Näher, viel näher.

Geiziger: Aber es ist da noch was, was mich beunruhigt. Das Mädchen ist noch jung, und junge Leute lieben nur ihresgleichen. Ich fürchte, ein Mann in meinem Alter ist vielleicht nicht ganz nach ihrem Geschmack, und das könnte in der Ehe so kleine Unannehmlichkeiten hervorrufen, die wieder nicht nach meinem Geschmack sind.

Schuwitsch: Da kennt Ihr Marianne schlecht. Das ist ja geradezu eine Eigenschaft von ihr, — sie kann die jungen Männer nicht ausstehen Sie mag nur alte Herren.

Geiziger: Die Mutter oder die Tochter?

Schuwitsch: Die Tochter. Ich wollte, Ihr hättet sie über diesen Punkt reden hören! Sie ist entzückt, hingerissen, wenn sie einen schönen Greis sieht. Je älter, um so lieber ist er ihr.

Geiziger: Wirklich?

Schuwitsch: Ich rate, macht Euch um Gotteswillen nicht jünger als Ihr seid. Setzt Eure Brille auf. Ein Sechziger muß es sein, sagte sie, und wie oft! Mindestens ein Sechziger! Was sagt ihr, voriges Jahr brach sie mit einem Bräutigam, weil sich herausstellte, daß er erst sechsundfünfzig Jahre alt war.

Geiziger: Nur deshalb?

Schuwitsch: Sie ist einmal so.

Geiziger: Das freut mich ja außerordentlich. Und ich verstehe diese Neigung vollkommen. Wenn ich eine Frau wäre, würde ich mich auch nur an die älteren Männer halten.

Schuwitsch: Das sag ich ja immer. Die jungen Herren! Das Gott erbarm! Wer soll sich in diese Rotznasen verlieben? Ich verstehe nicht, was manche in denen findet.

Geiziger: Und ist das Frauenzimmer doch oft wie versessen darauf. Ganz rätselhaft.

Schuwitsch: Sind denn das Männer? Neben einem Mann wie Ihr einer seid! Das nenn ich einen Mann! So muß einer gebaut sein, damit man sich in ihn verlieben kann.

Geiziger: Findet Ihr?

Schuwitsch: Zum Malen seid Ihr! Könnt gar nicht schöner aussehen! Ich bitt Euch, geht einmal ein bißchen. — Das nenn ich einen gut gewachsenen, frei und sicher auftretenden Mann! Der verspricht! Jawohl, der verspricht! Da merkt man nichts von Beschwerden oder dergleichen.

Geiziger: Hab auch keine besonderen, Gott sei es gedankt. Nur der Husten plagt mich manchmal.

Schuwitsch: Das macht doch gar nichts. Der Husten steht Euch reizend! Ihr hustet mit Grazie gewissermaßen. Es liegt ein eigener Reiz in Eurem Husten.

Geiziger: Marianne hat mich noch nicht gesehen?

Schuwitsch: Nur so von weitem. Aber wir haben sehr viel von Euch gesprochen. Nächtelang. Ich habe ihr Schilderungen von Euch gegeben, die der Kleinen ganz heiß gemacht haben. Im Vertrauen: Sie konnte nicht einschlafen darüber.

Geiziger: Dafür dank ich Euch auch schön, Madame Schuwitsch.

Schuwitsch: Und da hätt ich bei der Gelegenheit, weil wir so hübsch miteinander plaudern, hätt ich auch ein kleines Anliegen, eine Bitte an den gnädigen Herrn Bräutigam. Ich habe da nämlich einen Prozeß und ich fürchte, ihn zu verlieren, weil ich kein Geld nicht habe. Wenn der gnädige Herr Bräutigam mir da helfen wollten, ihn zu gewinnen. Es geht um keinen Pappenstiel. Nein, wie sich das Mariannerl freuen wird, Euch zu sehen! Ganz verrückt wird sie werden!

Geiziger: Glaubt Ihr? Das freut mich. Freut mich für das Mädchen.

Schuwitsch: Der Prozeß ist für mich von der allergrößten Wichtigkeit. Einfach ruiniert bin ich, verlier ich ihn. Nur eine Kleinigkeit vom Herrn Bräutigam, und die Sache wär in Ordnung. Ich wollte, Ihr hättet die Kleine gesehen, mit welchem Entzücken sie mir zuhörte, wenn ich von Euch sprach. Die Freude glänzte ihr nur so aus den Augen, als ich ihr Eure Eigenschaften aufzählte.

Geiziger: Damit habt Ihr mir einen Gefallen erwiesen, und bin Euch dankbar. In der Tat.

Schuwitsch: Und ich Euch, gnädiger Herr, wenn Ihr mir in der Prozeßsache helft.

Geiziger: Und nun muß ich auf die Börse. Geschäfte von höchster Wichtigkeit. —

Schuwitsch: Ihr würdet mir aus größter Not helfen.

Geiziger: Seht, so geht es immer. Man hat doch nicht ein bißchen Ruhe, sich von angenehmen Dingen zu unterhalten. Ja, das Leben hat eine rauhe Hand.

Schuwitsch: Ich würde Euch gewiß nicht belästigen, wär ich nicht durch die schlimmste Not gezwungen.

Geiziger: Zum Abend also Marianne. Ich bin erwartet. Auf Wiedersehen. (Ab.)

Schuwitsch (allein): Daß dich das kalte Fieber zu allen Teufeln schaffe, verdammter Hund!

*

NEUNTE SZENE.

Schuwitsch. Jakob.

Jakob: Ich seh es Euch an, Schuwitschin, Ihr seid mit dem Herrn Bräutigam nicht auf Eure Rechnung gekommen. Hätt ich Euch gleich sagen können. Hier im Hause ist das Geld verflucht teuer.

Schuwitsch: „Geschäfte", „Auf die Börse". „Leben hat eine rauhe Hand", — so höhnt der alte Affe ein ehrliches Weibsstück, dem es weiß Gott schwer genug wurde, sich um seinen ekligen Brauthandel zu kümmern.

Jakob: Aber an Lob für Euch hat er es doch nicht fehlen lassen? Und an seiner Freundschaft und Dankbarkeit? Nur die Hand macht er nicht auf. Gegen das Wort „geben" hat der eine solche Abscheu, daß er nie sagt: Ich gebe Euch die Hand, sondern ich leihe Euch die Hand.

Schuwitsch: Ist das noch ein Christenmensch?

Jakob: Man dürfte verrecken, ohne daß er sich rührt. Sein Eingeweide gibt er dir lieber als einen Groschen. Wie wär es, Schuwitschin, Ihr tätet, was ich Euch vorhin schon sagte: Ihr schlagt Euch auf die andere Partei? Ist da schon auch nicht in barem zu holen, so trifft es doch den Alten. Ich hab so meine Plänchen.

Schuwitsch: Weiß Gott, das paßte mir, dem Affen einen Possen zu spielen. Was hast für ein Plänchen? Erzähl.

Jakob: Hier nicht. Ich müßt es in Eure tauben Ohren brüllen, und da könnten es noch andre hören. Ich komm zu Euch.

Schuwitsch: Wird es ihn auch richtig treffen, dein Plänchen?

Jakob: Ich sag Euch, mitten ins Herz. Kommt.

(Ab mit Schuwitsch.)

Vorhang.

DRITTER AKT.

ERSTE SZENE.

Madame Schuwitsch (kommt mit) Marianne.

Marianne: Ich hab so Angst, Schuwitschin.

Schuwitsch: Angst? Wovor denn Angst, mein Täubchen?

Marianne: Ihr fragt noch! Könnt Ihr Euch das Grauen eines Menschen nicht vorstellen, der im nächsten Augenblick vom Leben zum Tod exekutiert werden soll?

Schuwitsch: Ja ja, mein Lämmchen, ich denk mir schon, daß der alte Herr kein Henker ist, von dem du einen angenehmen Tod erwarten könntest, und daß dir ein anderer junger, blonder, von dem du mir erzählt hast, lieber wäre, daß er dir dein Leben nähme.

Marianne: Joachim meint Ihr? — Er kam zu uns oft ins Haus, und ich muß Euch gestehen, mein Herz blieb nicht ungerührt von ihm.

Schuwitsch: Und hast dich gar nicht gekümmert, herauszukriegen, wer und was und wo er ist?

Marianne: Wie sollt ich! Wir arme Leut! Was kümmert's ein armes Ding wie mich? Glücklich, ihn lieben zu können und von ihm sich geliebt wissen, das ist schon mehr als genug. Und nun soll ich — versteht doch, wie furchtbar mir das nun sein muß!

Schuwitsch: Mein Kind, die jungen Blondköpfe wie dein Joachim sind ja sehr scharmant und verstehen es, sich recht angenehm zu machen. Aber meist sind sie arm wie Kirchenmäuse. Drum sag ich dir, nimm den Alten, der dir Geld hinterläßt. Heiratest ihn doch nur auf Abbruch. Und dann — der Blondkopf. Nicht besser so?

Marianne: Geht, den Tod eines Menschen nur darum wünschen, um glücklich zu werden, das ist nicht christlich.

Schuwitsch: Du heiratest den Alten nur unter der Bedingung, daß er dich zur Witwe macht. Das muß in den Kon-

trakt aufgenommen werden. In drei Monaten muß er spätestens tot sein. In der Zeit hat dir dein Herr Gemahl kein Haar gekrümmt, sag ich dir, und dein Joachim bekommt dich.

Marianne: Wie Ihr red't!

Schuwitsch: Da kommt er schon selber. Erschrick nicht zu sehr.

*

ZWEITE SZENE.

Die Vorigen. Der Geizige.

Geiziger: Nehmt mir es nicht übel, schöne Demoiselle, daß ich mit der Brille auf der Nase vor sie trete. Ich weiß wohl, daß Eure Reize auch ohne das deutlich sind und man kein Glas braucht, um sie zu merken. Aber auch die Sterne sieht man durch Gläser an, nicht? Und daß Ihr ein Stern seid, der schönste — Schuwitschin, sie scheint mir nicht erfreut zu sein, mich zu sehen, die Demoiselle.

Schuwitsch: So'n jung Ding! Es schämt sich halt zu zeigen, was es fühlt. Klopft ihr das Herz vor Freude im Hals. Nicht, Mariannel? So plötzlich dem Geliebten gegenüber — Ihr versteht.

Geiziger: Vorbereitungen, nötige, zu treffen, muß ich Euch vorerst lassen, schönste Marianne. Meiner Tochter Luise lassen, die hier kommt. Große Tochter, ja ja, Unkraut wächst rasch. (Ab.)

*

DRITTE SZENE.

Marianne. Schuwitsch. Luise.

Luise: Demoiselle, Ihr habt getan, was eigentlich meine Pflicht gewesen wäre. Ich hätt dem Euren mit meinem Besuch zuvorkommen sollen.

Schuwitsch: Das arme Ding —

Marianne: Aber das ist ja fürchterlich! Das ertrag ich nicht!

Schuwitsch: Was soll ich — Nun sprecht das miteinander ab. (Ab.)

Luise: Arme Marianne!

Marianne: Ihr sagt das? Seine Tochter?

Luise: Ich kenne Euren Kummer, Marianne. Und könnt ich ihn aufheben, ich tät's.

Marianne: Ein süßer Trost, die Teilnahme einer Dame wie Euch zu besitzen. Ich bitt Euch, bewahrt sie mir, diese großherzige Freundschaft, die mir mein grausames Geschick erleichtern wird. Ihr denkt nicht schlecht von mir?

Luise: Ihr liebt einen andern — warum dann dies mit dem Vater?

Marianne: Meine Mutter — ich kann ihr den Schmerz nicht antun, daß ich mich über all das hinwegsetze, was einzuhalten mein Geschlecht mich zwingt. Mutter lebt nur für mich, hat immer nur für mich gelebt. Ich kann ihr den Kummer nicht antun. Es würde ihr Tod sein.

Luise: Und der Euch liebt, Marianne, und den Ihr liebt, sprach er nicht mit Eurer Mutter?

Maianne: Sprach's. Ist hoffnungslos. Und arm. So arm wie wir selber. Aber — das kann ich nicht! Kann ich nicht! Verzeiht mir, aber ich kann Euren Vater nicht ehelichen! Lieber soll alles den Tod finden.

Luise (zu sich): Sag ich's ihr? Heinrich verbot es. (Laut:) Kommt zu mir. Hier sind wir nicht mehr allein. Ich hör den Vater. (Ab mit Marianne.)

*

VIERTE SZENE.

Der Geizige. Laurenz. Jakob. Babette (folgen ihm).

Geiziger: Kommt alle her. Nehmt meine Befehle für nachher. Ihr helft mir, Sekretarius, daß mir nichts Wichtiges entfällt. Du, Babette, sorgst dafür, daß alles sauber ist. Gib acht, mir das Möbel nicht zu stark zu reiben und abzunutzen. Und was zerschlagen wird an Geschirr, das zieh ich dir vom

Lohn ab. Du kannst gehn. (Babette ab.) Jakob, Galgenstrick. Du schenkst ein. Aber nur wenn jemand Durst hat und nicht so wie manche Lümmel von Lakaien, die die Leute förmlich mit ihrer Flasche überfallen und zur Trunksucht zwingen. Wartest auch, bis man ein paarmal gebeten hat. Und sorgst dafür, daß immer viel Wasser da ist.

Jakob: Der pure Wein steigt nur zu Kopf. Soll ich die Livree anziehn?

Geiziger: Erst wenn die Gäste da sind. Und mach sie mir nicht schmutzig.

Jakob: Es ist nur, sie hat am Aufschlag einen großen Ölfleck.

Geiziger: Da hältst du beim Servieren den Hut vor.

Jakob: Und hinten hat die Hose ein Loch. Man sieht, mit Respekt zu melden —

Geiziger: Halt's Maul! Diese Seite kehrst du immer geschickt gegen die Wand und präsentierst den Leuten die Vorderseite. Abgetreten! (Jakob ab.) Laurenz.

Laurenz: Was bin ich heut, Koch oder Gärtner, gnädiger Herr?

Geiziger: Du mußt heut ein Souper herrichten, Laurenz.

Laurenz: Ein Souper? Gottes Wunder!

Geiziger: Wirst du was Ordentliches kochen?

Laurenz: Wenn der gnädige Herr mir das Geld zum Einkaufen gibt —

Geiziger: Kocht man mit Geld? Immer Geld! Nichts als Geld!

Heinrich: Unverschämt! Als ob es ein Kunststück wäre, mit Geld was Leckeres herzustellen! Das trifft der Dümmste. Mit wenigem, mit Nichts ein gutes Essen machen, das ist die Kunst.

Geiziger: Was ich immer sagte.

Laurenz: Da müssen mir der Herr Sekretarius schon das Geheimnis verraten, oder gleich selber das Amt übernehmen, mit nichts ein Souper herzustellen. Wieviel Gäste sind's denn?

Geiziger: Da ist die Demoiselle Braut Marianne, der Herr Simon, der andere Bräutigam. Der ersten Mutter denk ich, macht drei Gäste. Du kochst für vier. Wo vier satt werden, werden's auch sieben.

Sekretarius: Einfachste Sache.

Laurenz: Nicht für einen Koch! — Da braucht's dazu vier große Schüsseln und fünf Zwischengerichte, Suppe, Vorspeisen —

Geiziger: Damit füttere ich ganz Breslau!

Laurenz: Braten —

Geiziger: Du hast es auf mein Vermögen abgesehen, Schurke!

Laurenz: Geflügel —

Geiziger: Daß dich die Pest! Geflügel!

Heinrich: Will Er die Gäste denn umbringen? Zu Tode füttern? Das ist ja kein Essen mehr, ist eine Mördergrube!

Geiziger: Mir aus der Seele!

Heinrich: Man ißt, um zu leben, lebt nicht, um zu essen.

Geiziger: Wie wahr, wie weise! Man soll leben, um zu essen, — nein, wie war's? Schreibt mir den wundervollen Spruch auf. Ich will ihn in goldenen Lettern, ich will ihn in Lettern über dem Kamin im Speisezimmer anbringen lassen.

Heinrich: Ich werd's besorgen. Und um das Souper — das laßt meine Sorge sein!

Geiziger: Wir geben Gerichte, die nicht viel kosten und rasch satt machen. Fettgekochte Bohnen, Kastanien —

Heinrich: Laßt mich nur machen.

Laurenz: Die Küche tret ich Euch gern ab.

Geiziger: Halt's Maul! Du kochst, was dir der Herr Sekretarius befiehlt, verstanden?

Laurenz: Das wird ein großartiges Souper werden. Mir läuft schon das Wasser im Munde zusammen. All meiner Lebtage werd ich der Hochzeitstafel Eures Herrn Sekretarius gedenken. (Ab.)

*

FÜNFTE SZENE.

Der Geizige. Heinrich. Joachim.

Geiziger: Und du, mein schöner Herr Sohn und Schuldenmacher, dem ich das von vorhin verzeihen will, — daß du dir's nicht einfallen läßt, ein saures Gesicht zu schneiden.

Joachim: Wie sollt ich?

Geiziger: Du lieber Gott! Als ob ich nicht wüßte, wie Kinder denken, deren Vater sich wieder verheiraten will, und was für Augen sie ihrer Stiefmutter machen! Wenn ich deine Streiche vergessen soll und du Wert darauf legst, daß ich sie vergesse, so empfehl ich dir, dieser Dame ein freundlich Gesicht zu zeigen und sie so gut zu empfangen wie irgend möglich.

Joachim: Mich darüber zu freuen, daß sie meine Stiefmutter werden soll, das, Vater, kann ich Euch nicht versprechen. Aber was den guten Empfang und das freundliche Gesicht angeht, so versprech ich Euch unbedingten Gehorsam.

Geiziger: Das ist nicht mehr als vernünftig von dir.

Joachim: Ihr werdet Euch nicht zu beklagen haben, Vater.

Geiziger (zu Heinrich): Holt mir Luise und die Demoiselle. (Heinrich ab.) (Zu Joachim:) Daß Kinder nie begreifen lernen, wie Eltern nur zu ihrem Glück da sind. Da denkst du, Joachim, ich seh dir's an, du hast einen Feind in mir, und bin dein bester Freund, um dich mich sorgend und mühend und — dein Vater mit einem Wort. Geb dir eine Mutter ins Haus! Ist's das nicht, was ich mehr, was sag ich! ausschließlich nur bedenke, wenn ich mich wieder verheirate? Meinst, es sei, daß ich ein Weib habe? Seh ich aus wie ein Freier? Euch wieder eine Mutter zu geben, das ist der einzige Gedanke, der mich leitet.

Babette (kommt und zündet, da es dämmert, Kerzen in einigen Leuchtern an).

Geiziger: Schon dunkel? (Er geht an die Tür in den Garten; zu sich:) Ob man nicht des nachts im Garten Windlichter brennte? Treibt sich allerlei Gesindel in den Gassen. (Kommt wieder vor.) Das ist mein einziger Gedanke, Joachim. Wie ich sagte.

*

SECHSTE SZENE.

Die Vorigen (ohne Babette). Luise. Marianne. Heinrich.

Geiziger (zu Marianne): Und das ist mein Sohn Joachim, der Euch seine Referenz erweisen will.

Marianne (hält sich an Luise): Himmel, Er!

Heinrich (leise zu ihr): Faßt Euch!

Geiziger: Große Kinder, ja ja, wie gesagt, Unkraut wächst schnell. Aber ich werde sie beide in kurzer Zeit los sein.

Joachim (zu Marianne): Ein wenig überrascht, als mir mein Vater vorhin seinen Entschluß mitteilte, — verzeiht, mein Fräulein.

Marianne (verwirrt): Ganz unerwartet, dies Zusammentreffen —

Joachim: Mein Vater konnte keine schönere Wahl treffen. Aber den Titel Stiefmutter kann ich Euch nicht wünschen. Es würde mir schwer fallen, ich gesteh es, Euch so anzureden. Das klingt nicht polit. Aber Ihr werdet mich verstehen. Daß ich über diese Heirat nicht entzückt bin, nicht sein kann, wird Euch nicht wundern, Fräulein. Ist sie nicht ganz gegen alle meine Interessen? So muß ich Euch, mit Erlaubnis meines Vaters sagen, daß, käm es auf mich an, diese Heirat nicht stattfinden würde.

Geiziger: So begrüßest du, wen du künftig deine Mutter nennen sollst?

Marianne: Antwort ich nicht dasselbe? Ich Euch Stiefsohn nennen? Wünschte ich das je? Es täte mir sehr leid, Euch Kummer zu bereiten, und wenn ich mich nicht durch eine höhere Gewalt dazu gezwungen sähe, ich würde nie in eine Heirat willigen, die Euch mißfällt, Joachim.

Geiziger: Ganz recht so! Grob wiedergeben, was grob herkam. Ich bitte Euch um Verzeihung, Demoiselle, für die Unverschämtheiten meines Sohnes, der nicht versteht, was er spricht und dessen Herz seinem Vater entfremdet ist. Gott allein weiß, wofür diese Strafe.

Marianne: Er hat mich nicht beleidigt. Ich bin ihm dankbar, daß er mir gleich seine wahren Gefühle zu erkennen gab. Hätte er anders gesprochen, ich würde ihn weniger achten.

Geiziger: Eure Güte entschuldigt seine Fehler. Er wird sich bessern. Die Zeit wird ihn vernünftiger machen.

Joachim: Ich schwöre Euch, Fräulein, hierin werden sich meine Gefühle niemals ändern. Dessen ruf ich Gott zum Zeugen.

Geiziger: Welche Frechheit!

Joachim: Soll ich verleugnen was ich fühle?

Geiziger: Immer noch? Wirst du gleich anders reden!

Joachim: Da Ihr es wünscht, Vater, will ich anders reden. Erlaubt mir, Marianne, daß ich an meines Vaters Statt zu Euch spreche und Euch gestehe, daß ich nie auf der Welt ein Schöneres sah als Euch. Kein größeres Glück kenne, als Euch zu gefallen und Euer Gemahl zu heißen Seligkeit wäre, allem auf Erden vorzuziehen. Das Glück, Euch zu besitzen, wäre das herrlichste Los, das einem Sterblichen zufallen könnte. Kein Hindernis —

Geiziger: Es genügt, genügt, Joachim!

Joachim: Ich spreche ja nur an Eurer Stelle.

Geiziger: Brauche keinen Dolmetscher.

*

SIEBENTE SZENE.

Die Vorigen. Babette.

Babette: Gnädiger Herr, da ist ein Mann, der Euch zu sprechen wünscht.

Geiziger: Bin jetzt nicht zu sprechen.

Babette: Er sagt, er bringe Geld.

Geiziger: Einen Augenblick! (Ab mit Babette.)

*

ACHTE SZENE.

Marianne. Joachim. Heinrich. Luise.

Joachim: Marianne, mein böser Stern hat es so gefügt. Was wollt Ihr tun?

Marianne: Joachim — hilf mir!

Joachim: Nichts als dies? Keine hilfreiche Güte? Keine Liebe, die zum Handeln treibt?

Marianne: Ich füge mich in alles, Joachim, was Ihr beschließt. Wißt Ihr es nicht längst?

Joachim: Ah, was läßt du mir übrig, wenn ich mich auf das beschränken soll, was die strenge Ehre und die Vorurteile der Sitte gestatten!

Marianne: Luise!

Luise: Ich sprech für dich — und mich, Marianne. Ein Versuch, noch ein letzter, daß Ehre und Sitte nicht leiden. Hilft auch der nicht, dann hat nichts davon mehr Gewalt über uns.

Marianne (stürzt ihr an den Hals): Schwester!

Heinrich (zu Joachim): Euer Jakob schwur es mir in die Hand, er brächte den Alten herum bevor es zu spät sei. Er tut es ganz sicher.

Joachim: Hofft Ihr, Heinrich?

Heinrich: Ist's nichts, dann werden die Freunde einander durchhelfen. Nicht so, Joachim? (Streckt ihm die Hand hin.)

Joachim (schlägt in die Hand ein): Komme was immer! Auf Leben und Tod!

Heinrich (lächelnd): Hitzkopf!

Marianne: Mir ist das Herz freier.

Joachim (küßt ihr die Hand): Geliebte!

*

NEUNTE SZENE.

Die Vorigen. Der Geizige.

Geiziger: Was das? Mein Sohn küßt seiner zukünftigen Stiefmutter die Hand? Und sie hat nichts dagegen einzu-

wenden? Sollte da etwas dahinter stecken? (Ruft:) Achim, ich hab mit dir zu sprechen.

Luise: Dann wollen wir inzwischen in den Garten gehen.

Geiziger: Warum in den Garten? Was willst im Garten? Es wird Nacht. Es ist feucht im Garten. Geht auf deine Kammer.

(Luise und Marianne ab.)

Heinrich: Wünscht Ihr mich, gnädiger Herr?

Geiziger: Nicht im Augenblick, Herr Sekretarius. Ihr verspracht, Euch um die Küche zu kümmern.

Heinrich: Das wird besorgt. (Ab.)

*

ZEHNTE SZENE.

Der Geizige. Joachim.

Geiziger: Also von der Stiefmutter abgesehen, wie gefällt dir das Mädchen? (Er lischt während des Folgenden alle Lichter bis auf eines aus.)

Joachim: Gefällt?

Geiziger: Ihr Benehmen, ihre Haltung, ihre Schönheit und so weiter. — So viel Verschwenden!

Joachim: Um die Wahrheit zu sagen, und Ihr es wissen wollt, — ich hab sie nicht so gefunden, wie ich mir dachte. Ihr Benehmen ist kokett, ihre Haltung ungeschickt, ihre Schönheit nicht übermäßig, und was den Geist betrifft, ist, dünkt mich, keine Spur davon. Ich will sie Euch nicht verleiden damit, Vater, denn schließlich ist mir eine Stiefmutter so lieb wie die andere.

Geiziger: Du hast ihr doch vorhin gesagt —

Joachim: Schmeicheleien, in Eurem Namen, nichts weiter. Euch zu Gefallen, Vater.

Geiziger: Marianne gefällt dir also nicht.

Joachim: Ganz und gar nicht. Aber sie soll auch nicht meine, sondern Eure Frau werden, Vater.

Geiziger: Also sie gefällt dir nicht. Schade. Es stört einen Plan, der mir in den Sinn kam. Stört ihn nicht nur, erledigt

ihn. Vorhin, wie ich sie so ansah, da mußte ich doch über mein Alter neben dieser Jugend denken. Man wird lachen über mich, wenn ich ein so junges Mädchen heirate. Meine Geschäftsfreunde werden in mir zweifelhaft werden. Das hat mich fast von meiner Absicht zurückgebracht, sie zu heiraten. Nun hat sie aber mein Wort. Ich hätt es eingelöst, indem ich Marianne dir zur Frau gegeben hätte, wenn sie dir gefallen hätte natürlich. Fern von mir, ein Kind zu zwingen.

Joachim: Mir zur Frau?

Geiziger: Ja, dir!

Joachim: Zur Frau?

Geiziger: Zur Frau, ja doch!

Joachim: Wenn ich Euch damit eine Liebe tun kann, Vater, will ich mich, trotzdem sie nicht mein Geschmack ist, entschließen, sie zu heiraten. Nur weil Ihr es wünscht.

Geiziger: Zwang? Wunsch? Befehl? Nie würde ich dich zwingen, einen so entscheidenden Schritt zu tun, wenn du dagegen bist, mein Sohn. Ich gehöre nicht zu den Vätern, die das Glück ihrer Kinder ihrem eigenen Glücke opfern.

Jnachim: Dir zu Liebe bring ich gern das Opfer.

Geiziger: Eine Ehe ohne Liebe — nie kann das glücklich enden.

Joachim: Man sagt, die Liebe kommt oft in der Ehe.

Geiziger: Kann kommen, kann! — Das Risiko ist zu groß. Ich könnt es nicht verantworten, dich unglücklich verheiratet zu sehen. Ja, wenn du eine kleine Neigung gehabt hättest, eine ganz kleine Sympathie, nun gut, schön, da hätte man denken können, sie würde wachsen und stärker werden, und ich hätte dich auf der Stelle heiraten lassen. Aber da das leider nicht der Fall ist, komm ich wieder auf mich zurück und heirate das Mädchen selber.

Joachim: Hört mich an, Vater. Ich muß Euch, da es so ist, die Wahrheit sagen. Die Wahrheit ist, daß ich Marianne liebe, seit ich sie zum erstenmal sah. Und daß ich sie mir von Euch zur Frau erbitten wollte. Nur die Furcht, Euch zu mißfallen, hat mich davon abgehalten.

Geiziger: Kennst du sie lange?
Joachim: Den Monat.
Geiziger: Besuchtest sie?
Joachim: Jeden Tag.
Geiziger: Gut aufgenommen?
Joachim: Herzlich. Doch wußte sie nicht, wer ich bin. Daher vorhin ihre Überraschung, mich als Euren Sohn wiederzusehen.
Geiziger: Sprachst doch wohl auch mit ihr von deinen Heiratsabsichten?
Joachim: Auch mit der Mutter.
Geiziger: Die nahm sie freundlich auf?
Joachim: Sehr freundlich. Ihre eigene Armut und meine waren ihre Bedenken allein.
Geiziger: Und das Demoisellchen Marianne?
Joachim: Trügt Schein nicht, dann liebt sie mich wie ich sie. Ah, nein, nein, kein Schein trügt, Vater, sie liebt mich, liebt mich unaussprechlich!
Geiziger: Dann bitt ich dich, dir Mühe zu geben, diese Liebe zu vergessen. Und alle Absichten auf das Mädchen durchaus aufzugeben. Das ich für mich haben will. Verstanden? Für mich. Und kannst du nicht vergessen, dann steht dir die Welt offen. Der König braucht Soldaten.
Joachim: Ein Spiel? — Da es so weit ist, sag ich Euch: nie werde ich auf Marianne verzichten. Und jedes Mittel werd ich anwenden, sie mir zu gewinnen, sie Euch streitig zu machen. Mag die schwache Mutter Euch nachgeben, — andere werden mir helfen, daß Marianne mein Weib wird. Mein Weib, hört es, den ich jetzt Vater nicht mehr nennen kann.
Geiziger: Ins Gehege will mir der Junge kommen?
Joachim: Ihr kamt in das meine!
Geiziger: Und der Respekt vor dem Vater?
Joachim: Die Liebe kennt keinen Vater.
Geiziger: Du sollst mich kennen lernen. Wo ist ein Stock!
Joachim: Noch mehr kennen lernen?
Geiziger: Ich verstoße dich!

Joachim: Das Vaterherz!

Geiziger: Ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn an. Ich enterbe dich!

Joachim: Wie Ihr wünscht!

Geiziger: Und gebe dir meinen Fluch mit!

Joachim: Euer erstes Geschenk.

Geiziger (ab in den Garten).

*

ELFTE SZENE.

Joachim. Jakob.

Jakob (eilig, leise): Daß ich Euch finde, junger Herr! Wir haben sie!

Joachim: Was gibt's? Was hast du?

Jakob: Ihr kriegt das Fräulein Marianne und das Fräulein Luise kriegt ihren Sekretarius.

Joachim: Was ist denn?

Jakob: Unter der Hundehütte haben wir sie ausgegraben, ich und die Schuwitschin.

Joachim: Ausgegraben? Wen denn? Ich versteh kein Wort.

Jakob: Die Geldtruhe Eures Herrn Vaters! Voll mit Goldstücken ohne Zweifel. Und er kriegt sie erst wieder, wenn er einwilligt. Und verlaßt Euch darauf, er willigt ein. In alles. Lieber gibt er das Leben als sein Geld.

Joachim: Er wird Euch einsperren lassen.

Jakob: Wird sich hüten. Königliche Verordnung: Wer Gold für sich behält und nicht gegen Schein an die Kriegskasse abliefert, dem wird es konfisziert, er selber inkarzeriert im Stockhaus. — Kommt! Hört! Ist er es nicht schon? Wie er schreit! Kommt! (Ab mit Joachim.)

*

ZWÖLFTE SZENE.

Geiziger (noch im Garten): Zu Hilfe! Diebe! Diebe! Mörder! Diebe! Gerechtigkeit! Polizei! (Kommt auf die Bühne.) Mord! Mord! Man schneidet mir den Hals ab! Man hat mir mein Geld geraubt! Haltet den Dieb! Polizei! — Wo steckst du, Mörder? Halt da! (Er packt seinen Arm.) Gib mir mein Geld, Schurke! Ah, ich bin ganz verwirrt. Und wie dunkel es hier ist. (Er ergreift den einen Leuchter nnd zündet die anderen Kerzen an.) Licht machen! Gott, Gott, Gott, mein Geld, mein armes Geld, mein armes! Diebe! Mein teurer Freund, mein einziger! Man hat dich mir geraubt, meine Stütze, Stab, Trost, im Jammer dieser Welt. Diebe! Zu Hilfe! — Von Kindern verlassen, betrogen, geschmäht. — Du — der einzige Freund..... Diebe! Zu Hilfe! — Jetzt ist alles aus. Ich habe auf der Welt nichts mehr zu suchen. Ohne dich kein Leben mehr. Es ist aus. Aus. Diebe! Die Stimme erstickt mir. Mörder! Keiner kann mich hören! Ich sterbe! Bin schon tot. Begraben. — Mörder! — Ist denn niemand da, der mich wieder aufwecken kann? Mir mein Geld wiedergibt? Sagt, wer es hat? Großer Gott im Himmel, laß diese Prüfung gnädig an mir vorübergehen. Vater unser, der du bist im Himmel und weißt, wer mich bestohlen hat, zeig mir den Dieb, weise mir den Mörder! Was? Was sagt Ihr? Was? Niemand da. Niemand. Gehen wir. Ich muß die Polizei holen. Ich will das ganze Haus foltern lassen, foltern. Knechte, Mägde, Sohn, Tochter, mich selber — foltern. Wer spricht da? Der Mörder? Was ist denn da oben für ein Lärm? Ist mein Dieb da oben? Mein Henker? Alle glotzen mich an. Lachen mich aus. Alle haben dabei geholfen. Alle Räuber, Diebe, Henker..... Kraft! Verlaß mich nicht Stimme, verlaß mich nicht. Diebe! Füße, auf! Diebe! Gendarmen! Polizei! Ich lasse alle aufknüpfen! (Er schwankt schreiend nach links ab, mit einem Armleuchter.) Ich will mein Geld wiedersehen! Ich will leben, leben! Mörder!

(Vorhang, der gleich wieder aufgeht.)

VIERTER AKT.

ERSTE SZENE.

Der Geizige.

Geiziger (kommt wieder, mit dem Leuchter): Meine Füße tragen mich nicht . . . Hier sterb ich. Und mein Mörder inzwischen zum Land hinaus. Auf vier Pferde schlägt er ein. Der Dieb! Mörder! Haltet ihn auf! Keiner im Haus hört mich! Wo sind sie? Alle geflohen? Diebe! Luise! Achim! — Meine Stimme — ich flüstere ja. (Er schlägt ein Fenster ein:) Ich muß Lärm machen. Vielleicht treibt das einen her. (Der Hund bellt im Garten, der ganz dunkel ist:) Ah! Tyras! Verräterisches Hundevieh! Was hast ihn nicht zerrissen, der mir das Herz —! Verhungern laß ich dich! Bestie, an der Kette verhungern! Mörder! (Er nähert sich mit dem Lichte einem Vorhang:) Zünd ich das Haus an? Ein großes Licht machen, daß man kommt? — —

*

ZWEITE SZENE.

Der Geizige. Der Kommissarius.

Kommissarius: Wohnt hier ein Herr Heinrich von Wernitz?

Geiziger (stürzt auf ihn zu): Halt ich dich, Mörder! Hab ich dich, Dieb! Wo? Wo hast du sie versteckt?

Kommissarius: Wer seid Ihr?

Geiziger: Ah! Verzeiht meinem kurzen Gesicht. Nun fühl ich zum Beispiel Degen. Pistolen. Habt Ihr Handschellen auch mitgebracht?

Kommissarius: Ihr seid?

Geiziger: War der Hausherr. Bin niemand mehr. Bin namenlos. Bin bestohlen. Ihr seid vom Amte. Endlich. Gott segne Euren Eintritt. Ich bin um alles bestohlen, Herr! Ich

bin ein ruinierter, ausgelöschter Mann! Ihr müßt ein Interesse daran haben, daß es ans Licht kommt. Ihr müßt mir den Dieb finden. Wenn ich nicht meine Habe wieder bekomme, ziehe ich das Gericht vors Gericht! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!

Kommissarius: Bestohlen? Da muß zuerst ein Protokoll aufgesetzt werden.

Geiziger: Ein Protokoll. Ihr glaubt, wir fangen ihn mit einem Protokoll?

Kommissarius: Wen?

Geiziger: Den Dieb.

Kommissarius: Welchen Dieb?

Geiziger: Der mir alles stahl, was ich hatte.

Kommissarius: Das war?

Geiziger: Eine Kassette.

Kommissarius: Mit Inhalt?

Geiziger: Sucht doch den Dieb, ich bitt Euch!

Kommissarius: Ohne Protokoll? — Habt Ihr einen Verdacht?

Geiziger: Ich habe jeden in Verdacht. Laßt die ganze Stadt verhaften. Zusamt den Vororten. Und alles was sich im Umkreise von zehn Meilen auf den Landstraßen herumtreibt.

Kommissarius: Das hieße den Dieb verscheuchen. Man darf ihn nicht kopfscheu machen. Wir müssen ganz sachte die Beweise zusammenbringen, und dann können wir mit aller gesetzlichen Strenge vorgehen, um das gestohlene Gut wieder zur Stelle zu schaffen. Versteht Er?

Geiziger: Der Dieb — fangt den Dieb!

*

DRITTE SZENE.

Die Vorigen. Laurenz.

Laurenz (ruft nach rückwärts): Komm gleich. Man soll ihm sofort die Gurgel abschneiden, die Füße rösten und das übrige in kochendes Wasser werfen.

Geiziger: Der Dieb? Er hat den Dieb! Mein guter Laurenz, ja, schneid ihm die Füße ab.

Laurenz: Dem Spanferkel, das mir Euer Sekretarius geschickt hat. Ich will es vielfach zubereiten. Viel Kunst.

Geiziger: Was — Spanferkel? Mit dieser Amtsperson wirst du jetzt eine ganz andere Sache auszukochen haben, Schurke!

Kommissarius: Er braucht keine Angst vor mir zu haben, sagt Er nur, was Er weiß. Die Sache wird sich in aller Güte erledigen.

Geiziger: Ist der Herr der achte Gast am Souper?

Kommissarius: Und nichts verheimlichen!

Laurenz: Der gnädige Herr General können jederzeit meine Küche anschauen und sehen was ich koche. Da wird nichts verheimlicht.

Geiziger: Du sollst sagen, wo die Truhe ist, die du mir gestohlen hast, Halunke!

Laurenz: Eine Truhe?

Geiziger: Wozu Euer Degen, Herr Kommissarius? Setzt ihn dem Schurken auf die Brust! Rennt ihm das Schwert durch den Wanst!

Kommissarius: Wir dürfen ihn nicht ängstigen, Es wird uns auch ohne das alles sagen. Ja, lieber Freund, wenn Er gesteht, wird ihm nichts passieren. Sein Herr wird Ihn sogar noch belohnen. Man hat ihm eine Kassette gestohlen, eine Truhe. Wenn Er es nicht war, so hat Er vielleicht einen Verdacht. Er muß doch was wissen von der Sache. Sein Herr belohnt es ihm.

Laurenz: Wart, Herr Sekretarius!

Geiziger: Was?

Kommissarius: Nur ruhig, das Gewissen rührt sich.

Laurenz: Also wenn ich die Wahrheit sagen soll, wie sie ist, so glaub ich immer, das war der Sekretarius, der Euch den Streich gespielt hat, gnädiger Herr.

Geiziger: Heinrich?

Laurenz: Eben der.

Geiziger: Der mir solche Treue heuchelte —

Laurenz: Eben darum.

Kommissarius: Und worauf gründet sich sein Verdacht?

Laurenz: Man hat so seinen Glauben.

Kommissarius: Indizien?

Laurenz: Jawohl. Jawohl. Die hat er. Die hat er sicher. Er sieht ganz so aus.

Geiziger: Hast du ihn nicht um den Platz herumschleichen sehen, wo ich die Kassette vergraben hatte?

Laurenz: Immer schlich er da herum. Natürlich. Wo war sie denn vergraben?

Geiziger: Im Garten unter der Hundehütte.

Laurenz: Ganz richtig. Bei der Hundehütte. Da schlich er herum.

Kommissarius (schreibt auf): ... Schlich er herum.

Geiziger: Und hast die Kassette bei ihm gesehen?

Laurenz: Und oft!

Geiziger: Ha!

Kommissarius: Wie sah denn Eure Kassette aus?

Geiziger: Braun war sie.

Laurenz: Ganz recht. Wie ich sagte. Braun. Und so mittelgroß. Und richtig braun. Ich dachte mir immer: Was für eine schöne braune Kassette.

Geiziger: Schreibt, Herr Kommissarius! Es ist meine Kassette! Wem soll man heute noch trauen! Heinrich, eines Sinnes immer mit mir, ganzes Vertrauen ihm in den Busen schenkend — Man darf auf keinen Menschen bauen, auf keinen. Ich glaube, ich könnte mich selber bestehlen, so schlecht sind die Menschen.

Kommissarius: Und wann hat Er die Kassette bei diesem Heinrich —

Laurenz: Da kommt er selber. Aber sagt ihm nichts, daß ich Euch die Geschichte verraten habe. Er führt eine grobe Hand und ein Dieb ist zu allem fähig. (Ab.)

VIERTE SZENE.

Geiziger. Kommissarius. Heinrich.

Geiziger (auf Heinrich zu): Ungeheuer! Gesteh und mach alles gut. Gesteh das Verbrechen, das entsetzlichste, das je verübt wurde.

Heinrich: Was wünscht Ihr, daß ich gestehe?

Geiziger: Schurke! Die Anklage wirft dich nicht zu Boden?

Heinrich: Von welchem Verbrechen sprecht Ihr?

Geiziger: Ist Scham noch bei Menschen? Müssen Hyänen von ihnen die Heuchelei lernen? Als wenn du es nicht wüßtest! Leugne nicht mehr! Lohnt die Mühe nicht! Alles ist entdeckt! Ich weiß alles! Elender! Meine Güte hast du teuflisch mißbraucht, machtest dich mir freundlich, um mich zu verraten! Mir dies anzutun!

Heinrich: Da Ihr alles wißt — ich will nichts mehr leugnen.

Geiziger: Schreibt! Schreibt! Er gesteht!

Kommissarius: Herr Heinrich von Wernitz. Ein königlich Reskript Euch zu überreichen, war der Auftrag, der mich herführte. Doch sprecht zuvor, was Ihr zu gestehen habt. Ihr habt Euch, wie es scheint, schwer vergangen an diesem Mann.

Heinrich (zum Geizigen): Mit Euch davon zu sprechen, war ich oft schon entschlossen. Mußte nur die Gelegenheit abwarten. Nun die Sache ohne mein Sprechen heraus ist, hört meine Gründe, bevor Ihr mich verurteilt.

Geiziger: Gründe! Gründe! Die wird man dir mit dem glühenden Eisen auf den Nacken brennen. Dieb!

Heinrich: Den Namen hab ich nicht verdient. Wohl hab ich nicht recht gegen Euch gehandelt....

Geiziger: Hört doch: nicht recht! Nicht recht nennt er den Schurkenstreich auf mein Leben!

Heinrich: Aber mein Fehler ist verzeihlich.

Geiziger: Ein Raub, ein Mord verzeihlich! Er ist von Sinnen, Herr Kommissarius, oder er macht sich lustig.

Heinrich: Ein Raub, ein Mord gar — Ihr übertreibt, Herr. Das Unglück ist so groß nicht.

Geiziger: So groß nicht? Mein Herz, mein Blut, mein Alles hast du gestohlen, Ungeheuer!

Heinrich: Es kam nicht in schlechte Hände. Meine Familie ist unter den Besten des Landes. Nichts ist an der Sache, was nicht wieder gut zu machen wäre.

Geiziger: Was kümmert mich deine Familie! Hierher den Raub! Liefere, vor allem anderen Wort, den Raub aus. Dann sprechen wir weiter.

Heinrich: Eurer Ehre soll Genugtuung werden.

Geiziger: Was Ehre! Hier handelt es sich um viel Ernsteres als um Ehre! Sag mir nur, was hat dich denn zu dieser ungeheuren Tat gebracht, und gerade dich!

Heinrich: Das fragt Ihr? Die Macht, die alles entschuldigt, wozu sie uns treibt: die Liebe!

Geiziger: Die Liebe zu meinem Geld!

Heinrich: Nein. Eure Reichtümer haben mich nicht dazu gebracht. Nichts will ich von Euren Schätzen haben, wenn Ihr mir den laßt, den ich schon mein Eigen nenne.

Geiziger: Was sagt Ihr, Herr Kommissarius! Ich finde das Wort nicht. Er will behalten, was er mir — Er will die Diebesbeute behalten!

Heinrich: Diebsbeute?

Geiziger: Man wird sie Ihm abzunehmen wissen!

Heinrich: Ich bitte Euch, aus Erbarmen mir den kostbarsten Schatz zu lassen, den die Welt für mich trägt.

Geiziger: Kostbarsten! Glaub ich dir! Nicht wahr? Weiß Gott, er ist kostbar! Über alles kostbar!

Heinrich: Und haben uns Treue geschworen. Uns gelobt, einander ewig anzugehören.

Geiziger: Was, was, was, hat dir's gelobt?

Heinrich: Nur der Tod kann uns trennen.

Geiziger: Der wird dich früher erreichen als du denkst, Bürschchen! Aufs Rad kommst, schaffst du mir sie nicht sofort zur Stelle. Wo hast du sie hingeschleppt? Kurz und gut, wo hast du sie hingeschleppt?

Heinrich: Aber — sie ist ja hier im Hause!

Geiziger: Im Hause? Herr Gott in deinem Reich, ich danke dir, Herr Gott, danke dir auf den Knien. Und hast du sie nicht angerührt?

Heinrich: Meine Liebe ist rein und voll Ehrfurcht!

Geiziger: Ich verbiete dir, daß du so von ihr sprichst als wär sie dein! Verstehst du? Mein ist diese Liebe! Mein, nur mein!

Heinrich: Lieber wäre ich gestorben, als daß ich einem unehrbaren Wunsch Raum gegeben hätte.

Geiziger: Der Sinn ist der, er hat sie nicht angerührt. Ich danke dir, o Gott!

Heinrich: Nichts als das Wort gab mir Eure Tochter. Ich ihr das meine.

Geiziger: Meine Tochter hat mit der Sache zu tun?

Kommissar: Also eine Komplicin.

Geiziger: Der Dieb mit meiner Tochter! Der Dieb ist der Verführer meiner Tochter! Und da sitzt das hohe Gericht ruhig dabei. — Habt Ihr's zu Protokoll?

Heinrich: Dieb? Verführer?

*

FÜNFTE SZENE.

Die Vorigen. Luise.

Geiziger: Tochter! Auswurf! Schamlose! Unwürdig eines Vaters wie ich bin! Alles ist am Tag. So befolgst du Beispiel und Lehre, die ich dir gab! Liebschaft mit einem gemeinen

Dieb treibst du heimlich, nennst es Verlobung! Aber du täuschest dich! Noch bin ich dein Vater! Ins Kloster steck ich dich, Dirnenmensch! Und dein Galan kommt an den Galgen!

Heinrich: Euer sinnloser Zorn wird nicht Richter in dieser Sache sein.

Geiziger: Was sag ich — Galgen! Lebendig gerädert wirst du, Dieb, Erpresser, Verführer, Mörder!

Luise: Ihr seid unmenschlich, Vater. Rechte, die Ihr habt, macht Ihr zu grausamer Gewalt über Euer Kind, und verliert im Zorne ein Urteil über den, den Ihr besser kennen lernen solltet und nicht ihn so beschimpfen wie Ihr es tut. Anders ist er, und gut. Nicht wie er Euren Augen erscheint. Ich kenne sein Herz und gab ihn darum das meine. Ihr ändert's nicht, Vater. Seid auch, was Ihr Euch nennt und wütet nicht gegen Euer eigen Blut. Sonst kehrt es sich ab von Euch, wie Ihr es von ihm tut.

Geiziger: Possen! Worte! Hier liegen Taten vor, ruchlose und nie gehörte! Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf nehmen. Ich rufe sie nur an als der vom Unrecht schwer Betroffene. Tut Eures Amtes, Herr Kommissar. Habt Ihr Handschellen bei Euch?

Heinrich: Wessen mich der wütende Mann beschuldigt, Herr Kommissar, es liegt klar zu Tag. Ob's ein Verbrechen ist, daß ich mich mit seiner mündigen Tochter ohne ihn zu fragen verlobte, das wird Eurer Entscheidung nicht schwer fallen.

Kommissar: Und der Diebstahl?

Heinrich: Welcher Diebstahl?

Kommissar: Der Kassette?

Heinrich: Welcher Kassette?

Kommisar: Die Euerm Herrn gestohlen wurde, und Aussage ist, daß Ihr sie stahlt, allein oder mit Komplicen. Ihr selber habt es zugegeben.

Heinrich: Ich die gestohlen?

Kommissar: Gestandet, den Schatz gestohlen zu haben.

Heinrich: Diesen meinte ich, — Luise, meine Braut. Vom anderen Schatz erfahr ich das erste Wort aus Eurem Munde, Herr Kommissar.

Geiziger: Er nicht? Wieso? Er nicht der Dieb? Eine Ausflucht, Herr Kommissarius! Schlagt ihn in Fesseln! Er muß ihn haben! Muß! Ihr habt's im Protokoll! Ich sah sie, hielt sie ja schon wieder, und nun auf einmal wieder fort? Das Gericht! Das Gericht! Lest's im Protokoll nach! Da drin steht, sie ist da, ist da, zur Stelle, im Haus! Wieder fort sein? Laßt ihn nicht aus den Augen, den Dieb! Fesselt ihn. Fesselt alle beide! Das ist ein abgekartetes Spiel! Mir macht man nichts weiß! Es ist abgekartet, sag ich Euch! Die beiden da haben meine Kassette gestohlen.

*

SECHSTE SZENE.

Die Vorigen. Joachim. Marianne.

Joachim (ist während des Vorigen des Geizigen aus dem Garten gekommen): Beschuldigt niemanden! Vater! Eure Truhe ist gefunden.

Geiziger: Wo, wo ist sie? Sag, wo ist sie? Laß mich nicht auf das Wort warten!

Joachim: Sogleich zur Stelle und hierher gebracht, erfüllt Ihr eine Bedingung.

Geiziger: Jede! Jede!

Joachim: Ihr willigt ein, und gebt es schriftlich mit Unterschrift Eures Namens unter ein Papier, das hier die Amtsperson aufsetzt.

Geiziger: Sie ist da, ist da! Schriftlich zu Papier —

Joachim: Daß Ihr Marianne mir zur Frau gebt, und meine Schwester Luise meinem Freund Heinrich von Wernitz.

Geiziger: Du warst der Dieb.

Joachim: Dann habt Ihr Euer Gold wieder.

Kommissar: Gold, sagt Ihr? Gold ist in der Kassette?

Joachim: Sagte ich Gold? Ich habe nicht hineingesehen, nicht, Vater?

Geiziger: Was Gold! Dummes Geschwätz!

Joachim: Nur bildlich gemeint, nicht, Vater?

Geiziger: Gold bei mir armem Mann! Und hätt ich je Gold besessen, weiß ich meine Pflicht.

Kommissar: Ihr kennt des Königs Verordnung, daß Kriegsnot den Bürger goldgeprägte Münzen dem Staatsschatz abzuliefern zwingt gegen Schein.

Geiziger (zu sich): Der andere Dieb! Der große unsichtbare, gegen den es kein Gericht — — (laut) Ich lebe und sterbe für meinen König und bin glücklich, seinen Befehlen zu gehorchen. Gold! Gold in der Kassette! Dokumente, Briefe, Briefe von Seiner Majestät darunter, ehrfürchtig aufgehoben den Enkeln und Enkelkindern, was weiter noch? Luischens erste Schühlein, erste Kinderklapper des Jungen, eine Locke von meinem seligen Weibe — — nichts als derlei heilig-liebe Dinge, dem Gemüt ein unersetzbarer Schatz, daß Ihr versteht, Herr Kommissar, wie Diebstahl solcher teuerer Kostbarkeiten einen Mann, einen armen Mann, unsinnig machen kann und rasend. Gold, mein Gott! Ist so etwas darunter, ist eine Gedenkmünze von Ahnen.

Kommissar: Sei es wie Ihr sagt. Ihr wißt die Strafe, die den trifft, der die Verordnung übertritt.

Geiziger: Was sagtest du, Joachim, soll ich nicht was unterschreiben?

Heinrich: Hier hab ich es aufgesetzt. Daß es gelte, setzt Euren Namen darunter.

Geiziger: Hierher, ihr Schurken?

Joachim: Hierher, lieber Vater. (Der Geizige unterschreibt.) Und hier daneben das Amt, — verzeiht, daß ich Euch bemühe, Herr Kommissar. (Kommissar unterschreibt.)

Marianne: Gilt's nun auch wirklich amtlich?

Kommissar: In allen Rechten ist's ausgestellt, schöne Jungfer. Herr Heinrich von Wernitz, dies Reskript von Seiner königlichen Majestät für Euch. Die Güter, die man Eurem hochseligen Vater konfiszieren mußte, da er die Waffen des Feindes trug im letzten Kriege, sind Euch in Gnaden wieder zurückerstattet für geleistete wichtige Dienste. Somit empfehl ich mich.

Geiziger: Und ich? Und ich? Wo, wo ist sie?

Kommissar (zu Joachim): Beruhigt ihn und schafft ihm die Kassette her.

Joachim (ruft): Jakob!

Jakob (schleppt die Kassette herein).

Kommissar: Die Locke Eures seligen Weibes scheint recht schwer zu wiegen. Nun, Gott befohlen. (Ab.)

*

SIEBENTE SZENE.

Die Vorigen (ohne Kommissarius und Jakob).

Geiziger (stürzt sich auf die Kassette, zieht sie ganz nach vorne links. Entledigt sich seines Rockes und wirft ihn darüber): Was schaut Ihr? Eure Blicke stehlen! Macht, daß Ihr weiterkommt!

Heinrich: Willst du zu mir, Achim, mit Marianne, unsern Kohl bauen und glücklich sein?

Joachim (schüttelt Heinrich die Hand): Lebt wohl, Vater.

Geiziger: Mach ihn nur zu deinem Verwalter, und ein Jahr wird nicht vergangen sein, dann sind deine Güter hier drinnen (er klopft auf die Kassette).

Joachim: Lebt wohl, Vater!

Geiziger: Pack dich!

Luise (auf den Geizigen zu): Vater!

Geiziger: Weg! (Die beiden Paare gehen durch den Garten ab.)

*

ACHTE SZENE.

Der Geizige (allein).

Geiziger (ruft den Abgehenden nach): Und nehmt auch noch den Hund mit! Und alles was sonst noch atmet in diesem Hause außer mir, denn es ist ein Mörderpack, unmenschlich! (Er geht und schließt die Tür in den Garten fest zu. Dann versichert er sich der beiden anderen Türen, Fenster, nimmt die Leuchter, trägt sie zur Kassette, stellt sie um sie herum auf den Boden): Mach die Lichter dunkel, meine Sonne! Mach die Lichter zu Nacht, mein Strahlendes! (Er reißt den Rock von der Kassette, stürzt sich darüber:) Herz! Herz wieder in meine Brust gesenkt! Blut wieder in meine Adern! Luft in meine Lungen! (Er schließt auf:) Mein Gold! Schatz! Geliebte, treue! Lachst mich an? Ist ja auch keiner, der dich mehr liebt, als ich! Ist einer, der dich mehr liebt als ich? Verzeih mir, ich hab dich vergraben müssen. Du weißt, der große Dieb! Aber was tut dir die dunkle Erde, deine Mutter? Du bleibst überall rein und strahlend. Gold! Gold! — Ah, da gibt es noch was, das sich die Menschen erfunden haben und das sie Geld nennen. Aber wir beide lachen darüber, ich und du, nicht? Über diese Erfindung, diesen Schein, diese Fetzen schmutzigen Papieres! Das steigt und fällt, ist oben, ist unten, und ist doch nicht. Ist doch nicht. So wie du ewig bist und hart und fest und wirklich. In dir kann man sich spiegeln, Gold, in dich kann man aus Liebe beißen, dich kann man schlagen und streicheln und du kannst lachen wie eine Geliebte! (Er klimpert mit dem Golde:) O wie du lachst! Daß du wieder bei deinem treuen Liebhaber bist, mein Schatz, mein goldener Schatz, mein blonder! Was anderes noch auf der Welt? Was anderes, an dessen Stelle du dich nicht wie eine Siegerin setzen kannst? Da laufen sie hin, die Narren, in ihrer Narrenliebe, und kommt doch ein Tag, so sicher, daß sie sich hassen! Da laufen sie ihren Lüsten nach, ihren stinkenden, auf die so sicher die Fäule fällt. Laufen Ehren nach und Würden und hegen Talente und spielen Tugend!

Wie lange? Bis du goldglänzender Schatz nahst und sie in die wahre Liebe bringst! Und du leuchtest ihnen dann aus den Augen, dein Glanz, Gold, ist ihrer Augen Glanz, und sie verzehren sich nach dir als ihrer wahren, einzigen Liebe! — Steh einer auf von Euch Menschen da unten, und sag, es wär anders!

So eß ich dich und trink ich dich, mein Gold. Leben und Sterben ist bei dir, mein Gold, mein Gold.... mein Gold....

Vorhang.

Leonhard Frank:

DER KELLNER

„Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem künftigen Zorn entrinnen werdet?
Es ist schon die Axt an die Wurzel gelegt. Darum welcher Baum nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen."

ROBERT war Servierkellner in einem Hotelrestaurant. Gewöhnlich. Blond. Und wenn er, in devoter Verbeugung erstarrt, vor dem Gaste stand und eine Bestellung entgegennahm, kroch der Gedanke durch sein Gehirn: jeder andere Beruf verträgt sich eher mit der Menschenwürde. Er war Kellner in einem deutschen Hotelrestaurant.

Auf ihn wirkte das hingeschobene Trinkgeld wie eine Ohrfeige, für die man sich bedanken mußte. Und wenn das Trinkgeld von einem Gaste kam, der ärmer als der Empfangende war, stieg aus Roberts verletzter Menschenwürde sichtbar die Verachtung empor, steigerte sich manchmal zu Rachsucht und Frechheit. Es kam vor, daß Robert solch einem Gaste das Trinkgeld zurückschob. Vornehmen Gästen Kredit zu gewähren, war ihm eine Erlösung.

Im Jahre 1894 bekam seine Frau den lange vergeblich erwarteten Sohn. Und Roberts Liebe stürzte sich auf dieses Kind. Das bekam alles: Kinderzimmer, sterilisierte Kindermilch, einen federnden Kinderwagen, einen weisslackierten Stall, Hampelmänner. Später Dampfmaschinchen, Eisenbahnen, Luftballons, Trommeln, Säbel, Schießgewehrchen, Bleisoldaten. Später ein Spazierstöckchen, einen Matrosenanzug mit einer

Mütze, auf der stand „S. M. S. Hohenzollern", einen rindledernen Bücherranzen, eine Rechenmaschine mit roten und weißen Kugeln, einen polierten Griffelkasten.

Der Sohn bekam Geigenstunden, mußte Klavierspielen lernen. Und durfte das Gymnasium besuchen. Er sollte studieren. Nicht Kellner werden. Schon mit zehn Jahren besaß der Sohn ein Fahrrad. Und gehörte mit zwölf Jahren der patriotischen Jugendvereinigung an.

Roberts Leben erschöpfte sich im Dasein des Sohnes. Und der Satz: jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, war ihm zur Weltanschauung geworden. Robert flog, die Bestellungen auszuführen, verbeugte sich, dankte fürs Trinkgeld, verbeugte sich, dankte, sparte, scharrte zusammen, rechnete, strebte, wurde Zimmerkellner, dann Oberkellner, wies heimlichen Liebespärchen stille Zimmer an für ein paar Stunden, drückte Augen zu, sank in einen Abgrund der Liebe für seinen Sohn, schickte ihn auf die Universität, bekam graue Haare, war selig im Dienen, selig in seinem Sohne, besaß hundert Photographien von ihm, hatte die Kinderkleidchen aufgehoben, das Spielzeug: die Säbelchen, die Gewehrchen, die Bleisoldaten. Das Mützchen, auf dem stand „S. M. S. Hohenzollern".

Der Sohn war zwanzig Jahre alt. Er bekam die Einberufung an einem Dienstag, bekam ein halbes Jahr später das eiserne Kreuz.

Und im Sommer 1916 bekam Robert die Nachricht, daß sein Sohn gefallen war. Auf dem Felde der Ehre.

Eine Welt war erschlagen.

Der Erschlagene las immer wieder: „Gefallen auf dem Felde der Ehre". Den Zettel trug er bei sich in der Brieftasche, zwischen den Banknoten. Er las ihn, wenn ein Fremder kam und ein Zimmer verlangte, wenn er an der Billardecke stand und Bestellungen erwartete, wenn er, von der Glocke gerufen, den langen Gang hinter lief, las ihn, bevor er das Zimmer betrat und nachdem er, die bezahlte Rechnung und das Trinkgeld in der Hand, das Zimmer wieder verlassen hatte. Er las ihn in der Küche, im Weinkeller, auf dem Klosett. „Gefallen auf dem

Felde der Ehre." Ehre. Das war ein Wort und bestand aus vier Buchstaben. Vier Buchstaben, die zusammen eine Lüge bildeten von solch höllischer Macht, dass ein ganzes Volk an diese vier Buchstaben angespannt und von sich selbst in ungeheuerlichstes Leid hineingezogen hatte werden können.

Das Feld der Ehre war nicht sichtbar, nicht vorstellbar, war Robert nicht begreifbar. Das war kein Feld, kein Acker, war keine Fläche, war nicht Nebel und nicht Luft. Es war das absolute Nichts. Und daran sollte er sich halten. Sein ganzes Leben lang. Hinter ihm lag nichts und vor ihm lag nichts. Robert stand in der Mitte auf dem Nichts.

Seine Hände servierten, quittierten, empfingen Trinkgelder. Wofür? Es gab keine Banknoten mehr. Und sein Sparkassenbuch war für ihn das Feld der Ehre. Und das Feld der Ehre war nicht begreifbar.

Robert gab die besten Zimmer auf Wunsch um die Hälfte des festgesetzten Preises ab, gab noch einen Salon dazu, ein Badezimmer. Wurde zum Servierkellner degradiert. Gab im Restaurant ohne Wiederstreben die teueren Speisen und Weine billiger ab, wenn den Gästen die Rechnung zu hoch erschien. Wurde daraufhin nur noch zur Mithilfe herangezogen, wenn im großen Hotelsaale ein Fest, eine Versammlung war.

Gab es etwas Gleichgültigeres, als aus der Lebensstellung verdrängt worden zu sein? Das alles war nur das Feld der Ehre. War ein vollkommenes Nichts.

Oft fand er sich in seines Sohnes Zimmer, wo er während des Krieges die Photographien, Kinderkleidchen, Säbelchen, Trommelchen, Gewehrchen, Bleisoldaten zusammengetragen hatte, und empfand nichts beim Betrachten dieser vergilbten und verkratzten Überbleibsel, ging, automatisch wie er eingetreten war, wieder hinaus.

Dieser Zustand, in dem Robert sich nur noch wie eine Maschine bewegte, dauerte wochenlang, bis eines Tages der Mensch in ihm die Kraft fand, sich dem Schmerze zu stellen. Seiner Hand entfiel die Photographie des Söhnchens — in Infanterieuniform, mit präsentiertem Gewehrchen — und

Robert sauste, von einem Dampfhammerschlag getroffen, hinunter in den Abgrund, das Herz blossgelegt dem Schmerze und der Liebe. Robert schrie. Nur einmal. Und ganz kurz.

Von etwas Unnennbarem berührt, wich er der Erlösung, die im Schmerze liegt, aus.

Und als seine Frau ihn trösten wollte mit den Worten, die sie von dem unter dem gleichen Leide stehenden Kolonialwarenhändler, Bäcker, von der Nachbarin übernommen hatte: jetzt müsse man sich halt damit abfinden, schrak sie zurück vor Roberts gefährlich blickenden Augen und schwieg fernerhin.

Auch Robert schwieg, tat die Arbeit, die man ihm zuwies. Und da man ihn, der wiederholt Gäste fortlaufen ließ, ohne daß sie bezahlt hatten, nur noch als Wasserträger im Hotelcafé verwenden wollte, erklärte er sich auch hierzu bereit.

Robert wußte, daß etwas geschehen werde. Deshalb ertrug er weiter diese gefährliche Ruhe. Denn wie konnte es möglich sein, daß nichts geschah durch ihn, der nichts mehr verlieren konnte, da er alles schon verloren hatte? Der von einer dünnen Kellnerhaut überzogen war, unter welcher der Mensch schrie, entsetzlich lautlos der Schmerz, die Liebe schrie? Durch den geringsten Anlaß konnte die Haut zerspringen. Dann stieg der Schrei.

Die Kindergewehrchen und Säbelchen hatte er sich aus den Augen hinüber ins Hotel getragen und hinter das Klavier gesteckt. Denn wenn er dieses Spielzeug nur anblickte, brannte ihn die Schuld. Aber wenn er einen mit dem Kriegsorden verzierten Leutnant bediente, zitterten seine Hände nicht.

Und als eines Tages ein patriotischer Jugendverein — halbwüchsige Jungen unter Gewehr — die Straße herauf und am Hotel vorbei das Lied trugen „Kann dir die Hand nicht reichen, dieweil ich eben lad..." fraß sich das Schuldbewußtsein glühend in Robert hinein. Denn auch er hatte seinem Sohne solche Lieder gelehrt und lehren lassen und voll Vaterstolz ihm zugehört.

In wilder Spannung stand er unterm Hotelportal und fühlte, daß sein Sprung auf die vorbeimarschierenden, schlecht beratenen Jünglinge ein Sprung in die Luft sein würde. Denn

hinter den Jünglingen und hinter dem Kampfliede stand etwas, das nicht zu greifen war: ein unsichtbarer, unkörperlicher Gegner. Gott hielt ihn zurück vor dem Sprunge. Gott hob ihn auf für die Minute, da der Feind greifbar werden würde, fühlte Robert.

Und eines Tages hatte er den Feind, der im Menschen selbst und nicht außer ihm ist, so scharf erkannt, daß seine Augen die eines schuldbewußten Mörders wurden. Da geschah es, daß Tränen wilden Zornes ihm hinter die Augen traten, wenn er ein Mädchen sah, das ihren Bräutigam, eine Frau, die ihren Mann, ein Elternpaar, das seinen Sohn verloren hatte und doch lächeln und wie immer das Glas Bier bestellen konnte.

Einer Mutter, der ihre Stütze fürs Alter, ihre Hoffnung, der Zentralpunkt all ihrer Liebe — ihr einziger Sohn zerstampft worden war auf dem Felde der Ehre und die zu Robert sagte, jetzt muß man sich halt damit abfinden, griff er wild an den Hals. Gott strich über des Kellners Hände und legte seine plötzlich von Liebe durchbebten Finger der Mutter sanft auf die Schulter. Denn nicht die Frau war schuld, nicht sie war der Feind und nicht ihre Worte, sondern das, was hinter den Worten stand. Und das war etwas, was nicht da war. Es war das Nichtvorhandensein der Liebe.

Das mörderische Schuldbewußtsein brannte die kleine Vaterliebe weg, so daß das Urgefühl der großen Liebe aufstehen konnte in ihm.

In tiefster Demut, in deren Mittelpunkt die unbesiegbare Kraft der Liebe stand, verrichtete er die Arbeit des Pikkolos, trug den Gästen Wasser zu, spülte Gläser aus, ging, als die Glocke ihn rief, in den großen Hotelsaal.

Schlosser, Maurer, Schreiner, Spengler, Tapezierer, Glaser, zerarbeitete Männer, die haarigen, abschreckend häßlichen Tieren mit Menschenaugen glichen, füllten den großen Hotelsaal: die Bauarbeitervereinigung hielt ihre Jahresversammlung ab.

Robert brachte dem Redner, der auf dem Podium stand, eine Flasche voll Wasser und hörte, ans Klavier gelehnt, hinter dem die Säbelchen und Schießgewehrchen steckten, dem Redner zu.

Der erklärte, daß Unterstützungsgelder an arbeitslose und kranke Mitglieder dieses Jahr nicht ausbezahlt werden könnten. Denn es seien so gut wie keine Beiträge eingelaufen. Zudem habe man den Mitgliedern, die im Felde standen — und die gingen allen andern vor — fortlaufend Unterstützungsgelder geschickt. „Die Reserven sind aufgebraucht. Die Kasse ist leer." Es frage sich nun, ob die Mitglieder, die noch gesund seien und Verdienst hätten, über ihren Beitrag hinaus zusammensteuern wollten für die kranken und arbeitslosen Mitglieder. Wenn nicht, dann bleibe nur noch übrig, die seit fünfzig Jahren bestehende Bauarbeitervereinigung samt der Krankenunterstützungskasse aufzulösen. „Sozusagen den Konkurs anzumelden."

Siebenhundert Augenpaare von siebenhundert dumpf schweigenden Menschen blickten ratlos auf den Redner. Die Frauen, deren Küchentöpfe leer waren, und die Frauen, deren Männer im Felde standen oder schon gefallen waren, hatten rotgefleckte Wangen bekommen. Die Eisenplatte, die seit zwei Jahren über ganz Europa lag, lag sichtbar auch über diesen siebenhundert in Leid und Not verkrampften Lasttieren.

Ein kleiner Junge hatte das Kinderschießgewehr hinterm Klavier, das auf dem Podium stand, vorgezogen und zielte, den Schaft an der grauen Backe, hinunter auf die siebenhundert reglosen Männer und Frauen. Alle blickten auf das Loch des Rohrlaufes aus Weißblech. Und draußen standen, den Gewehrschaft an der Backe, in Schuld und Sünde Millionen Menschen gegenüber Millionen Menschen, die in Schuld und Sünde standen.

Da tat Robert den Sprung. Es war ein ganz langsamer Sprung. Er ging traumwandlerisch sicher auf den Jungen zu, nahm ihm das Spielzeug von der Backe weg und trat vor, bis an den Rand des Podiums.

Und während der Redner Wasser trank und seine Abrechnungslisten zurechtlegte, sagte Robert:

„Das hier ist ein Schießgewehr. Das habe ich... ich selbst habe das meinem Jungen gekauft. Damit hat er gespielt. Damit

hat er sich unmerklich die Liebe aus seinem Herzen hinausgespielt. Damit hat er schießen gelernt. Ich habe ihm das Schießen, habe ihm das Morden gelehrt. Mein Sohn ist gefallen. Er ist tot. Ich bin sein Mörder... Vaterstolz, Ruhmsucht, Gedankenlosigkeit und Gewohnheit haben mich zum Mörder werden lassen. Und doch habe ich nur getan, was auch ihr getan habt. Auch von euch hat mancher seinen Sohn... verloren."

Robert hieb das Gewehrchen gegen die Knie und legte die zwei Stücke ruhig zu seinen Füßen nieder. „Das hätte ich vor fünfzehn Jahren tun müßen... Habt ihr es getan?... Also seid auch ihr Mörder."

„Unsere Männer und unsere Söhne erschießen Männer und Söhne. Und jene Männer und Söhne erschießen unsere Männer und Söhne. Und jeder Daheimgebliebene hofft: mein Mann, mein Sohn kommt zurück. Mögen die anderen fallen und sterben."

„Solches kann nur ein Wahnsinniger wünschen... Ich frage euch; ist der kein Mörder, der ein unschuldiges Kind so erzieht, daß es erst zum Mörder werden muß, bevor es selbst ermordet wird? Wird der so erzogene Unschuldige, wenn er einen gleichfalls schlechtberatenen Unschuldigen erschießt, nicht zum Mörder? Es gibt heute in Europa keinen Menschen mehr, der nicht ein Mörder ist!... Wir sind verblendet und Mörder, weil wir den Gegner außer uns suchen und zu finden glaubten. Nicht der Engländer, Franzose, Russe und für diese nicht der Deutsche, sondern in uns selbst ist der Feind. Und wir stempeln deshalb andere Menschen zum Feind, weil der tatsächliche Feind in uns etwas ist, das nicht da ist. Das Nichtvorhandensein der Liebe ist der Feind und die Ursache aller Kriege. Ganz Europa weint, weil ganz Europa nicht mehr lieben kann. Ganz Europa ist wahnsinnig, weil es nicht lieben kann."

„Oder ist es nicht Wahnsinn, wenn ihr euch freut über die Notiz: zweitausend französische Leichen lagen vor unserer Linie? Ist die Einwohnerschaft von Paris nicht wahnsinnig, wenn sie sich freut über die Notiz: zweitausend deutsche Leichen lagen vor unserer Linie?"

„Wir schreien vor Schmerz oder die Augen bleiben trocken vor Schmerz, wenn unser Sohn fällt. Solange wir nicht ebenso vor Schmerz schreien, wenn ein Franzose fällt, lieben wir nicht. Solange wir nicht fühlen: ein Mensch, der uns nichts getan hat, fiel und starb, so lange sind wir Wahnsinnige. Denn dieser Mensch, der fiel und starb, hat eine Mutter, einen Vater, eine Frau, die vor Schmerz schreien. Ist ein Mensch. Wollte so gerne leben. Und mußte sterben. Wofür? Warum? Er mußte sterben, weil er nicht liebte. Und wir, seine Mörder, ließen ihn sterben, weil wir nicht liebten."

Robert machte während des Sprechens ganz kleine Bewegungen mit der Hand, daß die weiße Serviette baumelte. Es war so schwer, auch den anderen mitzuteilen, was man selbst fühlte und erkannt hatte. Und dabei war das Ganze doch so einfach, so selbstverständlich. Aber die Menschen hatten sich von der Selbstverständlichkeit weggestellt. Sie hatten die Liebe einfach vergessen, wie man seinen Schirm stehen läßt.

„Man braucht ja nur zu lieben, dann fällt kein Schuß mehr. Dann ist der Friede da. Kinder sind wir dann auf unserer Erde... Der ganze Erdteil weint. Daran merkt man doch, daß der Erdteil fähig ist zur Liebe. Ganz hoffnungslos wäre erst dann alles, wenn Europa lachen würde, weil ganz Europa blutet. Aber es gibt kein Haus in Europa, in dem nicht die Tränen fließen. Das ist die Liebe, die aus den Menschenaugen heraus weint, weil sie vertrieben worden ist aus den Herzen der Menschen."

„Was tut ihr, wenn jetzt im Augenblick ein euch fremder Mensch in den Saal hereintritt und einem von euch, den er nie gesehen hat, das Bajonett in den Leib stößt? Ihr würdet den Wahnsinnigen nicht begreifen. Genau dasselbe tun eure Männer und Söhne; auch sie stoßen Männern und Söhnen, die sie nie gesehen haben, das Bajonett in den Leib, daß der Durchstoßene aufschreit, sich krümmt und fällt. Was hat er eurem Sohne getan? Und was hat euer Sohn dem getan, der ihm das Bajonett in den Leib stieß?... Habt ihr euch schon einmal vorgestellt, auf welche Weise euer junger Sohn, der so gerne, ach so gerne noch hätte leben mögen, sterben mußte?... Mädchen,

vergegenwärtige dir den letzten Blick deines Bräutigams, der verwundet, dürstend sechs Stunden lang in der Sommerhitze im Stacheldraht hing. Stelle dir seinen letzten, furchtbar langen Blick vor."

„Frau," sagte Robert zu einer Erbleichenden, leise, daß es alle Siebenhundert hörten, „was hat dein Mann, den du liebtest, der dir Brot und Kinder gab, dem getan, der ihm das Bajonett in den Leib stieß?"

Die Frau wimmerte, ihr Kopf sank dem neben ihr Sitzenden auf die Schulter.

„Die Menschen sind wahnsinnig, wirklich und wahrhaftig wahnsinnig, weil sie die Liebe vergessen haben. Und weil sie die Liebe vergessen haben, glauben sie, es müße alles so sein, wie es ist. Unser Volk, wie wir es sehen, besteht nur noch aus Krüppeln und elend aussehenden Kindern und Greisen. Wenn man jetzt noch die Arme und Beine, die losgetrennten Menschenköpfe, die Millionen zerrissenen Leichen, unter denen auch eure Söhne und Männer sind, von den Schlachtfeldern holen und auf eure Straßen werfen würde, euch vor die Augen, würdet ihr auch dann noch sagen, man muß sich halt damit abfinden? Oder würdet ihr endlich hinknien, bereit zum Lieben, was auch dabei herauskomme? Würdet ihr dann endlich sagen: ich will nicht leben, wenn ich nicht lieben darf? Würdet ihr einsehen, daß diejenigen, die euch das Lieben verbieten, Feinde sind? Feinde des Menschen. Volksfeinde! Seht ihr nicht die Berge von zerrissenen Menschenleibern? Sie liegen auf euren Straßen, daß kein Wagen mehr fahren kann und ihr keinen Schritt mehr machen könnt. Eure Söhne! Eure Söhne! Eure Männer! Väter! Blutig! Zerrissen! Unkenntlich!"

Ein Schrei stieg aus der Saalmitte empor. Hinten beim Saaleingang erklang ein tierisches Stöhnen. Einem alten Manne fiel die Stirn in die Hand. Ein Mädchen verließ die Stuhlreihen; sie hatte große Augen bekommen und stürzte in die Knie.

„Wir dürfen uns nicht länger belügen und sagen: der Zar, der Kaiser, der Engländer ist schuld." Robert legte langsam die Hand mit der Serviette an die Brust: „Ich bin schuld. Und

du bist schuld. Und du und du, nicht mehr und nicht weniger als der Zar, der Engländer, der Kaiser und der Milliardär. Denn auch die nur hatten, ebenso wie wir, die Liebe vergessen. Nehmt die Schuld auf euch, damit ihr der Liebe wieder teilhaftig werden könnt. Denn nur, wer hier sich schuldig fühlt, kann entsündigt werden und wieder lieben."

„Und jetzt wisset: die Liebe trägt in sich ein hartes Gebot. Die Liebe sagt: wer nicht liebt ist schuldig und böse und soll weichen, damit der Liebe auf Erden keine Schranken mehr gesetzt werden können. Wir wollen fallen und sterben dafür, daß der Liebe die Regierung Europas übergeben werde."

Die Menschengesichter unten im Saale waren aufgelöst.

Weitersprechend stieg Robert vom Podium herunter. Alle waren aufgestanden, drängten ihm nach.

„Das Gebot der Liebe ist: wer sich nicht schuldig fühlt, die Schuld nicht auf sich nimmt, liebt nicht, ist unser Feind und muß weichen. Das ist Gesetz. Neues Gesetz! Ihr, die ihr nichts mehr verlieren könnt, da ihr alles schon verloren habt..."

Roberts Worte gingen unter in den hundertstimmig wiederholten Worten: „Alles verloren! Wir haben nichts mehr zu verlieren! Wir, die wir nichts mehr zu verlieren haben... Nichts! Nichts!

Die Nachricht hatte sich schon verbreitet, als sie durch die Straßen zogen. Voran der Kellner, ohne Hut, im schmierigen Smoking, die Serviette in der Hand. „Die wollen Frieden machen. Die wollen Frieden machen."

Verkäuferinnen — verwaiste Bräute — verließen den Ladentisch und schlossen sich an. Zwei Schaufensterreiniger — alte Männer — ließen die Leiter stehen und schlossen sich an. Der Wagenführer der Elektrischen hörte das Wort „Friede", erstarrte und sprang vom Wagen herunter, schloß sich an. Die Fahrgäste schlossen sich an. In wenigen Minuten hatte sich die Menge verdreifacht. Und verzehnfachte sich, als Robert, auf dem Platze angelangt, auf der Brunnenschale stand und sprach. Sein Mund zeichnete den letzten Satz in meterhohen Buchstaben an den Himmel: „Es ist schon die Axt an die Wurzel ge-

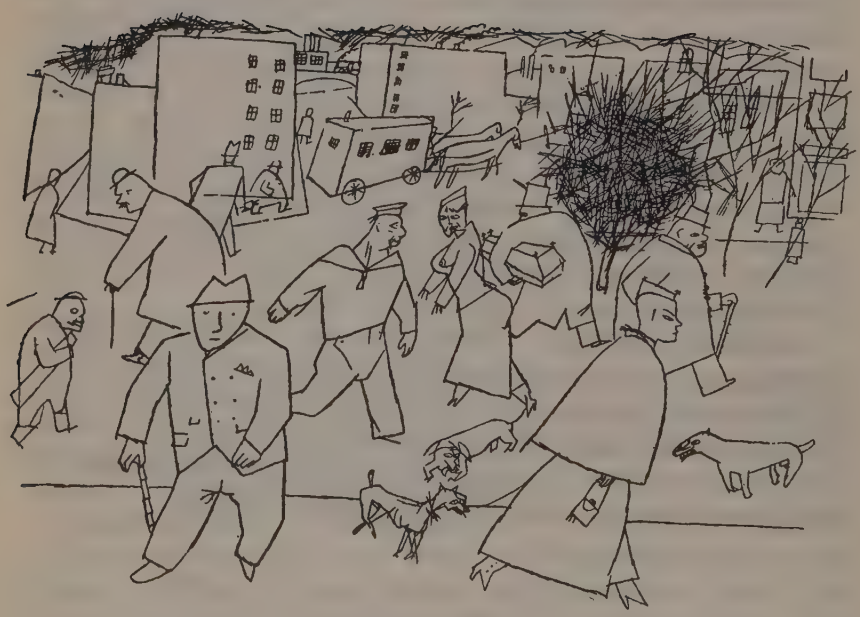
legt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen."

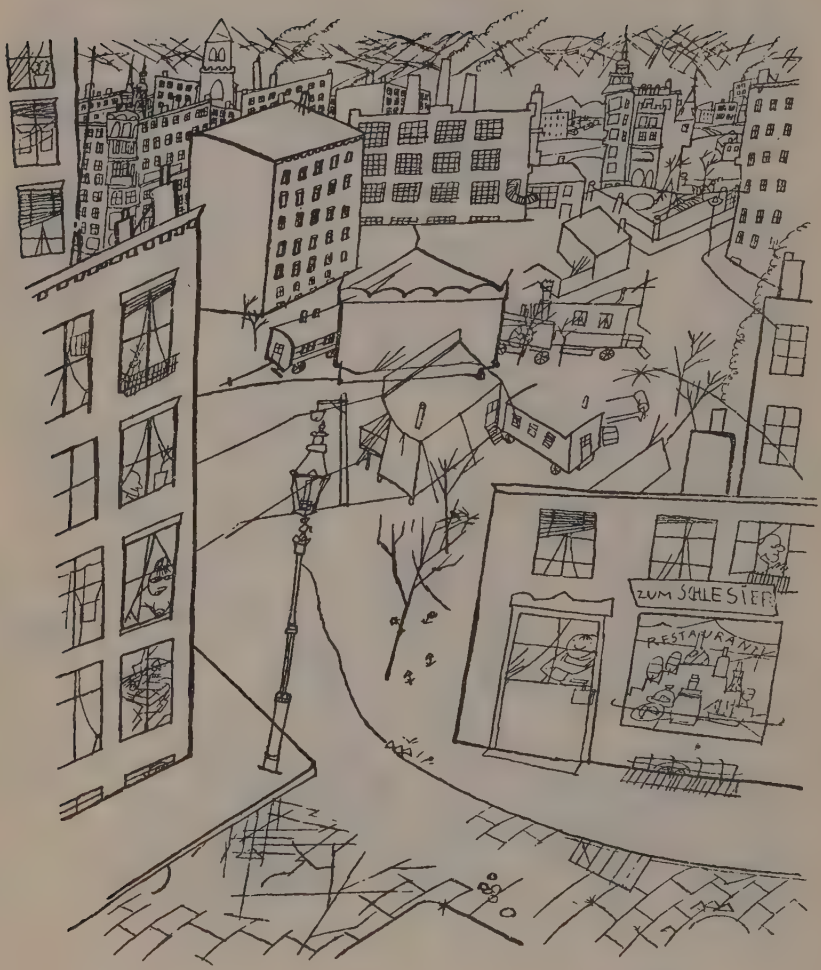
Eine junge Frau stand da und tat nichts als lächeln und „Friede" sagen. Reisende, die vom Bahnhof kamen, vergaßen alles und schlossen sich an, als die Menge weiterzog. Flammend. Schnell. Entzündet vom Glauben. Eine Schar Urlauber, feldmarschmäßig ausgerüstet, das Gewehr quer über dem Rücken und das Grauen des Schlachtfeldes in den Augen, schloß sich an. Alte Mütterchen kamen kaum mit. Kinder bekamen schmale Gesichter vor Staunen und ahnten das Große. Ein alter Polizeiwachtmeister mit grauem Spitzbart, das Trauerband am rechten Arm, bekam fanatische Augen und schloß sich an. Menschen, die dem Zug entgegenkamen, machten kehrt, vom Feuer ergriffen. Radfahrer sausten durch die Straßen. „Die wollen Friede machen!" Die Wirtshäuser entleerten sich. Werkstätten, Baustellen entleerten sich. Transmissionen standen still. Eine Abteilung Soldaten unter Gewehr wurde mitgerissen. Gesänge der Liebe ertönten im Marschtempo. Kranke stiegen aus den Betten, schleppten sich ans Fenster. Kilometerlange Linien von Frauen, schräg bewegt, trieben aufeinander zu, stießen zum Zuge.

Ein Zwanzigjähriger — Fanatismus und Geist auf der Stirn — sprang aus einer menschengefüllten Seitengasse heraus, auf den Kellner zu, küßte ihn. Und sein heißer Blick öffnete die Herzen. Die ganze Stadt war aufgestanden und schrie ein Wort. Friede. Das so gesprochene Wort wurde zu vieltausendstimmigem, gewaltigem Gesange. Alle Kirchenglocken läuteten.

Georg Groß:

SIEBEN ZEICHNUNGEN




ZUM SCHLESIER
RESTAURANT

STORE
SALOON

Theodor Däubler:

GEORG GROSZ

ER ist vorläufig Zeichner und futuristischer Schriftsteller: das ist bei ihm alles eins. Seine Handschrift bezeugt's: diese exotische Buchstabenmalerei drückt sein Wesen sehr ausdrücklich aus. Er wird demnächst auch Maler sein!

Ob Groß seinen Namen unterzeichnet, den Rauch einer Esse verschlängelt, ein Abenteuergesicht mit Tätowierungen bedeckt, immer der gleiche Zug. Mit Fliegen, Spinnen, anderm Teufelsgezücht bezeichnet, stempelt er Verbrechergesichter, Kitschkasernen, Eisenbahntunnels. Seine Buchstaben sind aber auch eine Art von Insekten, Vielfüßlern; ja sogar Käfer findet man drunter, zumal beim großen G in seinem Namen Georg Groß,

Die Zeichnungen sind sehr voll: er füllt sie aber nicht eigentlich aus, viel eher bespannt er sie mit Linien, mit Drähten. Etwas vom Telegraphen- und Telephonnetz haben alle seine Schöpfungen: in einigen, zumeist Berliner oder New Yorker Großstadterlebnissen, hebt er diese Eigenart ganz besonders und bewußt hervor.

Wir können ohne Zaudern drahten: Georg Groß augenblicklich das futuristische Temperament von Berlin.

Er ist niemals elegisch: seine Cowboy-Romantik, die Himmelkratzersehnsucht hat sich in Berlin ein vollkommnes Wildwest zur Tatsache gemacht: er zeichnet nämlich nicht, was er nicht besitzt; die Gegenstände, die um seinen Schreibtisch, seine Staffelei stehn, verschwinden, wenn er pathetisch anhebt: Niggertänze in Hoboken oder großes Affen-Schauturnen im

Urwald. Man kann sich eigentlich kein ernsteres Künstlerleben vorstellen, als beim Zeichner Groß. Der Schriftsteller ist noch nicht so Vollblut wie der Bildner, da hängt die Anschauung faktisch oft in der Luft; er fühlt es und lacht über die Dame auf dem Trapez im Wintergarten. Er wird sich nie über sich selber ärgern. Er ist der Zeichner Groß!

Seine Vorstellung der Großstadt ist eigentlich apokalyptisch: er gibt von ihr etwas Kosmisches, vielleicht Meteorhaftes. Leichenwagen tauchen auf, die Häuser sind geometrisch, nackt, wie kurz nach einer Beschießung. Schnellbahnen überstürzen sich, wie ein Gewitter zittern sie blitzschnell herein und sind wieder weg. Die Menschen, meistens bloß der Ausdruck ihrer Gier, mit zerhagelten Gesichtern, sind bestürzt; einer über den andern! Oder sie können nicht weiter: die Passage ist versperrt. Ein Leichenwagen. Die Sonne wird genau sichtbar: eine stürzende Kugel! Er bringt überall Sternchen an, auch beim blossen Schreiben, rhythmisch verbundne, wie bei einem Sternfeuerwerk. Oder davonfliegende: auf dem Sternbanner! Auch die Streifen auf dem Unionjacht sind ihm künstlerisches Erlebnis. Sie geben in ihrem Geflatter fast die musikalische Note für die daherknatternden Züge auf Eisenbahnbrücken an. Sein Wesen sagt: durch die Stadt streifen. Zu einem letzten tätowierten Indianermädchen abschweifen: ihr Körper ist mit Streifen und Striemen bedeckt.

Ein Café. Die Leute in Ruhe: die innerste Natur besinnt sich ihrer Entsetzlichkeit. Spieler ringsum: irgend einer wird durch Selbstmord enden: welcher? Alle sind des Verbrechens verdächtig. Nur keinen von der Möglichkeit, es zu begehn, freisprechen! Alle sind angeklagt. Der Billardtisch wirkt wie ein Sarg. Die elektrischen Lampen scheinen böse Spinnen mit stechenden Strahlenbündeln.

Wenn Groß die Menschen oft summarisch, fast abstrakt, zeichnet, so wirken Türklinken, Wasserhähne, Bogenlampen häufig ausgesprochen menschlich-körperlich. Eigentümliche Beziehungen zu Geschlechtsteilen werden offenbar, die Dinge wirken aber dadurch unheimlich logisch, scheinen wärmer und

besser zu sein, als die Menschen; allerdings diese Leute bei Groß sind zynisch, kaltblütig, unangenehme Patrone.

Aber er hat auch eine friedliche Rheinlandschaft gemalt. Friedlich wie eine Uhr. Denn alles bewegt sich auf der Zeichnung. Ein Ruinenberg mit geduldigem Gesichtsausdruck speit seinen D-Zug aus dem Tunnelmaul, die Nase erkennt man an einer vereinzelten Tanne; sie ist eigentlich eine Nasenwarze. Die Rheindampfer gischten durch die Flut bei der Pfalz auf einer Insel vorbei. Der Himmel ist wunderbar voll. Fast überladen: Ballons, Luftschiffe, eine Sonne, Wolken, alles schwirrt dahin, aber diese schnurrigen Dinge sind so rhythmisch angebracht, richtig in die Landschaft eingezeichnet, daß sie uns einen beinah tarifmäßigen, jedenfalls fahrplanartigen Eindruck machen. In der Ordnung liegt der Friede dieser bewegten Stunde.

Groß hat auch die alte und neue Zeit auf einer Fläche in Einklang gebracht. Ein Mensch von einer unerhörten Mischrasse steht mit Revolver und Beil in der Mitte, ganz korrekt ist das Bild komponiert. Wie beim Rhein die neue Landschaft sich auf die alte gesetzt hat, so stehn hier die zwei Zeiten nebeneinander, auch friedlich. Die alte Kirche ist kaum sichtbar in ihrer zierlichen Kleinheit zwischen Kasernen und Schulen hineingeengt. Sie macht sich aber hörbar, ihre großen Glocken läuten, läuten noch immer, ja immer stärker. Schiffe schrillen jedoch noch vernehmbarer vorbei, Industrieanlagen verschieben die Geometrien der Rebenhügel. Der Neuling hat einen Revolver: das ist starke Ausdruckskunst, so ein Revolver wirkt als Symbol eines Beschlusses, sich durch die Widerstände Bahn zu brechen, hindurchzufeuern. Der Revolver ist bei Groß sehr deutlich das Sinnbild männlicher Kraft und Fruchtbarkeit.

Das Leben war niemals so bunt wie jetzt: Groß liebt die Renaissancehäuser aus den Gründerjahren mit Wellblechkuppeln. Unten ist ein Unternehmen nagelneu eingerichtet worden, der Leichenwagen zieht grade vorbei, man kann aber durch sein Schwarzgehänge blitzschnell ablesen, was auf dem Riesenfenster blitzt und blinkt: Restaurant. Abends kommen dort

die Bierphilister zusammen; um sie an das Lokal zu gewöhnen, werden vorderhand Negertänze aufgeführt, die schwarzen Grimassen auf den schwarzen Gentlemananzug ausgedehnt. Beine spreizen sich, Arme sind ins Unbestimmte gereckt, eine groteske Tanzkreuzigung; alles das schwarze Zeug gibt uns aber Groß durch Weißverwirkung! Eine Uhr hängt drin irgendwo, sie nimmt einen gespenstig halbbewußten Ausdruck an. Das Getriebe ringsum imponiert ihr nicht, zur Stunde eines Selbstmordes im Hause wird sie da unten im Getrubel unbemerkt stehn bleiben. Erst morgen wird man wissen, was geschehn ist. Dann fährt der Leichenwagen vor. Er wird vor dem prunkvollen Stockgebäude halten.

In einem Akt, den er zeichnete, gibt Groß seine Wehmut, seine Sehnsucht nach New York, von Berlin aus, hinein ins tiefste Berlin, wieder. Das entkleidete Modell hat den Ausdruck seiner Augen. Er wußte es wohl, als er solches schuf.

GLOSSEN

Kontrolle der auswärtigen Politik im Auslande.

In der inneren Politik hat sich seit dem Zeitalter der französischen Revolution fast bei allen zivilisierten Staaten das Recht der Volksvertreter Geltung verschafft, in alle Zweige des innerstaatlichen Lebens hineinzuleuchten, auf Abhilfe oder Besserung zu drängen, wo sie auf Mißstände stoßen, und bei jeder Gelegenheit von der Regierung Aufschlüsse zu verlangen. Die auswärtige Politik dagegen wird noch vielfach als etwas ganz Besonderes behandelt. Hier gelten in vielen, selbst sonst fortgeschrittenen Staatswesen noch die Regeln des Absolutismus. Dem Volke wird ein Halt geboten, wenn es auch auf diesem Gebiete sein Aufsichtsrecht ausüben will. Die auswärtige Politik wird als eine Art Geheimkunst behandelt, die wohl fremde Regierungen angeht, woran das eigene Volk jedoch nicht zu rühren hat.

Und doch hängt gerade von der Führung der auswärtigen Politik viel mehr das Wohl und Wehe der gesamten Bevölkerung ab, als von allen innern Ressorts zusammengenommen. Schon vor beinahe fünfzig Jahren hat Constantin Frantz in seinem bekannten Buch über die Weltpolitik eingehend begründet, daß die auswärtige Politik eine „äußerst innere" Angelegenheit der Nationen ist. Wird doch durch die auswärtigen Verhältnisse hauptsächlich das gesamte Militärwesen eines Staates bedingt. Die stehenden Heere beeinflussen im höchsten Grade das ganze Steuerwesen, was wiederum in alle wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse eines Volkes eingreift. Das durch die auswärtige Politik bedingte Militärwesen drückt schließlich der ganzen Staatsordnung seinen Stempel auf. Je militärischer sich ein Staat entwickelt, um so geringer werden die politischen Freiheiten. Militarismus drängt seiner Essenz nach auf Zentralisation und Absolutismus. Aus der auswärtigen Politik entspringen die Kriege, welche die Existenz selbst der Völker gefährden und jedenfalls deren Einsatz an Blut und Gut heischen. Aus den Kriegen stammt der größte Teil der Schulden des Staates, und diese Lasten zehren oft auf Generationen hinaus an dem Marke der Nationen.

Bei dieser ungeheuren Wichtigkeit der auswärtigen Politik für die Freiheit und Wohlfahrt der Völker ist es mit Freuden zu begrüßen, daß auch in Deutschland die Volksvertretung sich rührt und Einfluß auf die Führung der auswärtigen Geschäfte zu gewinnen versucht. Es dürfte daher am Platze und nützlich sein, die

Einrichtungen zu betrachten, die in dieser Beziehung in einigen wirklich parlamentarisch regierten Staaten bereits bestehen:

In *England* hat das Kabinett gewohnheitsgemäß die früheren Prärogativen der Krone bei der Führung der auswärtigen Geschäfte übernommen mit verhältnismäßig geringer Einmischung des Parlamentes. Nur einmal im Jahre wird im Unterhause die auswärtige Politik bei der Beratung über das auswärtige Budget eingehender besprochen. Dafür haben die Abgeordneten allerdings ein weitgehendes Fragerecht. Die dem Fragesteller durch den Vertreter des Auswärtigen Amts erteilten Antworten sind aber oft sehr diplomatischer Natur, so daß man daraus nicht viel entnehmen kann.

Schon vor dem Weltkrieg verlangte daher ein Teil der englischen öffentlichen Meinung mehr Kontrolle in auswärtigen Angelegenheiten. Jetzt ist es besonders der frühere Diplomat Arthur Ponsoby, Mitglied des Parlamentes, der in Wort und Schrift für die Schaffung eines ständigen Parlamentsausschusses zur Kontrollierung der auswärtigen Politik eintritt. Seiner Initiative verdankt England die Gründung der „Union of Democratic Control", welche nicht nur die Kontrollierung, sondern auch die Demokratisierung der Diplomatie erstrebt.

Wenn es scheinen möchte, als ob das englische Volk in der auswärtigen Politik bisher nicht viel Einfluß gehabt hätte, so darf nicht außer acht gelassen werden, daß in diesem Lande keine bürokratische Regierung besteht, sondern, daß die Regierunggeschäfte abwechselnd von zwei großen Parteien geführt werden. Die jeweilige Oppositionspartei übt allein durch ihr Dasein eine beständige Kontrolle darüber aus, daß die auswärtigen Geschäfte den allgemeinen Volksinteressen entsprechend geführt werden. In dem Augenblick, wo die Ansicht des Kabinettes mit der Meinung der Mehrheit nicht mehr übereinstimmt, hat das Parlament zudem ja das Recht, dieses Kabinett durch ein Mißtrauensvotum zu beseitigen.

Während des Krieges hat England als Neuerung die Abhaltung von Geheimsitzungen des Parlamentes eingeführt und dadurch ein vortreffliches Mittel gefunden, in vertraulicher Weise die Volksvertretung auch über die Führung der auswärtigen Politik zu unterrichten.

Das Haus der Lords beschäftigt sich viel häufiger mit der auswärtigen Politik als das Unterhaus. Die Debatten im Oberhaus sind wirkungsvoller, weil hier eine viel größere Anzahl Männer sitzt, die im Ausland gut Bescheid wissen. Nach der Zusammensetzung dieser Versammlung ist es aber nur zu natürlich, daß die Volksinteressen bei den Debatten über die auswärtige Politik keine zu große Rolle spielen.

In *Frankreich* dürfte die Kontrolle der auswärtigen Politik heute wohl am weitesten fortgeschritten sein. Die französische Deputiertenkammer behandelt die auswärtige Politik, abgesehen von den häufigen Debatten in den Plenarsitzungen, eingehend jedes Jahr bei der Beratung des Haushaltes

des auswärtigen Ministeriums in der Generalbudgetkommission. Diese Kommission wird von der Kammer alljährlich ernannt. Sie besteht aus 44 Mitgliedern. Die Kommission erstattet am Ende jeden Jahres der Kammer einen sehr wertvollen Bericht auch über die auswärtige Politik Frankreichs.

Einen weit größeren Einfluß übt aber das sogenannte „Grand Comité" aus. Es ist dies „La Commission des Affaires extérieures et coloniales". Es wird von der Kammer für die ganze Legislaturperiode von 4 Jahren gewählt und zählt ebenfalls 44 Mitglieder, die von den verschiedenen Parteien im Verhältnis zu ihrer numerischen Stärke gestellt werden. Die Hauptaufgabe dieser Kommission ist, sich über besondere auswärtige Fragen zu informieren und der Kammer darüber zu berichten.

Das „Grand Comité" hat das Recht, alle Personen vor sich zu laden, deren Aussagen für die vorliegende Frage von Interesse sind. Bei Vorladung von Beamten des auswärtigen Dienstes ist jedoch die Genehmigung des Ministers einzuholen, der dabei bestimmt, in welcher Weise etwa die Beamten Dienstverschwiegenheit zu beobachten haben. Auch die Vorlage von Akten und Dokumenten kann das Komitee verlangen.

Bei Unstimmigkeiten mit dem auswärtigen Minister entscheidet die Kammer. Der Minister kann von dem Komitee um sein Erscheinen gebeten werden. Seit dem Kriegsbeginn geschieht dies sogar häufig, wenn auch der Theorie nach der Minister zum Erscheinen nicht gezwungen werden kann.

Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß zurzeit dieses große Komitee die auswärtigen Geschäfte Frankreichs vollständig kontrolliert. Selbst der Ministerpräsident muß sich den Wünschen oder Aufforderungen dieser Versammlung fügen, und auch die Entschließungen der alliierten Regierungen sind schon häufig durch die Haltung dieses Komitees beeinflußt worden.

Nachdem auch Frankreich Geheimsitzungen der Kammer eingeführt hat, sind die Mitglieder des auswärtigen Komitees in der Lage, den zu diesen Geheimsitzungen vorgeladenen Diplomaten in vollster Kenntnis der diplomatischen Verhältnisse mit Autorität gegenüberzutreten, ein Umstand, der für die ganze zukünftige Entwicklung der französischen Diplomatie von größter Bedeutung sein wird.

Endlich kann dieses Komitee in besonderen Fällen von der Kammer mit der Führung einer Untersuchung beauftragt werden. Das Komitee besitzt dann das Recht, Zeugen eidlich zu vernehmen und Nachforschungen, sogar im Auslande, vorzunehmen.

Im Senat gibt es keine besondere auswärtige Kommission. Gegebenenfalls überläßt der Senat die Prüfung auswärtiger Fragen einem Spezialkomitee oder er beauftragt damit die Finanzkommission, die übrigens die gleichen Befugnisse hat wie das „Grand Comité" der Kammer.

In den *Vereinigten Staaten von Amerika* war man sich schon bei der Einführung einer Verfassung darüber im klaren, daß der Exekutive keine zu große Macht einzuräumen

sei, wenn man Mißbräuche vermeiden wolle. Anderseits trug man Bedenken, einer gewählten Körperschaft allein die Führung langwieriger diplomatischer Verhandlungen anzuvertrauen. Man stellte daher den Grundsatz auf, daß der Exekutive, d. h. dem vom Volke ohne Mitwirkung der gesetzgebenden Körperschaften zu wählenden Präsidenten die Initiative in auswärtigen Angelegenheiten zustehen solle, während die Sanktion der Verhandlungen dem Senat vorbehalten blieb. Dieser bestand allerdings damals aus einer verhältnismäßig nur geringen Anzahl von Personen, so daß ihm die praktische Ausübung der Kontrolle leicht fiel.

Mit dem Wachsen der Nation ist der Senat dazu übergegangen, zur ständigen Überwachung der auswärtigen Geschäfte des Präsidenten ein besonderes Organ zu schaffen: das „Comittee on Foreign Relations", das aus 15 Mitgliedern besteht. Von diesen gehören 9 der Mehrheits-, 6 der Minderheitspartei an.

Der gesamte Senat kann auswärtige Fragen in sogenannten „executive sessions" behandeln. Diese Sitzungen sind vertraulich; das Publikum hat keinen Zutritt.

Neben diesem, für die amerikanische auswärtige Politik sehr bedeutungsvollen Senatskomitee besteht noch ein auswärtiges Komitee des Repräsentantenhauses: „Committee on Foreign Affairs" genannt. Es hat 21 Mitglieder; 14 gehören zur Mehrheit, 7 zur Minderheit. Diese Kommission hat nur geringe praktische Wirkung. Dafür hat das Repräsentantenhaus aber das Recht, jederzeit Diskussionen über die Führung der auswärtigen Geschäfte herbeizuführen, ein Recht, das der Senat natürlich ebenfalls besitzt. Beide, das Komitee des Senats wie das der Kammer, können Zeugen laden und vernehmen. Sie haben zwar kein geschriebenes Recht, diplomatische Dokumente einzufordern. In der Praxis geschieht dies jedoch regelmäßig und zwar in der Weise, daß der Vorsitzende des Komitees den Präsidenten oder dessen Vertreter, den auswärtigen Staatssekretär, um Vorlage der gewünschten Akten ersucht.

Die so erlangten Informationen pflegen vertraulich behandelt zu werden. Jedoch können die beiden gesetzgebenden Häuser auch beschließen, bestimmtes Informationsmaterial der Öffentlichkeit zu übergeben. Dies geschieht aber fast nur bei Fragen von großem allgemeinem Interesse.

Die Beratungen beider Komitees sind geheim. Die Komitees können Unterkommissionen bilden zur vertraulichen Berichterstattung an die Hauptkomitees.

Für den Verkehr der Exekutive mit dem Senatskomitee für die auswärtigen Geschäfte bestehen keine bestimmte Regeln. Im Laufe der Zeit hat sich jedoch die Gewohnheit herausgebildet, daß sowohl der Präsident als der auswärtige Sekretär mit den führenden Mitgliedern des Senatskomitees in ständiger und enger Fühlung bleibt.

In *Italien* hat die Regierung eine ziemlich große Unabhängigkeit in der auswärtigen Geschäftsführung. Das Parlament übt aber die Ge-

neralkontrolle über die auswärtige Politik, eine Überwachung, die es durch Interpellationen, Fragen und Aktenvorlagen ausübt.

In *Belgien* besitzt nur der Senat eine ständige Kommission für die Prüfung diplomatischer Verträge.

Endlich möge hier noch auf die *niederländische* Verfassung hingewiesen werden, bekanntlich eine der ältesten Europas. Nach dieser Verfassung kann auf Verlangen des Präsidenten des Abgeordnetenhauses oder eines Zehntels der anwesenden Abgeordneten eine Geheimsitzung stattfinden, in der auch Beschlüsse gefaßt werden können. Auf Wunsch des Präsidenten oder nur eines Abgeordneten kann der Kammer Stillschweigen über die in der Geheimsitzung behandelten Gegenstände auferlegt werden.

Das niederländische Parlament hat das Recht auf Aktenvorlage, auch kann es ein Komitee wählen zur Anstellung einer Untersuchung über die Geschäftsführung des auswärtigen Ministers.

Wenn diese wirklich parlamentarisch regierten Länder trotz der Möglichkeit, die Regierung jederzeit zu Falle zu bringen, es für nötig befunden haben, besondere Kautelen dafür zu schaffen, daß der Wagen der auswärtigen Politik nicht auf Abwege gerät, um wieviel nötiger, sollte man meinen, wären solche Schutzmaßregeln in einem Lande wie Deutschland, wo das Parlament letzten Endes nur über Scheinrechte verfügt, und wo es im Belieben des Monarchen liegt, ein fehlendes Bürokratenregiment beizubehalten oder zu beseitigen. Aus diesem Grunde sollte eine etwaige Reform auf diesem Gebiete auch nicht, wie wir dies soeben in einigen Ländern gesehen haben, auf halbem Wege stehen bleiben, sondern man sollte, ähnlich wie die Völker, die von der Tranlampe direkt zum elektrischen Funken sprangen, die Erfahrungen anderer Völker sich zunutze machen, um gleich zu einem praktischen Ergebnis zu gelangen. Dies ließe sich am besten erreichen, wenn ein ständiger Reichstagsausschuß für auswärtige Angelegenheiten geschaffen und dem Reichstage die Befugnis verliehen würde, über wichtige auswärtige Fragen in Geheimsitzung zu beschließen.

Civis diplomaticus.

Druckfehler. In der Oktoberglosse von Civis diplomaticus muß es auf Seite 69, 2. Spalte, Zeile 13 von oben statt „Ausschuß" *Ausland* heißen; so daß die Stelle lautet: „Gerade davon, daß im Ausland der richtige Mann auf dem richtigen Posten steht, hängt, wie wir alle heute wissen, das Wohl und Wehe Tausender ab." —

Die „Kreuzzeitung" zitiert aus der „Deutschen Volkswirtschaftlichen Correspondenz" einen Artikel, der die Überschrift trägt: *„Werden Gesandtschaftsberichte immer beachtet?"* In diesem Artikel wird darauf hingewiesen, daß unsere Botschaften und Gesandten im Auslande sich gegen den Vorwurf der Unzulänglichkeit der diplomatischen Vertretung Deutschlands schon deshalb vor der breiten Öffentlichkeit nicht rechtfertigen können, weil sie sich auf ihre geheimgehaltenen Berichte nicht berufen oder fordern können, daß nachgeprüft werden soll, „ob und inwieweit diese von

der allein maßgebenden verantwortlichen Zentralstelle befolgt oder geflissentlich mißachtet worden sind."

„Ein beachtenswerter Fall liegt vor, der zur Vorsicht im Urteil über gesandtschaftliche Tätigkeit mahnt. Im ungarischen Reichstage war die Diplomatie Österreich-Ungarns lebhaft beschuldigt worden, daß sie über die kritische Lage in Rumänien nicht unterrichtet gewesen, von der rumänischen Kriegserklärung überrascht worden sei und daher für den Einfall der Rumänen in Siebenbürgen völlig ungenügende Vorbereitungen getroffen worden seien. Im besonderen richteten sich die Anklagen gegen den Grafen Czernin, den österreichisch-ungarischen Gesandten in Bukarest, der sich wie andere dortige Vertreter habe täuschen lassen. Das Wiener Rotbuch über die Vorgeschichte des rumänischen Krieges bedeutet jedoch für den Grafen Czernin einen vollständigen Freispruch von jeglichem Vorwurf. Seine Berichte haben sich durchweg als durchaus zutreffend erwiesen; er hat sogar den Ausbruch des Krieges mit Rumänien fast auf Tag und Stunde richtig vorausgesehen. Das Auswärtige Amt in Wien ist also von seinem Vertreter in Bukarest auf das beste unterrichtet und auf den rumänischen Krieg vorbereitet worden. Offen indes bleibt noch die Frage, ob durch das Rotbuch ebenso wie Graf Czernin auch die Wiener Zentralstelle als vollständig entlastet anzusehen sei."

Das Blatt zitiert dann weiter einen Wiener Artikel der „Frankfurter Zeitung", der feststellen zu können glaubt, daß man in Berlin sehr empfindlich gegen jedes aufrichtige Wort über die Bukarester Machthaber gewesen sei. An Warnungen habe es wahrhaftig nicht gefehlt. Die „D. V. C." schließt ihren Artikel mit den Worten:

„Die Zeit eignet sich jetzt nicht, die hier aufgeworfene Frage des Näheren zu erörtern und den Aufschluß zu erstreben, ob etwa der Ausruf begründet sei: Was nützen die besten Gesandtschaftsberichte, wenn sie dort, wo sie Berücksichtigung zu beanspruchen haben, beharrlich in den Wind geschlagen werden! Vielleicht erlangen erst unsere Enkel hierüber Aufklärung, falls ihnen einmal die gesamten Akten des Auswärtigen Amtes zugänglich sein sollten. Aber dann freilich wäre es zu spät, Schuldige zur Verantwortung zu ziehen."

Dazu der „Vorwärts":

„Das ist zweifellos richtig, und zwar nicht bloß in dem Spezialfall Rumänien . ."

Vom Zukünftigen.

„Von dem, was der Mensch sein sollte, wissen auch die Besten nicht viel Zuverlässiges, von dem was er ist, kann man aus jedem etwas lernen" (Lichtenberg, Aphorismen) — und, so könnte man hinzusetzen, was er *gewesen,* darum kümmern sich alle am eifrigsten. Gewesenes, Bestehendes, Zukünftiges: Noch nie sind aller Augen mit solcher Spannung gleichzeitig zwischen diesen drei Richtungen hin und her geirrt, wie gerade jetzt.

Das neunzehnte Jahrhundert hatte mit einer *idealistischen* Strömung eingesetzt, die nach dem großen Zusammensturz erst jenseits, dann diesseits des Rheins neue Kräfte gewann durch die Hingabe an *Zukünftiges*. Bald glaubte man dem fernen Ziele nahe gekommen zu sein, und statt dieses von neuem weiter hinauszustecken, richtete sich die ermüdende seherische Kraft auf immer näher, aber nicht immer tiefer Liegendes. So kennzeichnet die Konzentration der Aufmerksamkeit auf das *Bestehende* die folgende, die *materialistische* Richtung, — eine Zeit, in der keine oder nur ein Mindestmaß wertregulierender Normen anerkannt wurden, die über die Zeit hinaus zu greifen erlaubt hätten. Schließlich aber, seit dem Historismus gegen Ende des Jahrhunderts, hat sich die Vorliebe dem *Gewesenen* zugewandt, vielleicht um dort solche Normen wieder zu finden, die über das so und nicht anders sein, über die brutale Realität alles materiell Gegenwärtigen hinweghelfen könnten. Dieser Überschätzung der Vergangenheit, dieser Sentimentalität stehen wir noch nahe, ihr unterliegen heute noch die meisten. Ein ursprünglich verständliches Streben nach rückwärtiger Orientierung, nach Bestärkung im eigenen Schaffen ist hier zum Selbstzweck, ja zu einer Art von Fetischismus geworden, durch den der Blick für die Gegenwart und mehr noch für alles Zukünftige getrübt werden muß.

Hier aber berühren sich die Extreme, es schließt sich der Kreislauf der Möglichkeiten in einer unteren, mächtigen, unsichtbaren Kulmination der Gestirne. Für den, der sich seelisch hingibt an etwas möglicherweise einmal *Gewesenes*, der dürfte, wenngleich zunächst noch ganz zaghaft, auch an das möglicherweise einmal — *Werdende* sich hingeben, wenn irgendwelche Wandlungen in der Gegenwart ihm dies wieder begehrenswert machen.

Ähnlich nun wie vor einem Jahrhundert Revolution und Krieg den Anstoß gaben zur Neuorientierung der Grundtendenzen, so erfolgt auch jetzt eine Ablenkung von der einseitig überwiegenden Beachtung und Schätzung der Vergangenheit. Die Unwiederbringlichkeit alles Früheren, die Vergänglichkeit auch des mühsam Konservierten, die Nutzlosigkeit alles hinter der Gegenwartsschwelle Zurückgelassenen wird erschreckend klar. Im Gegensatz dazu steigt alles Gegenwärtige, selbst kleinste Quantitäten eines irgendwie Vorhandenen und minimale Bruchteile nutzbar zu machender Kräfte außerordentlich im Wert; aber am leidenschaftlichsten richtet sich der Blick auf die durchaus nicht mehr mutmaßlich sichere, vielmehr fragwürdig gewordene Zukunft. Die unbegrenzten Möglichkeiten des Schlimmen, das sie birgt, sollen einigermaßen aufgewogen werden durch neue, gleichfalls verstärkte Möglichkeiten des Guten.

Darauf also zielt das Wollen, spannt sich die Sehnsucht: Noch Kraftvolleres und doch Milderes, Höheres, das doch tiefer eingebunden ist, Reineres, Unverlierbares zu gewinnen. Und *nicht* mehr sich abzufinden mit der „Realität" der Dinge, auch sich nicht genügen zu lassen an der bescheidenen Gleichwertigkeit mit einem Früheren.

So ist es denn die verächtlichste Gesinnung, die da spricht: Es ist nun

einmal so . . . Und am verderblichsten, Mut lähmend und Hoffnung erstickend das besänftigende Flöten des Hirten, der da denkt: so muß es bleiben, denn es ist immer so gewesen.

Vergessen ist für den, der emporfliegen will, was früher da war, Not, Tod und Verderben, die ihm bange machen könnten. Immer kleiner wird unter ihm das, was da ist, riesengroß aber öffnet sich vor ihm das unbegrenzte gestaltlose Reich, — das Meer der Möglichkeiten.

Das sind die seligsten Gefühle unserer Zeit. Gewiß sind Umkehr, Abstieg und Landung — auf dem festen Boden der Gegenwart — immer wieder nötig. Aber so sehr auch die Zurückgebliebenen, die Bedenklichen, dann aufatmen mögen, — was ihnen den Emporgehobenen wieder nahe bringt, ist doch immer nur das Zugeständnis an die Unzulänglichkeit, an die Unmöglichkeit der Verwirklichung in einem Zug, von einem einzelnen. Nein, alle müssen wollen und es immer von neuem versuchen.

Und wer etwas weiß „von dem, was der Mensch sein sollte", wer es klarer sieht und eindringlicher sagen kann, der verkünde es laut, jetzt da alles lauscht und jeder hofft, heute, da viele sich an die Stirne greifen und alle kleinlichen Gedanken und engen Bedenken wegscheuchen. — Entschließt euch heute, damit nicht morgen vielleicht schon der kaum verjagte Schwarm des Alltäglichen von euch Besitz genommen hat, der Staub des Gewesenen eure Seele wieder bedeckt.

Walter L. Müller-Wulkow.

„Vom Schaltwerk der Gedanken".

Der Kritiker vergesse niemals, daß er nur die *Entstellungen* des Vollkommenen vernichten kann; er befindet sich in *jedem* Fall dem Vollkommenen gegenüber. Aber wie auch die strahlende Reinheit erfahrungsgemäß immer bereits leise gefärbt ist; wie der ideale Punkt sich in seiner Verwirklichung sofort ausdehnt und höchstens als Zeichen den eigentlichen Punkt bedeutet; so ist das eigentlich Vollkommene allenthalben zwar vorhanden, aber nur als Gleichnis, als Bedeutung, als Übersetzung aus der vollkommenen Idee in die sie verwirklichende Erscheinung; und diese Interpretation, eigentlich niemals restlos, nie besser als nur gleichsam gelingend, kann sehr fehlerhaft sein und bedarf stets des wachsamen, prüfenden, ratenden und helfenden Kritikers. Sogar der sogenannte Schund bedeutet das Vollkommene selber, aber er bedeutet es miserabel.

Schleich (Carl Ludwig; S. Fischer, Verlag, Berlin) übersetzt weder gut noch schlecht. Seine Sprache ist die Prosa eines Fachmannes, eines Arztes, welchem Philosophie und Poesie nur zu rednerischem Schwunge verhelfen. Wenn der Schatten des Pegasus auf seinem Kameraden von der andern Fakultät rastet — ein nachdenklich stimmender Anblick!

Dieser berühmte Physiolog ist kein Materialist. Er ist besonnen genug,

das Instrument, speziell das Gehirn, nicht für den Instrumentenmacher und -benutzer zu halten. Das Gehirn ist kein Wille; wohl aber vermittelst einer Art Muskulatur, deren Übungsfähigkeit Schleich nachzuweisen sucht, dem Willen unterstellt. Schleich ist davon durchdrungen, daß die Welt nur die Manifestation der schöpferischen Weltseele, also der eigenen im allerinwendigsten Erleben, im entmenschten, göttlichen Sinne ist; leider findet er diese absolute Selbstgewißheit nur okkult und theosophisch: „hier verlischt der Strahl der Wissenschaft." Aber im Gegenteil, ohne diese prinzipielle Selbstvergewisserung existiert die Wissenschaft nur im Rohzustande, ohne alle philosophische Kultur der innersten, übermenschlichen, kosmischen Selbstbesinnung.

Das Gehirn besteht aus Hälften, die durch breite Kabel verbunden sind; und Schleich sucht es wahrscheinlich zu machen, daß die linke Hälfte nüchtern wahrnimmt, die rechte phantasievoll darüber reflektiert; daß sie sich gegenseitig beobachten und regulieren; und endlich wieder links Begriff und Wort sich als Fazit ergeben; das Verbindungskabel ermöglicht den Wechselstrom. Daß Gegenseitigkeit, vermittelst eines Kabels, obwalte, ist evident. Daß aber diese Gegenseitigkeit sich analog verhalte wie Pansa und Quixote oder Mephistopheles und Faust, scheint uns problematisch. Alle Gegenseitigkeit polarisiert sich aus dem Identischen und deutet von ihren Polen aus darauf zurück. Daher ist anzunehmen, daß *verborgenerweise* das rechte Hirn ebenso funktioniere wie das linke; und umgekehrt. In der Tat, wären Quixote und Pansa nicht prinzipiell identisch (welche Identität allerdings nicht vorstellbar, sondern eben der Vorstellende selber ist; eben sie ist die Beobachterin beider Gehirnhälften), wenn sie auch in der Erscheinung extrem kontrastieren, so könnten sie gar kein gegenseitiges Verhältnis eingehen. Also beobachtet auch nicht die eine Gehirnhälfte die andere, sondern ihre Identität, die Schöpferin ihrer Gegenseitigkeit beobachtet beide. Das schöpferisch Identische offenbart sich in der Form eines Widerstreits, der dennoch seine eigene Identität bedeutet. Vor dem Tribunal dieser sind die Fausts und Quixotes nicht edler, idealer als die Pansas uud Mephistophelesse; sie sind nur deren Umdrehungen, Übertreibungen ins andre Extrem. Und erst ihre Identität ist die echte Idee, abzielend auf das echte Ideal.

Wenn Schleich nun konstruiert: entweder geht es von links, der sinnlichen Wahrnehmung, nach rechts, zur Phantasie, und von dieser nach links zurück, zum Worte; oder von rechts nach links, aber von links dann sofort zur Tat des Willens, zur Handlung; wenn er zur Stützung dieser Dreiheitskonstruktion Kant und Mauthner zusammen aufbietet; so beginnt unser Langmut ungeduldig zu werden. Es handelt sich vor allem um den identisch Handelnden, und dieser betätigt sich evidentermaßen in einem Gegensatz der Hirnhälften, der Augen, Ohren, Nase, Sinne, Arme, Beine etc. Die Zahl drei bedeutet ohne Vorzeichen gar nichts; ihr Vorzeichen ist aber entweder plus oder minus. Wer nun eine Dreiheit konstruiert, ohne darauf zu achten, daß er eine dreifach sich

wiederholende Gegenseitigkeit vor sich habe, ist unachtsam. Auch Dimension ist bereits in sich gegenseitig; und Dreidimensionalität ist dreierlei Gegenseitigkeit. Der ganze Text des Verfassers (und beiläufig auch seines Leibphilosophen Mauthner) bedarf einer Überprüfung an der Hand der identischen Idee, welche sich differenziert, unterschiedlich, kontrastierend, gegenseitig widerstreitend offenbart, sei es nun sinnlich, phantastisch oder auf andere Weise tatkräftig wirksam. Unterscheiden bedeutet wesentlich immer: kontrastieren, gegenseitig machen, entzweien; ob man auf 3 oder 88 Weisen entzweie, ist zufällig. Der vermeintliche Philosoph Mauthner identifiziert Denken mit Sprechen, Logik mit Grammatik, welches aber nur komisch, nicht philosophisch ist. Zwischen Kant und Mauthner ist ein Unterschied wie zwischen dem Kritiker der Sache selbst und dem Kritiker, der, das Zeichen für die Sache haltend, mit seiner ganzen Kritik nur das Zeichen trifft: eine bestechende scheinphilosophische Leistung, welche bestenfalls philologisch verdienstlich ist. Von Kant versteht aber Schleich noch weniger als Mauthner. Naturgesetze sollen nach Schleich „eine Gnade der Vorsehung" sein. Aber so denkt kein Denker: Beten, so wundervoll rückständig es sein mag, ist noch kein Denken, nicht einmal populäres. Die Idee ist kein Gegensatz ihrer Materialisation, die Seele kein Gegensatz des Leibes, sondern sie materialisiert sich polar; inkarniert sich in einem Widerstreit, — z. B. beider Gehirnhälften. Und dieser oft so qualvolle Widerstreit schlichtet sich restlos allein unter dieser Bedingung, daß die Idee, daß die Seele selber sich rein, identisch rein vom Widerstreite ihrer eigenen Verwirklichung hält, — nur so wird der Widerstreit zur Harmonie, zum widerspiegelnden Ebenbild der seelischen Reinheit von aller Differenz. Trotzdem Schleichs Buch eigentlich dem Problem gewidmet ist, wie man mit eigenem Willen auf die Korrektur der Polarität hinwirken könne, faßt er dieselbe doch gleichsam als gottgegeben fatal auf: „Und so steht wohl am Ende das Konto von Lust und Leid bei uns allen ganz gleich." Ei ei! Wie harmonisch, saturiert, abgeklärt! Aber ich bitte Sie flehentlich: ohne Dero allerhöchste Willensanstrengung steht es schief. Merken Sie denn nicht, Vertrauensseliger, daß das Konto nur stimmt, wenn der Kontorist stimmt? Naturgesetze, Polaritäten, Inkarnationen hängen vom eigensten Willen, allerdings in seiner religiös göttlichen, weltprinzipiellen, nicht etwa menschlich-allzumenschlichen Wirksamkeit ab. Sie verbessern die Welt, wenn Sie *sich* verbessern, d. h. sich innerlichst von aller Gebrechlichkeit ausheilen. Alles Außen ist die Wirkung des eigenen Innern. Wer dieses allzumenschlich kultiviert, anstatt es rein zu vergöttlichen, schreibe sich die Gebrechen des Außens aufs eigene Konto. Probieren Sie sich einmal selbst auf erhabenste Manier, mit unmenschlich freiem Willen — und passen Sie auf, warten Sie ab, wie dann das Außen langsam, aber sicher den Herrn spürt und sich ihm unterordnet, wie dem Orpheus das sonst tote Gestein. Meistenteils nimmt sich das eigene Selbst als Geburtstagsgeschenk

hin. Willkür ist aber nicht nur, wie Sie vermuten, ein Einfluß, der auch dort noch wirkt, wo er gar nicht mitzuspielen scheint. Sondern der freie Wille ist der liebe Gott selber in eigener Person, der Schöpfer der Welt, welchem diese aber erst willfährt, wenn er die Menschlichkeit von sich abtut, sie zur Welt rechnet, sie aus sich evakuiert, expropriiert. Probieren Sie diese Kultivierung des eigenen Willens! Sie wird in fünf Jahrzehnten reifer fruchten als fünf Jahrtausende anderer Kulturen. Sie würde, Kindern in der Schule beigebracht, dergestalt, daß diese sich selber nicht mehr ordinär, daß sie Gott nicht außen, sondern in sich, daß sie sich göttlich kennen lernten, das ganze gefälschte Weltkonto berichtigen und die Welt selber zum Stimmen bringen. Es ist verdrießlich, wenn so tiefe Bücher wie das Ihrige, Professor, so ahnungslos und dennoch mit philosophischer Ambition geschrieben werden. Wie erleben Sie den Willen? — „Als ein Kombinationsspiel zwischen bewußter und unbewußter Aktion." Das beweist aber, daß Sie ihn nur gebrochen erleben, daß Ihr Wille sich zum Teil als gewollt empfindet, kein ganzer Wille, nicht individual ist; halb zieht es ihn, halb sinkt er hin; halb animalisch, halb vegetativ, allzumenschlich. Dabei aber setzen Sie den individualen, den „Gesamtwillen" zwar an, aber nicht wie ein Denker, sondern wie ein Betender, ein Priester, ein Gläubiger. Oh mein Herr, warum schreiben gerade Sie Gebetbücher?

Glauben Sie, daß der „Gesamtwille" Patriot oder Kosmopolit sei? Sie lassen es unklar — warum? „Wir sind alle ein bißchen Jesuiten"; so so. Interessante Konfession! Der „Gesamtwille" ist aber nicht „ein bißchen" Jesuit: was dieser Gott tut, ist wohlgetan; er braucht kein gewisses Augenzwinkern, keine „zwei Geleise." Sei die Zunge doppelt; wenn aber der Wille, der sie sprechen läßt, kein Jesuit, sondern göttlich, „Gesamtwille" ist, so reimt sich die eine Zunge mit der andern zum Gedicht und Einklang, und kein bißchen Jesuitismus ist nötig. Sie wollen Ihr Ich freudig einer Idee unterordnen, event. sogar dem obersten Kriegsherrn. Wie schade, daß ein sich unterordnendes „Ich" gar kein Ich, sondern etwa nur ein Menschenleib ist: das Ich, das Selbst, der Wille ist die Freiheit selber, herrscht unfehlbar, ist göttlich, nicht menschlich; und irgend einen sich ihm unterordnenden Menschen statt eines Gliederspiels für ein „Ich" zu halten, ist eine wegen ihrer Gebräuchlichkeit nicht minder grobe Verwechslung. „Auslöschung des Egoismus zugunsten der Erhaltung der Nation" — aber Sie denken etwas andres als Sie sprechen: Sie meinen offenbar die Ersetzung des allzumenschlichen, des Pseudoegoismus durch den echten des „Gesamtwillens", der aber dann auch noch dem nur nationalen übergeordnet wäre. — Genug, genug.

Ich bin von Ihrem Buche so entzückt, wie von der Kopie eines wundervollen Originals. Es ist keine gute, aber auch keine schlechte Kopie; sie erinnert, zugleich nachbildend und entstellend, an das Urbild. Daher lohnt sich der Anblick, sogar für den Kenner des Originals; die Vergleichung empört amüsant. *S. Friedländer.*

Notizen.

Die *Mitarbeiter der Weißen Blätter* zeichnen ihre Arbeiten. Wenn in einem Aufsatz Wendungen vorkommen, die diesen oder jenen Leser wundern, so wird er sich am besten an den Verfasser halten. Der Herausgeber fühlte sich bisher nicht veranlaßt, einen Beitrag, der ihm irgendwie wertvoll schien, oder dessen Verfasser vielleicht mehr versprach, als er bisher hielt, mit dem in unsern Zeitungen üblichen redaktionellen Schnörkel zu versehn: „ohne uns im einzelnen die Anschauungen des Verfassers zu eigen zu machen" ... Wenn es sich überdies um eine Persönlichkeit mit bekannter Prägung handelt, so wäre eine derartige Verwahrung vor dem Leserkreis der Weißen Blätter mehr als eine Geschmacklosigkeit. Es kommt auf die Gemeinsamkeit des Zieles an. Das Ziel soll deutlich bleiben, eine Gemeinschaft sichtbar sein. Für welchen Weg er sich entscheide, muß der Leser mit sich abmachen. Die Weißen Blätter sind keine Litfaßsäule, wo jeden Monat ein und dieselbe Meinung im einen und selben Wortlaut aufgezogen wird. Schließlich: begründete Proteste werden gern entgegengenommen und abgedruckt. —

Das Gebet *„Gelobt"* der vorigen Nummer ist von Franz von Assisi, nicht, wie irrtümlich angegeben, von Augustin. —

Thomas Mann verteidigt im Novemberheft der „Neuen Rundschau" des weitern die schöne Seele seines „Friedrichs", die so sehr seine eigene ist, wie Eichendorffs „Taugenichts", — den er, der holde Schminkkünstler, zum Ausgangspunkt seiner morbiden Betrachtung nimmt — mit Tonio Kröger und Aschenbach nicht einen Hauch gemeinsam hat. Was auch immer Thomas Mann schreibe, welchen Gegenstand er zu behandeln vorgebe, er spricht nur dasselbe Plaidoyer für seine privateste Angelegenheit, deren Name wechselt, ohne daß ihr Inhalt sich änderte. Er ist ein unruhiger Sentimentaler, der zu seiner Selbstbehauptung den Aufwand seines ganzen großen bösen Intellekts nicht entbehren kann. Als die Literatur noch wichtiger schien, hauste er vergnügt in der impotenten Melancholie seiner Lieblingsfiguren, typischen Literaten, nicht als Literaten, und sehnte sich, nicht minder genußsüchtig, wenn auch weniger überzeugend, nach den „Blonden, helläugigen", den „Starken" und „Gesunden", was zusammen die „tragische Ironie" ergab, auf die er von wohlwollenden Kritikern geeicht wurde. Als der Krieg näher kam, wechselte er — nicht das Thema, aber die Namen. Tonio Kröger und Aschenbach erhielten Friedrich II. zum Bruder; und als dann die deutschen Heere gen Paris marschierten, sprach er ohne Umschweife von der „deutschen" Seele und fragte sie, die Seele: „Ist nicht der Friede das Element der zivilen Korruption, die ihr amüsant und verächtlich scheint?" In seinem letzten Aufsatz dreht er sich, wie gewohnt, um einen Standpunkt, den er nicht hat. Er dreht sich mit der gewohnten Überlegenheit. Anschauungen, die er bekämpft, werden karikiert, wohingegen seine eigenen Meinungen daran zu erkennen

sind, daß er sie nicht karikiert. Vielmehr läßt er sie genau, wie er sie in einem Leitartikel oder einer andern „Philosophie des Krieges" gefunden hat. Thomas Mann dachte und schrieb von jeher in Antithesen; er hat einiges von den Engländern und das übrige von den Franzosen gelernt. Jetzt, wo er eine „Intellektualisierung, Literarisierung, Radikalisierung" Deutschlands, „seine ‚Vermenschlichung' im westlich-politischen Sinne und seine Enthumanisierung im deutschen" kommen sieht, kurz, die „Demokratisierung Deutschlands, — was alles man wohl in das Wort Entdeutschung nicht übel zusammenfaßt", jetzt entwickelt er, in soviel Antithesen, daß sie, mit Flaubertscher Sorgfalt gruppiert, einander aufheben, Gedanken, für die Oskar A. H. Schmitz nicht erst die Hilfe des Kriegserlebnisses brauchte, um damit sein kulturkonservatives Programm zu machen . . . Ein artiger Satz sei zitiert, der zeigt, daß Thomas Mann nicht etwa mit einer Konjunktur schwamm, als er sich über den Frieden und den Krieg so stark und gesund ausließ: „Aber Rolland mußte nach Genf gehn anläßlich des bescheidenen Maßes von Gerechtigkeit, das er in Au-dessus de la Mêlée bekundete, während ich beinahe nach Genf hätte gehn müssen wegen des außerordentlich bescheidenen Maßes von Chauvinismus, das ich in ‚Friedrich und die große Koalition' an den Tag legte."

Man lese den Aufsatz. Dann, in der gleichen Nummer, die „Chronik" von *Junius*. Dort steht: „Das Schreckmittel, nämlich der Vorwurf, daß man gegen den Kreislauf der eigenen Geschichte sich verwestliche und blutsfremde Einrichtungen ins deutsche Leben einschleppe, ist heute schon mehr als dumm." —

Marinetti hat endlich den letzten Schritt getan und eine Religion gegründet. In einem Manifest, natürlich, seinem zwanzigsten oder hundertsten, ich weiß es nicht. Zu dessen Veröffentlichung hat er auch gleich eine neue Zeitschrift gegründet, die „Italia futurista" heißt und in Florenz erscheint.

Es ist „die Religion der Schnelligkeit". Diese „neue moralische Religion der Schnelligkeit" hat der „große Befreier Krieg" geboren. Man muß wissen, daß Marinetti als freiwilliger Radfahrer in der italienischen Armee dient.

„Die christliche Moral", erklärt Marinetti, „bewahrte die physiologische Struktur des Menschen vor den sinnlichen Ausschweifungen. Sie duckte seine Triebe und hielt sie im Gleichgewicht. Die futuristische Moral wird den Menschen vor der Zersetzung durch die Langsamkeit, die Erinnerung, die Analyse, die Ruhe und die Gewohnheit bewahren. Die durch die Schnelligkeit verhundertfachte menschliche Energie wird die Zeit und den Raum beherrschen." Die eigentliche Gottheit entdeckt er in der „geraden Linie". Die „Sportsleute sind die ersten Katechumenen dieser neuen Religion, die bald, wie zu erwarten, die Zerstörung der Häuser und Städte zur Folge haben wird, an deren Stelle Treffpunkte für Automobile und Flugzeuge treten werden." Der Sitz der Gottheit sind: „die Speisewagen (mit

Schnelligkeit essen), die Bahnhöfe des amerikanischen Westens, wo die Züge mit einer Schnelligkeit von 140 Kilometern in der Stunde durchfahren und, ohne anzuhalten, Wasser und die Postsäcke aufnehmen. Die Brücken und Tunnels. Der Opernplatz in Paris. Der Strand in London. Die Automobilplätze. Die kinematographischen Films. Die Funkenstationen. Die großen Röhren, die das Alpenwasser in Säulen hinausschleudern, um der Luft die elektrische Kraft zu entnehmen. Die großen Pariser Schneider, die durch die schnelle Erfindung der Mode die Leidenschaft für das Neue und den Haß gegen das Gekannte erzeugen. Die neusten und aktiven Städte wie Mailand, die, wie die Amerikaner sagen, den „punch" haben (knapper genauer Schlag, mit dem der Boxer seinen Gegner knock-out setzt). Die Schlachtfelder. Dann: „Heute herrscht eine neue Kriegsmoral. Jede Feigheit, selbst die geringste, jede Toleranz ist ein verruchtes Vergehen. Jede Kritik ist heute Verrat. Italiener! überall, bei öffentlichen wie privaten Zusammenkünften, legt allen Schweigen auf, die nicht ein unbedingtes Vertrauen haben zu Cadorna und der italienischen Kraft. Knebelt und arretiert alle Quertreiber."

Glücklicherweise geht es uns zu schlecht, als daß wir das Auftauchen deutscher Nachschriften im selben Stil befürchten müßten. Das ist aber auch der einzige Grund, daß sie ausbleiben. Die Ohren, die bei uns für diese Art Zirkusmusik empfänglich sind, werden sich spitzen. Ihrem Besitzer wird nur der Mut fehlen zu tanzen. Es sei denn, daß sich einer findet, der der Musik Marinettis einen pazifistischen Text unterlegt. Mehr Erfolg hat vielleicht das zweite Manifest in der „Italia futurista". Es ist einer „futuristischen Wissenschaft" gewidmet, die bisher unter dem Namen Spiritismus bekannt war. —

„Die Ernte", eine neue literarische Zeitschrift, die Leo Schidrowitz in Wien herausgibt, sollte in ihrer nächsten Nummer eine Arbeit von Wedekind, „Der Überfürchtenichts", und eine Komödie von Friedr. Neubauer veröffentlichen. Die Zensur „äußerte Bedenken", und das Heft kann nicht erscheinen. —

Balder Olden hat ein Jahr lang in Ostafrika gekämpft und ist von den Engländern gefangen genommen worden. Er bittet seine Freunde und Bekannten, ihm zu schreiben, Zeitschriften und Bücher zu schicken (aber nichts, was vom Krieg handelt!) Seine Adresse: Prisoner of war, Ahmednagar (Indien) A camp. 4 sect.

Fritz Hœber:

DAS ERLEBNIS DER ZEIT UND DIE WILLENSFREIHEIT.

EIN VERSUCH ÜBER HENRI BERGSONS INTUITIVE PHILOSOPHIE.

I.

DAS verflossene Jahrhundert der Naturwissenschaften und der historischen Einzelerfahrung hat unsere Blicke abgelenkt von den großen schöpferischen Lebensvorgängen in ihrer Ganzheit und prinzipiellen Unzerlegbarkeit. Die in differenziertester Arbeitsteilung forschende Wissenschaft häufte unendliches Tatsachenmaterial auf, das sie kaum noch einheitlich zu beherrschen vermag, es sei denn durch eine quantitativ rücksichtslose Schematisierung, die sich nach jeweiligen praktischen Zwecken zu richten hat. Daß aber solche Art der „Gesetzesbildung" eine brutale Verflachung aller Erkenntnis des lebendig Seienden bedeutet, war nicht nur dem tieferdenkenden Geisteshistoriker, dem Freund der Kulturwissenschaften, klar. Auch der zur philosophischen Kritik neigende Naturforscher mußte ohne weiteres zugeben, jene hochgepriesenen „Gesetze" könnten bestenfalls Verhaltungsmaßregeln darstellen, abstrahiert aus einem im Vergleich zu der Unermeßlichkeit der Erscheinungen höchst kärglichen Tatsachenmaterial. Nur so lange freilich dürften sie ihre sehr bedingte Geltung beanspruchen, als sie noch durch keine unvorhergesehene Ausnahme überholt seien.

Wenn es vielleicht den praktischen Naturwissenschaften für ihre spezifischen Zwecke trotzdem gestattet sein mag, aus dem konkreten Organismus der ineinander verwobenen Daseins-

momente bestimmte abstrakte Reihen herauszulösen und diese ihrer irrationalen Qualität zu entkleiden, um sie dann als konstante Posten in ein voraussehbares Rechnungssystem einzusetzen, so ist dies für die tiefe Erkenntnis unserer eigenen Bewußtseinsvorgänge, der Tatsachen der lebendigen menschlichen Seele, vollkommen ausgeschlossen. Denn für diese gilt es, unter allen Umständen, ihre Wesenseigenschaften: der unausgedehnten, räumlich nicht darstellbaren Intensität, der unendlichen, gar nicht zu beschreibenden Mannigfaltigkeit und der innigsten Durchdringung ihrer sich niemals wiederholenden Momente untereinander, treu zu bewahren. Dennoch haben gewisse „Narren der Natur", wie Shakespeare einmal vorahnend die materialistischen Rationalisten bezeichnet, auch die geheimnisvollen Vorgänge unseres Seelenlebens durch die Abstraktion quantifizierender Analyse zu begreifen und zu erklären gesucht: heute will die sogenannte experimentelle Psychologie die eigentliche Intensität unserer Gefühle durch deren meßbare äußeren Impulse zahlenmäßig feststellen, obwohl die Voraussetzung rationeller konstanter Beziehungen zwischen dem intensiven Bewußtseinsvorgang als solchem und seiner extensivenAnregung aus der Außenwelt an sich bereits falsch ist.

Die philosophierende Menschheit von dem bösen Bann der psychologischen Parallelität befreit zu haben, ist das Verdienst des französischen Philosophen Henri Bergson*): Er steht in einem fundamentalen Gegensatz zu der praktisch orientierten Naturwissenschaft des Materialismus, der Annahme eines bloß ausgedehnten Seins und des Positivismus, der zahlenmäßigen Darstellung aller Lebensvorgänge. Indem Bergson die Psychologie tiefer erfaßt, als das ihre für die Naturwissenschaft schein-

*) Die Werke Henri Bergsons sind: 1. Zeit und Freiheit. Eine Abhandlung über die unmittelbaren Bewußtseinstatsachen. 2. Schöpferische Entwicklung. 3. Materie und Gedächtnis. Essays zur Beziehung zwischen Körper und Geist. 4. Einführung in die Metaphysik. 5. Das Lachen. Essay über die Definition des Komischen. — Die französischen Originale sind bei Felix Alcan, Paris, erschienen; deutsche Übersetzungen bei Eugen Diederichs in Jena.

bar rationale Oberfläche ahnen läßt, dringt er zu einer idealistischen Metaphysik vor. Als deren notwendige Folge erscheint die prinzipielle Freiheit des menschlichen Willens, ja des Willens der ganzen schöpferischen Entwicklung überhaupt: „Wir sind frei", so sagt Bergson einmal, „wenn unsere Handlungen aus unserer ganzen Persönlichkeit hervorgehen, wenn sie sie ausdrücken, wenn sie jene undefinierbare Ähnlichkeit mit ihr haben, wie man sie zuweilen zwischen dem Kunstwerk und seinem Schöpfer findet." Damit aber hat Henri Bergson der durch die quantifizierenden Naturwissenschaften entseelten Natur ihre Teleologie, in religiösem Sinn ihren Gott, wiedergegeben.

Außer der Lehre von den unzerlegbaren und darum auch nicht vorausbestimmbaren Tatsachen des Bewußtseins hat uns Bergson noch eine andere grundlegende Erkenntnis geschenkt, die neue Auffassung des Begriffes der Zeit: Kants Erkenntnistheorie nämlich hat die Zeit dem Raumbegriff einfach koordiniert. Nachdem seine Kritik die dreidimensionale Erscheinungsform des Raumes als ein „homogenes Medium", als den in sich gleichförmigen und indifferenten Bereich unserer Wahrnehmungen, gekennzeichnet hat, schließt sie schlechtweg auch auf einen analogen Charakter der Zeit, ohne sich weiter mit der doch ganz unvergleichlichen Individualität dieser Zeit, die für Kant nur „die eindimensionale Anschauungsform" darstellt, abzugeben.

Mit wunderbarer philosophischer Intuition hat Bergson hierin nun die Schwäche des Kantischen Systems erkannt, es aber zugleich in schöpferischer Weise fortgebildet: Kants Auffassung der Zeit als ein homogenes Medium bedeutet die heteronome Übertragung des ausgedehnten, qualitätslosen, gleichförmigen Raums auf die Zeit oder einer ganz indifferenten Außenwelt auf die innersten Erlebnisse. Die Zeit als lebendige Entwicklung aber, durchflutet von den intensiven Bewußtseinsvorgängen der menschlichen Seele, erscheint gerade unendlich qualitätsvoll, von absolutester Heterogenität: nur intensiv und dynamisch ist sie zu erfassen, der quantifizierenden Analyse der „Wissenschaft" weit unzugänglicher als der intuitiv nach-

erlebenden Poesie! Somit steht die Zeit Bergsons als reine Qualität in exkludierendem Gegensatz zum Raume, dem Medium der reinen Quantität. Erst die mathematische Naturwissenschaft, die sich hierin allerdings auf Kants Vorgang berufen kann, hat aus der intensiven „durée concrète", der erlebten Dauer, eine quantitativ symbolisierte Zeit gemacht, ein verräumlichtes Schema, das sich als solches natürlich beliebig messen und rationalisieren läßt. Dabei wurde freilich die Physik sich nicht bewußt, daß sie den tatsächlichen Vorgang der Zeit, das ununterbrochene und unzerlegbare Kontinuum selbst, keineswegs zu messen vermag, sondern daß sie vielmehr nur willkürliche, nach räumlicher Analogie herausgegriffene Einzelpunkte in quantitative Beziehung zueinander setzt.

II.

Nachdem im Überblicke die Bedeutung und die leitenden Ideen der Bergsonschen Philosophie hervorgehoben wurden, sei nun in eingehender Weise ihr Gedankenaufbau dargestellt. Wie gesagt, bestimmt sich diese Erkenntnistheorie durch zwei Brennpunkte: Sie nimmt Stellung gegen die Vermengung von Extensivem und Intensivem durch die neuere empirische Psychologie und gegen die hergebrachte Kantische Auffassung der Zeit als homogenes Medium.

Im Gegensatze zur modernen Psychologie will Bergson nicht die ausgedehnten äußern Wahrnehmungen mit den intensiven Vorgängen des Bewußtseins aufbauen. Vielmehr ist er der Ansicht, daß unsere hauptsächlichsten Bewußtseinszustände zwar durch jene extensiven Formen der Außenwelt ausgedrückt und wahrgenommen werden — wie es vor allem schon in der Symbolik der Sprache geschieht — daß solche Wahrnehmungen uns aber für eine wirkliche Erkenntnis des Ichs wenig helfen können. Denn in ihnen stellt sich ein Kompromiß zwischen der Materie und dem Geiste dar: Die ausgedehnte Gegenständlichkeit wird gewissermaßen in unser Inneres hineinprojiziert.

Derlei grobe Formen, die der Räumlichkeit der äußeren Welt entlehnt sind, müssen aber bei einer Untersuchung der reinen

Bewußtseinstatsachen sorgfältig ausgeschieden werden. Die autonomen Kategorien der Bewußtseinsvorgänge, wie die Intensität, die konkrete Dauer und die Willensfreiheit, sind in ihrer absoluten unräumlichen Eigenart zu erfassen, um das tiefe Wesen der Bewußtseinstatsachen richtig zu verstehen.

1. Die Intensität. Die psychischen Tatsachen zerfallen in ein quantitatives Moment, in die im Raum gelegene Ursache und in ein qualitatives, die innere Empfindungsintensität. Letztere bildet somit das qualitative Zeichen für den quantitativ räumlichen Anstoß. Die wahrgenommene Intensität eines einfachen Zustandes stellt sich also in ihrem Ursprung als ein quantitativ-qualitativer Kompromiß dar. Erforscht man nun aber die Dinge der räumlichen Außenwelt, so läßt man die qualitativen Wirkungen auf unser Bewußtsein „als qualité négligeable" einfach beiseite, um sich nur auf die meßbaren und die ausgedehnten Raumtatsachen zu beschränken. Logischerweise muß man deshalb auch bei den Bewußtseinstatsachen die räumlich-unräumliche, extensiv-intensive Vermengung der Anschauung aufgeben und sich völlig auf die den inneren Vorgängen eigentümlichen Formen konzentrieren. Jedoch auf dieser ungelösten erkenntnistheoretischen Begriffsvermengung beruhen nun gerade die Resultate der heutigen Psychophysik: diese nämlich läßt in einem andern als bloß übertragenen Sinn Empfindungsintensitäten „wachsen" und an — räumlicher — „Größe" zunehmen, um allsogleich diese „Zunahmen", als die sie die doch tatsächlich ganz irrationale Qualitätsveränderung betrachtet, zahlenmäßig zu messen.

Weiterhin unterscheiden sich die Bewußtseinstatsachen von den dinglichen Tatsachen auch noch durch die Art der besonderen Mannigfaltigkeit: Bergson zeigt uns, daß die mathematische Zahl, die rein quantitative Mannigfaltigkeit, nur gedacht werden kann in einem qualitätslosen Medium, wie es allein der indifferente, homogene, reine Raum darstellt. Wollen wir aber die im Raum aufgereihten, zahlenmäßig unterschiedenen Einheiten zu einer qualitativen Mannigfaltigkeit zusammenbeziehen, als ein intuitives Ganzes

begreifen, so wird ein Prozeß der inneren Durchdringung und der Organisation nötig. Bei der praktischen Betrachtung der Mannigfaltigkeit der räumlichen Gegenstände abstrahieren wir jedoch regelmäßig von dieser Qualität der Mannigfaltigkeit, sie einfach numerisch aufreihend und räumlich unterscheidend. Also ist in der qualitativ empfundenen, quantitativ aber ausgedrückten Mannigfaltigkeit, genau ebenso wie in der physischen Intensität, ein Kompromiß enthalten, der, wenn er im räumlich Praktischen zugunsten des Praktischen aufgegeben wird, doch erst recht bei der Erforschung der seelischen Zustände wegfallen muß, hier aber zugunsten des Seelischen.

Da die seelischen Zustände und ihre Elemente sich nicht räumlich aufreihen, sondern in völlig irrationaler Konfusion sich gegenseitig durchdringen, lassen sie sich weder zählen, noch in irgend ein anderes mathematisch, d. i. abstrakt räumlich präzisiertes Verhältnis bringen. Diese Wesenseigenschaft widerspricht allerdings in stärkstem Maße den Forderungen und den Versuchen der modernen Psychophysik.

2. Die konkrete Dauer. Die in unserem Bewußtsein erlebte Dauer erscheint als eine qualitative Mannigfaltigkeit, die sich in eminentem Gegensatz zu der quantitativen Mannigfaltigkeit der räumlich unterschiedenen Zahl befindet: Daher vermag sie sich zwar organisch zu entwickeln, „wächst" aber nicht, wird nicht „größer" in ausgedehntem Sinne. Die Elemente der qualitativen Mannigfaltigkeit dieser erlebten Dauer können nicht äußerlich auseinandergelegt werden. Denn sie verflechten und durchdringen sich gegenseitig in vollständiger Heterogeneität und ebensowenig lassen sich ihre Qualitäten klar voneinander unterscheiden.

Was nun von dieser inneren Dauer außerhalb unser selbst existiert, ist nur der gegenwärtige Moment, die Simultanität gleichzeitig eintreffender Geschehnisse. Die Veränderungen in dieser Außenwelt können darum nur für das rückerinnernde Bewußtsein lebendig sein: Unser Innenleben wird von der Sukzession, der Dauer beherrscht. Der äußere Raum kennt nur die Simultanität. Die äußeren Dinge können somit nicht

im Sinn der Sukzession dauern. Die Bewußtseinszustände sukzedieren einander, ohne sich unterscheiden zu lassen, während die räumlichen Simultanitäten sich zwar klar voneinander unterscheiden, ohne aber zu sukzedieren, d. h. ohne in einem sich innerlich bewußten Zusammenhang zu stehen.

Im praktischen Leben freilich projizieren wir, wiederum vermittels eines Kompromisses, die innerliche Sukzession auch in die äußere Welt der Simultanitäten hinaus, die wir auf diese Weise ebenfalls „dauern" lassen, und umgekehrt zerlegen wir, nach dem Vorbild der physischen Erscheinungen, die psychische Sukzession in lauter unterschiedene Abschnitte. Auf diese Weise erhält die Zeit „Ausdehnung", wird verräumlicht, und die stets und mit Vorliebe quantifizierende Wissenschaft macht sich das zum Nutzen: sie nimmt von der Dauer nur die ihr ursprünglich fremde, in sie erst vom Raum aus hineingetragene Simultanität und von der Bewegung nur das einzelne, also nichtbewegte Bewegungsmoment: die simultane Lage der Bewegten im Raum.

Läßt man hingegen die innere Dauer, die Sukzession der psychischen Vorgänge, in ihrer ursprünglichen Reinheit bestehen, ohne sie ins Räumliche zu transponieren, so werden ihre Elemente als eine völlig qualitative Mannigfaltigkeit und als eine absolute Heterogeneität untereinander erscheinen. Zugleich werden sie eine stets unentwirrbare Verschmelzung miteinander eingehen, die jede logische Determination ausschließt. Damit aber postulieren für ihr Gebiet die Bewußtseinsvorgänge der inneren Dauer die willensfreie Persönlichkeit.

3. Die Willensfreiheit. Die begriffliche Verwirrung von „Dauer" und „Ausdehnung" hat die bisherige wissenschaftliche Unsicherheit dem Freiheitsproblem gegenüber verschuldet. Indem man nämlich die Willensfreiheit leugnet, hat man die physikalische Anschauung räumlich sich definierender Quantitäten und der mechanischen, meßbaren Folgerungen ganz inäquat auf unser Seelenleben angewandt.

Versucht man aber anderseits die Willensfreiheit logisch zu bestimmen, so nimmt man damit an, der Bedingungskomplex,

aus dem sich die freie Handlung entwickeln soll, könnte vorhergesehen und in seinen Momenten definiert werden. Dadurch würde aber die Dauer, die psychische Sukzession, wie eine homogene Sache und die intensiven Seelenerlebnisse als räumlich ausgedehnte Größen behandelt werden. Nur durch eine Vermengung der sukzessiven Dauer mit dem einzig in der Simultanität zu erkennenden Raum läßt sich die Freiheit leugnen; sei es, daß man unter Verwendung des doppelten Sinns von Kausalitätsbegriff behauptet, die Handlung sei bereits „in ihren Bedingungen" gegeben, oder aber, daß man sich auf das physikalische Gesetz von der Erhaltung der Kraft beruft, dessen Geltung noch keineswegs für die Welt der inneren, intuitiven Vorgänge bewiesen ist oder auch nur bewiesen werden kann.

Der Grund, den die Wissenschaft besitzt, um die Scheidung von Ausdehnung und Dauer in gleicher Weise zugunsten der Dauer für die psychischen Vorgänge zu vollziehen, wie sie regelmäßig sie zugunsten des Raumes für die physischen vollzieht, liegt in ihrer praktischen Aufgabe enthalten, in der üblichen wissenschaftlichen Methode des Vorhersehens und des Messens: Physische Erscheinungen lassen sich aber nur voraussehen unter Elimination der heterogenen Dauer und messen unter Annahme der räumlichen Ausdehnung. Deshalb werden die Tatsachen unseres intensiven Innenlebens von der Psychophysik verräumlicht und homogen verfestigt, um sie objektiv voraussehen und quantitativ messen zu können. Damit werden die inneren Vorgänge aber aus dem individuellen und persönlichen Leben in eine soziale, allgemein verständliche Farblosigkeit überführt.

Auf diese Weise ist Bergson zu einer zweifachen Auffassung des Ichs gelangt, eines inneren, das uns nur in den seltenen Momenten der sich vertiefenden Besinnung auf uns selbst zum Bewußtsein gelangt, und eines äußeren, das sich gleichsam als die Projektion des innern Ichs in den Raum darstellt und sein sozialer Repräsentant ist.

Die Freiheit ist natürlich nur dem innern Ich eigen, dessen Bewußtseinsvorgänge sich in der heterogenen Dauer sukzedieren und damit in einem Wesensgegensatz stehen zu jenen meß-

baren Dingen, die sich im homogenen Raum nebeneinander aufreihen: „Agir librement, c'est reprendre possession de soi, c'est se replacer dans la pure durée".

III.

Die Kantische Erkenntnislehre hat die Momente der Dauer, die einander unlösbar sind, im Raum ausgebreitet. Sie nahm das räumlich symbolisierte Abbild der durée für die durée concrète selbst, für alle eigentliche Dauer und verwechselte damit das innere, persönliche Ich mit seinem in die Außenwelt projizierten, roh verallgemeinerten Abbild. Dadurch erscheint Kant aber als Ursache jenes philosophischen Mißverständnisses, welches vermeint, die Bewußtseinstatsachen nur in der Nebeneinanderreihung begreifen zu können, und das somit die intensive und heterogene Dauer genau so als homogenes Medium behandelt wie den extensiven Raum: Die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit des geistigen Geschehens wird aufgegeben, indem die psychischen wie die physischen Ereignisse derselben quantifizierenden Kausalität unterworfen werden. Daß trotzdem Kant an der Willensfreiheit festhält, ist weniger logische Folge seines Systems als ein Glaubenssatz seines persönlichen Idealismus: Das Kantische Ich steht gleichermaßen dem Raum und der verräumlichten Zeit fremd gegenüber und erscheint deshalb überhaupt unserem Erkenntnisvermögen unzugänglich.

Kants Erkenntnistheorie nimmt auf der einen Seite „Dinge an sich" an, die durch die von ihr gleich behandelten Media des Raumes und der Zeit hindurch erscheinen. Auf der anderen Seite stehen die äußeren Dinge, einen Gegensatz bildend zu dem phänomenalen Ich unserer Selbstbesinnung. Die Notwendigkeit, außer den Dingen der Erscheinung auch „Dinge an sich" noch anzunehmen, liegt bei Kant nicht in der logischen Erkenntnisfolge der reinen Vernunft, sondern erst in der sittlichen Forderung der praktischen Vernunft. Darin besteht aber, wie bereits betont, der metaphysische Gedankensprung des Kantischen Systems.

Für Kant und die Kantianer ist die Erscheinungswelt, einerlei ob sie sich im Raum oder in der Zeit auswirkt, ein homogenes Medium: was sich in dessen räumliche Simultanität nicht übersetzen läßt, ist für die Wissenschaft schlechthin unerkennbar. Dabei wird freilich nicht berücksichtigt, daß eine Wirklichkeit gerade mit praktischem Zweck gerade erst für die wissenschaftliche, d. h. naturwissenschaftliche, Erkenntnis hergerichtet worden ist.

Die homogen gedachte Dauer bei Kant involviert aber auch den Begriff der Determination, der Unfreiheit des Willens, da dieselbe Kausalität, die gleichmäßig für die extensiven wie die intensiven Geschehnisse gilt, Wiederholungen und damit die Voraussehbarkeit der Ereignisse ermöglicht. Die Welt der „Dinge an sich" verlangt den metaphysischen Glauben. Läßt man dagegen die Momente der reinen Dauer einander innerlich sein, sich gegenseitig durchdringen, statt sie nebeneinander im Raum aufzureihen und verleiht ihnen ihre autonome Heterogeneität, so verliert aller Determinismus seine logische Möglichkeit und das in der Selbstbestimmung erfaßte Ich gewinnt seine Freiheit zurück. Selbst die physischen Momente werden durch diese absoluten geistigen beständig durchdrungen und sind darum keineswegs in ihrer ganzen Fülle begrifflich in dem Maße zu erfassen, wie dies das rationalistische Denken der reinen Quantität, der verräumlichenden mathematischen Disziplinen, tun zu können vermeint!

Die Auffassung der Wirklichkeit nach räumlichen Gesichtspunkten und die quantitativ homogene Anordnung der sie erfüllenden Materie hat den praktischen Vorteil, die Dinge in fest zueinander abgegrenzten „Begriffen" zu verstehen und verleiht diesen dadurch eine über das Individuelle hinausgehende, soziale Verständlichkeit. Die Verräumlichung wird so zur interpersonell begreifbaren Schematisierung: ihr Hauptbeispiel ist die menschliche Sprache, ein räumlich noch konkreteres die menschliche Schrift. Dem ist nun aufs schärfste entgegengesetzt das in der inneren Dauer sich organisierende Ich. Dieses Ich aber veranlaßt auch die banal räumliche Ein-

teilung unserer außenweltlichen Wahrnehmungen: „wie leicht gelangt es dann dazu, diese praktische Einteilung in das eigene Innere der tiefen, konfusen Bewußtseinsvorgänge zurückzuprojizieren!“ Damit werden jedoch, um ein Bild Bergsons zu wiederholen, psychische Elementarzustände mechanisch zu psychischen Erlebnissen zusammengesetzt „wie die Buchstaben eines Alphabets bei der Bildung von Worten“. Das Gefährliche hierbei ist, daß eine solche Vorstellung nicht nur abstrakte Vorstellung bleibt, sondern tatsächlich von unserer ganzen Persönlichkeit Besitz ergreifen wird. Auf solche Weise verdeckt sich aber die Freiheit durch den Automatismus: Willenshandlungen werden durch die Verräumlichung der bewußten Vorstellung zu bloßen Reflexhandlungen.

Die Psychophysiker sowohl wie die Kantianer benutzen nun diese räumlich veräußerlichten, homogen schematisierten Handlungen, um daraus eine kausale Determination, analog der der sogenannten Naturgesetze, abzuleiten. Ihre räumlich aufgefaßte Zeit kommt ihnen dabei als homogenes Medium sehr zu statten. Die Willensfreiheit wird, zum mindesten für die Erkenntnis, unlogisch. Höchstens läßt man sie, mit der bekannten kategorischen Forderung Kants, aus moralischen Gründen gelten, damit der Mensch wenigstens in etwas „Ebenbild Gottes“ bleibt und nicht zur bloßen Maschine herabsinkt.

Versetzen wir uns jedoch in die Momente bedeutsamer Erscheinungen unseres Lebens zurück, so tritt uns das Gefühl von deren Einzigartigkeit und Unwiederholbarkeit mit Deutlichkeit ins Bewußtsein: Wir können sie nicht in der banalen Symbolik der Worte reproduzieren, noch können wir sie aus einfach nebeneinander gesetzten Ursachen wieder zusammensetzen. Allmählich wird uns die unauflösliche Innerlichkeit dieser rein dynamischen Einheiten klar, die als Ganzes die heterogene Dauer unseres konkreten, unseres bewußten Lebens darstellen.

Die Freiheit der Handlung beruht gerade in dieser fundamentalen Inkommensurabilität von Ursache und Wirkung im Bewußtseinsgeschehen. Eine Prävision wäre nur dann möglich,

wenn man alle kausalen Komponenten überblicken und kombinieren könnte. Das ließe sich freilich nur bewerkstelligen, indem man sich mit seinem ganzen Bewußtsein wieder in jenen vergangenen Moment der Entscheidung zurückversetzte. Da aber, nach unserer Auffassung der Dauer, kein Moment als analoger wiederzukehren vermag, die Zurückversetzung, schon rein zeitlich, deshalb unmöglich ist, ist auch die Voraussicht und damit die Determination einer inneren bewußten Handlung schon in der Voraussetzung ausgeschlossen.

Die Leugnung der Willensfreiheit kann darum nur auf einer Reihe theoretischer und praktischer Vermengungen beruhen: zuerst wird anstatt der konkreten Dauer die räumlich symbolisierte Dauer supponiert. Sodann geschieht die Versenkung in unser innerstes Bewußtsein, die Vorbedingung der Willensfreiheit nur recht selten. Schließlich, wenn die freie Handlung einmal vollzogen ist und wir, nun über ihre Gründe reflektierend, uns Rechenschaft zu geben suchen, so reihen wir dennoch, in bequemem Schematismus des praktischen Alltags, ihre Ursachen und Bedingungen räumlich nebeneinander auf, ohne uns auf das Eigentlichste, den Kern des festen Willensvorgangs, die irrationale Dauer und ihre ausschließlich intensiven und qualitativen Wesensmomente, zu besinnen.

IV.

Henri Bergsons Philosophie räumt ziemlich unbarmherzig auf mit der aus der mathematisch-naturwissenschaftlichen Raumabstraktion hergeleiteten Welt der Begriffe: Vielen — sicher aber nicht den tiefsten — Forschern wird dies das Ende aller Wissenschaft dünken. Denn mit der Bergsonschen Metaphysik ist jede Möglichkeit genommen, weiter das Tatsachenmaterial in altgewohnter Weise zu quantifizieren, rubrizieren und zu rationalisieren. Allein Bergsons Wissenschaft will sich ja nicht mit dem Begreifen von Einzelkenntnissen und -tatsachen abgeben. Ihr kommt es vielmehr darauf an, das wirkliche Leben in seiner unzerteilbaren schöpferischen Einheit, in seinem unendlichen Entwicklungsreichtum in vertiefter Intuition zu

erfassen. Die Einzelwissenschaft erscheint der Bergsonschen Philosophie gegenüber nur als subordinierte Technik, die ihren praktischen einzelwissenschaftlichen, sicher ganz nützlichen Zwecken und Resultaten meinetwegen auch auf ihre Weise nachgehen mag, selbst, falls sie dies etwa für nötig erachtet, mit den unlautern Mitteln der Quantifikation und der Verräumlichung. Nur soll sich eine solche wissenschaftliche Technik dann nicht einbilden, Wissenschaft im höheren Sinn, Erkenntnis des wirklich Seienden, zu sein!

Trotzdem gewährt Bergsons Philosophie auch einen spezialwissenschaftlichen Gewinn: Die Gruppe der Kulturwissenschaften, wie man nach Heinrich Rickerts Vorgang die sogenannten Geisteswissenschaften jetzt richtiger bezeichnet, die Geschichte vor allem, hatte unter dem wachsenden Einflusse der sich allein als wissenschaftlich betrachtenden Naturwissenschaft nachgerade angefangen, ebenfalls räumlich zu abstrahieren und quantitativ zu schematisieren. Wie eine Erlösung kam da für sie Bergsons Auffassung der Zeit, des innern Erlebnisses der durée concrète: Die Geschichte, die Kulturwissenschaften, die Geisteswissenschaften, erschienen nun mit ihrem Bestreben, die intensive Erinnerung, das Kontinuum des menschlichen Bewußtseins, die lebendigen Vorgänge der Seele darzustellen, als eine viel wirklichere und konkretere Wissenschaft wie alle bloß abstrahierende und äußerlich zählende Physik. Und als deutliche Parallele zu dieser Renaissance der historischen Wissenschaften erscheinen die neuen „naturrechtlichen" Bestrebungen in der Jurisprudenz, die sich an die Namen des Freiburger Privatdozenten Hermann Kantorowicz (Gnaeus Flavius: Der Kampf um die Rechtswissenschaft, Heidelberg 1906) und des Karlsruher Rechtsanwalts Ernst Fuchs knüpfen: sie wollen den individuellen Rechtsfall nicht mehr nach dem Vorgang des Reichsgerichts in gesetzlicher Abstraktion typisch konstruieren, sondern ihn als ein lebendes Ganzes aus der gegebenen Fülle seines menschlichen, sozialen, wirtschaftlichen Bedingungskomplexes heraus verstehen. Aus solch konkreter Anschauung heraus wird auch das entscheidende Urteil intui-

tiv geschöpft. In absoluter Heterogeneität wird es als etwas ganz Neues, durch keine Paragraphenmathematik Bedingtes individualisiert, produktiv gestaltet.

In dieser individualisierenden Einfühlung, dem gleichsam künstlerischen, kongenialen Nacherleben der großartigen schöpferischen Entwicklung des realen Seins hat die Wissenschaft von den menschlichen Bewußtseinsvorgängen, die schildernde Kulturwissenschaft, ihre autonome Aufgabe und zugleich deren autonome Lösung neu gefunden. Es ist der zukunfts-schaffende Impuls des Lebens, jener vorwärtstreibende élan vital, den die in der durée concrète wurzelnde Geschichte synthetisch mitzuerleben vermag, wo die Analyse der mathematischen Naturwissenschaft nur eine räumlich ausgedehnte Materie und das verdorrte Schema der Zahl erblickt: Einzig die schöpferische Intuition durch keines Gedankens Blässe angekränkelt, ist imstande, das wirkliche Leben in seinem unermeßlichen Reichtum kongenial zu erfassen, will sagen, mitzuerleben.

Hermann Hesse:

EINE TRAUMFOLGE

MIR schien, ich verweile schon eine Menge von unnützer dickflüssiger Zeit in dem lauen Salon, durch dessen Nordfenster der falsche See mit den unechten Fjorden blickte, und wo nichts mich hielt und anzog als die Gegenwart der schönen, verdächtigen Dame, die ich für eine Sünderin hielt. Ihr Gesicht einmal richtig zu sehen, war mein unerfülltes Verlangen. Ihr Gesicht schwebte undeutlich zwischen dunklen, offenen Haaren und bestand einzig aus süßer Blässe, sonst war nichts vorhanden. Vielleicht waren die Augen dunkelbraun, ich fühlte Gründe in mir, das zu erwarten, aber dann paßten die Augen nicht zu dem Gesicht, das mein Blick aus der unbestimmten Blässe zu lesen wünschte und dessen Gestaltung ich bei mir in tiefen, unzugänglichen Erinnerungsschichten ruhen wußte.

Endlich geschah etwas. Die beiden jungen Männer traten ein. Sie begrüßten die Dame mit sehr guten Formen und wurden mir vorgestellt. Affen, dachte ich und zürnte mir selber, weil des einen rotbrauner Rock mit seinem hübsch koketten Sitz und Schnitt mich beschämte und neidisch machte. Scheußliches Gefühl des Neides gegen die Tadellosen, Ungenierten, Lächelnden! „Beherrsche dich!" rief ich mir leise zu. Die beiden jungen Leute griffen gleichgültig nach meiner dargereichten Hand — warum hatte ich sie hingeboten?! — und machten spöttische Gesichter.

Da spürte ich, daß etwas an mir nicht in Ordnung sei und fühlte lästige Kälte an mir aufsteigen. Hinunterblickend sah ich mit Erbleichen, daß ich ohne Schuhe in bloßen Strümpfen stand. Immer wieder diese öden, kläglichen, dürftigen Hindernisse und

Widerstände! Anderen passierte es nie, daß sie nackt oder halbnackt in Salons vor dem Volk der Tadellosen und Unerbittlichen standen! Traurig suchte ich den linken Fuß wenigstens mit dem rechten zu decken, dabei fiel mein Blick durchs Fenster, und ich sah die steilen Seeufer blau und wild in falschen düstern Tönen drohen, sie wollten dämonisch sein. Betrübt und hilfsbedürftig blickte ich die Fremden an, voll Haß gegen diese Leute und voll von größerem Haß gegen mich — es war nichts mit mir, es glückte mir nichts. Und warum fühlte ich mich für den dummen See verantwortlich? Ja, wenn ich es fühlte, dann war ich's auch. Flehentlich sah ich dem Rotbraunen ins Gesicht, seine Wangen glänzten gesund und zart gepflegt, und wußte doch so gut, daß ich mich unnütz preisgebe, daß er nicht zu rühren sei.

Eben jetzt bemerkte er meine Füße in den groben dunkelgrünen Strümpfen — ach, ich mußte noch froh sein, daß sie ohne Löcher waren — und lächelte häßlich. Er stieß seinen Kameraden an und zeigte auf meine Füße. Auch der andre grinste voller Spott.

„Sehen Sie doch den See!" rief ich und deutete durchs Fenster.

Der Rotbraune zuckte die Achseln, es fiel ihm nicht ein, sich nur gegen das Fenster zu wenden, und sagte zum andern etwas, das ich nur halb verstand, das aber auf mich gemünzt war und von Kerlen in Strümpfen handelte, die man in einem solchen Salon gar nicht dulden sollte. Dabei war „Salon" für mich wieder so etwas wie in Bubenjahren, mit einem etwas schönen und etwas falschen Klang von Vornehmheit und Welt.

Nahe am Weinen bückte ich mich zu meinen Füßen hinab, ob da etwas zu bessern sei, und sah jetzt, daß ich aus weiten Hausschuhen geglitten war; wenigstens lag ein sehr großer, weicher, dunkelroter Pantoffel hinter mir am Boden. Ich nahm ihn unschlüssig in die Hand, beim Absatz packend, noch ganz weinerlich. Er entglitt mir, ich erwischte ihn noch im Fallen — er war inzwischen noch größer geworden — und hielt ihn nun am vorderen Ende.

Dabei fühlte ich plötzlich, innig erlöst, den tiefen Wert des Pantoffels, der in meiner Hand ein wenig federte, vom schweren

Absatz hinabgezogen. Herrlich, so ein roter schlapper Schuh, so weich und schwer! Versuchsweise schwang ich ihn ein wenig durch die Luft, es war köstlich und durchfloß mich mit Wonnen bis in die Haare. Eine Keule, ein Gummischlauch war nichts gegen meinen großen Schuh. Calziglione nannte ich ihn auf Italienisch.

Als ich dem Rotbraunen einen ersten spielerischen Schlag mit dem Calziglione an den Kopf gab, sank der junge Tadellose schon taumelnd auf den Diwan, und die andern und das Zimmer und der schreckliche See verloren alle Macht über mich. Ich war groß und stark, ich war frei, und beim zweiten Schlag auf den Kopf des Rotbraunen war schon nichts mehr von Kampf, nichts mehr von schäbiger Notwehr in meinem Zuhauen, sondern lauter Jauchzen und befreite Herrenlaune. Auch haßte ich den erlegten Feind nicht im mindesten mehr, er war mir interessant, er war mir wertvoll und lieb, ich war ja sein Herr und sein Schöpfer. Denn jeder gute Schlag mit meiner welschen Schuhkeule formte diesen unreifen und affigen Kopf, schmiedete ihn, baute ihn, dichtete ihn, mit jedem formenden Hieb ward er angenehmer, wurde hübscher, feiner, wurde mein Geschöpf und Werk, das mich befriedigte und das ich liebte. Mit einem letzten zärtlichen Schmiedehieb trieb ich ihm den spitzen Hinterkopf gerade hinlänglich nach innen. Er war vollendet. Er dankte mir und streichelte mir die Hand. „Schon gut", winkte ich. Er kreuzte die Hände vor der Brust und sagte schüchtern: „Ich heiße Paul."

Wundervoll machtfrohe Gefühle dehnten meine Brust und dehnten den Raum von mir hinweg, das Zimmer — nichts mehr von „Salon"! — wich beschämt davon und verkroch sich nichtig; ich stand am See. Der See war schwarzblau, Stahlwolken drückten auf die finstern Berge, in den Fjorden kochte dunkles Wasser schaumig auf, Föhnstöße irrten zwanghaft und ängstlich in Kreisen. Ich blickte empor und reckte die Hand aus zum Zeichen, daß der Sturm beginnen möge. Ein Blitz knallte hell und kalt aus der harten Bläue, senkrecht herab heulte ein warmer Orkan, am Himmel schoß graues Formengetümmel zerfließend

in Marmoradern auseinander. Große runde Wogen stiegen angstvoll aus dem gepeitschten See, von ihren Rücken riß der Sturm Schaumbärte und klatschende Wasserfetzen und warf sie mir ins Gesicht. Die schwarz erstarrten Berge rissen Augen voll Entsetzen auf. Ihr Aneinanderkauern und Schweigen klang flehentlich.

In dem prachtvoll auf Gespenster-Riesenpferden jagenden Sturm klang neben mir eine schüchterne Stimme. O, ich hatte dich nicht vergessen, bleiche Frau im langschwarzen Haar. Ich neigte mich zu ihr, sie sprach kindlich — der See komme, man könne hier nicht sein. Noch schaute ich gerührt auf die sanfte Sünderin, ihr Gesicht war nichts als stille Blässe in breiter Haardämmerung, da schlug schon klatschendes Gewoge an meine Knie, und schon an meine Brust, und die Sünderin schwankte wehrlos und still auf steigenden Wellen. Ich lachte ein wenig, legte den Arm um ihre Knie und hob sie zu mir empor. Auch dies war schön und befreiend, die Frau war seltsam leicht und klein, voll frischer Wärme und die Augen herzlich, vertrauensvoll und erschrocken, und ich sah, sie war gar keine Sünderin und keine ferne unklare Dame. Keine Sünden, kein Geheimnis; sie war einfach ein Kind.

Aus den Wellen trug ich sie über Felsen und durch den regenfinstern, königlich trauernden Park, wohin der Sturm nicht reichte und wo aus gesenkten Kronen alter Bäume lauter sanftmenschliche Schönheit sprach, lauter Gedichte und Symphonien, Welt der holden Ahnungen und lieblich gezähmten Genüsse, gemalte liebenswerte Bäume von Corot und ländlich-holde Holzbläsermusik von Schubert, die mich mit flüchtig aufzuckendem Heimweh mild in ihre geliebten Tempel lockte. Doch umsonst, viel Stimmen hat die Welt, und für alles hat die Seele ihre Stunden und Augenblicke.

Weiß Gott, wie die Sünderin, die bleiche Frau, das Kind ihren Abschied nahm und mir verloren ging. Es war eine Vortreppe aus Stein, es war ein Haustor, Dienerschaft war da, alles schwächlich und milchig wie hinter trübem Glase, und anderes, noch wesenloser, noch trüber, Gestalten windhaft hingeweht, ein Ton

von Tadel und Vorwurf gegen mich verleidete mir das Schattengestöber. Nichts blieb von ihm zurück als die Figur Paul, mein Freund und Sohn Paul, und in seinen Zügen zeigte und verbarg sich ein nicht mit Namen zu nennendes, dennoch unendlich wohlbekanntes Gesicht, ein Schulkameradengesicht, ein vorgeschichtlich sagenhaftes Kindermagdgesicht, genährt aus den guten, nahrhaften Halberinnerungen fabelhafter erster Jahre.

Gutes, inniges Dunkel, warme Seelenwiege und verlorne Heimat tut sich auf, Zeit des ungestalteten Daseins, unentschlossene erste Wallung überm Quellgrund, unter dem die Ahnenvorzeit mit den Urwaldträumen schläft. Taste nur, Seele, irre nur, wühle blind im satten Bad schuldloser Dämmertriebe! Ich kenne dich, bange Seele, nichts ist dir notwendiger, nichts ist so sehr Speise, so sehr Trank und Schlaf für dich wie die Heimkehr zu deinen Anfängen. Da rauscht Welle um dich, und du bist Welle, Wald, und du bist Wald, es ist kein Außen und Innen mehr, du fliegst Vogel in Lüften, schwimmst Fisch im Meer, saugst Licht und bist Licht, kostest Dunkel und bist Dunkel. Wir wandern, Seele, wir schwimmen und fliegen, und lächeln und knüpfen mit zarten Geistfingern die zerrissenen Fäden wieder an, tönen selig die zerstörten Schwingungen aus. Wir suchen Gott nicht mehr. Wir sind Gott. Wir sind die Welt. Wir töten und sterben mit, wir schaffen und auferstehen mit unseren Träumen. Unser schönster Traum, der ist der blaue Himmel, unser schönster Traum der ist das Meer, unser schönster Traum der ist die sternhelle Nacht, und ist der Fisch, und ist der helle frohe Schall, und ist das helle frohe Licht — alles ist unser Traum, jedes ist unser schönster Traum. Eben sind wir gestorben und zu Erde geworden. Eben haben wir das Lachen erfunden. Eben haben wir ein Sternbild geordnet.

Stimmen tönen, und jede ist die Stimme der Mutter. Bäume rauschen, und jeder hat über unsrer Wiege gerauscht. Straßen laufen in Sternform auseinander, und jede Straße ist der Heimweg.

Der, der sich Paul nannte, mein Geschöpf und Freund, war wieder da und war so alt wie ich geworden. Er glich einem

Jugendfreunde, doch wußt' ich nicht welchem, und ich war darum gegen ihn etwas unsicher und zeigte einige Höflichkeit. Daraus zog er Macht. Die Welt gehorchte nicht mehr mir, sie gehorchte ihm, darum war alles Vorige verschwunden und in demütiger Unwahrscheinlichkeit untergegangen, beschämt durch ihn, der nun regierte.

Wir waren auf einem Platz, der Ort hieß Paris, und vor mir stand ein eiserner Balken in die Höhe, der war eine Leiter und hatte zu beiden Seiten schmale eiserne Sprossen, an denen konnte man sich mit den Händen halten und mit den Füßen auf sie treten. Da Paul es wollte, kletterte ich hinan, und er daneben auf einer ebensolchen Leiter. Als wir so hoch geklettert waren wie ein Haus und wie ein sehr hoher Baum, begann ich Bangigkeit zu fühlen. Ich sah zu Paul hinüber, der fühlte keine Bangigkeit, aber er erriet die meine und lächelte.

Einen Atemzug lang, während er lächelte und ich ihn ansah, war ich ganz nahe daran, sein Gesicht zu erkennen und seinen Namen zu wissen, eine Kluft von Vergangenheit riß auf und spaltete sich bis zur Schülerzeit hinab, zurück bis da wo ich zwölfjährig war, herrlichste Zeit des Lebens, alles voll Duft, alles genial, alles mit einem eßbaren Duft von frischem Brot und mit einem berauschenden Schimmer von Abenteuer und Heldentum vergoldet — zwölfjährig war Jesus, als er im Tempel die Gelehrten beschämte, mit zwölf Jahren haben wir alle unsere Gelehrten und Lehrer beschämt, waren klüger als sie, genialer als sie, tapferer als sie. Anklänge und Bilder stürmten in Knäueln auf mich ein: vergessene Schulhefte, Arrest in der Mittagstunde, ein mit der Schleuder getöteter Vogel, eine Rocktasche klebrig voll gestohlener Pflaumen, wildes Bubengeplätscher im Schwimmbad, zerrissene Sonntagshosen und innig schlechtes Gewissen, heißes Abendgebet um irdische Sorgen, wunderbar heldische Prachtgefühle bei einem Vers von Schiller — —

Es war nur ein Sekundenblitz, gierig hastende Bilderfolge ohne Mittelpunkt, im nächsten Augenblick sah Pauls Gesicht mich wieder an, quälend halbbekannt. Ich war meines Alters nicht mehr sicher, möglich daß wir Knaben waren. Tiefer und tiefer

unter unsern dünnen Leitersprossen lag die Straßenmasse, welche Paris hieß. Als wir höher waren als jeder Turm, gingen unsre Eisenstangen zu Ende und zeigten sich jede mit einem wagrechten Brett gekrönt, einer winzig kleinen Plattform. Es schien unmöglich, sie zu erklimmen. Aber Paul tat es gelassen, und ich mußte auch.

Oben legte ich mich flach aufs Brett und sah über den Rand hinunter, wie von einer kleinen hohen Wolke. Mein Blick fiel wie ein Stein ins Leere hinab und kam an kein Ziel, da machte mein Kamerad eine deutende Gebärde, und ich blieb an einem wunderlichen Anblick haften, der mitten in den Lüften schwebte. Da sah ich, über einer breiten Straße in der Höhe der höchsten Dächer, aber noch unendlich tief unter uns, eine fremdartige Gesellschaft in der Luft, es schienen Seiltänzer zu sein, und wirklich lief eine der Figuren auf einem Seil oder einer Stange dahin. Dann entdeckte ich, daß es sehr viele waren und fast lauter junge Mädchen, und sie schienen mir Zigeuner oder wanderndes Volk zu sein. Sie gingen, lagerten, saßen, bewegten sich in Dachhöhe auf einem luftigen Gerüste aus dünnsten Latten und laubenähnlichem Gestänge, sie wohnten dort und waren heimisch in dieser Region. Unter ihnen war die Straße zu ahnen, ein feiner schwebender Nebel reichte von unten her bis nahe an ihre Füße.

Paul sagte etwas darüber. „Ja", antwortete ich, „es ist rührend, alle die Mädchen."

Wohl war ich viel höher als jene, aber ich klebte angstvoll auf meinem Posten, sie indessen schwebten leicht und angstlos, und ich sah, ich war zu hoch, ich war am falschen Ort. Jene hatten die richtige Höhe, nicht am Boden und doch nicht so teuflisch hoch und fern wie ich, nicht unter den Leuten und doch nicht so ganz vereinsamt, außerdem waren sie viele. Ich sah wohl, daß sie eine Seligkeit darstellten, die ich noch nicht erreicht hatte.

Aber ich wußte, daß ich irgendeinmal wieder an meiner ungeheuren Leiter werde hinabklettern müssen, und der Gedanke daran war so beklemmend, daß ich Übelkeit spürte und es keinen Augenblick mehr hier oben aushalten konnte. Verzweiflungsvoll

und zitternd vor Schwindel tastete ich mit den Füßen unter mir nach den Leitersprossen — sehen konnte ich sie vom Brett aus nicht — und hing grauenvolle Minuten, krampfhaft angeklammert, in der schlimmen Höhe. Niemand half mir, Paul war fort.

In tiefer Bangigkeit tat ich gefährliche Tritte und Griffe, und ein Gefühl hüllte mich wie Nebel ein, ein Gefühl, daß nicht die hohe Leiter und der Schwindel es war, was ich auszukosten und durchzumachen habe. Alsbald verlor sich denn auch die Sichtbarkeit und Ähnlichkeit der Dinge, es war alles Nebel und unbestimmt. Bald hing ich noch in den Sprossen und spürte Schwindel, bald kroch ich klein und bang durch furchtbar enge Erdschachte und Kellergänge, bald watete ich hoffnungslos im Sumpf und Kot und fühlte wüsten Schlamm mir bis zum Munde steigen. Dunkel und Hemmung überall. Furchtbare Aufgaben mit ernstem, doch verhülltem Sinn. Angst und Schweiß, Lähmung und Kälte. Schweres Sterben, schwereres Geborenwerden.

Wieviel Nacht ist um uns her! Wieviel bange, arge Qualenwege gehen wir, geht tief im Schacht unsre verschüttete Seele, ewiger armer Held, ewiger Odysseus! Aber wir gehen, wir gehen, wir bücken uns und waten, wir schwimmen erstickend im Schlamm, wir kriechen die glatten bösen Wände hinan. Wir weinen und verzagen, wir jammern bang und heulen leidend auf. Aber wir gehen weiter, wir gehen und leiden, wir gehen und beißen uns durch.

Wieder stellte aus dem trüben Höllenqualme Bildlichkeit sich her, wieder lag ein kleines Stück des finstern Pfades vom gestaltenden Licht der Erinnerungen beschienen, und die Seele drang aus dem Urweltlichen in den heimatlichen Bezirk der Zeit.

Wo war das? Bekannte Dinge sahen mich an, ich atmete Luft, die ich wiedererkannte. Ein Zimmer groß im Halbdunkel, eine Erdöllampe auf dem Tisch, meine eigene Lampe, ein großer runder Tisch, etwas wie ein Klavier. Meine Schwester war da und mein Schwager, vielleicht bei mir zu Besuch, oder vielleicht ich bei ihnen. Sie waren still und sorgenvoll, voll Sorgen um mich. Und ich stand im großen düstern Zimmer, ging hin und

her und stand und ging in einer Wolke von Traurigkeit, in einer Flut von bitterer, erstickender Traurigkeit. Und nun fing ich an, irgend etwas zu suchen, nichts Wichtiges, ein Buch oder eine Schere oder so etwas, und konnte es nicht finden. Ich nahm die Lampe in die Hand, sie war schwer und ich war furchtbar müde, ich stellte sie bald wieder ab und nahm sie doch wieder, und wollte suchen, suchen, obwohl ich wußte, daß es vergeblich sei. Ich würde nichts finden, ich würde alles nur noch mehr verwirren, die Lampe würde mir aus den Händen fallen, sie war so schwer, so quälend schwer, und so würde ich weiter tasten und suchen und durchs Zimmer irren, mein ganzes armes Leben lang.

Mein Schwager sah mich an, ängstlich und etwas tadelnd. „Sie merken, daß ich wahnsinnig werde", dachte ich schnell und nahm wieder die Lampe. Meine Schwester trat zu mir, still, mit bittenden Augen, voller Angst und Liebe, daß mir das Herz brechen wollte. Ich konnte nichts sagen, ich konnte nur die Hand ausstrecken und abwinken, abwehrend winken, und ich dachte: „Laßt mich doch! Laßt mich doch! Ihr könnt ja nicht wissen, wie mir ist, wie weh mir ist, wie furchtbar weh!" Und wieder: „Laßt mich doch! Laßt mich doch!"

Das rötliche Lampenlicht floß schwach durchs große Zimmer, Bäume stöhnten draußen im Wind. Einen Augenblick glaubte ich die Nacht draußen innerlichst zu sehen und zu fühlen: Wind und Nässe, Herbst, bitterer Laubgeruch, Blättergestiebe vom Ulmenbaum, Herbst, Herbst! Und wieder einen Augenblick lang war ich nicht ich selber, sondern sah mich wie ein Bild: ich war ein bleicher, hagerer Musiker mit flackernden Augen, der hieß Hugo Wolf und war an diesem Abend im Begriff wahnsinnig zu werden.

Dazwischen mußte ich wieder suchen, hoffnungslos suchen und die schwere Lampe heben, auf den runden Tisch, auf den Sessel, auf einen Bücherstoß. Und mußte mit flehenden Gebärden abwehren. wenn meine Schwester mich wieder traurig und behutsam anblickte, mich trösten wollte, mir nahesein und helfen wollte. Die Trauer in mir wuchs und füllte mich zum Zerspringen, und die Bilder um mich her waren von einer er-

greifend beredten Deutlichkeit, viel deutlicher, als jede Wirklichkeit sonst ist; ein paar Herbstblumen im Wasserglas, eine dunkelrotbraune Georgine darunter, glühten in so schmerzlich schöner Einsamkeit, jedes Ding und auch der blinkende Messingfuß der Lampe war so verzaubert schön und von so schicksalsvoller Einsamkeit umdrungen wie auf den Bildern der großen Maler.

Ich spürte mein Schicksal deutlich. Noch ein Schatten mehr in diese Traurigkeit, noch ein Blick der Schwester, noch ein Blick der Blumen, der schönen seelenvollen Blumen — dann floß es über und ich sank im Wahnsinn unter. „Laßt mich! Ihr wißt ja nicht!" Auf der polierten Wand des Klaviers lag ein Strahl Lampenlicht im schwärzlichen Holz gespiegelt, so schön, so geheimnisvoll, so gesättigt von Schwermut!

Jetzt erhob sich meine Schwester wieder, sie ging gegen das Klavier hinüber. Ich wollte bitten, wollte innig abwehren, aber ich konnte nicht, es reichte keinerlei Macht mehr aus meiner Vereinsamung heraus und zu ihr hinüber. O ich wußte, was jetzt kommen mußte. Ich kannte die Melodie, die jetzt zu Wort kommen und alles sagen und alles zerstören mußte! Ungeheure Spannung zog mein Herz zusammen, und während die ersten glühenden Tropfen mir aus den Augen sprangen, stürzte ich mich mit Kopf und Händen über den Tisch hin und hörte und empfand mit allen Sinnen und mit neuen Sinnen dazu, Text und Melodie zugleich, Wolfsche Melodie, den Vers:

Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
Von der alten schönen Zeit?
Die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie so weit, so weit!

Damit glitt vor mir und in mir die Welt auseinander, versank in Tränen und Tönen, nicht zu sagen wie hingegossen, wie strömend, wie gut und schmerzlich! O Weinen, o süßes Zusammenbrechen, seliges Schmelzen. Alle Bücher der Welt voll Gedanken und Gedichten sind nichts gegen eine Minute Schluchzen, wo Gefühl in Strömen wogt, Seele tief sich selber fühlt und findet.

Tränen sind schmelzendes Seelen-Eis, dem Weinenden sind alle Engel nah.

Ich weinte mich, alle Anlässe und Gründe vergessend, von der Höhe unerträglicher Spannung in die milde Dämmerung alltäglicher Gefühle hinab, ohne Gedanken, ohne Zeugen. Dazwischen flatternde Bilder: ein Sarg, darin lag ein mir so lieber, so wichtiger Mensch, doch wußte ich nicht wer. Vielleicht du selber, dachte ich, da fiel ein anderes Bild mir ein, aus großer zarter Ferne her. Hatte ich nicht einmal, vor Jahren oder in einem früheren Leben, ein wunderbares Bild gesehen: ein Volk von jungen Mädchen hoch in Lüften hausend, wolkig und schwerelos, schön und selig, leichtschwebend wie Luft und satt wie Streichmusik?

Jahre flogen dazwischen, drängten mich sanft und mächtig von dem Bilde weg. Ach, vielleicht hatte mein ganzes Leben nur den Sinn gehabt, diese holden schwebenden Mädchen zu sehen, zu ihnen zu kommen, ihresgleichen zu werden! Nun sanken sie fern dahin, unerreichbar, unverstanden, unerlöst, von verzweifelnder Sehnsucht müd umflattert.

Jahre fielen wie Schneeflocken herab und die Welt war verändert. Betrübt wanderte ich einem kleinen Hause entgegen. Mir war recht elend zumut, und ein banges Gefühl im Munde hielt mich gefangen, ängstlich tastete ich mit der Zunge an einen zweifelhaften Zahn, da sank er schon schräge weg und war ausgefallen. Der nächste — auch er! Ein ganz junger Arzt war da, dem ich klagte, dem ich bittend einen Zahn mit den Fingern entgegenhielt. Er lachte leichtherzig, winkte mit fataler Berufsgebärde ab und schüttelte den jungen Kopf — das mache nichts, ganz harmlos, komme jeden Tag vor. Lieber Gott, dachte ich. Aber er fuhr fort und deutete auf mein linkes Knie: da sitze es, da sei hingegen nimmer zu spaßen. Furchtbar schnell griff ich ans Knie hinab — da war es! Da war ein Loch, in das ich den Finger legen konnte, und statt Haut und Fleisch nichts zu ertasten als eine gefühllose, weiche, lockere Masse, leicht und faserig wie welkes Pflanzengewebe. O mein Gott, das war der Verfall, das war Tod und Fäulnis! „Da ist nichts mehr zu

machen?" fragte ich mit mühsamer Freundlichkeit. „Nichts mehr", sagte der junge Arzt, und war weg.

Ich ging erschöpft dem Häuschen entgegen, nicht so verzweifelt wie ich hätte sein müssen, sogar fast gleichgültig. Ich mußte jetzt in das Häuschen gehen, wo meine Mutter mich erwartete — hatte ich nicht ihre Stimme schon gehört? ihr Gesicht gesehen? Stufen führten hinauf, wahnsinnige Stufen, hoch und glatt ohne Geländer, jede ein Berg, ein Gipfel, ein Gletscher. Es wurde gewiß zu spät — sie war vielleicht schon fort, vielleicht schon tot? Hatte ich sie eben nicht wieder rufen hören? Schweigend rang ich mit dem glatten Stufengebirge, fallend und gequetscht, wild und schluchzend, klomm und preßte mich, stemmte brechende Arme und Knie auf, und war oben, war am Tor, und die Stufen waren wieder klein und hübsch und von Buchsbaum eingefaßt. Jeder Schritt ging zäh und schwer wie durch Schlamm und Leim, kein Vorwärtskommen, das Tor stand offen, und drinnen ging in einem grauen Kleid meine Mutter, ein Körbchen im Arm, still und in Gedanken. O, ihr dunkles, schwach ergrauendes Haar im kleinen Netz! Und ihr Gang, die kleine Gestalt! Und das Kleid, das graue Kleid — hatte ich denn alle die vielen, vielen Jahre her ihr Bild ganz verloren, gar niemals richtig mehr an sie gedacht?! Da war sie, da stand und ging sie, nur von hinten zu sehen, ganz wie sie war, ganz klar und schön, lauter Liebe, lauter Liebesgedanke!

Wütend watete mein lahmer Schritt in der zähen Luft, Pflanzenranken wie dünne starke Seile umschlangen mich mehr und mehr, feindselige Hemmnis überall, kein Vorwärtskommen! „Mutter!" rief ich — aber es gab keinen Ton . . . Es klang nicht. Es war Glas zwischen ihr und mir.

Meine Mutter ging langsam weiter, ohne zurückzublicken, still in schönen sorglichen Gedanken, strich mit der wohlbekannten Hand einen unsichtbaren Faden vom Kleide, bückte sich über ihr Körbchen zum Nähzeug. O das Körbchen! Darin hatte sie mir einmal Ostereier versteckt. Ich schrie verzweifelt und lautlos. Ich lief und kam nicht vom Ort! Zärtlichkeit und Wut zerrten an mir.

Und sie ging langsam weiter durch das Gartenhaus, stand in der jenseitigen offenen Tür, schritt ins Freie hinaus. Sie senkte den Kopf ein wenig zur Seite, sanft und horchend, ihren Gedanken nach, hob und senkte das Körbchen — ein Zettel fiel mir ein, den ich als Knabe einmal in ihrem Körbchen fand, darauf stand von ihrer leichten Hand aufgeschrieben, was sie für den Tag zu tun und zu bedenken vorhatte — „Hermanns Hosen ausgefranst — Wäsche einlegen — Buch von Dickens entlehnen — Hermann hat gestern nicht gebetet." — Ströme der Erinnerung, Lasten von Liebe!

Umschnürt und gefesselt stand ich am Tor, und drüben ging die Frau im grauen Kleide langsam hinweg, in den Garten, und war fort.

KLEINE ANTHOLOGIE

Ludwig Bäumer:

LIED DER DICHTER

Wird ein Sommer sein, an Kreuzen aufgerichtet,
Eselinnen über Purpur schreiten,
Angst des Weltalls wird zum Schwamm verdichtet
Unsre stillen Lippen suchtumgleiten.

Und uns werden immer nur die Kinder ernten
Uns in ihre unermessnen Hände liefern,
Daß wir ihre wundervollen nachtbesternten
Süchte einer ungeahnten und als Himmel tiefern

Landschaft in die aufgetanen Munde reichen.

Wird einmal ein Frühling ohne gleichen
Wie ein Mord am Winter durch die Straßen ziehn,
Über unsre Augenhöhlen streichen,
Und sie müssen wieder wie ein Anfang glühn.

Ottokar Brezina:

ERLÖSCHEN TAUSEND STERNE ...

Erlöschen tausend Sterne wie glühende Weihrauchkörner,
die bei jäher Gebärde aus dem Rauchfaß im Raum sich verstreuten,
und Duft, unendlich gestiegen, hat das erblaßte Antlitz der Engel verhüllt,
Doch hören wir's bang im Klang ihres Hymnus:

Aus Liebe zu uns erbebten sie! Tag naht und findet uns ungerüstet!
Aufruhr durchtobt unsre Gassen! Sieh, Glocken tönen entsetzt
und noch kein Brand zu gewahren! Nur Vögel weissagend
wie schwarze Konstellationen umkreisen uns oben.

Von Millionen Nahenden sehn unsre Stadt wir belagert.
Stets Neue drängen heran aus den Zeiten. Was weint ihr?
Und läßt Furcht der Liebenden Händen
die Rosen entsinken? Sind nicht die Sieger unsere Brüder
und der Spender des Sieges nicht unser Vater?

Es sinke, was aus schwarzem Vulkanblock der Gehenna wir bauten,
zu Schutthaufen nieder! Schönere Städte als die unsre
sah der Blick der Propheten. Und doch kam im Rauch ihrer künftigen Feuer
Blutweinen in die Augen, weit auf in Ekstase!
Für Gräber zahlloser Körper reicht die Tiefe der Erde,
doch dem Fluge der Seelen genügt nicht das All, nicht die blühenden Welten.

Mit weißen Sonnen wie mit Marmor streben sie zu bauen und die Sekunde ihrer Freude
für ewig darüber zu wölben als Himmel!

Öffnet die Tore! Bekränzte Jungfrauen laßt singen! Und zu den Entferntsten
entsendet die Botschaft der Liebe gleich Tauben! Sie ruhen aus auf den Herzen der Brüder
und finden zur mystischen Heimat den Weg durchs Unendliche,
wo gelesen wird ihre verborgene Schrift.

Mögen vor uns in den verbrannten Gassen tanzen die Flammen
wie Gefangene im Triumph! Wir fesseln böse Kräfte mit magischer Kette.
Und zwingen die Erde zu blühn, wie nie sie geblüht,
und schreiten durch Rosen der Unsterblichkeit zu.

(Deutsch von Otto Pick.)

Rudolf Fuchs:

DER FLÜCHTLING

Das Haus war starr von Nacht und scharfen Waffen,
und Brandgeruch belagerte den Zaun,
als er, das Schicksal sich vom Hals zu schaffen,
sich unter blasse Sterne konnte traun.
Und als die Schritte langsamer sich fanden
und böser Aufruhr wie ein Traum verblich,
erblickte er sich bange auferstanden,
und seine wehen Worte sangen sich:

„Wie vieles nannt ich Du vor diesen Tagen!
Und wieder harrt die Pforte angelweit,
nichts wehrt mir, mich mit Kränzen umzutragen
für Mädchen, Himmel, Baum und Abendzeit,
für bunte Fahnen, die im Taumel wehen
und für die Schatten, welche immerzu
den Feiertagen sich entgegendrehen —
Ich aber zu mir selber sage: Du!"

Und also ausgestoßen aus der Mitte
berührte er den steilen Küstenstrich,
Gerölle taumelte um seine Schritte,
und unten schrie die Brandung.
Dem Sturme überließ er seine Schwelle
(die arme Wohnung atemlos und leer)
und mündete im Augenblick der Welle
aus seiner Wunde in das große Meer.

Max Herrmann:

IHR IM SOMMER LEEREN DÄCHER, DIELEN . . .

Ihr im Sommer leeren Dächer, Dielen,
Höfe, und ihr weißen Villen, deren
Schöne Fraun und Herrn an fernen Seen
Mit der Lässigkeit des Freiseins gehen,
Bühnenhäuser, ausgebrannt wie Gruben,
Und ihr grün verstummten Vorstadtstuben,
Wo jetzt Stieglitze Verstecken spielen,
Schulen, die in Ferien verwildern,
Staub auf Bänken, Tafeln, Kaiserbildern,
O wie lehnt ihr arm in eurer Leere,
Jede stöhnt: „Wie ich Getrieb entbehre!
Wo sind meiner flinken Schwärme Füllen,
Daß sie mich in lauter Wärme hüllen,
Daß sie mich mit ihrem immer wachen
Atemwind zu einer Harfe machen?"
Ach, den Glocken auf den Korridoren
Ist die strenge Stimme wie erfroren,
Und die Geige hat Gefühl und Jung-Sein
Und die Uhr ihr Augenlicht verloren,
Und der Treppen frühes auf dem Sprung sein
Hängt wie umgebracht und ungeboren!

O wie fühl ich eure arme Leere
Tief im Herzen mit und dieser bangen
Langen Weile laue Sonntagsschwere!

Und der Barren und die Kletterstangen
Und der lustige Rundlauf sind Gespenster

Wie die Furcht der lautlos starren Fenster,
Die zuvor wie Morgenwälder sangen,
Wenn das Lineal verstohlen Takt schlug
Und das Pfeifen auf dem Federkasten
Einen Träumer zur beglänzten Schlacht trug ...

Wie vergeh ich im erzwungnen Fasten
Der Büfetts und ungedeckten Tische,
Wo die hellen Frauen rastend saßen
Und mit schmalen Gesten tastend aßen,
Und im Garten sterben eure Fische,
Denen Fremde gutzutun vergaßen!

Wie vergeh ich mit den leeren Stühlen
Der Parkette und der Logen-Lücken,
Und im Staub, wie eingestürzte Brücken,
Trümmern so geblieben von Kulissen
Und Maschinen jäh gehemmt wie Mühlen,
Deren Rad mit Eins auf Halt gerissen!

Wie vergeh ich mit den Sofakissen
Und den Vasen und dem Aschenbecher
Hinter den geschloßnen Jalousien —
Wann wird wieder heimlich an gewissen
Sonntagnachmittagen Schal und Fächer
Bei euch sein und jemand auf euch knien,
Wann Beschwörung immer schwüler, wilder
Und verwirrter Zärtlichkeit Geraun
Rinnen über Spiegel, Buch und Bilder
Und euch wieder in das Leben baun!

Wie vergeh ich grau in eurem Graun!

Aber ihr seid nur für kurze Zeit
Leichthin weggelegt und fast vergessen,
Nur für Wochen sachte eingeschneit,

Ihr habt Pflicht und Werk besessen
Und es wird euch immer wieder werden,
Wenn mit weichen Wiederkehr-Gebärden
Sich Willkommenkränze wehend winden
Und die ausgeruhten, muntern Füße
Euren Fliesen flinkre Tänze finden,
Und die alten guten Morgengrüße
Und die alten guten Schluß-Choräle
Wieder Glied an Glied zur Kette binden.

Wie beneid' ich eure lauten Säle!

Denn ich bin ein ganzes banges Leben
Hilflos leergelassen und verschüttet,
Keiner Seele darf ich Antwort geben,
Keinem Lied im gleichen Echo schweben,
Keine müde Schwester betten, keiner
Dürstenden den Krug zum Munde heben;
Niemand, wär' er noch so wüst zerrüttet,
Der vor meinem Haus um Obdach bittet,
Niemand, der mich „lieben Lehrer" nennt!
Ungenützt verkümmern meine Gaben,
Weder Sommer darf, noch Herbst ich haben,
Und wie junges, grünes Gras verbrennt,
Geh' ich ungeerntet aus als Einer,
Der die eignen Kinder nicht erkennt.

Gerhart Husserl:

ABEND

Die Straße sticht den Abend in die Seite
Und golden tränend beugt er seinen Leib
Raffend mit Hasten seine blaue weite
Fallende Tracht, in der die unbereite
Hand sich verbricht in Formenfellvertreib.

Die Waffe fiel mehr, denn ein Arm sie zückte,
Die Stadt verließ die Rüstung vor dem Bad
Und nun, da alles mit den Wellen rückte,
In deren Ketten tiefe Bindung glückte,
Rollte das Pflaster wie ein schnelles Rad,
Von Hauch und Nebel siegend angeblasen —
Da kam der ungenaue Gegenstand:
In Stein und Abhang splitterte der Rasen,
Die Sterne standen auf in schlanken Vasen
Und klirrend schlug und brach des Rades Rand.

Bernhard Guttmann:

HUBER UND COX

EIN ZEITGENÖSSISCHES GESPRÄCH

Aus einer Broſchüre, einem kleinen Kunſtwerk, das Eugen Diederichs in Jena verlegt hat. Die pſychologiſche Kraft der Darſtellung iſt von reifſter Ironie umfloſſen und zuweilen wie hinſchmelzend in ihr, wenn die Erkenntnis in alle Anarchien zu münden droht.

SIE waren beide kräftige Männer, von gutem Wuchse und aufrechter Haltung. Sie stutzten bei der Begegnung; sogleich spürte einer im andern den ebenbürtigen Ringer. Weil aber beides Menschen von großem persönlichem Mute waren, so ließen sie sich mit zum Äußersten entschlossener Miene auf die Enden der Bank nieder, zwischen sich zwei Ellen Holz und einen Ozean des Widerwillens. Mürrisch geradeaus blickend, schwiegen die zwei nebeneinander her. Da ereignete sich etwas Merkwürdiges, das die Situation gründlich verändern sollte. Der eine Mann nämlich, der am rechten Ende der Bank saß und Cox hieß, weil sein Vater so geheißen hatte, empfand infolge eines aufgehenden Seewindes einen Niesreiz, zog ein violettseidenes Tuch aus der Tasche und wollte es auseinanderfalten, als die nämliche Brise seinen unachtsamen Fingern den leichten Gegenstand entführte. Der Flüchtling kam nicht weit; er flatterte seitwärts und strandete am felsigen Kap einer Nase. Diese gehörte dem andern Herrn, einem gewissen Huber, und der faßte, während ein unwillkürliches Lächeln beider Gesichter überflog, den Deserteur mit festem Griffe und gab ihn dem rechtmäßigen Eigentümer mit einer schwachen Verbeugung zurück. Rasch und mit mehr Höflichkeit, als er vor seinem Vater-

lande eigentlich verantworten konnte, sagte Cox: „Thank you, Sir!“, was auf der Gegenseite eine neue Verbeugung und ein unbestimmtes, aber nicht geradezu feindseliges Geräusch zur Folge hatte. Damit hätte der Zwischenfall beendet sein sollen, aber der Strudel einmal ins Wallen geratener Empfindungen riß Cox fort. Halblaut, zögernd, aber doch vernehmlich sagte er, daß der Tag schön sei. Nun weiß jedermann, daß eine derartige Wetternachricht von keinem Engländer umsonst gemacht wird, sondern immer einen Beweis keimenden Vertrauens liefert. Sie kann zu einem Heiratsantrag führen oder zu dem Versuch, hundert Pfund Sterling zu borgen, aber stets bekundet sie den Willen, tiefere menschliche Beziehungen einzuleiten. Huber war überrascht, beunruhigt. Er kannte die Arglist des Feindes und fürchtete sie. Dennoch hielt er es für unpolitisch, seinen Gegenpart geradeaus zurückzustoßen, sondern antwortete mit einer vorsichtigen Bejahung. Cox fühlte sich ermutigt und strengte eben seinen Geist an, um etwas geradeso Glückliches zu sagen wie vorhin, als sich plötzlich vier neue Ankömmlinge in dem Raume zwischen beiden auf der Bank niederließen.

Es ist eine Tatsache des Lebens, die von der Wissenschaft noch nicht entdeckt worden ist, daß ein Mensch und ein anderer Mensch nur so lange zwei sind, als sie stumm nebeneinander sitzen, aber mehr als zwei, wenn sie zu reden anfangen. Eins und eins machen bloß in der Algebra ein Paar. Sind ein Apfel und eine Nuß zwei? Und ist der Mensch von seinesgleichen nicht verschiedener als Apfel von Nuß? Jemand hat die These aufgestellt, daß an jeder Unterhaltung zwischen A und B nicht zwei Personen beteiligt sind, sondern sechs. Erstens Herr A selber in Fleisch und Blut, vom Stehkragen bis zu den Lackschuhen. Dann sitzt einer dabei, der für gewöhnliche Augen unsichtbar bleibt. Dieser A_2, der auf Beschauer den allervorteilhaftesten Eindruck machen würde, wenn man ihn erblicken könnte, verkörpert die Vorstellung A's von sich selber. A_3 dann ist das Wesen, das B in A sieht. Eine ebensolche Reihe geht auch von Herrn B aus. Beginnt nun die Konversation, so entsteht Wirrwar. A_2 macht zu B eine Bemerkung, die B_2

falsch deutet, worauf B_3 so antwortet, daß nach mehreren unergiebigen Zwischenreden aller Anwesenden A verstimmt von dannen geht und B seine frühere ungünstige Ansicht von diesem Patron bestätigt findet. Diese Erfahrung machen wir täglich, wiewohl festzustellen ist, daß mit unserm eigenen Altern A_2 und A_3 sich stiller und kleinlauter zeigen; denn sie schrumpfen zusammen, je gleichgültiger wir uns selbst und anderen allmählich werden. Nach zwanzig Jahren einer in jedem Sinne glücklichen Ehe kennen Sie das Innenleben Ihrer Gattin noch nicht völlig, immer hören Sie gelegentlich wieder ein Wort, das Sie bestürzt macht, ja kränkt, einer Dame, der Sie so lange Ihr Vertrauen geschenkt, nicht ganz würdig zu sein scheint. Früher war es schlimmer, Sie glaubten manchmal in einem türkischen Serail zu hausen und erwachten jeden Morgen mit einer andern Frau. Ähnliches hat aber auch Ihre Gemahlin erfahren.

Nachdem wir also, ohne daß es uns etwas kostete, zwischen Huber und Cox vier neue Leute aus der Erde gestampft haben, führen wir diese beim Publikum ein. Der eine, der Huber zunächst Platz nahm, war ein schöner, sogar ein wunderschöner Mann. Er war sechs Fuß hoch, besaß volles blondes Haar, mehrere Schlägerschmarren auf der Backe und tiefe, strahlende blaue Augen, die im Gewühl der Schlacht den Feind wie sengender Stahl anblitzten und doch so unendlich mild und gütig blicken konnten, wenn Edelhuber — so hieß er und war wissenschaftlicher Hilfslehrer an der Oberrealschule zu Kaltenleba — in trautem Kreise in ein treues Antlitz schaute. Ihm völlig unähnlich war ein anderer, ziemlich kleiner und schlecht gewachsener Mensch, mit zu kurzem dickem Halse, krummen Beinen, abstehenden Ohren und Platschnase, auf der eine häßliche Brille saß. Seine Kleidung war schäbig und unsauber, am Rocke fehlten ihm mehrere Knöpfe, die Hosen waren durchgestoßen. Duckmauski war der Name des Individuums. Weiter! Zunächst Cox setzte sich, den Seidenhut in vornehm nachlässiger Weise zum Gruße berührend, jemand hin, in dem man beim ersten Anblick den vollendeten Gentleman erkannte.

Sir Ralph Supercox verriet in jeder Bewegung den geborenen Aristokraten; in der Tat hatte er, obwohl sein Vater das Geld in einem Herrenschneidergeschäft in der Nähe von Piccadilly gemacht hatte, noch niemals im Leben etwas gearbeitet, und seine Gemahlin, Lady Supercox, war im vierten oder fünften Grade mit einem irischen Lord verwandt. Endlich zwängte sich auf die nun stark gefüllte Bank noch ein sechster, der wie ein Ölgötze dreinsah. Er hatte wasserblaue Augen, die gleichzeitig äußersten Stumpfsinn und eine gewisse niedrige Schlauheit verkündeten. Eine arrogant vorspringende Nase war das einzige Auffallende in dem geistlosen und glattrasierten Gesichte; dünne Lippen bedeckten die zwei Reihen stark entwickelter Zähne nicht gänzlich. Dies war Mister Jamnose; unnötig seine Nationalität noch eigens anzusagen.

Als nun alle saßen, rief

Edelhuber: Heil, Heilo, Heil! Sieg dem Heerbann, Sieg dem Wehrbann! Hei, Wunschmaid, hei, Windsbraut! Unsere Götter in Lüften, hui! Tyr, der Tötende, Rötende! Donar, der Wetterer, Schmetterer! Wodan, der Wölkische, Völkische! Hei! Dem Reußen Schmach! Dem Walen Zorn! Dem Briten Haß! Hojo, hojo, hei!

Sir Ralph Supercox: Was sagt der verdammte Hunne? Ich will Wilhelm heißen und Knackwürste essen, wenn ich nur für einen verdammten Penny verstehe.

Duckmauski: Er redet altgermanisch, Sir. Es ist die Mundart, die Ihre Vorfahren Hengist und Horsa sprachen, als sie aus unserer bettelarmen Heimat nach dem reichen und freien England auswanderten, um den hohen Lebensmittelpreisen und der Arroganz einer engen bureaukratischen Kaste zu entgehen, wie es seitdem so viele deutsche Hungerleider gemacht haben.

Edelhuber: Hengist, Horsa, hei! Germanenhelden, hei! Reisige Roßrecken! Roßopfer flammten euren Siegen! Mährenfleisch schmausten beim Mete die Männer! Hei!

Duckmauski: Ja, Pferdefleisch essen wir bis auf diesen Tag.

Edelhuber: Du lügst, Erbärmlicher! Wer bist du, mit britischen Silberlingen gekaufter Judas?

Sir Ralph: Beleidigen Sie meinen Freund Duckmauski nicht! Dieser Deutsche ist mir ans Herz gewachsen, obwohl er so unappetitlich aussieht und beständig nach Wurst und Halfpenny-Zigarren riecht. Guter, kleiner Duckmauski! Um ihn von dem seelentötenden Joche des preußischen Militarismus zu erlösen, zog ich ja in diesen Krieg.

Edelhuber: O, ihr angelsächsisches Heuchelgezücht! Eure ganze Geschichte ist, wie unser Professor Tranfisch mit Zitaten aus euren eigenen Historikern schlagend gezeigt hat (hierbei zog Edelhuber eine Anzahl Eine-Mark-Bücher aus der Tasche), nichts als Blutdurst, Geldgier und Lüge. Euer Geschichtschreiber Seeley selbst bemerkt, wie der tiefgelehrte Tranfisch in seinen unermüdlichen Forschungen aufgedeckt hat, daß bei euch Krieg und Handel unlösbar miteinander verflochten gewesen seien. Mit einem Worte, eure Machthaber führten Krieg aus Gewinnsucht! Pfui!

Duckmauski: Unsere Machthaber hingegen begannen Krieg aus vornehm altruistischer Gesinnung, wie mein Neffe, der Obertertianer, sich ausdrückt. So nahm Friedrich der Große der schönen, aber unerfahrenen Maria Theresia, als sie mit ihrer ganzen übrigen Erbschaft gerade im allergrößten Schlamassel war, Schlesien weg, um ihr die Verwaltung der Konkursmasse ein bißchen zu erleichtern. Er würde recht gern mehr übernommen haben, wenn's seine gedrückten Verhältnisse erlaubt hätten.

Huber: Ich möchte wohl wissen, was Mr. Jamnose zu alledem sagt. Warum sitzt er immer schweigend da?

Edelhuber: Weil er ein Automat ist und gar nicht redet, wenn man ihm nicht ein Geldstück in die Öffnung am Halskragen hineinwirft. Haben Sie schon einmal einen Engländer gesehen, der etwas umsonst tut? Geben Sie mir einen Nickel, Huber; ich selbst besitze kein Vermögen. (Nachdem man eine Münze in Jamnose hineingesteckt hatte, hielt dieser den rechten Arm steif vor sich, sperrte die Kinnbacken auseinander und ließ aus seiner Kehle ein ratterndes Geräusch vernehmen.)

Jamnose: Ratt — ratt — Fifty Percent! Damned Germans! Whisky and Soda! Football! Roastbeef! Ratt — ratt —

Huber: Ist das alles, was er sagen kann?

Edelhuber: Erwarteten Sie mehr? Es ist der Inhalt des englischen Seelenlebens. . .

Edelhuber: Heldentum, Brite, ist Pathos des Seins. Nehmen Sie das in sich auf! Wie andere Menschen ißt und trinkt auch der Held, ja, er säuft leicht etwas. Doch was er tue, er tut es rein und naiv, gleichsam vor sich hin, instinktsicher, ohne schwächende Reflexion, ohne das Schielen auf die anderen, auf Bezahlen oder Pumpen. Sei er reich oder arm, fremd ist ihm das kapitalistisch niedrige Vergleichen, die Gier des Erwerbens kennt er nicht. Vielleicht trinken wohlhabende Helden, wie mein Freund Pelargonienstock ist, eine oder zwei Flaschen Champagner des Abends. Was liegt ihnen daran? Sie verachten die Goldstücke, mit denen sie diese Dinge bezahlen, und ihre Gedanken sind derweilen in Himalajahöhe. Die heroische Weltanschauung ist die letzte Verfeinerung des Reichtums. Der unbemittelte Held hingegen ißt mit Siegfriedslachen eine trockene Kruste, ohne üppige Händlerschmäuse zu neiden, denn er ist stark, einfach, primitiv.

Sir Ralph: Sagt' ich's nicht, daß euer Heroismus auf Fiskalismus hinauskommen wird? Es ist eine wunderbare Erfindung, die wir nachmachen müssen. Sie löst die widerwärtige soziale Frage spielend. Unser Arbeiter, der bei Rindsbraten und grünen Erbsen über sein Schicksal knurrte, wird künftig Brot mit Sirup bestrichen essen; anstatt Bier zu schlemmen, wird er seinen Kindern das „Rule, Britannia" auf dem Familienkamm vorblasen und sich hierauf einfach, stark und primitiv mit der Frau ins Bett legen.

Duckmauski: Ohne schwächende Reflexion! Vergessen Sie das nicht!

Edelhuber: Der Brite ist infolge seiner Rasseneigenschaften nicht zum Heldentum fähig, selbst beim besten Willen. Außer uns haben nur die Türken das Zeug dazu, die ich nächstens durch eine Reihe von Vorträgen mit Lichtbildern in die heroische Denkweise einführen werde.

Sir Ralph: Sie reisen also nach dem Orient?

Edelhuber: Ja, ich bin als Professor des Mittelhochdeutschen an die Universität Biledschik berufen worden. Die gebildete Jugend Anatoliens lechzt danach, das Nibelungenlied in der Ursprache zu lesen. Ich habe den Beweis erbracht, daß Hagen von Tronje ein Türke war.

Sir Ralph: Wie wollt Ihr aber den Osten behaupten, solange wir das Meer haben?

Edelhuber: Wir pfeifen auf das salzige Wasser.

Sir Ralph: Warum bautet ihr dann die große Schlachtflotte?

Edelhuber: Um den Briten den Sonntagnachmittagschlaf zu verderben. Leugnen Sie etwa, daß wir unsern Zweck erreicht haben?

Sir Ralph: O nein, ich weiß, daß ihr Unruhstifter, Barbaren und Piraten seid.

Edelhuber: Ihr aber seid Banditen, Räuber und Intriganten.

Sir Ralph: Die deutsche Geschichte ist voller Bluttaten und gebrochener Schwüre.

Edelhuber: Die englische wimmelt von falschen Versprechungen und meuchlerischen Überfällen.

Duckmauski: Ja, es ist ewig schade, daß bei dieser Blutsund Wahlverwandtschaft ein solcher Streit herrscht. Könnten sie nicht beisammen wohnen als Brüder und in Eintracht allen anderen die Gurgel abmachen, wo ein jeder das schöne Talent mitbringt?

(Nun setzt in Bernhard Guttmanns seraphischem Kasperltheater ein äußerst heftiger historischer Diskurs ein, in dessen Verlauf die Schandtaten der beiderseitigen Fürstengeschlechter in früheren und frühesten Jahrhunderten gebührend gekennzeichnet werden. Ein besonders heftiges Werturteil, das Sir Ralph ausspricht, bringt Edelhuber endlich aus der Fassung:)

Mit drohender Miene streckte er den Arm gegen Sir Ralph Supercox aus. Die zwei erhoben sich, kamen sich näher und schienen zu Gewaltsamkeiten überzugehen, als ein furchtbarer Knall die Luft erschütterte. Edelhuber und Supercox waren mit den Köpfen aneinandergerannt und unter Feuerschein ex-

plodiert; es erwies sich jetzt nämlich, daß beide Personen völlig mit Gas gefüllt waren. Im Nu wurde Duckmauski von der Flamme ergriffen, er war ebenfalls gasiger Natur, doch enthielt sein Inneres auch einige flüssige Säure, die beim Aufschwellen einen äußerst übeln Geruch verbreitete. Zuletzt kam der teilnahmlos dasitzende Jamnose an die Reihe. Dieser stieß, während er vorher geschwiegen hatte, im Tode einen Schwanengesang aus, denn das Feuer brachte seine Sprechmechanik zum Arbeiten; mehrmals hörte man ihn, während er schon von dichtem Dampf eingehüllt war, verzweiflungsvoll sagen: „Fifty Percent — — Whisky and Soda — — Fifty Percent — —". Zuletzt verstummte er, und die Flamme erlosch. Alles, was von den Vieren übrigblieb, waren ein paar kleine Häufchen grauer Asche, die nicht anders aussah, als ob sie Cox aus seiner kurzen Pfeife herausgeklopft hätte — ein trauriges Ende für so viel Geist und Kenntnisse.

Huber und Cox schwiegen etliche Minuten, als ihre Bank wieder leer geworden war. Hierauf sprach

Cox: Nachdem wir von diesen Gästen nun befreit sind, lassen Sie uns, damit überhaupt etwas gerettet werde, auf die Grundlage jeder kultivierten Gesprächsbeziehung zurückgehen. Ich konstatiere: Es ist ein schöner Tag, mein Herr!

Huber: Der Tag ist in der Tat sehr schön.

Cox: Waren Sie schon früher in dieser Gegend?

Huber: Einige Male, und immer mit Vergnügen.

Cox: Ja, es ist ein schönes und friedliches Land, und seine Bewohner sind weise genug, anderer Leute Händeln fernzubleiben.

Huber: Aha! Ihnen ist Friedfertigkeit ein Symptom der Weisheit! Warum lassen die Schafe davon nicht etwas merken? In der Natur, die eine ganz erträgliche Lehrmeisterin des Realen ist, sind die reißenden Tiere klüger als die sanften. Nie war Pallas Athene die Göttin der Pazifisten.

Cox: Wie alle klugen Leute, bekannte sie sich nicht offen zum Pazifismus. Sie ist die Schutzpatronin der bewaffneten Neutralität: Schlage dich nur, wenn du es durchaus nicht vermeiden

kannst! Und fordert es nicht Klugheit und Kraft, sein Schiff an diesem fürchterlichen Malstrom des Krieges hinzusteuern?

Huber: Dieses Kompliment hätte man sich, wie mir scheint, auch bei Ihnen verdienen können, wenn man sonst wollte.

Cox: Ich glaube nicht. Wir sind nicht mehr, was wir waren, darum blieb uns nichts übrig, als mit der übrigen Herde zu laufen und uns aus Korpsgeist totschlagen zu lassen. In unserer guten Zeit, als wir die starkherzigen Krämer wirklich waren, die Sie uns mit Unrecht noch immer schelten, würden wir es fertig gekriegt haben, neutral zu bleiben und an alle Kriegsparteien zu horrenden Preisen Kanonen und Baumwolle zu verkaufen. Doch wo blieb die alte Kraft?

Huber: Wem ist es zweifelhaft, daß England diesen Krieg aus Neid und Eifersucht auf uns angerichtet hat? Es ist Brudermord, ist die Tat des Kain.

Cox: Ich würde lächeln, wenn die Vergleichung des aus zwanzigtausend Schlünden Verderben speienden Deutschland mit dem sanften Lämmerhirten Abel nicht beinahe tragisch wäre. Das Merkwürdige ist, daß Sie uns in einem Atem händlerische Profitsucht und höchst ritterlichen Blutdurst zuschreiben, wie wenn Krämer ihrem besten Kunden im Schlafe die Kehle abzuschneiden pflegten, um den Umsatz nicht zu groß werden zu lassen. War Kain ein Kohlenexporteur und Abel der Präsident eines Chemikalientrustes?

Huber: Justitia fundamentum regnorum, wahrhaftig! Sprüche aus Albions Schulfibel für halberwachsene Kontinentalvölker!

Cox: Sollten Sie wirklich meinen, ich wolle Ihnen weismachen, John Bull hätte wie ein artiges Baby fremde Rechte niemals angerührt? Er hätte etwa nicht hart, rücksichtslos, ja oft barbarisch seine Macht gebraucht? Wenn es Ihnen gefällig ist, nehmen wir die historischen Schändlichkeiten unserer respektiven Vorväter als bewiesen an und lassen den Herren Tranfisch und Ditchwater den tristen Spaß, sich die Folianten mit den Greueltaten gegenseitig an die Köpfe zu werfen. Dies aber ist der Unterschied, daß Sie die Gewalt an sich verehren und wir

die Gewalt an sich verabscheuen. Auf die Gefahr hin, Ihre Heiterkeit hervorzurufen, versichere ich, daß wir selbst in unseren schwärzesten Zeiten nur ungern anderen Leuten die Kehle zuschnürten. Ich weiß, daß Sie das erstens nicht glauben, zweitens aber, gerade wenn es wahr sein sollte, für eine besonders schmackhafte Kostprobe tief im Herzen sitzender britischer Heuchelei ansehen. Aber just, was einer heuchelt, ist so lehrreich! Heuchelei läßt den Teppich der Menschenseele auf der Rückseite sehen; die Farben sind grotesk vertauscht, das Grundgewebe ist das alte. Unser Cant ist: Nicht Macht, sondern Recht! Euer Cant ist: Die Macht, weil sie das Recht ist! Oder ist Deutschland etwa nicht der Meinung, daß die Macht das Recht erzeuge, daß also Macht und Recht im Grunde eines seien, so zusammengehören wie Kopfseite und Schriftseite einer Münze? Und wenn sie nur verschiedene Ansichten einer und derselben Sache sind, wären es dann nicht Recht und Unrecht am Ende auch? Man könnte das Unrecht vielleicht anfangen Recht zu nennen, sobald es lange genug gezeigt hat, es besitze Zähne, um zu beißen. Wie lange diese Probezeit dauern soll, fünfzig Jahre oder fünf, das mögen die Inhaber der historischen Lehrstühle auf einem der so beliebten wissenschaftlichen Kongresse festsetzen. Man verweise die Frage ein für allemal aus dem Gebiete der Moral in das der vergleichenden Sittengeschichte! Was Canning von Belgien gedacht hätte? Ich wüßte lieber, was der deutsche Bauer, wenn noch einer hinter dem Pfluge geht, davon denkt. Zehntausend geschäftige Federn beweisen uns unaufhörlich, daß die Staatsethik ganz verschieden von der Einzelethik sei. Mag dies richtig sein oder nicht, soll es etwa heißen, daß die Privatethik ein stummer Hund zu sein habe? In Ihrem Lande jedenfalls scheint nur noch Staatsethik zu gedeihen; jeder einzelne hat sein Gewissen zu dem eines ganzen Reiches ausgeweitet, jeder Flickschneider, der auf dem Tische hockend seines Nachbarn Hose ausbessert, zeigt ein beklagenswertes Verständnis für die Gedankenwelt von Premierministern. Jawohl, ein König wird selten mit der Moral eines Flickschneiders auskommen. Aber ich meine, Herr, der Flick-

schneider selber sollte Flickschneidermoral haben, nicht Königsmoral, oder wer ist seines Lebens sicher? Wegschaffen kann niemand die furchtbare Kluft zwischen dem rechten Wollen und bösen Müssen, und uns hinter euch und der Zeit Zurückgebliebene schaudert's beim Anblick des durch keine Ingenieurkunst der Logik zu überbrückenden Felsenschlundes zwischen Schicksal und Gewissen oder Staatsethik und Menschenethik; dieser Schauder ist das Tragische. Hier eine kulturhistorische Einschaltung: Einige unter den Nationen, die das Schicksal über das Gewimmel der Völker emporzuragen bestimmt hat, sind mit einer geheimen Bangigkeit zur Größe hinangeschritten. In ihren Tragödien findet sich eine trauervolle Siegesahnung aufgefangen, wie in einem Feenspiegel, der die Erscheinungen der Seele bannt. Jenen Augenblick zurückbebender Selbstbesinnung erfuhren die Griechen, Spanier, Engländer; ja vielleicht auch die Franzosen. Von anderer Prägung war Rom; nur Eisen lebte in seinem Gemüte, nur herrische Bilder, Legionentritt, richtende Prätoren, der Erdkreis in Ketten, kein Zweifel an sich selbst, kein tragisches Gesicht; Gottes Schmiedehammer, der auf die Welt niederfährt, sie zu schweißen, zu ordnen, zu organisieren.

Huber: Nein, es ist nicht wahr, daß Macht und Recht eines wären, und es ist nicht wahr, daß wir Deutschen solches verkündigten. Nur sind wir nicht willens, den Leuten in Paris und London, die unsere Ohnmacht jahrhundertelang schmunzelnd „Recht" genannt hatten, aufs Wort zu glauben, daß unsere Macht „Unrecht" sei. Wir sagen, daß Macht und Recht zueinander gehören, aber nicht wie Kopf und Schrift einer Münze. Sondern wie Leib und Seele den Menschen ausmachen, so bilden jene nur zusammen den wahren Staat. Was Macht ist, fühlt einer wohl, aber was Recht sei, darüber wird man streiten dürfen. Ihr bringt euch allerdings in dringenden Verdacht der Heuchelei, wenn ihr die blinde Anbetung der zuletzt geltenden Rechtsnormen verlanget, als wären diese mit allen Gebresten der Vergänglichkeit behafteten Geschöpfchen ewig blühende Götterbilder. Kein Schiedsgericht wird diese Zufallsrechte

lebendig erhalten, so wenig wie eine Wagenladung von berühmten Doktoren dem Individuum, und wäre es der Kaiser, sein zufälliges Dasein lange retten kann. Niemals wird die Formelknechtschaft, in die uns die Juristen schlagen und die schon das innere Leben mit Erstickung bedroht, in der äußeren Staatenwelt ertragen werden, weil das Volk sich allenfalls in seiner eigenen Sprache von seinen Baronen, Grundlords, Steuerräten und reitenden Landgendarmen kujonieren läßt, aber nicht auch noch von fremden Gewalthabern im rüstigen freien Ausschreiten gehindert zu werden erträgt. Einer wie alle sind echte Staaten durch Willkür und scheinbares Unrecht entstanden, Zwingburgen waren sie erst, und Schädel in Masse sind in ihre Wälle vermauert. Alles dies und warum es sein muß, habt ihr Westvölker vergessen, ihr fühlet nichts mehr von den schauerlichen Zuckungen eures eigenen Volksleibes; was ihr davon in den Chroniken leset, ist euch Verleumdern eurer Ahnen nicht der zornige und gewalttätige Drang nach Vollendung, sondern die Roheit der unkultivierten Zeitalter. Weil wir aber mit unserm Staate später fertig wurden, so meint westeuropäisch-amerikanische Plattheit, er sei etwas Erzwungenes, Lebloses, eine bloße Sache, die einem stumpf zuschauenden Teutonenvolk wider seinen Instinkt aufgeschmiedet wurde. Wir jedoch wissen vom deutschen Gemeinwesen, daß es aus derselben Natur und Sitte gequollen ist, aus der unsere Weisheit und Dichtung stammen; nicht zufälliger, sondern wesenhafter Art; gezeugt von harten Eltern, Zwang und Not; freigeworden durch die Arbeit, geadelt durch das Recht; gekrönt und heimgeführt von der echten Königin des Landes, der Seele der Nation. Denn was einmal stützendes Sollen war, wurde männliches Wollen, und die Gewalt reifte zum Recht. Das ist etwas sehr anderes als die zynische Aussage, daß das Recht zu Jahren gekommenes Unrecht sei. Vorbei ist es mit jener eigentümlichen Freiheit, auf die ihr stolz waret, mit der moralischen Oberhoheit der Person, mit der süßen Gewohnheit jedermanns, zuerst an sein Befinden zu denken und nur, was übrigbleibt, die Brosamen von der abgegessenen Tafel des souveränen Ich, jenem

verarmten Tischgeher auflesen zu lassen, den man den Staat oder das Vaterland nennt.

Cox: Ihr jedenfalls habt aus dem Vaterlande einen feuerspeienden Drachen gemacht, der herumfährt, wen er verschlinge.

Huber: Freilich wird es ein Ende haben mit der liberalen Zeit, es wird aber auch einen Anfang haben mit einer neuen Sittlichkeit. Diese wird unserm gequälten Geschlechte endlich den Frieden wiedergeben, den euer Atomismus ihm geraubt hat und den keine Sonntagsschule lehrt. Denn als ein Glied, nicht als ein Ganzes kommt der Mensch zur Welt, gehorchen muß er alle seine Tage, und seine entwendete Würde, den Stolz des Dienens, erhält er nun zurück.

Cox: Ja, die Stunde des Liberalismus ist gekommen. Zwar werden noch lange allerhand Pfuschmakler unter diesem und ähnlichen Namen den Markt unsicher machen, aber das große alte Haus selbst muß liquidieren; es kann den entsetzlichen Bankerott der Firma „gesunder Menschenverstand" nicht überleben, auf die es alle seine Wechsel zog. Die Welt ist reif, sich robusteren Gehirnen anzuvertrauen. Dennoch kann ich am Lager dieses Sterbenden nicht frohlocken. Ich möchte sagen wie König Richard: „Lasset uns niedersitzen auf der Erde und traurige Geschichten erzählen vom Tode der Könige." Denn war es nicht ein königlicher Irrtum, Vertrauen zu setzen in die Einsicht des befreiten Volkes? Nicht eine großartige Naivität, auf den opferbereiten freien Willen des Patrioten, den schweren Bau des Staates zu türmen? Und erwies sich der Traum denn als gar so läppisch? Vielleicht war nicht einmal der Satz falsch, daß die Gesamtheit wohlbestellt sei, wenn jeder seinen eigenen Interessen nachgehe. Hätte man nur erst Menschen, die sich auf ihr Interesse im geringsten verstünden! Der Liberalismus stirbt an seiner guten Meinung von den Leuten; denn die Erde gehört den Mißtrauischen, den Unbegeisterten, dem intelligenten Phlegma des Napoleon trois. Der von euren Kathederwikingern so hart geschmähte englische Nützlichkeitsapostel, der seine Tage beim Baumwollhandel in trüben Kontoren zubrachte, wie tausendfältig verbarg er demütige Nächstenliebe hinter seiner

Pennyzwackerei und ein kindliches Herz wie das eines Berliner Professors.

Huber: Lieblose Bemerkungen über unsern Gelehrtenstand sind zum mindesten undankbar, denn wer kennt die rührende Bescheidenheit nicht, mit der England an den Lippen der deutschen Wissenschaft hing? Übrigens, mein Bester, ist der deutsche Professor keineswegs mehr die leicht komische Figur von ehedem. Er plaudert mit Gewandtheit, ist so wenig zerstreut wie ein Bankdirektor und beschäftigt den besten Schneider, den er bekommen kann. What more do you want?

Cox: Seine Verdienste sind unbestritten, aber was haben sie mit jenem Sublimsten des Lebens zu tun, das Sie Kultur nennen? Unaufhörlich triumphieren Ihre Zeitungsschreiber: „Wir haben mehr Darmkrankheiten entdeckt als ihr — unsere Ausgaben der Römer und Griechen beherrschen den Markt — unsere Nahrungsmittelchemie ist die beste!" Indessen, was geht mich die Anatomie der Verdauungsorgane an, solange ich keine Leibschmerzen habe? Alle diese Dinge sind vortrefflich, aber man läßt sie im Kasten liegen, bis sie gebraucht werden. Die Lotleine muß andere Tiefen zeigen, wenn man euch die abgründige Natur des germanischen Geistes glauben soll. Wie es scheint, erblicken die Deutschen eine vom Himmel erteilte Bescheinigung ihres Idealismus darin, daß sie aus der Luft Salpeter für ihre Bomben machen können. Ich erinnere mich eines Gedichtes von Schiller über den Archimedes und einen strebsamen Jüngling, der die göttliche Kunst der Mathematik lernen wollte, weil sie die Stadtmauern vor der Sambuca beschützt habe, worauf der alte Herr etwas knurrig bemerkte, seine Wissenschaft sei schon göttlich gewesen, ehe sie dem Staate diente, und wer sich mit Göttinnen einlasse, möge es gefälligst nicht auf behördliche Anerkennung absehen. Die Erzpriester und Kardinäle dieser sapientia militans sind es vor allen, die in unsern Krieg den schauerlichen Haß eines Albigenserkreuzzugs hineintrugen. Diese Leute gaben hüben und drüben dem Ringen der Macht auch noch die pfäffische Sanktion eines vor andern Vaterländern alleinseligmachenden Vaterlandes, damit

die Streiter nur ja nicht mit Menschen, sondern mit Teufeln zu kämpfen glauben mögen. Wenn wir aber kämpfen müssen, so lasset uns fechten und sterben wie Männer, nicht schmähen wie bucklige Sklaven. Wem graut es etwa nicht vor dieser Kriegstheologie, die das „Liebet eure Feinde" für einen archaischen Schnörkel im Christentum erklärt? Vor dieser Geschichtsforschung, die auf den Pfiff der Gewalt die Historie ohne jeden Zeitverlust umzuschreiben vermag? Vor dieser Philosophie, die dem Weltgeiste eben das ablauscht, was die Staatskanzlei ohnehin schon wußte? Wir sehen zwar dieses Phänomen bei uns und den anderen so gut wie in Deutschland; mich dünkt jedoch, als ob die gelehrte Gelehrigkeit nirgends so zu Hause sei wie bei euch. Hegel war es, glaube ich, der der Macht den diabolisch schlauen Gedanken einblies, der Vernunft eine feste Anstellung anzubieten, damit sie sich das Gären und regelwidrige Moussieren aus dem Kopfe schlage. Ihr habt den Staat vergeistigt und den Geist verstaatlicht. „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand." Kennen Sie unter allen deutschen Sprichwörtern ein deutscheres als dieses?

Huber: Aus allen Ihren Worten klingt hervor die wohlbekannte Furcht vor dem starken und seines Willens bewußten Staate, der eigentlich das ist, was Sie an uns verabscheuen. Das englische Gemeinwesen stammt aus einer Revolution, es kann trotz seiner schwarzberockten Respektabilität die geheime Zärtlichkeit für das Rebellieren nicht aus dem Blute loswerden. Zumal da dieses Blut infolge des Aufsteigens einst knechtischer Massen heut viel mehr keltisch als germanisch und des Verständnisses für das Geschlossene, Massive je länger, je weniger fähig ist. Auf den Schlachtfeldern könnt ihr sterben so gut wie wir, aber auch da noch scheint euch der Tod für das Vaterland oder den Staat zu banal, und ihr tragt im Busen irgendeinen absurden Talisman, den euch eure Rhetoren mitgaben, einen Fetisch zum Küssen, wie die „Freiheit Europas", oder einen zum Anspeien, den „preußischen Militarismus". Euer Leben lang kniet ihr vor Personen und Zauberformeln, weil ihr entwöhnt davon seid, euch dem in Wahrheit Ehrfurcht

Heischenden, dem Objektiven, hinzugeben. Wie die Weiber seid ihr dressiert zu lieben und zu hassen, wo ihr urteilen solltet, und unter dem Getreibe der schalen Emotionen verdampft euch die Ehrlichkeit des Denkens. Auch wir achten das Herz des Volkes, aber mit seinem Kopf ist es nicht weit her. Seine Leiden sind uns ehrwürdig, aber heilen soll sie ein studierter Arzt, nicht der Schäfer oder das Kräuterweib. Wann hätte die Herde je gewußt, was ihr frommt? Viel zu nachsichtig war die Zeit gegen den schäbigen Subjektivismus des bloßen Meinens, viel zu eifrig wurde jede billige Ketzerei verhätschelt; man lerne wieder die Scheu vor unantastbaren Werten. Vor allem sind wir gegen das inspirierte Gebaren in politicis höchst argwöhnisch und bauen allerdings lieber auf Methode und Wissenschaft. Im strikten Vertrauen glaube ich, daß keine andere Nation mit so wenig Schaden wie die unsere mittelmäßige Köpfe in hohen Ämtern zu ertragen vermag. Einst schrien Völker in der Not zum Himmel um einen Helden und Seher. Auf solche erratischen Helfer zählen wir nicht, sondern auf den tüchtigen Generalstäbler und technischen Fachmann, die wir für den Ernstfall immer bereit haben. Darum durchdringen wir unser Staatsleben immer mehr mit dem wissenschaftlichen Geiste. Früher geschah der technische Fortschritt so, daß alle hundert Jahre ein gescheiter Mann zufällig eine Verbesserung fand. Dann vermochte hier und da wohl ein Erfindergenie durch kluge Problemstellung die Entwicklung zu beeilen. Heute aber ist das Erfinden selber eine Technik geworden. Man setzt sechs Dutzend Leute nebeneinander vor dieselbe Aufgabe, verändert jedesmal die Elemente um ein weniges, und der Fund ist so sicher, wie ein feines Netz die kleinsten Seemuscheln heraufbringt. So wollen wir auch den Staat immer objektiver machen, damit der Mensch — wohlgemerkt als Kollektivum — mehr und mehr Herr seines Schicksals werde. Die einzelnen hingegen haben in diesem Zeitalter nur die Dignität von kleinsten Teilen. Sie sind Glieder und müssen Glied halten. Sittlichkeit ist es heute, sich einzuordnen, den als Erbteil von der Natur überkommenen Selbstbehaup-

tungsdrang zu projizieren in das ungeheure Ideelle des Staates. Dies ist die wahrhafte deutsche Ethik und der Punkt, in dem sich der altpreußische Autoritätsgedanke und der sozialdemokratische Massengedanke schneiden.

Cox: Wenn dies so ist, dann begreifet auch den Schrecken, den die Völker vor der deutschen Herrschaft empfinden. Denn es geht vor euch her ein geistiges Grauen, als hörte die Welt noch einmal vom Sterben des großen Pan. Einen Menschheitswinter künden uns diese Millionen grauer Schatten an, die unerbittlich über die Erde vorrücken. Ihr solltet zu eurem Wappenbilde den Leviathan nehmen. Uns wurde er schon vor zweihundertundfünfzig Jahren von dem Thomas Hobbes empfohlen, aber wir verwarfen ihn und schrieben auf unsere Fahne „Freiheit der Person". War die Idee wertlos, weil wir sie unvollkommen zur Wirklichkeit machten? Ja, wäre sie auch bloße Illusion, dieses Haschisch der Freiheit macht den Menschen stärker, nicht schwächer. So gut wie ihr hatten wir gewußt, daß eine rohe Menge noch kein Volk ist, allein wir dachten uns, es stehe desto besser darum, je mehr treffliche einzelne sich fänden, um den knolligen Teig zu säuern. Die Persönlichkeit trachteten wir auf alle Weise hervorzutreiben. Euer Weg ist kürzer. Ihr sprecht zum Menschen: „Erde bist du, also lasse dich formen wie Erde, sowie höhere Einsicht es dir ansagt. Keineswegs zwar sollst du verschwendet, ohne Nutzeffekt auf den Schuttplatz geworfen werden, im Gegenteil, wir verbürgen dir die wirtschaftlichste Verwendung deiner Lebensenergie; nur kneten, hörst du, mußt du dich lassen." Unser Ideal war es, aus dem zweifüßigen Kloben einen Mann zu machen; euer Ideal ist es, aus tausend solcher Kloben ein Bataillon zu machen — eins zum Schießen oder eins zum Arbeiten. Aber jenes durchströmende Glücksgefühl des aus sich selbst lebenden Ich, jenes Auffahren des armen, törichten Ikarus zur Sonne der Freiheit, ihr kanntet's nie und habt das Verlangen nicht in den Adern; und dennoch ist wohl dieses wütend-selige Loswollen vom Massigen, Gebundenen eigentlich das Europäischste gewesen am Europäer, mehr so als Fausti

Forscherdrang. Mit großer Weisheit hat übrigens die deutsche Volkssage erkannt, daß ein Professor von Rechts wegen dem Teufel zugehört. Aber leider ist auch euer Teufel bloß eine literarische Personage, und ihr fürchtet ihn gerade so wenig wie Gott. Und wie solltet ihr an Gott glauben, da ihr nicht an den Menschen glaubet? Bei Goethe selber ist die heimliche Gegnerschaft zum Persönlichen zu spüren. Einen Freudensang in Distichen schrieb er auf den Philologen Wolf, der den Homer in ein Syndikat von Homeriden verwandelt hatte. Ein großer Dichter in Jubel, weil ein anderer großer Dichter als société anonyme erkannt ist! Denken Sie sich Michelangelo, ein Sonett schmiedend auf die Kunde, daß ein Pedant die Sonne endlich als einen Nebel heißer Gase entlarvt habe!

Huber: Ja, wirklich, in gewissem Sinne ist dies ein Krieg zwischen dem alten europäischen Individuum und dem neuen Staatsmenschen deutschen Gepräges. Jenes wehrt sich höllisch, um sich das zu retten, was es seine Persönlichkeit und Freiheit zu nennen beliebt. Aber es wird alles nichts helfen, vielmehr werdet ihr, so viele von euch und euren Genossen übrigbleiben, in die deutsche Schule gehen, um Staatenbaukunst als Abc-Schützen zu lernen. Welchem Volke wären denn größere Persönlichkeiten geboren worden als unserem, in den Zeiten, wo eben das zeitgemäß war? Heute aber ist dieses Persönliche nur noch ein Irrlicht in der Seele, das von der Pflicht gegen die Nation abführen möchte. Das Kommando des Weltgeistes an die Menschheit hieß einst: Avancieren in aufgelösten Gliedern! Er hat seitdem eine neue Taktik erdacht, der Befehl ist nun: Vorwärts in geschlossener Kolonne! Es gibt ein gutes englisches Wort: Clear your mind of cant! Weg denn von dem Cant des geschwollenen Persönlichkeitsgefühls! Die Sieger, mein Verehrter, das sind der höhere Durchschnitt, die peinliche Statistik, die Volksschule, die Sozialpolitik, die städtische Hygiene, die obligatorische Turnstunde, der namenlose Kämpfer im nassen Graben. Sollten Sie finden, unser Staat sei schließlich die Organisation der Mittelmäßigkeit, so habe ich auch dagegen vorläufig nichts. Jawohl, der Staatsmann hat keine größere

Aufgabe denn die, das Alltägliche ein wenig besser zu machen, als er es antraf. Persönlichkeit? Es gibt nur eine: *Die Nation.*

Cox: Die Nation blüht im unverkümmerten, sonnenfrohen Flor der Einzelpersönlichkeiten. Das Volk lebt durch Visionen — ist es doch selbst nur eine —, und die Prophetie kann man nicht organisieren. Der echte Vater, der Visionär, dessen Mund die Worte des Lebens redet, wird nicht in einem Lande geboren, wo das Ich schon im Mutterleibe sein Eigendasein verachten lernt; er entsprießt keiner vom klaftertief wühlenden Staatspfluge zerbrochenen, gezähmten, ermüdeten Erde. Weder Großmacht noch Weltpolitik können ein Volk vor dem Erstarren schützen. Griechenland ging eben damals zugrunde, als es durch die Mazedonier geeinigt war, als sein militärisches System den Zaren von Susa niederwarf und alle Völker griechische Ingenieure und Professoren kommen ließen; denn der griechische Staat war ein Fremdherrscher geworden im eigenen Hause. Wird also von euren Gärtnern das Genie zur Persönlichkeit wie bisher als Unkraut verdammt und mit der Wurzel ausgejätet, dann: Vae victoribus!

Huber: Unser großer König Friedrich riet den Seinen: „Macht es wie ich, der ich meiner Seele Stockschläge gebe, auf daß sie geduldig und stille werde."

Cox: Despotenmoral! Stockschläge für seine Seele, Stockschläge für den Rücken des Untertanen. So erzieht man stoische Menschen. Aber die Lehre der Stoa kam erst im sterbenden Griechenland zur Welt und wurde der Glaube nicht des freien, sondern des geknechteten Rom. Sie ist die Religion der Resignierten: Ohne Hoffnung leben, ohne Klage fallen. „Im Erstarren such' ich nicht mein Heil," schrie Faust, „das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil." Der Sieg des preußischen Stoizismus bedeutet die Vereisung der europäischen Seele.

Huber: Wie! Seid ihr nicht einmal fähig, unseren Männern Ruhm zu zollen, wie sie jung und alt, Schar nach Schar, hinaustreten in die Öde des Todes? Wenn ihr für eine ernüchterte Welt Propheten und Märtyrer braucht, wo waren ihrer denn

jemals mehr beisammen als in diesen endlosen Phalangen, die Blutzeugen für den heiligen Namen Vaterland zu sein begehren?

Cox: Wir waren nach diesem Wunder nicht lüstern. Um das Leben erträglich zu finden, brauchten wir keine neue Anregung, wie gewisse geistreiche Personen in Berlin, die alles in der Kultur durchgeschmeckt und mit der Zunge beschnalzt haben und nun Heroismus schnauben, weil sie sich einbilden, die ums Brot ringende Welt hätte einen ebenso verdorbenen Magen wie sie selber. Mich dünkt, man dürfe von jedem, und das ganz schlicht und ohne großmäulige Heldenphrasen verlangen, daß er das Leben gebe für das Vaterland, die Freiheit oder den Glauben. Doch nach Blut zu schreien, um in ein fade gewordenes Dasein Wechsel zu bringen, ist der Geschmack von Dirnen. Übrigens habt ihr mit diesem Sterbenkönnen nichts voraus. Sterben nicht die Serben und Russen, Myriaden auf einem Felde? Rennen die Franzosen nicht in den Höllenrachen, als seien die Granaten lachende Liebchen? Legen sich die Briten nicht willig genug auf den Leichenplan? Kopfüber jagt, stürzt die Menschheit in den Hades hinunter. Wer will prahlen, er könne es besser als die anderen? Europa will sterben; unsere Rasse erwürgt sich mit ihren eigenen Händen.

Huber: Sie steht euch gut, die Trauer um Europa! Das Europa, von dem Sie sprechen, ist eine Phrase, ein tönerner Götze, ja bloß noch die Scherben dieses zerschlagenen Götzen. Die Einheit der Kulturwelt war längst zur Fabel geworden. Eine neue wird es nicht geben, außer durch uns.

Cox: Ich fürchte sehr, weder ihr werdet sie schaffen noch andere. Womit bauen, wenn die Bausteine zerbrochen liegen? Augenscheinlich wird eine gleichsam buddhistisch gestimmte, in sich selbst gebettete Welt heraufkommen, eine Art Westchina, oder mehrere solche Chinas, die alle das vom eigenen Typus Abweichende mißtrauisch ausstoßen werden. Vielleicht wird das Dasein der Völker dann wie das von Kasemattengefangenen sein, die nebeneinander, aber durch dicke Mauern getrennt wohnen, ohne sich zu sehen und zu hören. Europa wurde von der Fülle starker Nationalgeister zersprengt, die es

beherbergte; es war zu klein für seine Größe. Die Sehnsucht des Orientalen ist das Gleichgewicht der Seele; in ihren Spannungen fühlte sich der Europäer gottverwandt. Aber die Mißklänge wurden schrill und fürchterlich quälend, und der Weltgeist fand den mystischen Akkord nicht mehr, der die Dissonanz aufgelöst hätte. Da warf er ergrimmt das Instrument hin und zerbrach es in Stücke.

Huber: Sentimental bis ans Ende!

Cox: Ich gestehe, wenn es für den Zeugen dieses kosmischen Gegeneinanderrennens, das die erstarrte Erdrinde noch einmal in Feuer verwandelt, nicht so entsetzlich abgeschmackt wäre, Privatgefühle zu hegen, ich würde weinen um diese Leiche: Europa.

Huber: Nichts bleibt uns übrig als zu kämpfen. In dem unermeßlichen Schiffbruche der Zeit heißt es nach dem Himmel blicken, ob er noch Sterne trage. Am öden und schwarzen Firmament strahlt ein einziges starkes Licht. Es ist das Gestirn des Vaterlandes, dem müssen wir folgen, ihm nachziehend uns retten, oder scheitern. Uns würde der Untergang unseres Reiches das Ende von allem bedeuten. Wer nachher noch da wäre, fände sich zwischen Abend und Morgen vom Manne zum Zwerge verschrumpft.

Cox: Was hilft es euch, wenn ihr Sieger seid und Europa um euch einstürzt? Die Verkümmerung ist nur aufgeschoben. Die verliehene Gestalt bleibt euch, aber Zwerge werdet ihr zeugen. Eure und unsere Enkel müssen scheu in den Seitentälern der Welt hausen, die ihr Erbteil hätte sein sollen. Die Art der göttergleichen Menschen schwindet hin, die Art, die das Größte auf der Erde schuf, die Rasse der Städtegründer und Tempelbauer, der Helden und Gesetzgeber, Tragiker und Philosophen, der Seefahrer und Forscher — sie geht.

Huber: Sie gehe oder bleibe, das ist jetzt mitnichten das Wichtigste. Mir ist, als käme ein verschwiegenes Brausen her von fernen Schlachten und als sei ein Feuerschein in der Luft.

Cox: Götterdämmerung!

Huber: Völkerfrührot!

Gottfried Benn:

DIE INSEL

NOVELLE

Daß dies das Leben sei, war eine Annahme, zu der Rönne, einen Arzt, das von leitender Stelle aus Geregelte seiner Tage, das staatliche Genehmigte, ja Vorgeschriebene seiner Bestimmung wohl berechtigte.

Tat es etwas, daß die Insel klein war, übersehbar von einem Hügel, ein Streifen Stein zwischen Möwen und Meer, — es gab das Gefängnis da mit den Sträflingen, daran Arzt zu sein er ausersehen, und dann gab es Strand, eine große Strauchwiese voll Gezwitscher, ein Vögelhort, und weiter unten ein elendes Dorf mit Fischern, das allerdings galt es noch näher zu beleuchten.

Ein Rachen war bepinselt, einer Meineidigen das Knie massiert, da erhob sich Rönne und verließ das ummauerte Gehöft. Davor lag weißer Strand; darauf blühte Hafer und Distel; denn der Sommer war über das Meer gekommen wie ein Gewitter: der Himmel donnerte von Bläue und es goß Wärme und Licht.

Unter Gedanken, wie die freie Zeit, die ihm nach Erledigung seiner Dienstpflichten zur Verfügung stand, zweckmäßig zu verwenden sei, welches ihr Sinn sei in Hinsicht des Staates und der Person, schritt er aus. Er atmete tief die reine Seeluft ein, die schmächtige Brust ihr entgegen spülend, dem Gesundheitlichen, das sie bekanntermaßen dem Wanderer bot, willig hingegeben. Eins fühlte er sich mit dem Geiste, der ihn hier herberufen und gestellt, der sich ohne Zaudern zur Sicherstellung der vorwärtszielenden bürgerlichen Verrichtung entschloß; der dem Schutze galt, die die Öffentlichkeit dem strebenden Bemühen schuldete,

mit einem Wort: der die Ausmerzung des Schädlings anstrebte, ohne jedoch selbst hier außer acht zu lassen das allgemein Menschliche noch des Gefallenen und in einer Art stummer Anerkenntnis des großen allumschliessenden Bandes des Seelischen schlechthin nicht die Vernichtung wollte, sondern den Arzt beigab.

Und nun, die karge Schindel der ersten Hütte war sie nicht Hut gegen Sturm und Regen, der Unbill Abwehr, Traute und Behaglichkeit bedachend? Das Netz, das vom Fang kommend der Gatte ausbreitete, sorgsam über Pfahl und Stein, war es nicht umwittert vom Geruch der Diele, wo es sich vollzog, das Natürliche, das Urgesunde? Und nun wehte gar ein Windstoß an eine Ölkappe, und ein Arm griff an die Krempe —: jawohl, auf Reize antwortete hier Organisches; betrieben wurden seine Symptome: der Stoffwechsel und die Vermehrung; der Reflexbogen herrschte, hier war gut ruhn.

Vor einer Kneipe sassen Männer. Ihr Sinn? Sie sassen! Sie gingen nicht, sie schonten Kraft. Sie tranken aus Krügen! Reine Lust? Niemals! Nährwert war nicht zu leugnen. Und wenn? Erholung von Mann zu Mann! Erfahrungsaustausch?! Bestätigungen!!!?

Und der Düstere abseits? Der Grübeler, der sich ernster nahm? Flammte nicht auch auf seiner Stirn noch durch das Dämonische, selbst gegen Götter gerichtet, der geschlossenere Akt, der stärkere Aufbau, das Lichtbringerische in eventuellen Abgrund?

Kurz und gut: lauter Wahrnehmungen, die wohl befriedigen durften. Nirgends eine Störung, überall Sonne und heller Ablauf.

Rönne setzte sich. Ich habe etwas freie Zeit, sagte er sich, jetzt will ich etwas denken. Also, eine Insel und etwas südliches Meer. Es sind nicht da, aber es könnten da sein: Zimtwälder. Jetzt ist Juni, und es begönne die Entborkung. Es begänne die Entborkung, und ein Zweiglein bräche dabei wohl ab. Ein überaus lieblicher Geruch würde sich verbreiten, auch beim Abreißen eines Blattes ein aromatisches Geschehen.

Denn alles in allem: vier bis sechs Fuß hohe Stauden, weiche

grüne lorbeerähnliche Blätter, indes der Blütenstempel gelb getönt ist. Ist der Schößling daumenstark, tritt die Einsammlung heran und es erfordert viele Hände. Bündel, krumme Messer, Rinde und Bast; mit diesen Worten ist manches schon erwiesen; aber erst in der Hütte wird das Häutchen abgeschält.

Ja, das war eine Insel, die in einem Meer vor Indien lag. Es nahte sich ein Schiff, plötzlich trat es in den Wind, der das Land umfaßt hatte, und nun stand es im Atem des bräunlichen Walds. Der Zimtwald, dachte der Reisende, und der Zimtwald, dachte Rönne. Schneeweiß war der Boden, und die Staude saftig. Und durch die Insel schritt er, zwischen Roggen und Wein, abgeschlossen und still umgrenzt. Sein Urteil ist Begehren, der Satzbau Stellung nehmend. Er grübelt, doch über die Polle einer Pflanze, denn er ist gewillt, sie einzusäen. Ferne ist die Zeit der Trauer, da er in der Bahn hierher fuhr mit den Damen: das ist sehr hübsch hier, sagte die Mutter zu den Töchtern, seht doch mal! und nun verarbeiteten sie aus den Coupéfenstern heraus die Hügelkette, matt in blauem Dunst, davor das Tal und eine Stadt, die hinter Wäldern und Klee versank; denn wenn die Mutter es nicht gesagt hätte, mußte Rönne immer denken, wäre der Aufstieg nicht erfolgt.

Hier aber herrschten keine solchen vagen Ausrufe. Hier wurde hingenommen, was ins Auge traf. Sachliche Verarbeitung trat ein in Bezug auf ein Netz, im Hinblick auf eine Reuse. Und auch wenn er, wie eben, etwas dachte, lag andersartiges vor, keine Bereicherung, mehr ein Traum.

Hell saß er am Strand. Er fühlte sich leicht und durchsichtig und schien sich nicht mehr unsauberer zu sein als ein bewegter Stein, als ein abgerundeter Block, gehalten von einer leichten Organisation.

Und wenn er auf die Insel aus dem Gefühl einer Aufgabe heraus gekommen war, an Gegenständen, die er möglichst isoliert unter wenig veränderlichen Bedingungen beobachten konnte, den Begriff nachzuprüfen, so spürte er jetzt schon etwas wie Erfüllung: Die Begriffe, schien ihm, sanken herab. Wie hatte zum Beispiel Meer auf ihm gelegen, ein sprachlicher

Bestand, abgeschnürt von allen hellen Wässern, beweglich, aber doch höchstens als Systemwiesel, das Ergebnis eines Denkprozesses, ein allgemeinster Ausdruck. Jetzt aber, schien es ihm, wanderte er dahin zurück, wo es unabsehbare Wässer gab im Süden und im Norden brackige Flut, und Wellen eine Lippe unerwartet salzten. Leise schwand der Drang, es schärfer aufzurichten, es unantastbarer zu umreißen gegenüber Dünen und einem See. Leise fühlte er ihn vergessen, ihn zurückerstatten an seine Wesenheiten, an die Möve und den Tang, den Sturmgeruch und alles Ruhelose.

Rönne lebte einsam seiner Entwicklung hingegeben und arbeitete viel. Seine Studien galten der Schaffung der neuen Syntax. Die Weltanschauung, die die Arbeit des vergangenen Jahrhunderts erschaffen hatte, sie galt es zu vollenden. Den Du-Charakter des Grammatischen auszuschalten, schien ihm ehrlicherweise notwendig, denn die Anrede war mythisch geworden.

Er fühlte sich seiner Entwicklung verpflichtet und die ging auf Jahrtausende zurück.

Die Umgestaltung der Bewegung zu einer Handlung unter Vorwegnahme des Zieles lag im Unentschleierbaren, wo der Mensch begann. Das war gegeben. Auch daß er hin und her die Augen aufschlug: in helle Himmel, über Wüsten, am Nil, und an den Myrthenlagunen die Geigenvölker —, aber hier im Norden drängte es zur Entscheidung: zwischen Hunger und Liebe war der dritte Trieb getreten. Aus dem schlechten Atem der Asketen, aus ermatteten Geschlechtlichkeiten, unter den verdickten Lüften der Nebelländer wuchs sie hervor, die Erkenntnis, Hekatomben röchelnd nach der Einheit des Denkens, und die Stunde der Erfüllung schien gekommen.

Hatte Kartesius noch die Zirbeldrüse für den Sitz der Seele angenommen, da ihr Äußeres dem Finger Gottes: gelblich, langgestreckt, milde und doch drohend, gleichen mochte, so hatten die Hirnphysiologen festgestellt, wann beim Einstich in die Hirnmasse Zucker im Harn, wann Indigo auftrat, ja wann korrelativ der Speichel floß; die Psychologie hatte den Begleit-

charakter des Gefühls zu den Empfindungen erkannt, den ihnen zustehenden generellen Wert der Abwehr des Schädlichen in genauen Kurven festgelegt, die Ablesbarkeit der individuellen Differenzen war vollendet. Die Erkenntnistheorie schloß ab, mit der Erneuerung Berkeleyischer Ideen einem Panpsychismus zum Durchbruch zu verhelfen, der dem Wirklichen den Rang kondensierter Begriffe in der Bedeutung geschlechtlich besonders betonter Umwelt zum Zwecke bequemer Arterhaltung zuwies.

Dies alles gilt als ausgemacht, sagte sich Rönne. Dies wird seit Jahrfünften gelehrt und hingenommen. Wo aber blieb die Auseinandersetzung innerhalb seiner selbst, wo fand die statt? Ihr Ausdruck, das Sprachliche, wo vollzog sich das?

Unter Grübeln trat er vor ein Feld mit einem Mann, den er aus der Anstalt mitgenommen hatte:

„Mohn, pralle Form des Sommers", rief er, „Nabelhafter: Gruppierend Bauchiges, Dynamit des Dualismus: Hier steht der Farbenblinde, die Röte-Nacht. Ha, wie Du hinklirrst! Ins Feld gestürzt, Du Ausgezackter, Reiz-Felsen, ins Kraut geschwemmt, — und alle süssen Mittage, da mein Auge auf Dir schlief — letzte stille Schlafe, treuer Stunden — An Deine Narbe Blauschatten, an Deine Flatterglut gelehnt, gewärmt, getröstet, hingesunken an Deine Feuer: angeblüht!: nun dieser Mann —: auch Du! Auch Du! — An meinen Randen spielend, in Sommersweite, all mein Gegenglück und nun: wo bin ich nicht?"

Wo bin ich nicht, dachte er und wandte sich in der Richtung nach der Anstalt, und wo tritt das Ereignis nicht in das Gegebene? Da unten sind Zimmer. An Tischen sitzen Männer, Direktoren und Beamte, zwischen Denkanstößen geht der Zahnstocher hin und her.

Aus Ereignissen des täglichen Daseins und Rennberichten spielt der psychische Komplex sich ab. Es tritt auf das Befremdende, das Abweichende, ja bis zum Widersprechenden stellt es sich ein. Wachgerufen wird in den Bewußtseinsabläufen das Bestreben, das Ungeklärte zu entwirren, das Zweifelhafte

sicherzustellen, der Überbrückung des Zwiespalts gilt das Wort. Es tritt die Erfahrung hervor, Beweis und Abwehr gibt sie an die Hand; und die Beobachtung, hier und da gemacht, wenn auch nicht eindeutig, soll sie völlig wertlos sein? Schon weicht das Dunkle. Schon glättet sich das Krause, und daß kein Widerspruch mehr besteht, nun blaut es herab.

Immer blaut bald etwas herab, zum Beispiel der Kalbsbraten, den doch jeder kennt. Jäh tritt er an einem Stammtisch auf, und es ranken sich um ihn die Individualitäten. Geographische Besonderheiten, Eigentümlichkeiten des Geschmacklichen werden hervortreten, der Drang zur Nüance um ihn sein. Es wird branden der Streit und das Erschlaffen, der Angriff und die Versöhnung um den Kalbsbraten, den Entfesseler des Psychischen.

Und das Morgendliche, wem begegnet es? Einer Frau, die sich außergewöhnlich in der Frühe erhebt; alle Kühle und sein Tau rinnen in das Wesen, das schreitet. Weiterleitung tritt ein, ein Ausruf wird erfolgen, Bestände von Erzählungen über frühe Gänge werden gebildet — Überall stehen die Verarbeitungsbehälter und was war und wird, ist längst geschehen.

Wann gab es Umströmte? Ich muß alles denken, ich muß alles zusammenfassen, nichts entgeht der logischen Verknüpfung; Anfang und Ende — aber ich geschehe. Ich lebe auf dieser Insel und denke Zimtwälder; in mir durchwächst sich Wirkliches und Traum. Was blüht der Mohn, wenn er sich entrötet; der Knabe spricht, aber der psychische Komplex ist vorhanden, auch ohne ihn. —

Die Konkurrenz zwischen den Associationen, das ist das letzte Ich — dachte er und schritt zurück zur Anstalt, die auf einem Hügel am Meere lag. Hängt aus meiner Tasche eine Zeitung, ein buchhändlerisches Phänomen, bietet es Anknüpfungen zu Bewegungsvorgängen an Mitmenschen, sozusagen zu einem Geschehnis zwischen Individualitäten. Sagt der Kollege, Sie gestatten das Journal, liegt ein Reiz vor, der wirkt, ein Wille, der sich auf etwas richtet, motorische Konkurrenzen, aber jedenfalls immer das Schema der Seele, die Vitalreihe ist es, die die Fallen stellt.

Wir sind am Ende, fühlte er, wir überwanden unser letztes Organ. Ich werde den Korridor entlang gehen, und mein Schritt wird hallen. Denn muß im Korridor der Schritt nicht hallen? Jawohl, das ist das Leben, und im Vorbeigehen ein Scherzwort an die Beamtin? Jawohl, auch dies! —

Da landete das Schiff, das alle Woche an die Insel kam, und mit den Gästen stieg eine Frau ans Land, die eine Weile hier wohnen wollte.

Rönne lernte sie kennen, warum sollte er sie nicht kennen lernen: einen Haufen sekundärer Geschlechtsmerkmale, anthropoid gruppiert.

Aber bald fragte er sich beunruhigt, ich suche ihren Umgang, doch das Denkerische ist es nicht, was aber ist es? Sie ist mittelgroß, blond, mit Wasserstoff gebleicht und grau an den Schläfen. Ihre Augen liegen in der Ferne, unverrückbar, grau von Nebel die Pupille — aber ich spüre es wie Flucht, ich muß sie beformeln:

Ihr Wesen: sie liebt weiße Blumen, Katzen und Kristalle, und sie kann des Nachts allein nicht schlafen, denn sie liebt es so, ein Herz zu hören, wo aber soll das Prinzip ansetzen und die Zusammenfassung erfolgen? Nie begehrt sie eine Zärtlichkeit, aber wenn man sich ihr nähert, tritt man unter das Dach der Liebe. Und plötzlich steht sie über mir in einer Stellung, die ihr Schmerzen machen muß, unbeweglich und lange — — welch erschütternde Verwirrung!

Witternd Gefahr, hörend aus der Ferne einen Strom, der herangurgelte, ihn aufzulösen, schlug er um sich die soziologischen Bestände:

Wie, auf der Nachbarinsel war die Hirse stockig? War es gut gehandelt an dem kleinen Mann? Wo blieb Redlichkeit und Bruderkuß? Wenn dies verging, was blieb? — Oder: wirklich hingegeben an die übliche Menge gemahlenen Tees, in einer Flasche geschüttelt, gefüllt, gekorkt und nochmals geschüttelt, und die übermittelt dem Bekannten, dem Nachbar oder dem Wißbegierigen, redlichen Sinnes und helfender Gesinnung, was blieb dann noch der Verführung zugänglich: er, der schlichte

Schamträger in seiner staatlichen Verquickung, — nun durfte wohl Friede sein, endlich, ja?

Aber schon wieder war die Lockung da, die Frau, das Strömende, und befreit atmete er der Wärterin entgegen, die kam: ein krankes Knie! Wie verdichtet es sich zur Wirklichkeit. Welch starke Formel! Amtlich verpflichtet zur Anerkennung meinerseits! Kniekrankheiten, Schwellungen, Entzündungsvorgänge. — fester Boden — Männlichkeiten!

Dann wieder: Jede Erscheinung hat ihr oberstes Prinzip, und er schritt getröstet an den Strand; es gilt nur festzulegen, welches das Ihre ist; das System ist allgütig, es enthält auch sie. Es enthält auch sie, die keine Treue und keinen Wortbruch kennt, die zur Stunde nicht kommen kann, weil die Fischerin eine Angel trug, und die Salpen glänzten — Erfahrung sammeln, Deduktionen, sein stiller Himmel auch über ihr! Aber dann: Ihre Hüfte, wenn sie neben ihm ging, rauschte wie das Sinnlose und ihre Schulter war behaart vom Chaos.

Tiefer warf er sich über seine Bücher, hämmernd seine Welt. Aber wie? In den angesehensten naturwissenschaftlichen Journalen konnten neuerdings Raum finden, ja anerkennend besprochen werden Arbeiten dieses eigentümlichen Inhalts?

Das Werk eines unbekannten jüdischen Arztes aus Danzig, der wörtlich über die Gefühle aussagte, daß sie tiefer reichten als die geistige Funktion? Daß das Gefühl das große Geheimnis unseres Lebens sei und die Frage seiner Entstehung unbeantwortbar?? Um es vollends zu Ende zu denken: das Gefühl gehöre nicht mehr zu den Empfindungen??

Wußte er denn, was es bedeutete, wenn die Gefühle nicht mehr vom Reiz abhingen, wie er Rönne gelernt; wenn er sie den dunklen Strom nannte, der aus dem Leibe brach? Das Unberechenbare?

Wußte der Verfasser wohl, vor welche Fragen die Konsequenzen seiner neuen Lehre führten, wußte dieser völlig unbekannte Mann wohl die ganze Schwere seiner Behauptung, die er ohne jede Ankündigung, ohne Sichtbarmachung auf dem Titelblatt, einfach in einem Buch mit farblosem grauen Deckel

in die Welt schickte, wußte er vielleicht, daß er die Frage beantwortete, ob es Neues gäbe?

Rönne atmete tief. War dies etwa schon eine Wissenschaft, die nach ihm kam? Jede Befruchtung enthielte den Keim eines unerhört Neuen, der Zusammentritt von Einheiten war in der Generationsfolge fortgesetzt in der Gestalt der Zweigeschlechtlichkeit, und in ihr galt es, die gewaltige schöpferische Macht anzuerkennen, die das Leben zur Höhe erhoben hatte?

Rönne bebte. Er sah nochmals auf das Journal, das die Besprechung gebracht hatte, auf den Namen des Referenten, der die Kritik gezeichnet hatte: er war sein Lehrer gewesen.

Schöpferischer Mensch! Neuformung des Entwickelungsgedankens aus dem Mathematischen ins Intuitive —: was aber wurde aus ihm, dem Arzt, gebannt in das Quantitative, dem beruflichen Bejaher der Erfahrung?

Trat er vor einen Rachen, und die Schwellung war bedrohlich —: war sie intuitiv kupierbar? mußte er sich nicht zusammenraffen zu analytischen Phänomenen, Empirien, zielstrebigen Gesten, dem ganzen Grauen bejahter Wirklichkeiten, zu einer Hypothese von Realität, die er erkenntnistheoretisch nicht mehr halten konnte, um des Kindes willen, das schon blau war, des Rachens halber, der erstickte, und der Geld abwarf und von Amts wegen?

Plötzlich fühlte er sich tief ermüdet und ein Gift in seinen Gliedern. Er trat an ein Fenster, das in den Garten ging. In dem stand schattenlos die Blüte weiß, und voll Spiel die Hecke; an allen Gräsern hing etwas, das zitterte, in den Abend lösten sich Düfte aus Sträuchern, die leuchteten, grenzenlos und für immer.

Einen Augenblick streifte es ihn am Haupt: eine Lockerung, ein leises Klirren der Zersprengung, und in sein Auge fuhr ein Bild: klares Land, schwingend in Bläue und Glut und zerklüftet von den Rosen, in der Ferne eine Säule, umwuchert am Fuß; darin er und die Frau, tierisch und verloren, still vergießend Säfte und Hauch.

Aber schon war es vergangen. Er fuhr sich über die Augen.

Schon sprang der Reifen wieder um seine Stirn und eine Kühle an die Schläfen: was lag denn hier vor? Er hatte mit einer Frau zusammengelebt und hatte einmal gesehen, daß sie Rosenblätter, die welkten, von einer Kante zusammengelesen hatte, zusammen zu einem kleinen Haufen auf einen gesteinten bunten Tisch; dann setzte sie sich wieder, verloren an einen hellen Strauch. Das war alles, was er wirklich von ihr wußte; der Rest war, daß er sich genommen war, es rauschte und er blutete — — aber wo führte das hin?

Hart wurde sein Blick. Gestählt drang er in den Garten. Starr standen die Büsche. Jetzt kam es über ihn: er stand am Ausgang eines Jahrtausends, aber die Frau war stets. Er schuldete seine Entwicklung einer Epoche, die das System erschaffen hatte, und was auch kommen mochte, dies war er!

Fordernd jagte er seinen Blick in den Abend und siehe, es blaute das Hyazinthenwesen unten Duftkurven reiner Formeln, einheitliche Geschlossenheiten, in den Gartenraum; und eine versickernde Streichholzvettel rann teigig über die Stufen eines Anstaltgebäudes unter Glutwerk berechenbarer Lichtstrahlen einer untergehenden Sonne senkrecht in die Erde. —

Johannes R. Becher:

BRUCHSTÜCKE AUS DEM GEDICHT „DER SOZIALIST"

Du schüre uns! Dein Haupt kann nicht versinken!
Kadavertürmen wehend aufgehißt.
Wir treffen uns. Signale winken.
Mein Sozialist . . .!

SEI unbarmherzig, ich rate es dir sehr, gegen dich selbst, überbiete! (. . . notiere es dir, hätte ich beinahe in meinem fürsorglichen Übereifer dir ernsthaft vorgeschlagen, jeden Tag am Rande deines Kalenders. . . gestatt es, bitte, daß ich mich mütterlichst schier deiner annehme, daß ich, der Dichter, dich rüste, aus dir dein Werkzeug bereite, knete deinen Geist, dein Wort zuspitze, nicht wahr, du mein wirklicher Mensch-Bruder . . .) — überbiete in betreff deiner eigenen Person den Peitscher an Hölle und Grausamkeit! Nichts wird man dir dann anhaben können. Darin und darüber wirst du zugleich stehen. Wahrhaft Gekrönter du! Mein Sozialist!

Striemen zu Strahlbrücken verflochten. Fürchte dich nicht, sei sicher dessen! mein Lieber, mein Bruder: der Henker wirkt am Ende doch auch nur als das Werkzeug, ein bitterstes allerdings, jener himmlischen Idee, jener harmonischen Verfügung, die auch du mit deinem Leben anbetest, besiegelst. Sozialist! Bruder! Für die du dich restlos hingibst, der du dich jubelnd opferst: dem von Menschen erbauten göttlichen Staat: singend und glorios. Ruhmstreifen nur schlägt dir dieser Henker. Ja, so befreunde dich mit ihm, wenn du auf dem Schafott stehest, der letzten und der erhabensten der irdischen Tribünen . . . und nicht gram den prasselnden Trommlern: denn siehe,

binnen kurzem: nur um eine kleine Distanz weggerückt, vermögen jener Schläge nur mehr wie eine Begleitung in Moll deinem erwachsenen englischen Posaunenwort zu klingen: fern, dumpf, paukend. Ah, und du triumphierst, wie seid ihr zerstäubt, ihr grimmen Gewitter, ihr höllischen Schlächter, ihr schlimmen Hallunken, ihr Lärmteufel (dabei lächelst du gut) — o aber, getrost, nur in der Nähe konntet ihr die Gestirne meiner Sätze mit eueren kataraktischen Klopflauten überschwemmen . . . (ferne, kleine, schüchterne Gewitter jetzt . . .) — befreunde dich also mit deinem Henker, diesem wahrscheinlich rotbärtigen, robustesten Athletenklotz da; drück ihm, wie man sie seinem besten Bruder drückt, fest beide Hände, Auge in Auge geheftet, tauch ein in ihn bis auf den Grund azurener Kindheit . . . letzte Hände ihr vorm Abschied, Vasen der Beile, Gefäße von Palmen dereinst.

Und wiß es, bedenk es heftig, daß aller Welt Blick jetzt starr auf dich gerichtet ist (spürst du es nicht wie Nadelstiche über den ganzen Körper hin!?), in diesem deinem schönsten Moment, deiner Freunde und deiner Feinde Blick, wie halten sie sich fest an dich, teils beobachtend, teils unbesorgt verankert als im Treuesten in dir . . . von hier aus ist es dir noch einmal vergönnt, zu werben, Bekehrer, wahrhaftiger Held zu sein. Sonne an dich zu reißen, den Mond als Silbertrikolore über dich zu setzen, Täler mit Flüssen um deine Knöchel zu fabelhaftesten Opanken zu binden, demütigst gekniet vor dich die gelbe Magd der Kornfelder . . . ambrosischer Ölwaldungen du dichtest umschirmt.

*

Ob allen Ländern mußt enorm du schreiten.
Du saugest sie aus fernsten Kellern her.
Wachst, Brüder, auf zu euerem letzten Hügel!
Setzt ein, Attacken! Schmelzt, Phalangen, jäh!

Mein Sozialist! Voll muß die Welt dir tönen!
Tal hell dich feiern, tiefster Stadt vereint.
Wirr schwemmt dahin verrosteter Staaten Brei.
Es schleiert auf von neuem Horizont.

Terrassen Brudervölker steigen psalmend.
Posaunenchöre ob verworfener Zeit.
Mai schwillt. Der Ärmsten Viertel züngelnd brennend.
Mein Sozialist, von Feuern rings girlandet.

Du schüre sie. Dein Haupt kann nicht versinken!
Kadavertürmen wehend aufgehißt.
Wir treffen uns. Signale winken.
Mein Sozialist!

*

Zum Schluß, zum Schluß, mein Sozialist! Schluß muß ich machen mit meiner Hymne an dich, Sozialist: aufsingen will ich, ja die Welt, die Landschaft begeistern für dich. Tausend Brüder will ich dir heute noch werben.

Mein Sozialist, steck auf die Arme weit als Fanal!
Säule du, unumkehrbare, umgerissene nicht im Chaosschutt.
Bleibgestirn, erzeugend Myriaden Glänzer.
Vertriebene Herden weidend in solcher Achseln Bucht.
Oase dein Nabel, drin versammelt der Evakuierten zerknitterter Hauf.

Honigwind entströmt deinen Poren.
Manna schneit aus Wolkenhüften . . .
Heiliger Mann, und aufflügeln möchtest die Krummen du.
Schielaugen sie, mit Wühltatzen und Speimund.
Hängender Kleider die, Schlotterstrolche — — —
Bajonetthalunken, Kanonenrohrkanaillen: jetzt süßest klingend—
Und den leichten Schaum bunt verästelter Frauen . . .
— So dich zerkläfften, einstampften, bewürgten dich . . .
(— Mitten als triebst du Turminsel im Volksgeröll
Groß sich Hereingestülpter —
Münder Sieb Flammen schleudert nach der Residenz —)

Heiliger Mann, unübersehbar bricht auf dein Volk,
Leicht in Spiralen um die Getürme der alten Städte sich windend,

Zinnoberen Küsten der Äther entlangschweifend . . .
Aller Haare flattern wie Fahnen.

Der du einst zögest voraus, Einziger . . . und keiner muß arm sein!
Fischgründe in die Wangen gedrückt —
Korn über Häupter gescheitelt —
Weinernte im Lippental —
Weizenäcker beträufelnd der Stirne Hang —
— Spiegelnd Oliven im Augsee —.

(Geschliffener Morgen. Anscheinen der Utopialandschaft. Marschgestampf. Ein unendliches Blenden. Schlußvers, deutlich herausquillend aus hellverschlungenen, illuminierten Chören) —:—:

. . . du schüre uns! Dein Haupt kann nicht versinken!
Kadavertürmen wehend aufgehißt.
Wir treffen uns. Signale winken.
Mein Sozialist . .!

GLOSSEN

Diplomatie und Volksideale.

Der Verlauf der Debatten über die auswärtige Politik im Reichstage hat jedem Vaterlandsfreunde eine schwere Enttäuschung bereitet. Anstatt mit Verständnis den berechtigten Wünschen der Volksvertretung, mehr Einfluß auf die Führung der auswärtigen Geschäfte zu erlangen, entgegenzukommen, hat die Regierung sich an „verfassungsrechtliche Bedenken" geklammert. Als ob wir in den Schlendertagen tiefsten Friedens lebten und nicht hochernste Zeiten auch außerordentliche Mittel erheischten. Ein kurzes Gesetz genügte, um alle Wünsche des Reichstages zu befriedigen, ein Gesetz, das einfach bestimmte, daß der die Kontrolle der auswärtigen Politik ausübende Reichstagsausschuß während der ganzen Legislaturperiode tagen und auch über diese Periode hinaus provisorisch so lange die Geschäfte fortführen solle, bis ein neuer Reichstag einen neuen Ausschuß gewählt habe.

Denn nur auf *dauerndes* Mitarbeiten kommt es an. Zu jeder Zeit, an jedem Tage muß die Volksvertretung die Möglichkeit haben, mit den Leitern unserer auswärtigen Geschäfte sich zu beraten. Alles andere ist Stückwerk und Selbsttäuschung. Die Behandlung des Reichstages anläßlich der Selbständigkeitserklärung Russisch-Polens sollte doch dem Blindesten die Augen geöffnet haben. In dem Augenblicke, wo der Reichstag nach erregten Verhandlungen endlich den Zutritt zur diplomatischen Geheimkammer, wenigstens während des Krieges, durchgesetzt zu haben wähnte, wurde ihm bei einem Ereignis allerersten Ranges, bestimmt, die innere und auswärtige Politik Deutschlands von Grund auf umzustürzen, von der Regierung die Türe vor der Nase zugeschlagen.

Vielleicht wird dieser Vorfall dem Reichstage ein für allemal als Lehre dienen. Warum hat er sich auch so leichten Sinnes gerade in einem Augenblicke nach Hause schicken lassen, wo, wie er wußte, ein so bedeutendes politisches Problem vor der Lösung stand? Diese energielose Haltung steht allerdings im völligen Einklang mit der Art und Weise, wie bisher im Reichstage auswärtige Fragen behandelt worden sind. Die Teilnahmlosigkeit und Oberflächlichkeit, mit der der Reichstag auswärtige Probleme zu besprechen pflegte, haben ja gerade unserer Diplomatie das Spiel so leicht gemacht. Sie hatte das Feld frei zu schalten und zu walten, wie ihr einseitiger Sinn es ihr eingab.

Wenn ein wirklicher Wandel hier eintreten soll, ist es heiligste Pflicht des Reichstages, sich selbst und das deutsche Volk zum Verständnis der auswärtigen Politik zu erziehen. Dazu muß er sich aber ein Organ schaffen,

das geeignet ist, einen *dauernden* Einfluß auf die Führung unserer auswärtigen Geschäfte auszuüben. Denn nur in beständiger Mitbetätigung wird es den deutschen Volksvertretern gelingen, sich diejenigen Kenntnisse über auswärtige Dinge und Menschen zu verschaffen, ohne welche eine wirksame Volkskontrolle der Diplomatie einfach ausgeschlossen ist.

Daher dürfte auch der große Haushaltsausschuß kein geeignetes Kontrollinstrument sein. Er ist viel zu sehr überlastet. Die auswärtigen Fragen würden hier wieder viel zu kurz kommen. Sonst gilt im Reichstag das Prinzip strenger Arbeitsteilung bei der Bildung von Kommissionen. Warum soll gerade bei einer so wichtigen Aufgabe wie der Beaufsichtigung der auswärtigen Politik dieser Grundsatz umgestoßen werden?

Für die auswärtigen Angelegenheiten ist ein *besonderer* Ausschuß erforderlich, der sich *dauernd* nur mit ausländischen Problemen befaßt und der nur solche Männer als Beisitzer zählt, welche die auswärtige Politik nicht nur als Steckenpferd reiten, sondern die von der Natur zur Lösung derartiger Probleme gestempelt sind, indem sie das dazu unumgänglich notwendige Kunstvermögen besitzen.

Gegen die Mitwirkung eines derart ausgestatteten Ausschusses dürfte unsere Diplomatie auch nicht einwenden können, daß er die Fruchtbarkeit ihrer Gedankenarbeit störe. Im Gegenteil. Eine vernünftige, gewissenhafte Diplomatie müßte es als segensreich empfinden, wenn sie die schwierigen auswärtigen Probleme in vertrauensvollen Erörterungen mit urteilsfähigen Volksvertretern durchdringen und klären könnte. Gerade der Umstand, daß diese Männer aus dem vollen Leben kommen und nicht nur zur „Karriere" gehören, würde die bisher übliche diplomatische Denkweise nur aufs glücklichste ergänzen können. Vorausgesetzt natürlich, daß man ihnen ihre Aufgabe nicht künstlich erschwert, sondern, im Gegenteil, ihnen beim Erwerb von Kenntnissen über diplomatische Vorgänge in weitherziger Weise entgegenkommt.

Schließlich hätte die Regierung von einem solchen *ständigen* Zusammenarbeiten von Diplomatenbureaukratie und Volksvertretung den größten Nutzen. Vielen Störungen und Reibungen mit dem Reichstage würden dadurch die Wurzeln abgeschnitten. Das ganze diplomatische Handwerk bekäme einen volkstümlicheren Zug.

Was wissen die meisten unserer heutigen Diplomaten vom Volk und seinen Idealen (wenn sie auch gern, in kritischen Augenblicken, davon reden)? Werden doch die Köpfe dieser, im Elfenbeinturm höfischer Denkungsart eingeschlossenen Herren fast nur wieder aus diplomatischen Quellen gespeist. Die Berichte unserer auswärtigen Vertreter spiegeln in Auffassung und Stimmung genau das Bild der Zentrale. Der Eimer schöpft so immer aus gleichem Brunnen.

Durch aktive Teilnahme von Volk und Volksvertretern an den auswärtigen Geschehnissen würde allmählich auch ein Faktor in die Diplomatie eindringen, der bisher eine völlig untergeordnete, wenn überhaupt eine Rolle gespielt hat: das Volksideal.

Das Volk ist seit langem überdrüssig,

nur als Objekt militärischer oder wirtschaftlicher Machtpläne angesehen zu werden. Überall dürstet die Volksseele nach dem Ideal der Völkerverständigung, nach Freiheit und Gerechtigkeit. Das Volk ist in seiner großen Mehrheit in allen Ländern friedliebend. Es weiß, daß es bei einem Kriege nichts zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren hat, und daß der Einsatz stets sein Blut und Gut ist.

Im Gegensatz hierzu sind die Köpfe der Diplomaten noch vollgepfropft von den aus einer absolutistischen Zeit stammenden Gewalt- und Prestigeideen. Wie könnte dies auch anders sein? Rekrutieren sich doch unsere Diplomaten nur aus Ständen, denen das Kriegshandwerk eine zweite Natur geworden ist, oder die in engem Zusammenhang stehen mit den modernen Industriebaronen. Für den Geist, der bei der Auswahl unserer Diplomaten vorherrscht, nur ein Beispiel von vielen. Keiner, der gedient hat, kann zugelassen werden, wenn er nicht in der Reserve mindestens die Leutnantsstaffel erklommen hat. Der Fall, daß ein untauglicher Militär ein vortrefflicher Diplomat sein könnte, scheint undenkbar. Kein Wunder, daß derartig gewählte Elemente mit Vorliebe auf die Macht des Deutschen Reiches pochen, statt ihren Geist anzustrengen, um mit friedlicheren Argumenten zu überzeugen. Wenn man wüßte, wie oft unsere Diplomatie Augenblickserfolge nur erzielte, weil sie mit der Faust auf den Tisch schlug und hierdurch nervösen Staatsmännern imponierte! Daß eine solche Methode die politische Atmosphäre Europas mit Zündstoff schwängere und das Hereinbrechen des Unwetters beschleunige, kam ihr nicht in den Sinn.

Aber noch eine andere Gefahr ergibt sich aus einem solchen in Friedenszeiten geübten Kriegsspiele. Die bei der Behandlung auswärtiger Probleme mit Vorliebe auf die Macht sich stützende Diplomatie ist in Krisenzeiten zu frühzeitig bereit, sich vor dem Militär von der politischen Schaubühne zurückzuziehen und dem Soldaten zuzurufen: Ich habe das meinige getan, tun Sie das Ihrige. Der Militär, an den Gedanken gewöhnt, daß der Nachbar nur auf der Lauer liegt, um über ihn herzufallen, wird in der Sorge, seinem Lande feindliche Einfälle zu ersparen, alles daran setzen, um dem Gegner schleunigst zuvorzukommen. Wer wollte ihn deswegen tadeln? Bei dieser militärischen Auffassung der Dinge wäre es selbst erklärlich, wenn der Soldat manchmal einen Präventivkrieg für das kleinere Übel ansähe.

Es ist daher von kapitaler Bedeutung, daß die Diplomatie nicht eher das Steuerruder des Staatsschiffes aus der Hand gibt, bis nicht alle, wirklich alle anderen Mittel erschöpft sind, um den Frieden zu erhalten. Der idealste Diplomat wäre der, welcher mit fremden Regierungen so verhandelte, als ob keine Militärmacht hinter ihm stände. Zum Überzeugen mit Worten gehört allerdings ein nicht gerade gewöhnliches Maß von Menschenkenntnis, Takt und Verstand.

Eine vielversprechende Tätigkeit könnte ein Volksvertreterausschuß schon allein dadurch ausüben, daß er versuchte, auch auf die militärischen Berater und deren Denkweise Einfluß zu gewinnen, daß er besonders die

Chefs des General- und Marinestabes über die wahren Absichten und Stimmungen fremder Völker auf dem Laufenden hielte, damit diese Herren nicht, wie bisher, ihre auswärtigen Kenntnisse nur aus diplomatischen Quellen beziehen. In den militärischen Bureaus würde allmählich ein ganz anderer Geist platzgreifen. Die verständigen und wahrhaft patriotischen Elemente, welche das Kriegshandwerk nicht nur ergriffen haben, um kriegerische Lorbeeren zu ernten, sondern um ihr Land zu schützen, würden die Oberhand gewinnen und zur allgemeinen Beruhigung beitragen.

Wann werden unsere Machthaber endlich einsehen, daß die „Einkreisung" ihren Anfang nahm, als unsere Diplomatie in Verkennung des neuen europäischen Zeitgeistes den im Haag aufkommenden Bestrebungen internationaler Verständigung mit harter Ironie den Weg verlegte? Es wird jetzt sehr schwer sein, der Menschheit den Glauben beizubringen, daß wir in Aufrichtigkeit eine europäische Rechtsordnung anstreben, welche wir im Frieden so hartnäckig bekämpft haben. Wird man nicht sagen, daß eine solche Meinungsänderung nur eine augenblickliche Kriegsmüdigkeit zur Ursache hat? Um dem Auslande Vertrauen einzuflößen, müßte sich in Deutschland erst manches ändern. Neue Männer müßten hervortreten, deren Vergangenheit für die Wahrhaftigkeit der Umkehr Bürge wäre, das deutsche Volk vor allem müßte bei den auswärtigen Geschehnissen ein ausschlaggebender Faktor werden.

Bei einem innigen Zusammenarbeiten von Diplomatie und Volksvertretung hätte die Diplomatie wohl auch gemerkt, daß die Außenwelt sich änderte und daß ein neues demokratisches Zeitalter mit neuen völkervereinigenden Idealen am politischen Horizont erschienen war, die sich auf Frieden, Freiheit und Glück aller Völker richteten. Aber die Diplomaten, die nur von „Realpolitik" träumten, übersahen diese *Wirklichkeit*. Sie ahnten nicht, daß in unserer Zeit nur eine Realpolitik der *Ideale* der Welt dauernden Frieden bringen kann.

Und welches Land wäre geeigneter zu einer Völkerverständigung gewesen als gerade Deutschland, das durch seine im Herzen Europas gelegene Stellung zu einem universalen Berufe vorherbestimmt zu sein scheint und diesen Beruf auch Jahrhunderte hindurch zum Besten der zivilisierten Welt, der damaligen Christenheit, ausgeübt hat. Das Kaisertum des Mittelalters war ein universales Institut. Auf deutschem Boden sind alle großen Völkerversammlungen abgehalten worden, wie die berühmten Konzilien der Kirche und die Kongresse, die Weltkriege beendigten. In Deutschland stand die Wiege des Völkerrechtes. Kein anderes Land hat eine so mannigfaltige Nachbarschaft und ist durch seine Grenzländer und deren Bevölkerung mit soviel fremden Staaten verwachsen. Jede politische Handlung Deutschlands berührt daher unmittelbar fast ganz Europa. Wenn in Deutschland das Militär die Oberhand hat, wird in allen anderen europäischen Staaten gerüstet werden; erst, wenn dort die Demokratie herrscht, wird das übrige Europa es wagen, sich friedlicheren Beschäftigungen hinzugeben.

In Zeiten politischer Zerrissenheit und Schwäche stand es allerdings dem deutschen Reiche nicht an, eine europäische Ordnung herbeizuführen. Ein solches Beginnen hätte das Reich schwerer Fährnis ausgesetzt. Nachdem Deutschland aber zur stärksten Macht Europas sich emporgearbeitet hatte, wäre es die Pflicht seiner Staatsmänner gewesen, sich auf den alten universalen Charakter Deutschlands zu besinnen und die Führung zu übernehmen, um Europa ein internationales Rechtssystem zu schenken, aufgebaut auf dem Grundsatze, daß eignes Recht vor fremdem Recht Halt zu machen habe. Eine solche auswärtige Politik hätte dem deutschen Volke wieder zu einem Ideal verholfen, ohne welches schlechterdings ein hochstehendes Volk auf die Dauer nicht leben kann. Statt dessen gab man dem deutschen Volke ein Scheinideal, die Weltmachtpolitik, ein Ideal, das im Lichte der politischen Vernunft zerfließen muss wie der Schnee in der Frühlingssonne. Denn es war aufgebaut nicht auf dem gegenseitigen Gewähren, sondern auf dem Ausspielen der Macht Schwächeren gegenüber.

Diese Gedankenrichtung konnte nur aufkommen aus der einseitigen preußischen Auffassung der Staatsidee, wie sie Hegel und Treitschke lehrten. Weit entfernt steht diese politische Idee von der völkerbeglückenden Idee des alten deutschen Kaiserreiches, in dessen Schatten Völkerschaften verschiedenster Nationalitäten Ruhe und Frieden fanden. In dieser Beziehung hat vielleicht der preußische Historiker und Politiker Constantin Frantz richtig in die Zukunft geschaut, der schon 1871 in seinen Briefen an einen preußischen Staatsmann es bedauerte, wenn die tausendjährige Entwickelung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ihren Abschluß finden sollte in dem einfachen Ausbreiten des preußischen Militärsystems über den deutschen Zollverein, wie es bei der Neuaufrichtung des Deutschen Reiches geschah. Mögen zum Schlusse hier seine eigenen Worte folgen:

„Es möchte ja die unbestreitbarste Tatsache sein, daß die deutsche Militärmacht dadurch gewonnen hätte, wie desgleichen Posten, Telegraphen, Eisenbahnen und dgl., die Frage ist nur: ob diese Angelegenheiten jemals den entscheidenden Maßstab der Nationalentwicklung bilden dürfen, und zwar für eine Nation von so universaler Anlage und so idealer Richtung, als wofür bisher die deutsche gegolten hat. Jetzt steht diese Nation in alle dem gerade, was sonst ihre eigentümliche Ehre und Größe ausmachte, auf einem niedrigeren Standpunkt als andere. Denn wo wäre es sonst noch erlebt, daß ein nationales Gemeinwesen kurzweg auf militärische und kommerzielle Einrichtungen begründet wurde, wie wenn das *Ideale* im Völkerleben für nichts gelte!"

Civis diplomaticus.

Morgenröte?

Neues Rededuell zwischen den verantwortlichen Staatsmännern Deutschlands und Englands. Hauptthema: Schuldfrage. Die Neuheit besteht in der Erklärung Bethmann-Hollwegs, daß Deutschland keine Abneigung

gegen internationale Tribunale habe. Damit *scheint* der bis in die düstern Tage des Kriegsausbruchs eingenommene Standpunkt endlich verlassen, daß man keiner Großmacht zumuten dürfe, „Fragen ihrer Ehre und ihrer Existenz" einem internationalen Schiedsgericht zur Entscheidung vorzulegen. Der Krieg wird vielleicht doch damit aufhören, wodurch er hätte vermieden werden können.

Am Morgen des Tages, an dem der Reichskanzler im Hauptausschuß des Reichstags sein Einverständnis mit dem Greyschen Vorschlag der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit zu erkennen gab, veröffentlichte der Staatssekretär a. D. *Dernburg* im Berliner Tageblatt einen Artikel „Diplomatie", worin es hieß: „.... das spreche ich mit voller Überzeugung aus, auch das deutsche Volk will, daß in Zukunft solche furchtbaren Geschehnisse wie der gegenwärtige Weltkrieg nach Kräften vermieden werden, und es will alle Mittel angewendet haben, die dazu dienen können. Ja, selbst wenn man glaubt, daß manche, besonders die, die man die „pazifistischen" nennt, doch schließlich keinen Erfolg haben, so darf man sich schon aus Achtung vor den anderen, die daran glauben, diesen Mitteln nicht hochmütig und ablehnend verschließen. Wir haben auf den Haager Konferenzen nicht gut abgeschnitten, nicht vielleicht, weil wir letzten Endes nicht recht hatten, sondern weil wir unsere Ansicht über die dortigen Vorschläge mit einer so brutalen Sachlichkeit herausgeprustet haben, daß die andere Seite, die doch aus führenden Männern des Restes der Welt bestand, tief verletzt war. Das war sicher keine Kunst, und es war sicher keine Diplomatie."

Ähnlich drückte sich *Professor Delbrück* in den Preußischen Jahrbüchern aus. Wir haben, sagte er etwa, keinen rechten Glauben an die Wirksamkeit zwischenstaatlicher Organisationen; wahrscheinlich mit Recht; aber es hat den Anschein, als ob wir neuerdings um das Experiment nicht herumkämen; versuchen wir's also damit; es hätte nämlich seine Bedenken, wenn wir uns von dem allseitig gewünschten Unternehmen ausschlössen.

*

Der deutsche Reichskanzler hat des weiteren erklärt, daß er nie die Absicht bekundet habe, Belgien zu annektieren. Nun schreibt *Graf Hœnsbræch* im „Berliner Kurier":

„Am 24. Juli d. J. hatte ich eine zweistündige Unterredung mit Herrn Wahnschaffe (Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei) im Reichskanzlerhaus. Aus der Niederschrift, die ich unmittelbar nachher machte, ist folgender Teil für die belgische Frage von Belang.

Ich: Das im Jahre 1815 gesprochene Wort Blüchers scheint auch heute wieder lautere Wahrheit werden zu wollen: Die Diplomatie verdirbt, was das Schwert und das Blut der Soldaten errungen haben. Das zeigte sich insbesondere in bezug auf Belgien. Der Reichskanzler habe in seiner Reichstagsrede die Einverleibung Belgiens abgelehnt. Ohne den Besitz von Belgien (Antwerpen und Flandern) sei es uns aber weder möglich, England in Schranken zu halten noch diejenigen

weltwirtschaftlichen Vorteile zu erlangen, auf die wir nach so furchtbaren Opfern an Gut und Blut ein Recht hätten.

Wahnschaffe machte in bezug auf Belgien die interessante Eröffnung: Das sei eine mißverstandene Auffassung der Rede des Reichskanzlers. Der Reichskanzler habe die Einverleibung Belgiens nicht abgelehnt, sondern seine Ausdrucksweise sei so, daß die Einverleibung noch möglich sei.

Ich: Diese Erläuterung der Kanzlerrede sei sehr wertvoll."

Gewiß. Aber sie ist durch die Ereignisse überholt.

„Noch ist Polen . ."

Was man die Verleihung der Autonomie an *Polen* nennt oder gar die Neuschöpfung Polens, hat niemand ehrliche Freude bereitet. Die Franzosen erklären den *Coup* für einen Bluff, dessen einzig realer Hintergrund der Wunsch sei, eine Million polnischer Soldaten an die deutsche Front zu bringen. Über die Ansicht der deutschen Presse mögen einige Auszüge aus den verschiedenen Parteiorganen Aufschluß geben. Alle protestieren gegen die Verhinderung einer freien Aussprache über die wichtigsten Angelegenheiten der Nation und finden, das Versprechen, daß das Verbot der Aussprache über die Kriegsziele rechtzeitig aufgehoben werden solle, sei nicht gehalten worden. Für die *Konservativen* sagt die „Kreuzzeitung": „Anderen Möglichkeiten der Lösung vorgreifend, nimmt sie einen wesentlichen Teil der Kriegsergebnisse vorweg und schiebt unsere äußere und innere Politik in Fragen ersten Ranges dauernd auf feste Gleise."

Die „Deutsche Tageszeitung": „Wir stehen der Errichtung eines selbständigen polnischen Staatswesens nach den Umwälzungen, die dieser Weltkrieg gebracht hat, nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber. Aber ein solcher Schritt rollt nicht nur polnische, sondern auch deutsche Lebensfragen auf; ob und wie dem Rechnung getragen wird, läßt sich erst übersehen, wenn die Gesamtwirkungen des Krieges auf die europäische Landkarte und die deutsche Macht, und wenn die Sicherheiten bekannt sein werden, die hier im deutschen Interesse notwendig sind."

Die „Post" nennt die Lösung der Polenfrage „ein Produkt autokratischer Regierungsweise" und ist sehr unzufrieden: „Die ganze Frage ist noch nicht genügend in der Öffentlichkeit geklärt, ja, sie war zu sehr unter offenbarer Mißachtung des Rechts der Öffentlichkeit betrieben worden, als daß sich breite Schichten des Volkes ohne weiteres bereit erklären könnten, freudig und unbedenklich mit Hand ans Werk zu legen. Wo es kein Mitraten und Mitsorgen gab, da gibt es auch kein Mithaften."

Aus denselben Gründen, warum das *Zentrum* Belgien — in irgend einer Form — annektieren möchte, freut es sich über das Glück, das dem katholischen Polen widerfährt, besser gesagt: dem russischen Teil Polens. Die „Germania" schreibt: „Es lag und liegt in dem Interesse des polnischen

Volkes so sehr wie in unserem eigenen, daß schon jetzt die Entwicklung einsetzen kann, die nach dem Friedensschluß die notwendigen Garantien für ein heilsames Zusammenwirken der gesamten Mittelmächte einschließlich Polens in sich birgt."

Von den *Liberalen* drückt sich am staatsmännischsten die „Vossische Zeitung" Georg Bernhards aus. Auch er findet nicht in der Ordnung, daß das deutsche Volk nicht gefragt worden sei, und fährt fort: „Die Tatsachen selbst stehen fertig geformt vor uns. Wir müssen sie als unabänderlich hinnehmen, und wir können jetzt nicht einmal mehr in Erörterungen eintreten, die in diesem Augenblick mehr Verstimmung hervorrufen als nützen würden. Wir können nur annehmen, daß die völlige Tragweite der augenblicklich gewählten Lösung von der verantwortlichen Stelle überlegt ist, und wir müssen an diese Annahme die Hoffnung anschließen, daß die Verwickelungen und Verschiebungen, die theoretisch durch die gewählte Lösung der Polenfrage möglich sind, praktisch nicht eintreten werden. Wir gönnen dem Polenvolke die Erfüllung seiner Wünsche. Und wir hoffen, daß wir es nie bereuen werden, seine Wünsche erfüllt zu haben."

Das „Berl. Tageblatt" schreibt: „Sowenig wir die Politik der Alldeutschen und der von ihnen geistig befruchteten Kreise mitmachen, die auch für die Zeit nach dem Kriege die Feindschaft zwischen Deutschland und England unter allen Umständen aufrechterhalten wollen, ebenso wenig können wir wünschen, eine dauernde, unüberbrückbare Kluft zwischen Deutschland und Rußland entstehen zu sehen. Die Wiederherstellung des polnischen Staates wird uns unter der Voraussetzung willkommen sein, daß es beim Friedensschlusse und in den Verhandlungen gelingen wird, die dauernde Gefahr russischer Revanchestimmungen zu vermeiden. Auch nach der Neugründung des Königreichs Polen sind verschiedene Möglichkeiten denkbar, die zu einer spätern Verständigung führen können."

Dasselbe Blatt veröffentlicht eine Reihe von Unterredungen mit bekannten Politikern, wovon die interessanteste die des Elsässers *Dr. Ricklin* ist, des Präsidenten des elsaß-lothringischen Landtags, der mit Neid auf das entstehende selbständige Polen blickt. Interessante Parallelen, die ihm geläufig sein sollten, berührt er allerdings nicht. Er zieht es, realpolitisch wie er sein möchte, vor, den Wunsch auszusprechen, daß Elsaß-Lothringen im Rahmen des Reiches dieselbe Selbständigkeit zugestanden werden möge.

Von den *Sozialdemokraten* äußert sich Scheidemann: „Ich wünsche ein vollkommen freies Polen, und ich wünsche, daß dieses Polen Deutschlands Freund sei. Aber zu Liebe kann man keinen zwingen. Brauchen wir Polens Freundschaft, so müssen wir eine entsprechende Politik treiben. Bindungen, die nicht aus beiderseitigem freien Willen erfolgen, sind schädlich. Wir wollen keine Revanchestimmung des Ostens. Das ideale Ziel ist die Errichtung eines freien Polens nach den Wünschen des polnischen Volkes selbst und mit Zustimmung aller an den Friedensverhandlungen beteiligten Mächte. Ob dieses Ziel

erreicht wird, hängt nicht von uns allein ab. Wir wollen nach dem Kriege mit allen Völkern in Frieden und Freundschaft leben, ganz besonders auch mit einem freien polnischen Volk."

Eduard Bernstein läßt mehr erraten, als er ausspricht: „Die Herstellung Polens, das heißt, die Sicherung der Selbstbestimmung und Selbstregierung des polnischen Volkes, ist eine alte Forderung der Demokratie, für die die deutsche Sozialdemokratie niemals unterlassen hat, ihre Stimme zu erheben. Sie ist das Erbe unserer großen Vorkämpfer Marx und Engels, Lassalle und Liebknecht, das wir hochgehalten haben, als alles um uns herum den Gedanken als unmöglich und Schlimmeres verspottete. Wir haben stets in der Herstellung eines freien, über sein eigenes Geschick bestimmenden Polens eine der unerläßlichen Bedingungen eines wahrhaft freien Europas erblickt, und was dieser Krieg offenbart hat, konnte nach meiner Überzeugung die Sozialdemokratie nur in dieser Auffassung bestärken. Wir würden es daher freudig begrüßen, wenn aus diesem Krieg ein solches freies Polen hervorginge, und werden es als unsere Aufgabe zu betrachten haben, nach unseren Möglichkeiten dafür einzutreten, daß der Gedanke in der vollen Tragweite der Grundsätze der Demokratie zur Verwirklichung kommt. Jedes Abweichen von diesen Grundsätzen, jeder Versuch, Polen eine andere Gestalt zu geben, als sie diesen Grundsätzen entspricht, würde sich, das hat die Geschichte gezeigt, in den Wirkungen als ein Unglück für Europa und für Polen erweisen. Nur als ein Bindeglied zwischen den Nationen des Westens und des Ostens kann Polen in unserer Epoche wahrhaft frei sein und gedeihen."

Die soz. Parteikorrespondenz Stampfer läßt drucken: „Ein Tanzen auf der „mittleren Linie" zwischen der konservativen Machtpolitik und der sozialdemokratischen Freiheitspolitik ist unmöglich. Der Konservative sagt: ihr müßt tun, was ich will! Der Sozialdemokrat: Ihr seid frei! — Die Regierung aber, ganz gescheit wie sie nun einmal ist, sagt: Ihr seid frei, wenn Ihr tut, was ich will! — Das ist eine Unklarheit, eine Halbheit, und dergleichen rächt sich immer. Die mißlichen Folgen treten zunächst nur in der Haltung der Presse hervor, die sich, bei aller Meinungsverschiedenheit, ihre Pflicht doch von niemand anderem vorschreiben lassen will, als von ihrem Gewissen. Wir fürchten, daß es bei diesen mißlichen Folgen nicht bleiben wird. Die Polenpolitik der Regierung hätte, wenn sie wirklich *kühn und groß* gewesen wäre, wie die „Nordd. Allgem. Zeitung" ihr attestiert hat, leidenschaftliche Gegner, aber auch begeisterte Anhänger gefunden. Weil sie in Wirklichkeit zaudernd und vieldeutig ist, findet sie nur laues Lob in der Mitte, entschiedenen Tadel aber auf beiden Seiten."

*

Unter dem Titel *Bekehrte Revolutionäre* erinnert der „Vorwärts" an die „Augusttage 1914, als die Kosaken über die Grenze ritten und viele ostpreußische Gutsbesitzer Hals über Kopf nach Berlin flüchteten. Damals, als die Gefahr blutrot am Himmel stand, erinnerte man sich auch in jenen Kreisen der rettenden Kraft freiheit-

licher Gedanken. Und die hilfesuchenden Blicke wandten sich dort hinüber, wo ein freiheitliebendes Volk unter den Hieben der Zarengeißel ein Jahrhundert lang gestöhnt hatte. Alle Hoffnungen richteten sich auf die erwartete polnische Insurrektion.

Noch war Polen in russischer Hand. Noch drohte jedem Polen, jedem Juden, der in das Getriebe der großen Dampfwalze störend eingriff, der Würgetod in der eingeseiften Schlinge. Revolution machen ist immer ein lebensgefährliches Unternehmen, am lebensgefährlichsten dann, wenn ein Staat um seine Existenz kämpft und die militärische Gewalt schrankenlos regiert. Da wird nicht viel Federlesens gemacht, am allerwenigsten in Rußland.

In den Kreisen, in denen man jetzt von Polens Freiheit nichts wissen will, hoffte man damals, daß Polen Ostpreußen retten würde. Hindenburg saß noch in Hannover, Tannenberg war noch nicht geschlagen. Aber in der Erinnerung lebte der Heldenmut der polnischen Revolutionäre, die, das „Lied von der roten Fahne" singend, aufrecht zum Galgen schritten. — Das „Lied von der roten Fahne" war damals in deutsch-konservativen Kreisen sehr populär.

Indes bei bloßen Sympathien und Sympathieerklärungen blieb es nicht. Die Zeit forderte Taten, rasches Handeln war notwendig. Man könnte aus jenen Tagen manches erzählen, was recht merkwürdig klingt und doch Tatsache ist. Das Merkwürdigste daran ist, daß die Herren das alles heute so gut wie ganz vergessen haben. Vielleicht genügt eine kleine Andeutung, um ihr Gedächtnis wieder etwas aufzufrischen. Vielleicht — das ist aber freilich ein kühner Gedanke — genügt diese vorläufige Erinnerung, um sie zu einer gewissen Zurückhaltung zu veranlassen. Man würde sonst zu dem politischen Erfahrungssatze kommen, daß sich die Begeisterung mancher Leute für die Freiheit Polens verringert im quadratischen Verhältnis zum Zwischenraum, der zwischen der russischen Front und der deutschen Grenze liegt. Und die Haltung der Konservativen in der Polenfrage würde dann nur beweisen, wie günstig man in konservativen Kreisen — im Gegensatz zu einer früheren Zeit, in der man noch die Polen zu brauchen glaubte — die *Kriegslage* beurteilt."

▪

Das war die Zeit — möchten die Weißen Blätter hinzufügen — als einer ihrer Redakteure, der einem bekannten polnischen Abgeordneten auf dem Königsplatz begegnete, auf die Frage, was der da zu suchen habe, die Antwort erhielt: „Wir machen Revolution."

▪

Da *Clemenceaus* „Homme libre" nicht in den Chor der französischen Presse einzustimmen pflegt, sei seine Stimme hier hervorgehoben. Er schreibt: „In Wahrheit ist eine Wiederherstellung des Königreichs Polen nur unter der Ägide Rußlands möglich. Russen und Polen sind allzulang feindliche Brüder gewesen. Dennoch aber Blutsbrüder. Und die Ähnlichkeit der ethnischen Impulse, die sie oft miteinander in Konflikt brachte, muß sie vereinigen, um sie gemeinsam

der Umschlingung des deutschen Eindringlings zu entziehen. Stets, wenn man in den letzten zwei Jahren die Erörterung der polnischen Frage von mir verlangte, mußte ich erwidern, daß ich jederzeit bereit sei und bereit bleibe, meine Feder der polnischen Sache zu widmen, daß es aber für Frankreich nicht weniger als für jedes andere Land sich in fruchtlosen Diskussionen verlieren hieße, wenn man schon jetzt, vor dem Sieg, die Friedensbedingungen erörtern wollte."

„Daily Telegraph": „Die Herstellung der polnischen Souveränität durch Deutschland bringt eine wirkliche Überraschung, obwohl seit langem das Gerücht ging, daß eine derartige Maßnahme von der kaiserlichen Regierung ins Auge gefaßt sei. Es ist klar, daß kein vernünftiger Mensch in einem der alliierten Länder die deutsche ‚Geste' den Polen gegenüber ernst nimmt."

Die *„Times"*: „Die Zukunft Polens ist eine europäische Frage von äußerster Wichtigkeit. Mit ihrer Lösung sind tiefe Interessen aller Alliierten verknüpft."

Der *„Corriere della Sera"*: „Der Minister des Auswärtigen Burian selbst hielt es für angebracht, einem polnischen Ausschuß zu erklären, daß die angekündigten Maßnahmen erst nach dem Kriege verwirklicht werden sollen. Was Deutschland während des Krieges allein interessiert, ist die Aufstellung einer polnischen Armee, um sich mit Blut bezahlt zu machen für sein falsches Spiel."

Das *„Giornale d'Italia"*: „Der polnische Staat, den Deutschland geschaffen hat, ist eine Absurdität, die im Widerspruch steht mit den Traditionen der deutschen Politik und den Gefühlen der polnischen Nation. Was man da geschaffen hat, trägt den Todeskeim in sich. Man glaubt wohl in Deutschland selbst nicht dran."

Der *„Avanti"*: „Die Proklamation der Unabhängigkeit Polens ist weder eine Generosität noch ein Akt der Gerechtigkeit: vielmehr ein diplomatischer, politischer und militärischer Notbehelf."

Die *„Basler Nationalzeitung"*: „Ein Beweis dafür, daß zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn bezüglich Polens noch Meinungsverschiedenheiten bestehen, liegt darin, daß Österreich Galizien die Autonomie zugesteht, während Deutschland es nicht ebenso mit Preußisch-Polen hält. Man wird klug daran tun, aus der Proklamation nicht allzuviel Konsequenzen zu ziehen, denn Deutschland selbst zeigt diese Zurückhaltung, indem es sich über die Frage der Dynastie nicht näher erklärte."

*

Die *russische Presse* variiert allgemein die Worte der „Rjetsch," daß der tatsächliche Zweck dieses hastigen deutsch-österreichischen Aktes in der Erklärung über die Rekrutierung enthalten sei. Jedermann wisse indessen, daß allein die wenig einflußreichen und wenig zahlreichen Parteien wie die „Vereinigung der Anhänger eines polnischen Staatswesens" dem hätten zustimmen können. Die von den Österreichern und Deutschen proklamierte Rekrutierung stelle einen Akt der Vergewaltigung und die Erklärung der Unabhängigkeit Polens eine Heuchelei dar.

Was schließlich die preußischen

Polen denken, läßt sich leicht vermuten, wenn man liest, was der in Posen erscheinende „Kuryer Posnanski" schreibt. Das Manifest der Zentralmächte, heißt es da, sei unzweifelhaft einer der wichtigsten politischen Akte während des Krieges. Die Politik in Europa, die seit Teilung Polens betrieben wurde, werde dadurch für bankrott erklärt. Die deutsch-russische Freundschaft sei das Fundament der europäischen Lage gewesen, die sich auf die Streichung Polens aus dem Reiche der selbständigen Staaten gestützt habe. Es habe des Zusammenbruchs dieser Freundschaft bedurft, um das Verständnis für die Notwendigkeit einer Wiedererrichtung Polens aufkommen zu lassen. Eine unerfreuliche Seite des Vorgehens der Zentralmächte bilde die Tatsache, daß hierbei nur die Hälfte der polnischen Nation berücksichtigt werde. Durch das Manifest werde demnach die polnische Frage endgültig noch nicht gelöst. Es sei damit jedoch der erste Schritt zu diesem Zwecke getan worden, und dieser Schritt dürfe nicht mehr rückgängig gemacht werden, ohne Rücksicht darauf, welche Wendung die künftigen Ereignisse nehmen würden.

Dem entsprechend haben die *Polenfraktionen* des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses beschlossen, eine abwartende Haltung angenommen.

Immerhin gab im *preußischen Abgeordnetenhaus* der Pole Styczinski am 20. November im Namen seiner Fraktion folgende Erklärung ab:

„Wir sind uns der geschichtlichen Bedeutung der Zeit voll bewußt und empfinden die Verantwortung in vollem Umfange. Wir hätten gewünscht, das Bewußtsein dieser Verantwortung auf allen Seiten zu finden. Es wäre dann wohl ein Antrag wie der vorliegende nicht eingebracht worden. Wir lehnen jedenfalls die Verantwortung für die Folgen der Erörterung des Antrags ab. Das polnische Volk hat das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit niemals verloren. Die fortgesetzte Verletzung dieses seines Rechtes auf nationale Einigung war nach unserer Überzeugung eine der Grundursachen des jetzigen Weltkrieges. Wir geben uns aber der Hoffnung hin, daß das viele Blut in diesem Kriege nicht umsonst geflossen sein wird, wenn die Nationen Europas sich allseitig zu der Überzeugung durchringen werden, daß die Freiheit anderer Völker den Lebensinteressen des eigenen Volkes nicht widerspricht. Die Anerkennung der nationalen Bedeutung der polnischen Frage ist ein Schritt vorwärts auf dem Wege zu ihrer endgültigen Lösung. Das Kaiser-Manifest erfüllt uns mit Genugtuung, weil es aus dem Bewußtsein dieser Notwendigkeit entstanden ist und das Recht des polnischen Volkes auf Gründung eines selbständigen Staates im Prinzip anerkennt. Indes sind die vielfach geäußerten Befürchtungen, daß noch ein Teil des polnischen Volkes in der Zugehörigkeit zu anderen Staaten bleibt und das bei diesem Teil die Freiheit nur eine nominelle sein würde, durch den vorliegenden Antrag vollauf bestätigt. Nach dem Willen der Antragsteller, also der Mehrheit dieses Hauses, sollen dem in Bildung befindlichen Staat solche Fesseln auf

politischem, militärischem und wirtschaftlichem Gebiet auferlegt werden, daß seine Freiheit und Selbständigkeit nur noch eine scheinbare sein würde. Der Antrag beweist auch, daß die Antragsteller eine Verständigung zwischen dem deutschen und polnischen Volk direkt ablehnen. Wenn die Antragsteller von „polnisch sprechenden Preußen" statt von den polnischen Preußen reden, so sprechen sie uns die Nationalität ab, und das muß von uns als Provokation aufgefaßt werden. Mit der Notwendigkeit, den angeblich deutschen Charakter unserer Heimat zu wahren, wurde die ganze Polenpolitik, die Verbannung der polnischen Sprache aus Amt, Schule und dem öffentlichen Leben begründet, wurden mehr als eine Million Mark aus Staatsmitteln zur dauernden Verdrängung der Polen verwandt. Angesichts dieser Tendenz legen wir gegen den Antrag feierlichen Protest ein. Im übrigen beantragen wir namentliche Abstimmung und bitten, diesen unseren Antrag zu unterstützen."

Nach dem Antrag der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen, der dem Abgeordnetenhaus vorlag, „sprach das Haus die Erwartung aus, daß bei der endgültigen Ausgestaltung der Verhältnisse des seine kulturellen und nationalen Verhältnisse frei regelnden neuen Staatswesens dauernd wirksame militärische, wirtschaftliche und allgemein politische Sicherungen Deutschlands im Königreich Polen geschaffen werden.

Das Haus der Abgeordneten behält sich seine Stellungnahme zu etwaigen politischen Schritten, welche die Interessen der polnisch sprechenden Deutschen berühren, nach Maßgabe der weiteren Entwicklung der Verhältnisse völlig vor. Es erklärt aber schon heute keine Regelung der innerpolitischen Verhältnisse in der deutschen Ostmark für möglich, die geeignet wäre, den deutschen Charakter der mit dem preußischen Staat unlösbar verbundenen und für das Dasein sowie die Machtstellung Preußens und Deutschlands unentbehrlichen östlichen Provinzen irgendwie zu gefährden."

Dieser Antrag wurde mit 180 gegen 104 Stimmen (bei 3 Stimmenthaltungen) *angenommen.*

*

Henryk Sienkiewicz ist in der welschen Schweiz *gestorben.* An der Trauerfeier in Vevey nahmen teil: als Vertreter der deutschen Botschaft in Bern Dr. von Schubert, der österreichisch-ungarischen Botschaft in Bern die Legationsräte de Vaux und Skrzynsky, von der russischen Botschaft Makrejew, ferner waren die Konsuln Frankreichs und Englands anwesend. Die französische, englische, deutsche, österreichisch-ungarische und russische Botschaft ließen an dem Sarge Blumenkränze niederlegen . . .

Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst.

Der gegenwärtig wiederum durch seine großzügige und geistige Kunst aufs neue fesselnde Tonmeister *Ferruccio Busoni* (dem auch als Komponisten, Dichter und Dirigenten verdiente Ehre gebührt) hat soeben in der

schon äußerlich durch die entzückenden altitalienischen Buntpapiereinbände rasch beliebt gewordenen reichhaltigen „Insel-Bücherei" ein Bändchen erscheinen lassen, das in zwangloser Folge des Autors Gedanken über künstlerische Gesetze und Irrtümer enthält und in seinem letzten AbschnitteAusblicke gewährt in eine „Zukunftsmusik", nach deren Landfindung ja mancher Musiker von heute sich unterwegs befindet. — Nun wissen wir aus der geistigen Anschauung und ihrem Erlebnis, daß alle Künste in einer höheren Einheit miteinander verbunden sind, einen unzertrennbaren geistigen Körper bilden, so wie Fleisch, Blut und Bein den Leib des Menschen formen, der zum Gefäß des Geistes und der Seele dient. Ein gottgesegneter Tempel sollte dieser Leib werden, — und ist zur wütenden Kampfmaschine geworden rings um uns her, wo Leib gegen Leib, Geist gegen Geist rast und ringt. Aber einmal muß wieder Friede sein und muß sich C. F. Meyers Dichterwort erfüllen:

Doch das Gespann erlahmt, die Pfade dunkeln,
Die ew'gen Lichter fangen an zu funkeln,
Die heiligen Gesetze werden sichtbar.
Das Kampfgeschrei verstummt. Der Tag ist richtbar.

Die heiligen Gesetze werden sichtbar, die ewigen, die sich in steter Wandlung ewig jung und schön im Menschen offenbaren. Dieses *Werdende*, „das ewig wirkt und lebt", das entsteht, besteht und vergeht, es findet hier — wie in Werk und Lehre Richard Wagners — unmittelbaren Ausdruck. — Hans Sachs, der auf Walther Stolzings Frage: „Wie fang ich nach der Regel an?" zur Antwort gibt: „Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann!", diese Meistergestalt scheint in busonischem Gewande neu hervorzutreten, wenn wir den folgenden Passus lesen:

„Der Schaffende sollte kein überliefertes Gesetz auf Treu und Glauben hinnehmen und sein eigenes Schaffen jenem gegenüber von vorneherein als Ausnahme betrachten. Er müßte für seinen eigenen Fall ein entsprechendes eigenes Gesetz suchen, formen und es nach der ersten vollkommenen Anwendung wieder zerstören, um nicht selbst bei einem nächsten Werke in Wiederholungen zu verfallen.

Die Aufgabe des Schaffenden besteht darin, Gesetze aufzustellen und nicht, Gesetzen zu folgen. Wer gegebenen Gesetzen folgt, hört auf, ein Schaffender zu sein.

Die Schaffenskraft ist um so erkennbarer, je unabhängiger sie von Überlieferungen sich zu machen vermag. Aber die Absichtlichkeit im Umgehen der Gesetze kann nicht Schaffenskraft vortäuschen, noch weniger erzeugen.

Der echte Schaffende erstrebt im Grunde nur die Vollendung. Und indem er diese mit seiner Individualität in Einklang bringt, entsteht absichtslos ein neues Gesetz."

Und weiter:

„Routine wird sehr geschätzt und oft verlangt; im Musik„amte" wird sie beansprucht. Daß Routine in der Musik überhaupt existieren und daß sie überdies zu einer vom Musiker geforderten Bedingung gemacht werden kann, beweist aber wiederum die engen Grenzen unserer Tonkunst. Routine bedeutet: Erlangung und Anwendung

weniger Erfahrungen und Kunstgriffe auf alle vorkommenden Fälle. — Die Routine wandelt den Tempel der Kunst um in eine Fabrik. Sie zerstört das Schaffen. Denn Schaffen heißt: aus Nichts erzeugen. Die Routine aber gedeiht im Nachbilden. Sie ist die „Poesie, die sich kommandieren läßt". Weil sie der Allgemeinheit entspricht, herrscht sie. Im Theater, im Orchester, im Virtuosen, im Unterricht. Man möchte rufen: meidet die Routine, beginnt jedesmal, als ob ihr nie begonnen hättet, wisset nichts, sondern denkt und fühlet!

Nehmen wir es uns doch vor, die Musik ihrem Urwesen zurückzuführen; befreien wir sie von architektonischen, akustischen und ästhetischen Dogmen; lassen wir sie reine Erfindung und Empfindung sein, in Harmonien, in Formen und Klangfarben (denn Erfindung und Empfindung sind nicht allein ein Vorrecht der Melodie); lassen wir sie der Linie des Regenbogens folgen und mit den Wolken um die Wette Sonnenstrahlen brechen; sie sei nichts anderes als die Natur in der menschlichen Seele abgespiegelt und von ihr zurückgestrahlt; ist sie doch tönende Luft und über die Luft hinausreichend; im Menschen selbst ebenso universell und vollständig wie im Weltenraum. Denn seht, die Millionen Weisen, die einst ertönen werden, sie sind seit Anfang vorhanden, bereit, schweben im Äther und mit ihnen andere Millionen, die niemals gehört werden. Ihr braucht nur zu greifen und ihr haltet eine Blüte, einen Hauch des Meeratems, einen Sonnenstrahl in der Hand. Meidet die Routine, denn sie greift nur nach dem, das eure Stube erfüllt und immer wieder nach dem nämlichen: so bequem werdet ihr, daß ihr euch kaum mehr vom Lehnstuhl erhebt und nur mehr nach dem Allernächsten greift. Und Millionen Weisen sind seit Anfang vorhanden und warten darauf, sich zu offenbaren!"

So bietet uns Busonis „Entwurf einer neuen Ästhetik" mancherlei Anregung und mag — nach dem Ermessen der Heutigen — des Künstlers Geisteshand auch manchmal etwas reichlich hoch und fernhin greifen, das Meer der Töne neu zu teilen und zu gliedern suchen, so wird man sich dieser Persönlichkeit, deren Wert doch weit über den des bloßen Blenders und Virtuosen hinausgeht, nicht leicht entziehen, dem „mächtigen Zauberer" nicht entfliehen können, der zu Beginn der Schrift — im Motto — diese Worte spricht:

„Was sucht Ihr? Sagt! Und was erwartet Ihr?"
„Ich weiß es nicht; ich will das Unbekannte!
Was mir bekannt, ist unbegrenzt. Ich will
darüber noch. Mir fehlt das letzte Wort."

Ins Unbekannte will uns Busoni führen, ins Reich „Jenseits von Gut und Böse", wo Nietzsche zu uns redet: „Ich könnte mir eine Musik denken, deren seltenster Zauber darin bestände, daß sie von Gut und Böse nichts mehr wüßte, nur daß vielleicht irgend ein Schifferheimweh, irgend welche goldene Schatten und zärtliche Schwächen hier und da über sie hinwegliefen: eine Kunst, welche von großer Ferne her die Farben einer untergehenden, fast unverständlich gewordenen moralischen Welt zu sich flüchten sähe und die gastfreund-

lich und tief genug zum Empfang solcher späten Flüchtlinge wäre . . .

„Wird diese Musik je erreicht?" so tönt des Führers Frage, dumpf und lastend — wie das starre C der Bässe am Schluß der Zarathustra-Symphonie von Richard Strauß. Vielleicht. Im Reich „Jenseits von Gut und Böse".

„Ist Nirwana das Reich ‚Jenseits von Gut und Böse' — schließt Busoni seine Abhandlung — „so ist hier ein Weg dahin gewiesen. Bis an die Pforte. Bis an das Gitter, das Menschen und Ewigkeit trennt — oder das sich auftut, das zeitlich Gewesene einzulassen. Jenseits der Pforte ertönt Musik. Keine Tonkunst. — Vielleicht daß wir erst selbst die Erde verlassen müssen, um sie zu vernehmen. Doch nur dem Wanderer, der der irdischen Fesseln unterwegs sich zu entkleiden gewußt, öffnet sich das Gitter." *H. R.*

Intellektuelle Apologeten.

Aus einem Aufsatz *René Gillouins* im „Mercure de France" (erstes Novemberheft) seien folgende Seiten übersetzt, die besonders interessieren in einem Augenblick, wo Max Scheler ein neues „katholisches" Kriegsbuch herausgibt und andere ähnliche „radikalkonservative" Versuche angestellt werden.

1.

Ich will auf den folgenden Seiten einfach, bündig und klar untersuchen, wie drei der ausgezeichnetsten Vertreter des Katholizismus, Charles Maurras, Jules Lemaître und Maurice Barrès, in Wirklichkeit zum Katholizismus stehen. Wenn ich drei Namen gruppiere, die so verschieden in ihrer intellektuellen Haltung sind, bestimmt mich dazu zunächst, daß diese drei Apologeten von außen gesehen beträchtlichen Einfluß haben oder hatten, und zwar alle drei zusammen in demselben Sinne Einfluß auf gerade jenen nicht zu unterschätzenden Teil der französischen Jugend, der, ohne katholisch zu sein, ja sogar bestreitend, daß er es sei, sich doch, wenn man mir die Neologie erlaubt, gerne als „prokatholisch" bekennt; drei Namen also, hinter denen man wohl gewichtige Repräsentanten vermuten darf. Sodann aber, daß mir das Apologetentum aller drei an demselben intimen Widerspruch, derselben heimlichen Schwäche zu leiden scheint.

2.

Vom historischen und kritischen Gesichtspunkt aus betrachtet, ist das katholische System ein halb pragmatischer, halb poetischer oder mythologischer Synkretismus, dessen Elemente zum Teil der christlichen, zum Teil der griechisch-lateinischen Tradition entnommen sind. Nachdem das Urchristentum seine anfängliche Erhabenheit kurze Zeit inmitten einer ihm feindlich gesinnten Zivilisation behauptet hatte, nahm eine Politik der Kompromisse überhand, und das Christentum, das in der zeitlichen Ordnung den Purpurmantel des Cäsars anlegte, griff in der spirituellen Ordnung zu der Sprache des römischen Rechts und der griechischen Metaphysik.

Das katholische System, soweit es System ist, war bestimmt, sich nach und nach wieder aufzulösen. Zwischen Elementen, die nach Herkunft und

Tendenz so verschieden waren wie das Christentum und die griechisch-lateinische Kultur, war eine Synthese nicht möglich und eine Einheit nur aufrecht zu erhalten durch gegenseitige Konzessionen. Der Vereinheitlichung des Systems zuliebe wurde es nötig, die hohen Begriffe von Glaube, Vernunft und Poesie auf den niedersten Wert herabzudrücken. In dem Maße, in dem diese drei „Ordnungen", um einen Ausdruck Pascals zu gebrauchen, einen ihrem Wesen, ihrer Entwicklungsfähigkeit gemäßeren Bewußtseinsinhalt annahmen, verlangten sie auch eine nach der andern Unabhängigkeit, und das schöne Gesicht der Einheit entschwand, ohne etwas von seiner Anziehungskraft zu verlieren, in einen entlegeneren Himmel.

3.

Die Reformation bezeichnet die erste Etappe in der Auflösung des katholischen Systems. Über den Sinn und die Tragweite dieser großen Bewegung sind die seltsamsten und bisweilen albernsten Ideen in der Polemik geläufig. Real gesehen stehen wir, wenn wir uns mit der Seele der Reformation selbst befassen und vom Zeithintergrund und von Irrtümern absehen, vor einem heftigen Protest gegen alle die Dinge, in denen der Katholizismus des XVI. Jahrhunderts zu menschlich, zu heidnisch dachte und zu wenig christlich. Ihr gebt zuviel auf den Menschen, auf die Natur, ihr vernachlässigt Gott, so könnte man den Vorwurf formulieren, den Luther und Calvin in Rom erheben. Der Mensch ist nur Schmutz und Kot, die Natur nur Gelegenheit zur Sünde oder Versuchung. Ohne Gott kein Heil: von ihm kommt der Glaube und sogar die Sehnsucht danach. Aber, hat man genugsam beachtet, daß die Folgen der Reformation sehr verschieden gewesen sind, je nachdem man sie in zeitlicher oder spiritueller Hinsicht betrachtet? Gewiß führt die Reformation das christliche Leben zu seinem Quell zurück, reinigt es von Alfanzerei, stärkt es und macht es intensiver; aber andrerseits, und das ist eine Folge, die die Reformatoren weder voraussehen noch sich wünschen konnten, trennte die Reformation den Geist von der Zeit. Der katholischen Konzeption einer sichtbaren Kirche, die gleicherweise Gläubige und Ungläubige in ihrem Schoße vereinigt, setzt die Reformation die Konzeption einer unsichtbaren Kirche entgegen, die allein den Auserwählten vorbehalten ist; sie gesteht dem natürlichen Menschen mit einer Art stillschweigenden Einverständnisses die negative Freiheit zu, die ihm gestattet, sich als Privatperson nach Lust und Neigung zu entfalten.

4.

Die Revolution bezeichnet die zweite Etappe der Auflösung des Katholizismus. Nichts ist verkehrter, als aus der Revolution eine Tochter der Reformation zu machen. Reformation und Revolution sind zwei einander völlig entgegengesetzte Bewegungen; beide sind, das ist richtig, wesentlich antikatholisch, aber ihr Antikatholizismus ist im Sinn entgegengesetzt. Die Reformation tadelt am Katholizismus, daß er Gott, die Revolution, daß er den Menschen übersieht. Wenn die Reformation die Autorität der Kirche bricht,

stellt sie dafür nicht die Willensfreiheit oder die individuelle Phantasie auf, sondern die Autorität des „Wort Gottes", und die Freiheit, die sie verkündet, ist nur eine vollständigere Knechtung. Während die Revolution auf den Trümmern der Königsautorität die bürgerliche und politische Freiheit aufrichtet, das individuelle und soziale Menschenrecht, die Selbstverwaltung, die Souveränität der natürlichen Vernunft. In Wahrheit ist dies Programm konfus und voll Widersprüchen. Die Vernunft zielt auf Ordnung, die Freiheit als absolutes Prinzip aufgestellt, zielt auf Unordnung ab. Aber der Liberalismus der Revolution ist meiner Ansicht nach durch die Umstände bedingt und bedeutet nur eine legitime Reaktion gegen den Mißbrauch der Autorität. Die Seele der Revolution ist die Verkündung der Souveränität der natürlichen Vernunft in der Philosophie, den Wissenschaften, der Kunst, in der Organisation der bürgerlichen und politischen Gesellschaft: ebensoviele Thesen, zu denen Charles Maurras sich gemeinsam mit der Revolution und im Gegensatz zur Kirche bekennt. Als Sohn der Revolution will Charles Maurras alle diese Dinge einsetzen, nicht wie Pius X. es wollte, *im* Christen, sondern *ohne* den Christen. Und wenn die Resultate, zu denen ihn identische Prinzipien führen, von denen der Revolution bis zum vollendeten Widerspruch verschieden sind, so kommt das daher, daß seine Konzeption direkt und rein vom Hellenismus ausgeht, und damit gerät Charles Maurras, zu seinem eigenen Verdruß, nur noch tiefer in wirkliche Feindschaft mit der Kirche.

5.

Man hat Charles Maurras oft und bitter zum Vorwurf gemacht, er sei ein Heide. Ich möchte mich diesem Tadel nicht anschließen. Es ist eine Tatsache, daß das Heidentum, soweit es starke und ewige Werte hat, heute allgemein wieder auflebt, und Charles Maurras, der sich ohne Umschweife, ohne Furcht vor Worten und Dingen einen Heiden nannte, trat damit nur unmißverständlich für die vielleicht tiefste Bewegung unserer Epoche ein. Heide sein, heißt in die Metaphysik übersetzt, die Welt akzeptieren wie sie ist, mit Dunkel und Licht, ihrer unentwirrbaren Mischung von Gut und Böse, von Krieg und Frieden, von Haß und Liebe; heißt in der Moral, den Menschen nehmen wie er ist, nicht von Grund aus gut, wie Jean-Jacques ihn will, nicht von Grund aus böse, wie Calvin ihn sieht, sondern fähig zu Tugend und Größe, wenn die Vernunft ihn leitet, fähig zur Niedrigkeit, wenn die Vernunft ihn verläßt; heißt in der Gesellschaft, von der Sozietät zum Individuum gehen und nicht, wie das Christentum und die Revolution es wollen (die Revolution ist in dieser Hinsicht eine Tochter, aber ein Bastard des Christentums), vom Individuum zur Gesellschaft; heißt endlich in der Religion, die Natur vergöttern und zwar gesiebt, gereinigt, sublimiert durch das menschliche Genie, und so kommt man, indem man es intuitiv im Innersten packt, zum griechischen Heidentum und zum Geheimnis seiner schöpferischen Kraft, und so kommt man zum keltischen oder germanischen Heidentum.

6.

Dergestalt haben wir alle am Heidentum teil, mehr oder weniger, aber die meisten von uns, und insonderheit unsere Gesellschaft, verbinden ihr Heidentum recht und schlecht, und öfters schlecht als recht, mit dem, was vom Christentum übrig blieb. Mit anderen Worten: wir haben die beiden Wertsysteme aufgelöst, die beiden Gottesbegriffe, die die Kirche vereinigte, mit deren Vereinigung sie ihre Dogmen verdunkelte, aufgelöst, und da wir weder den Gott der Natur, noch den Gott des Geistes, noch den Gott der Metaphysik, noch den Gott der Moral abschwören wollen und können, schleppen wir alle diese Götter mit uns und überlassen es ihnen, gegenseitig, wenn ich es auszusprechen wage, in Ordnung zu kommen. „Ich weiß sehr wohl", schrieb vor einigen Jahren ein deutscher Pastor der nationalliberalen Fraktion des Reichstages, „wenn ich für die Flottenvermehrung stimme, handle ich nicht im Sinne des Evangeliums. Aber was soll man machen? Ich bin Christ und bin deutscher Bürger."

Die Originalität des Charles Maurras besteht darin, daß er mit vielleicht einzigartiger Entschiedenheit das alte Ideal wiederaufleben läßt, indem er den christlichen Gott aus seinem System ausmerzt, um ausschließlich dem heidnischen Gott, der Natur, oder richtiger der Vernunft, die, wie ich bereits sagte, nichts anderes ist als die sublimierte Natur, die Ehre zu geben. Es ist blutiger Ernst, wenn er anrät, Frankreich als Göttin zu ehren, oder von den Säulen der Propyläen schreibt, sie seien buchstäblich das, was man heute unter Gott verstehe. Auf die einfachste Formel gebracht, bedeutet das ein Frontmachen gegen den hebräischen Christus, den er beschuldigt, den Sklaven losgelassen und über die Welt die Landplage der Charité entfesselt zu haben.

So haßt und verachtet Maurras als wirklicher Grieche, der er ist, das Christentum. In den nämlichen Haß, in die nämliche Verachtung schließt er die jüdischen Propheten ein, die die Ankunft Christi vorbereiteten und die „Auserwählte Gottes waren ohne Priester zu sein", „Anstifter der Unordnung und der Agitation"; Christus selbst, der „den Triumph des Absurden" brachte; die Reformatoren des XVI. Jahrhunderts und ihre Nachfolger, „entsetzliche Menschen", „eine Partei der schlimmsten Feinde des schönen Scheins". Was lobt Charles Maurras am Katholizismus? Das Christentum arrangiert zu haben, die Idee Gottes organisiert und so dem Christentum sein Gift genommen zu haben. An Hand der protestantischen Exegeten und Renans konstatiert er, daß der Katholizismus die Lehre des Evangeliums tief verunstaltet hat, *und er beglückwünscht ihn dazu.*

Hatte ich unrecht, wenn ich behauptete, dieser Verfechter des unverkürzten Katholizismus arbeite heftig mit an der Auflösung des Katholizismus?

7.

Ich habe mich so lange beim Fall Charles Maurras aufgehalten, weil er der unzweideutigste und frappanteste ist. Aber man lese jetzt im Licht dieser

Analyse die Worte, die Jules Lemaître in der „Enquête sur la Monarchie" diesem seinem ausgezeichneten Freund verleiht, der ihm wie ein Bruder erscheint:

„Ich habe große Achtung vor den Protestanten, aber siehst du, der Katholizismus wäre heute eine köstliche Sache ohne diese trübselige Reformation. Cherbuliez, zwar ein Protestant, aber ein wahrhaft freier Geist, hat es ausgesprochen in einem seiner Bücher. Die Kirche war für die Völker eine gastliche und bequeme Zufluchtstätte geworden. Die Weisen und Philosophen begannen sich einzurichten darin. Das Dogma selbst verlor an Starrheit, wenigstens dachte man sich nicht mehr viel dabei. Die Versöhnlichkeit und der Ausgleich hätten noch Fortschritte gemacht. Ohne Zweifel gab es Mißbräuche in der Kirche: die Simonie, den Ablaßverkauf (das gibt es aber in der Laienregierung auch: Panamaskandale, Ordensschacher. Ein tüchtiger Papst hätte genügt, diese bedauerlichen Inkorrektheiten abzuschaffen. Luther und Calvin, ein Mönch und ein Pfarrer, entsetzliche Menschen, haben mit ihrem Protest nicht gegen die Mißbräuche, sondern gegen die Kirche selbst, die Reformation gebracht, und das bedeutete: die Jesuiten, eine Verschärfung des Dogmas und für lange Zeit eine katholische Intoleranz, die derjenigen der Reformierten nichts nachgab. Sehr bedauerlich. Es gäbe heute noch eine „Christenheit"; ganz Europa hätte heute eine und dieselbe Religion, einfach in Tradition und Ritus, die deliziös sein könnte."

8.

Der Traum Jules Lemaîtres, eine Religion, einfach in Tradition und Ritus, dieser Traum wurde von der Geschichte dreimal verworfen: erstmals, als das Urchristentum das Heidentum zerstörte, das jenes Ideal der Einfachheit in Tradition und Ritus erreicht hatte; ein zweites Mal, als die Reformation in Zeiten des drohenden Verfalls das Neuheidentum, zu dem der Katholizismus der Renaissance tatsächlich gekommen war, zwang, sein Profil wieder herzustellen, das heißt sich auf sein Christentum zu besinnen; und ein drittes Mal, als die Revolution den höfischen Abbés und den Libertinage-Bischöfen bedeutete, daß die Vernunft, von nun an erstes Prinzip, sich nicht mehr genügen lasse mit einer tatsächlichen Toleranz, noch mit einem Autoritätsregime, wie nachsichtig und umgänglich es sich immer erwies, und als ihr gutes Recht die Freiheit verlangte.

Der neue Geist, herzhaft plebejisch wie er ist, findet die aristokratische Libertinage und Frivolität der italienischen Renaissance und des französischen XVIII. Jahrhunderts, nach denen Jules Lemaître seufzt, verächtlich und lehnt sie ab. Für Lemaître sind Vernunft, Glaube, Wissen, Menschenrechte und göttliche Rechte Dinge, für die er gleicherweise den letzten Ernst verlangt. Rationalist, denkt er doch niemals antichristlich, im Gegenteil, das Christentum ist ihm gleichzeitig Quell aller privaten Tugenden und ein, wenn nicht unentbehrliches, so doch sehr wertvolles Element im Leben eines Staates. Aber beklagen mit Jules

Lemaître, daß die Kirche durch die Institution der Jesuiten und die Schärfung des Dogmas aufgehört hat, für die Völker eine „gastliche und bequeme Zufluchtsstätte", eine exquisite, vergnügliche Religion zu sein, heißt sich sowohl dem Katholizismus wie der modernen Vernunft gegenüber in eine Position begeben, die exzentrisch und inaktuell, in der Formel reaktionär ist, heißt ganz und gar sich „prokatholisch" bekennen, dem Katholizismus jegliche Spitze nehmen, ihn verkennen und schmähen.

9.

Hat Charles Maurras seine Väter in der griechischen Antike, Jules Lemaître die seinen in der Renaissance und im XVIII. Jahrhundert, so ist Maurice Barrès in vielerlei Hinsicht ein authentischer Sohn der Revolution. Und zunächst war er in seiner Jugend ein ausgemachter Individualist und blieb es trotz seines Traditionalismus. Notieren wir im Vorübergehen: das katholische System schließt weit eher das System des Charles Maurras als den Individualismus aus. Denn schließlich und endgültig ist allein das Individuum und nicht die Familie oder die Gesellschaft gnadenfähig und geeignet, Heilsobjekt zu werden, und also ist das Individuum in einem gewissen Sinne und auf einem bestimmten Hintergrund für die Kirche eine Art Absolutum, während für Charles Maurras, der ganz sozial denkt, der Individualismus in keinem Sinne und in keinerlei Bedeutung in Betracht kommt. In dieser Frage des Individualismus aber befindet sich Maurice Barrès ebenso entschieden zur Linken des Syllabus, wie Charles Maurras sich auf der Rechten befindet. Im allgemeinen wäre Maurice Barrès, der heute die Kirche verteidigt, weil sie unterdrückt ist, sofort dabei, sie zu bekämpfen, wenn sich das Blatt drehen würde, *wenn die Umstände ihr erlaubten, ihr System anzuwenden.* Er verteidigt von der Kirche, was sie an reiner und kostbarer Spiritualität repräsentiert, ihre Ideologie aber lehnt er ausdrücklich ab, sowohl die politische wie die metaphysische. Und so befindet auch er sich in der schiefen Position, den Triumph einer Sache befürchten zu müssen, die er begünstigt.

Das ist aber nicht alles, und das Mißverhältnis zwischen Maurice Barrès und der Kirche beschränkt sich nicht auf das politische oder philosophische, es erstreckt sich auch auf das religiöse Gebiet selbst. Maurice Barrès ist mit Charles Maurras einer der Wortführer dieser für unsere Zeit charakteristischen Wiedergeburt des Heidentums; während indessen Charles Maurras das hellenische Heidentum meint, findet Maurice Barrès das keltische. Man lese daraufhin das wundervolle Kapitel der „Grande Pitié des Eglises de France", das ein wenig fatal „La Mobilisation du Divin" betitelt ist.

„Les pensées de nos lointains exercent toujours de mystérieuses et fortes poussées dans notre vie" etc.

Aber schließlich ist dieses Heidentum, in dem der barresianische Kult der Erde und der Toten, wenn man ihn seiner positivistischen Tiraden entkleidet, besteht und beschlossen ist, der kirchlichen Lehre nicht nur fremd, er ist ihr ausdrücklich zuwider. Ich verstehe wohl, daß Maurice Barrès sich darauf beschränkt, eine „Verbindung des katholischen Religionsgefühls mit

dem Sinn der Erde" zu verlangen. Aber welchen ernstlichen Bestand, welche wirkliche Kraft kann ein Bündnis haben, dessen Kontrahenten sich untereinander ebenso wenig oder sogar noch weniger verstehen, als mit der Mehrzahl ihrer Gegner?

10.

Denn will man, um den Gegenbeweis anzutreten, ohne in der Hauptsache viel zu ändern, von irgendeiner der drei analysierten „prokatholischen" Positionen übergehen zum kategorischsten Antikatholizismus? So nehme man nur zum Beispiel das Heidentum des Charles Maurras, lege einen leichten Akzent dabei auf die Worte Vernunft und Ordnung, statt auf „Schönheit" und „Lust", halte dazu etwas Charität, dunkel im Ton und auf verändertem Hintergrund, etwas Mitleid basiert auf Sinnlichkeit, kurz Humanitätsphilosophie, und wen findet man? Anatole France.

(Übers. *Hugo Ball.*)

Der Knabe Herbst.

Alle blassen Wiesen stehen im Gesang und durch den Abend reiten schnelle dunkle Dinge.

Ein feierlicher Knabe ist der Herbst, wie er metallisch, bräunlich, herrisch so im Abend steht. —

Und die Natur feiert Schwermut; denn reif ist alles und erfüllt ist alles.

Sie träumt von einem weißen Tod und leer von Ernten sind nun ihre Hände. Ihr Lieblingsknabe aber ist der Herbst. Für ihn hat tiefer sie geglüht als jeden andern. Und Sturm und Sonne hat er wie ein Rasender getrunken. Er ganz allein weiß Rausch und Torheit aller Frühlinge und Sommer und trägt den Tod in sich wie eine Freude.

Und seltne Feste weiß er, die kein Mensch ersinnt. Man ist ein Kind bei ihm im Raschelgold, ein Tor, auch ein Vagant bei seinem losen Abendmahl. Er kennt die Tänze, die das Feuer lehrte und hat Gebärden, die von Schönheit weinend sind. Ein sehr verwegner Geist ist er, er flicht die unbedenklich bunten Kränze, ist ein Verschwender, dem sein Gold im Sand verrinnt.

Er ist das Fest, das die Natur in ihrer Schwermut feiert.

Er ist ihr Lieblingsknabe, der goldene Zelte um die weinende Mutter spannt.

Die Eichen bluten.

Der Wald empfängt ihn stumm wie seinen König. Es geht ein schauerlicher Takt durch diese Nächte, da er Abschied nimmt.

Der große Tod erregt nun langsam Klage und ihr Geschmeide werfen alle Bäume ab und hin.

Der Herbst ist tot.

Lu Märten.

Die Nacht des Angeschossenen.

Rauschdunkles Geschehen flackert grünlich im Abend aus dem Kamin.

Halt! — nein — nur das eigene Auge, das durch den Rauch aus dem Spiegel schien.

Immer den Kopf so halten ... Arm auf den Diwan gereckt.

Germaine kommt bald .... Kein Opium! ... Alles ist grau verdeckt.
Gleich holländ'schen Ewern (o Tage von Nebel und Kühen, denen ich mich verrauschend gab,

Delft, Vermeer, die Glocken . . .), gleich Ewern stampfen die Häuser zur Seine hinab des Boulevard, der aufbricht von Lichtern, von blitzenden Tramways zerschnürt.
Das Wundfieber muß nun bald enden, das die Knochen mit Fiebern schürt.

Famos wie den Alphonse sie warfen ins Auto, von Stichen und Schreien bunt.
Schaum umdampfte den schmalen, wie mit einem Dolchschnitt aufgehauenen Mund . . .
Gott, nun die Seine durchschneiden Dampfer, gellend die Ventile, Herzpochen im dunklen Rohr.

Fressendes Schwarz der Brücken wirft sich ihnen entgegen, dröhnt über sie empor.
Lichter nun drunten . . . Ein Auto zittert im Hof wie ein Mann vor erstem Weib.
Ah . . . Frau des kleinen Capitaine! — Wie wird sie fahren, blumenhaft und ohne Neid wie ein lächelnder Stern durch Straßen vom Leuchten der Läden beschneit, in den Rücksitz des Wagens gelagert, die Pleureuse wie Schaumstreif vom Wind über ihr Lächeln gekräuselt . . . Verdammt, daß die Abende so zehrend und endlos langsam sind.

Nun rasen wie Zündschnüre flammend die Straßen zum Etoile.
Mählich nur rauscht aus dem Garten der großen Fontäne Fall.

Die Faculté de droit demonstriert um acht Uhr präzis am Procope.
Wie aus dem Schrei des Royalisten neulich ein Zünden stob, alle Pupillen und Gläserkanten im Saal erblitzten wie Degengeglänz.
Germaine wird wieder nicht kommen . . . Sacré . . . im Builler brennt's!
Flammendes Aufgehn von Wellen, das das Graue vom Himmel abfrißt.
Gut nur, daß Germaine sicher in der Olympia ist.
Heute gleich einem brünstigen Strudel saugt die Revue tausend Männer in ihr Licht.
Der ganze Saal ist ein brennender Strom, der aufglühend in dies helle Gelächter bricht.

Germaine wird mit einem Hirtenstab tänzelnd durch die einzelnen Bilder hingehn.
Wünsche aufdampfen im Parkett, wenn ihre Knie leicht wie Küsse ängstlich an das Enge der Robe angelehnt stehn.
Germaines Knie sind zart wie junge Feigen und von seeligem Arom.
Ihre silbernen Brüste stehn zärtlich über des Leibes schmalhüftigem Dom.

Nun steigt zur letzten Ekstase in allen Bars der Zigeuner und Weiber Gekreisch.
In der Source und dem d'Harcourt verrasen die Tänzerinnen unter dem Puder ihr blendendes Fleisch.

Nun speien alle Lokale in einem beispiellos auffunkelndem Zug aufzuckendes Leben, Ströme, Lieder und Mädchen auf des Boulmichs nächtlichen Geruch.

Schließen die Läden wie Lider . . . Zwei Uhr . . . Dunkel . . . Germaine kam nicht. Diese Nacht ist nicht leicht.

O bald aus seinem Cabaret steigt Dunajec herauf (Maestro hongrois) der mich schweigend in den neuen prunkvollen Genesungsmorgen unendlich hinübergeigt.

Kasimir Edschmid.

Notizen.

In Rouen ist *Emile Verhaeren* unter die Räder eines Eisenbahnzuges gekommen und getötet worden. Seit Strindbergs Tod war er der größte von denen, in deren Licht unsere Generation aufgewachsen ist. Und er war einer der vollkommensten Menschen, die gelebt haben, so sehr Mensch, daß das unermeßliche Unglück seines Vaterlandes ihm zwar allerhand Zeitungsartikel abnötigte, daß aber der Haß ihn nicht den großen, hohen, den weitgespannten Tonfall seiner Dichtung wiederfinden ließ. Er, der so stark war im Leid und in der Liebe, wurde schwach im Haß. Nach den verstreuten Proben seiner Kriegsstrophen scheint es, als ob er darin nicht einmal an Victor Hugo herangereicht hätte. Seine letzten Gedichte sind wenige Tage vor seinem Tod gesammelt erschienen; ich habe sie mir hier noch nicht verschaffen können. Sicher hätte Verhaeren eines Tages dennoch die versöhnenden Worte gesprochen, wie sie nur jemand findet, der furchtbar geliebt und gehaßt, will sagen, der in aktiver Weise mitgelitten hat. Wenn ein Heil aus diesem Kriege kommt, dann aus dem namenlosen Leid, das die materiellen und seelischen Konventionen vieler Jahrhunderte gesprengt hat. —

Annette Kolbs Briefe an einen Toten, die zum größten Teil in den „Weissen Blättern" erschienen sind, hat jetzt der Verlag Erich Reiß in Berlin unter dem Titel „Briefe einer Deutsch-Französin" herausgegeben. Leider hat die Zensur viele Stellen gestrichen, die gerade zeitgemäß waren.

Paul Wiegler läßt im Verlag der Weißen Bücher, Leipzig, einen Band „Figuren" erscheinen. Inhalt: Chateaubriand in Prag — Walpole — Der Jesuit — Die Jungfrauen — Lorenzaccio — Köche — Die Spötter — Cassaneus — Benjowski — Der Großkophta — Bäder — Dichter — Die Umstürzler — Der Opiumesser — Sankt Helena — Die Somnambule — Die Rachel — Disraëli — Der Witz — Frau von Kalergis — Propheten — Eugenie — Renan — Der Herzog von Portland — Taine — Der Deutsche — Reklame — Die Höllenmaschine — Der Blaubart — Rimbaud — Die Beredsamkeit — Lutetia — Die Nabobs — Gide — Claudel — Novotny . . .

Ein großer Pompadour voll Belesenheit, Blague und ernsthafteren Spielereien . . .

Der Autor, schreibt Paul Wiegler im Vorwort, „denkt jetzt an den Jugenddrang und die Jugendabstraktion eines Fünfundzwanzigjährigen mit dem Gefühl der Fremdheit. Der erbebende Mensch nur, die Landschaft, das un-

bewußte Leben, nicht ein hoffärtiger Wahn des Intellekts hat ihm seitdem Freude gebracht oder hat ihn zur Trauer gestimmt: eines Kindes Atmen, ein Morgen in Opcina, am Lido, auf dem Laurenziberg. Von der Ideologie möchte er ganz der Erzählung sich zuwenden, dem dichterischen Gleichnis, und einen Roman ‚Schandera' hätte er in den letzten Monaten fertig geschrieben, wenn nicht bei uns allen ein gewaltigeres Schicksal anklopfte.

So bittet das Buch, das in den Tagen des Weltkriegs erscheint, als ein Übergang aufgefaßt zu werden. Es gibt Betrachtungen, Porträts, Novellen und wiederum Porträts; und es hofft, daß in ihm mancherlei Bilder und Worte sich finden, die durch Klarheit und Heiterkeit ihres Gegenstandes beruhigen können. Denn was auch jedem von uns zuteil wird, das Beste unsrer Überlieferungen dürfen wir nicht vergessen. ‚Laßt,' so mahnt in der Erschütterung der großen Revolution Goethes weise Baronesse von C., ‚alle diese Unterhaltungen, die sich sonst freiwillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu sein; und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt — benötigt sein, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen sollte. Kinder, versprecht mir das!' "

Wir, die die meisten Kapitel dieses Buches seit Jahren kennen, freuen uns, all die lustigen und klug erinnernden losen Blätter in einem Band beisammen zu haben. Bisher war es Wieglers Stärke, wie seine Unzulänglichkeit, daß er glossierte, was andere geschaffen hatten, ja daß er selbst ihrem Lächeln über ihr Tun nachzulächeln liebte. Wie alle, die an der Begeisterung am meisten den Aufschrei, am Geist die Blague lieben, das Extrem nicht der Sache, sondern der Geste, schien er haltlos; welchen Eindruck sein großes Talent eher verschärfte, als milderte. Man sah die Empörungen, an denen er teilhatte, man sah die Ausschweifungen, die er streichelte, man sah vor allem: er peitschte seinen Stil und seine Gestalten, bis sie ihr Grellstes hergaben; und mehr sah man nicht von ihm. Ich glaube nicht, daß es gerade der „hoffärtige Wahn des Intellekts" war, der ihm blendend im Wege gestanden hätte. Er war von fremden Giften durchsetzt. Es brauchte Zeit, bis die nur scheinbar erhitzenden, um so mehr ermattenden Fremdkörper aus seinem Blut schieden. Wenn er sich zu sich befreit, dann sicher nur im *„dichterischen* Gleichnis".

Darum sind die vielen Jugendsünden, die „Figuren", doch schön, zumal für uns, die wir entzückt mitgesündigt haben, damals. Ich schriebe anders darüber, wenn ich mich nicht nach dem Vorwort richtete, das den Vorhang einer Bühne zuzieht und die Fenster im Saal weit öffnet.

*

Für die *Mystiker des Kriegs* fand ich an einem Abend, wo ich gegen Trauer und Zorn ihn zu Hilfe rief, in „Yoricks empfindsamer Reise" vortreffliche Sätze:

„Mir zwar wenigstens würde es in manchen Fällen viel angenehmer sein, wenn die Welt sagte, ‚ich hätte einen Handel mit dem Monde gehabt, wobei

weder Sünde noch Schande stattfindet,' als daß sie etwas, worin so vieles von beidem war, ganz allein auf meine Rechnung stellte."

„Wenn der Mensch mit den Menschen Frieden hat, wieviel leichter als eine Feder ist alsdann das schwerste von allen Metallen in seiner Hand."

„Ich hätte, ich weiß nicht was, für einen Advokaten gegeben."

„Wir leben in einem Jahrhundert so voller Licht, daß schwerlich ein Land oder Winkel in Europa sein wird, dessen Strahlen nicht mit andern vermischt sind." —

Ich rufe es seit zwei Jahren: halten wir zusammen, um Gottes willen halten wir zusammen. Alle Teufel sind über uns, auch die Philosophen.

*

Dem zurückgetretenen *Staatssekretär des Auswärtigen,* v. Jagow, sagt man in Deutschland nach, daß er ein „Diplomat der alten Schule" gewesen sei und daß er wenig Verständnis für die Forderungen einer demokratischeren Zeit gehabt habe. Dafür liebte er den lapidaren Stil — eine Eigentümlichkeit der Jagows. Es ist ungefähr ein Jahr her, da erwiderte er im Reichstag auf eine Anfrage, ob die Regierung gewillt sei, die Geheimdiplomatie durch eine unter der Kontrolle der Öffentlichkeit stehende Politik des Auswärtigen zu ersetzen und die Entscheidung über Krieg und Frieden einer Volksvertretung zu übertragen: „Die Regierung ist nicht bereit, die hierfür erforderliche Verfassungsänderung vorzuschlagen." Er antwortete auf eine zweite Anfrage, ob die Regierung gewillt sei, das amtliche Material über die Entstehung des Weltkrieges vorzulegen und eine parlamentarische Untersuchungskommission einzusetzen: „Die Regierung ist nicht gewillt, für eine Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission einzutreten. Die Verantwortung und Sühne treffen nur unsere Gegner." — Kurz bevor Jagow zurücktrat, starb in Wien der deutsche Botschafter Tschirschky.

*

Es gibt in Berlin (N. 24, Monbijouplatz 3 I) eine *Auskunfts- und Hilfsstelle für Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland,* der die Leser der Weißen Blätter werktätige Aufmerksamkeit schenken sollten. Auf einem kleinen Blatt, das Dr. Elisabeth Rotten unterzeichnet hat, liest man über Ursprung und Ziel der Hilfsstelle:

„Seit weit über einem Jahr steht die hiesige Auskunft- und Hilfsstelle für Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland in ständiger Arbeitsgemeinschaft mit dem gleich nach Kriegsausbruch gegründeten englischen Hilfskomitee für Deutsche, Österreicher und Ungarn. Neutrale Stellen vermitteln den Verkehr, und von beiden Seiten haben alle Bitten um Rat und Hilfe immer williges Gehör gefunden. Das Londoner Komitee nimmt sich aller Ratsuchenden an, unterstützt die Bedürftigen der in England verbliebenen deutschen Familien mit Lebensmitteln, Kleidern, Kohlen und Geld. Im ersten Kriegsjahr sind über 2000 solche Familien auf Bitten ihrer internierten Ernährer besucht und in Fürsorge genommen worden. Zwei Heimstätten auf dem Lande ge-

währen kränklichen Kindern Unterkunft und Pflege. Ein besonderer Ausschuß besucht die Gefangenenlager, verschafft den Internierten Unterhaltung und Beschäftigung, verkauft ihre Erzeugnisse zu ihrem Besten und vermittelt Nachrichten, so oft Klagen über den Postverkehr zwischen den Gefangenen und ihren Angehörigen zu ihnen gelangen oder die Getrennten sich besondere Sorge um einander machen. Im Sommer sind in fast alle Lager wöchentlich Schnittblumen für verwundete oder kranke Gefangene gesandt worden. Zu Weihnachten wurden durch das Komitee in etwa zwölf verschiedenen Gegenden von London und in andern Teilen des Landes Weihnachtsfeiern für ungefähr tausend deutsche Familien veranstaltet und denen, die man nicht einladen konnte, etwa 800 Pakete mit Lebensmitteln, Schokolade, Spielsachen und einer kleinen Geldsumme für das Weihnachtsessen gebracht oder geschickt. Zur Aufrechterhaltung dieser Arbeit werden aus englischen Mitteln fortgesetzt ca. 20 000 Mark monatlich aufgebracht, und es wird immer wieder versichert, eines der besten Werbemittel für diese Gebefreudigkeit sei die Berufung auf die ähnlich gerichtete Liebestätigkeit, die die Berliner Auskunft- und Hilfsstelle an den „feindlichen Ausländern" in Deutschland ausübt. Die Leistungen der Hilfsstelle sind kleiner, insofern die Zahl der in Deutschland verbliebenen Ausländer viel geringer ist, als die der Deutschen in England; aber ihre Aufgaben sind mannigfaltiger, weil zu ihren Schützlingen Angehörige aller mit uns kriegführenden Länder gehören, die hier geblieben sind, weil sie sich bei uns eingewurzelter fühlen als in der einstigen Heimat, und denen über die Nöte des Krieges hinwegzuhelfen uns eine Ehrenpflicht erscheint. Wir wenden uns mit unserm Aufruf zu tatkräftiger Mitwirkung an alle, die schon jetzt erkennen, daß der innigere Zusammenschluß der Eignen aneinander und ein heißerer, tiefer als zuvor verpflichtender Glaube an die Bruderschaft der Menschheit wie Ein- und Ausatmen zusammengehören.

Mit Freude können wir feststellen, daß in immer weiteren Kreisen das Verständnis für unsere Arbeit im Wachsen ist. Während sie zu Beginn des Krieges manchen Angriffen ausgesetzt war, gilt sie jetzt vielfach als eine Erscheinung, die daheim und vom Felde mit Zustimmung begrüßt wird als ein Vorbote besserer Zeiten. Doch fehlt noch viel daran, daß diese Sympathie sich genügend in tatkräftige Förderung umsetzt. Möchten sich uns, damit unser Wollen und Tun sich sinngemäß erfülle, von vielen neuen Seiten Herzen und Hände öffnen!

Wer uns mit einmaligen Gaben oder nach dem Vorgang einiger unter unsern Freunden mit Monatsbeiträgen unterstützen will, wird gebeten, sie an die obengenannte Geschäftsstelle oder an die Depositenkasse B der Commerz- und Diskontobank, Berlin C 54, Rosenthaler Straße 40/41 zu richten, in beiden Fällen zu Händen von Dr. Elisabeth Rotten."

Neue Bücher.

Im Verlag Georg Müller, München:

Walther Heimann: Das Tempelwunder und andere Novellen.

Andreas Schreiber: Das ewige Bankett. Novellen.

Im Verlag Rascher & Cie., Zürich:

Prof. Dr. F. Zschokke: Aus goldenen Tagen. Wanderungen in Österreich.

Konrad Falke: San Salvatore. Erzählung.

Robert Walser: Prosastücke.

Gottfried Keller: Der Landvogt von Greifensee.

Jakob Boßhart: Ein Erbteil.

Charlot Straßer: In Völker zerrissen.

(Diese vier i. d. Sammlung „Schriften für Schweizer Art und Kunst.)

Hans Ganz: Der Morgen. Eine Tragödie.

Im Verlag Kurt Wolff, Leipzig:

Max Pulver: Selbstbegegnung. Gedichte.

Gustav Meyrink: Fledermäuse. Novellen.

Gustave Flaubert: November. Roman.

Albert Ehrenstein: Nicht da, nicht dort. (Sammlung „Der Jüngte Tag".)

Mynona: Schwarz-Weiß-Rot. (Sammlung „Der Jüngste Tag".)

Gottfried Benn: Gehirne. Novellen. (Sammlung „Der Jüngste Tag".)

Max Brod: Die erste Stunde nach dem Tode. (Sammlung „Der Jüngste Tag".)

Franz Kafka: Das Urteil. (Sammlung „Der Jüngste Tag".)

Im Verlag Der Sturm, Berlin:

Peter Baum: Schützengrabenverse. Aus dem Nachlaß.

Peter Baum: Kyland (Sturmbücher XIII). Aus dem Nachlaß.

*

Hans Franck: Mein Kriegsbuch (Verl. Oesterheld & Co., Berlin).

Hans Franck: Glockenfranzl I u. II. (Verlag: Reuß & Itta, Konstanz. Zeitbücher 52, 53.)

Paul Wiegler: Figuren (Verl. der Weißen Bücher, Leipzig.)

Georg Kaiser: Von Morgens bis Mitternacht. Stück in 2 Teilen. (Verlag S. Fischer, Berlin.)

Das dreißigste Jahr: 1916. (Verlagskatalog S. Fischer, Berlin.)

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 322 735 638